

# Das Engelchen.



Roman

von

Robert Prutz.

DEM FRÄULEIN ALWINE GÖTTLING IN JENA.

In Ihrer Nähe, Theuerste Freundin, in der glücklichen Umfriedung Ihres schönen Jenaischen Thales, ermuntert durch Ihre Theilnahme, Ihren Zuspruch, mitunter sogar Ihr freundschaftliches Schelten, habe ich, mit der wiederkehrenden körperlichen Gesundheit, auch die geistige Kraft und Frische gewonnen, das vorliegende Werk, das bereits vor fünf Jahren entworfen und begonnen war, endlich zu vollenden.

Es ist daher nur eine Schuld, die ich entrichte, eine Schuld der Freundschaft und der Dankbarkeit, wenn ich Ihnen dasselbe jetzt auch öffentlich zuschreibe, nachdem es Ihnen in der Stille schon seit so Langem angehört. Ich weiß, daß Ihre Bescheidenheit mir über das Oeffentliche dieser Widmung zürnen wird. Aber sind, in diesen zerrissenen, ruhelosen Zeiten, die guten, friedlichen Stunden, die wir diesen Sommer zusammen verlebt haben, nicht so selten? ist es nicht so selten, überhaupt eine solche Freundin zu haben, wie Sie uns sind? und warum also dies seltene Glück nicht auch öffentlich bekennen?

Der Beifall, den Sie meinem Versuch geschenkt, beruhigt mich, daß er wenigstens nicht ganz misglückt sein kann, und daß namentlich auch jene höheren sittlichen Ideen, die ich ihm zu Grunde gelegt habe, nicht ganz unbemerkbar geblieben sind, so wenig dieselben sich allerdings hervorzudrängen suchen.

Möge das Buch nun seinen Lauf so heiter vollenden, wie es ihn bei Ihnen, im Kreise Ihrer Freunde, begonnen hat, und möge es überall einem so nachsichtigen, das Verfehlte so mild berichtigenden, das Mangelhafte so feinsinnig ergänzenden Urtheil begegnen, wie es bei Ihnen der Fall war.

Leben Sie glücklich, Theure Freundin! ganz so glücklich, wie Ihre Freunde es Ihnen wünschen, ja wie Sie selbst, in dem Bewußtsein der vielen Freude, die Sie um sich verbreiten, es jederzeit sein müssen!

Jena, October 1850.

R. P.

ERSTES BUCH. DIE GALGENFICHTE.

ERSTES KAPITEL. UNTER DER GALGENFICHTE.

Seitwärts von der großen Straße, die über das Gebirge führt, eben an der Stelle, wo sie die äußerste Höhe erreicht hat und nun, in künstlichen Windungen, herniederfällt ins Thal, zweigt sich, zur rechten Hand, ein Fußsteig ab. Ehemals vielleicht, da diese Gipfel noch weit und breit mit dichtem Hochwald bestanden waren, als Holzschleife benutzt, liegt er jetzt seit Langem überwachsen und verwildert; es hält schwer und du mußt schon sehr genau bekannt sein in der Gegend, ihn überhaupt nur aufzufinden.

Ist dies gelungen und du hast dich einige hundert Schritte zwischen den Bäumen hindurch gearbeitet, so kommst du zuerst an einige verwitterte Steinbilder, Reste vermuthlich aus frühern katholischen Zeiten, Heiligenbilder, vor denen der Wanderer, indem er die Höhe des Gebirgs glücklich erreicht hatte, seinen Dank aussprach, oder, niedersteigend, sich der Fürsorge seines Schutzpatrons empfahl. — Jetzt, tief eingesunken, mit Moos bedeckt, unkenntlich, gewähren sie, mitten in der Einsamkeit des Waldes, einen unheimlich befremdlichen Anblick. Zu ihren Füßen, zwischen misfarbigem Moose, kaum sichtbar, in sparsamen Tropfen, sickert eine Quelle hervor; ihr leises Brodeln, einförmig, in ewig gleichem Takte, vermehrt noch das seltsam Schauerliche der Scene.

Einige Schritte weiter vorgedrungen, gewahrst du, wie auch der Weg allmählig sich erweitert; die Bäume hören auf, das Gras selbst verschwindet und der kahle, nackte Stein hallt klirrend unter deinem Tritt.

Plötzlich, bei einer unerwarteten Wendung des Weges . . . und du taumelst entsetzt zurück vor dem Abgrund, der, senkrecht, zu deinen Füßen, dir entgegengähnt!

Ein beängstigender Anblick! – Es ist die Nordwestseite des Gebirges, das hier in einer einzigen schmalen Klippe, jählings, thurmtief, herabfällt. Wie ein Vogel in der Luft schwebend, von allen Seiten frei, umfassest du hier mit Einem Blick eine unermeßliche Landschaft: Berge und Thäler, Schluchten und Abgründe, in wildem Getümmel durch einander stürzend; ein empörtes Meer, plötzlich, im äußersten Moment des Aufruhrs, zu Stein verwandelt.

Dicht unter der Klippe hin, wol vierzig Klafter tief, windet sich die Landstraße. Sie drängt sich hier so eng an den Felsen, daß man sie von oben nicht sehen kann. Nur das Knarren der Räder, das Zurufen der Fuhrleute, ja selbst das trauliche Gespräch zweier Wanderer tönt, in abgebrochenen Lauten, herauf nach oben: erst indem diese Klänge dein Ohr berühren, hörst du, wie unermeßlich einsam, wie grabesstille es auf der Klippe ist. – Weiterhin taucht die Straße, gleich einem schmalen gelben Bande, leuchtend auf; du siehst, wie sie hier einen Felsen hinanklimmt, dort über eine Brücke läuft,

an einer andern Stelle sich in einer Schlucht verliert, um jenseit, in weitem Bogen, wieder aufzutauchen.

In noch größerer Entfernung, aus einer Art von Kessel, in den die Landstraße mündet, ragen mächtige klosterähnliche Gebäude hervor, umgeben von einer Anzahl niedriger hölzerner Dächer; auch wenige Ziegeldächer, höher als die übrigen, leuchten, grellroth, aus der dunkeln Umgebung hervor. – Doch muß der Tag besonders hell sein, und die Sonne gerade sehr günstig stehen, um diese Baulichkeiten im Einzelnen zu unterscheiden: so grau, gleichsam Fels auf Felsen, sind diese Mauern, so unscheinbar die Mehrzahl dieser Dächer; nur an der Rauchsäule, welche Tag und Nacht, unbeweglich, über dieser Stelle schwebt, gewahrst du, daß hier eine Wohnstätte von Menschen ist.

Darüber hinaus dehnt sich eine weite, unterschiedlose Ebene: bis endlich jener zarte blaue Duft, der namentlich in Gebirgsgegenden zu Hause zu sein pflegt, die Aussicht schließt. –

Es ist, wie schon gesagt, die Nordwestseite des Gebirgs; der Sturm, der den größten Theil des Jahres hindurch hier Widerstandes daherbraust, hat Alles öd' und kahl gepeitscht. Auf den Gipfeln kein Baum, an den Wänden kein Halm! Die wilden Wasser, die sich bei den häufigen Regengüssen, Sündfluthen gleich, ins Thal herniederstürzen, haben längst jedes Körnchen Erde, in dem ein Unkraut, ein Gräschen Wurzel fassen könnte, hinweggeschwemmt.

Nur ein einziger Baum ragt in der ganzen Gegend: und der steht auf der Klippe selbst, wenige Schritte vom Abgrund, ein alter, riesiger Fichtenbaum. Zeit, Sturm, Blitz haben ihn beschädigt und zerschlagen; auf der Wetterseite, nach dem Abhang zu, ist er schon völlig abgestorben. Aber auch diese todten Aeste, in knorrigem Wuchs, ragen noch so trotzig, strecken noch so keck sich über den Abgrund hin, die Wurzeln, halb bloßgelegt, in abenteuerlichen Windungen, klammern sich noch so fest, so eisern an den Boden, als sollte noch manch ein Jahrhundert vergehen, bevor der Sturm sie völlig lösen und zerschmettern wird.

Dieser Baum und mit ihm die Klippe, wo er steht, heißt im Munde des Volks die Galgenfichte.

Woher der Name stammt?

Niemand weiß es mehr. Vielleicht, daß hier vor Alters einmal eine That der Verzweiflung geschehen; vielleicht auch, daß die Gestalt des Baumes Veranlassung gegeben, der seine kahlen Aeste galgenähnlich durch die Luft streckt; oder auch, daß der Name nur im Allgemeinen den unheimlichen, grausigen Charakter wiedergeben soll, der auf dieser Stelle lastet und um dessen willen sie von den Leuten gemieden wird und geflohen weit und breit.

Jedenfalls, hätte sie ihren Namen noch nicht gehabt, heute war Gelegenheit, ihn zu bekommen!

Es war im Hochsommer, ein Sonnabend Nachmittag. Die Sonne schoß glühende Strahlen und die kahlen

Felswände warfen sie, gleich Brennsiegeln, mit verdoppelter Gewalt zurück. Kein Lüftchen ging; selbst auf der Höhe lagerte gleichmäßig drückende Schwüle. Unter dem Fichtenbaum, den Kopf an den Stamm gelehnt, die Füße fast, über dem Abgrund schwebend, lag ein Mann und schlief. Es war eine stolze, kräftige Gestalt, dem Anschein nach im Anfang der Vierziger; das Haupt, von struppigen, schwarzen Locken wild umwallt, war unbedeckt und ließ die scharf ausgeprägten Züge eines ursprünglich edeln, aber von Leidenschaft durchfurchten, ja zerrissenen Antlitzes frei erkennen. Der Anzug, aus grübstem Stoffe, hing in Fetzen; die Füße waren nackt. Um die Schultern trug er einen Zwerchsack, wie Fußboten und Bettelleute ihn zu tragen pflegen. Ein mächtiger Knotenstock war seiner müden Hand entglitten; er lag neben ihm, wie ein abgürtetes Schwert.

Die Sonne brannte dem Manne grade ins Antlitz, seine Wangen waren geröthet, der Schweiß, in dicken Tropfen, perlte von seiner Stirn – er fühlte es nicht. Neugierig, verwundert, krochen Ameisen und kleine Käfer, die in dem Fichtenbaum ihre Nester hatten, über ihn hin – er spürte es nicht. Nur mitunter, als ob ein ängstlicher Traum ihn quälte, murmelte er aus tiefem Schlaf abgerissene, unverständliche Laute und ein hohles, heiseres Lachen stahl sich zwischen den halbgeöffneten Lippen hervor.

Endlich wacht' er auf – nicht langsam, nicht allmähig, nicht die Glieder behaglich dehnend: sondern jählings, als hätte eine Stimme ihm Entsetzliches ins Ohr gerufen ... wachte auf und, die sehnigen Arme gegen die Erde stemmend, mit einem gewaltigen Ruck, hoch aufrecht saß er da! Keine Spur von Müdigkeit lag mehr auf seinem Antlitz; alle Fibern waren angespannt und straff; ohne zu zucken, gleichmüthig, blickt' er in den Abgrund zu seinen Füßen.

So saß er etwa zwei Minuten. Dann wurden die gewaltigen Arme schlaff, der Nacken senkte sich, die ganze Gestalt brach ohnmächtig, krankhaft, in sich zusammen; er preßte die Hände vor die Stirn, das Haupt wiegend, leise, langsam, und doch mit so viel innerer Heftigkeit, daß die schwarzen Locken ihn, Schlangen gleich, umzüngelten.

Und wiederum saß er so einige Minuten.

Dann, mechanisch, griff er in den Zwerchsack. Der Sack war leer; er kehrte ihn um – und nichts fiel heraus, als eine geleerte Branntweinflasche und wenige unsaubere, verschimmelte Brosamen.

Die Brosamen rollten vor ihn hin, das abschüssige Gestein entlang, bis hart vor den Abgrund. Ein Vögelchen, das in einer Spalte des Felsens, dicht unter dem Abhang, nistete, kam begierig herbeigeflattert und pickte mit hungrigem Schnabel von den harten Krumen.

Da war es wundersam zu sehen, welch eine Veränderung in dem Angesicht des Mannes vor sich ging. Wie Sonnenschein glitt es darüber hin; die harten, wilden Züge wurden weich und mild, in das starre, umflorte Auge trat ein warmer, lebensvoller Schein, den trotzi- gen Mund umspielte ein gutmüthig kindliches Lächeln. Geräuschlos, vorsichtig, den kleinen Näscher nicht zu stören, bog er sich vorwärts, mit verhaltenem Athem und langgestrecktem Halse; alles Andere war verges- sen und versunken, keine Sorge mehr schien er zu ken- nen, nichts mehr zu thun zu haben, als nur das Treiben des Vögelchens mit einer fast mütterlichen Sorgfalt zu bewachen.

Von dem Nest herauf tönte das Zirpen und Girren der Jungen; das Vögelchen, mit großer Aemsigkeit, flog hin und wieder. Wo eine Krume zu groß war und sie entfiel seinem Schnabel, kehrt' es um, pickte sie ent- zwei, kostete von den Stückchen, piepte laut, wetzte den Schnabel, sah mit den klugen Aeugelchen um sich, dann, mit raschem Fluge, trug es sie einzeln zu Nester.

Der Mann wurde nicht müde, dem Spiele zuzuse- hen; wo ein Krümchen gar zu weit gefallen war, schob er es dem Vögelchen leise, leise in die Nähe: und wenn es dann glücklich aufgepickt ward, lachte er still in sich hinein.

Auf einmal verzerrten sich seine Züge: ein kurzes, schreckliches Lachen ausstoßend – oder war es mehr Schrei als Lachen? – ergriff er die Flasche und warf sie,

mit bebender Hand und indem es schien, als ob sein Auge Funken sprühte, nach dem Vögelchen.

Der Vogel floh, laut kreischend, davon; die Flasche, in tausend Trümmern, klirrte den Abgrund hinab.

Der Mann stand auf; sein Gesicht war jetzt wieder ganz ruhig geworden, nur daß es bleich war, wie eines Todten. Er schüttelte sich und reckte die Glieder, daß sie knackten. Dann, einen Schritt zurücktretend, maß er mit sicherem Blick den Fichtenbaum.

Zwei Schuh über Mannshöhe, ragte aus dem zersplitterten Stamm ein abgebrochener Ast hervor. Der Mann trat auf die Zehen, und sich gewaltsam in die Höhe dehnend, prüfte er mit nerviger Faust die Haltbarkeit des Stumpfes.

Er schien mit dem Ergebnis zufrieden. Zwei Schritte ging er vorwärts, nach dem Abgrund hin, holte einmal kurz Athem; dann, rückwärtsschreitend, indem er den Baum unausgesetzt im Auge behielt, mit einer solchen Ruhe, als machte er die Nachttoilette, um sich ins Bett zu legen, löste er sein zerfetztes Halstuch, rutschte den Stamm in die Höhe, knüpfte das Tuch um den Ast, zog den Knoten derb zusammen, steckte den Kopf durch die Schlinge . . .

In diesem Augenblick tönte eine Stimme an sein Ohr.

## ZWEITES KAPITEL. EINE STÖRUNG.

. . . Ihr seid da bei einem guten Stück Arbeit; soll ich vielleicht helfen?

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, war so gemächlich, so ruhig, daß die Ruhe desselben Mannes, der soeben noch mit so viel kaltem Blute zu einer so entsetzlichen That geschritten war, daran zu Schanden ward. Er zog den Kopf aus der Schlinge, taumelte mehr herab, als er sprang, und sah sich entsetzt nach der Seite um, von woher die Stimme gekommen war.

Er brauchte nicht weit zu suchen. An der Krümmung des Wegs, wo er von den Steinbildern her scharf umbiegt, auf eine kleine Erhöhung des Felsen gelagert, saß ein junger Mann in zierlichem Reiseanzug; ein Strohhut mit breitem Rande überschattete sein Angesicht. Neben ihm, gesenkten Hauptes, mit stachlichten Nüstern den kahlen Stein beschnopernd, stand sein Pferd, ein kleines, struppiges Thier, von jener unscheinbaren, aber eisernen Race, welche in Gebirgsländern zu Hause ist. Ein Hund, von außerordentlicher Größe, die klugen, hellbraunen Augen unverwandt auf seinen Herrn gerichtet, hielt es beim Zügel. Die ganze Gruppe war so lautlos, so stumm, als ob sie ebenfalls von Stein wäre.

Der junge Mann hielt eine Jägermahlzeit, und zwar eine vortreffliche. Ein gebratenes Feldhuhn, sauber in Papier gewickelt, lag auf seinem Knie; der Rest einer Pastete, feines Weißbrod, eine entstöpselte Korbflasche

stand neben ihm. – So saß er da, ein Bild des Wohlsens und der Gemächlichkeit: und mit diesem gemüthlichen, wohlbehaglichen Tone war es auch, daß er jene, für den Bettler so erschütternden Worte rief:

Ihr seid da bei einem guten Stück Arbeit; soll ich vielleicht helfen?

Der Bettler starrte die Gruppe mit weitaufgerissenen Augen sprachlos an; dann, sich gewaltsam zusammenraffend, mit einer Stimme, welche gleichgiltig sein sollte, aber heiser und röchelnd war, wie die Stimme eines Erstickenden:

Euer Pferd, sagte er, muß einen festen Tritt haben.

Der Fremde hatte während dessen ein Glas Wein eingeschenkt, ließ es in der Sonne funkeln, trank, blies die Tropfen aus dem feinen blonden Schnurrbart, der sich auf seiner Lippe kräuselte:

Fest? antwortete er: o ja, es macht sich; aber doch lange nicht so fest als Euer Schlaf. Ihr habt mir rechten Spaß gemacht, setzte er nachlässig hinzu, indem er wieder anfang sich mit dem Huhn zu beschäftigen: erst die Geschichte mit dem Vogel und der Flasche und dann das Halsband da oben – in der That, sehr gut das, sehr unterhaltend . . .

Und damit winkte er den Hund zur Ruhe, der durch ein halblautes, unterdrücktes Knurren zu erkennen gab, daß die Nähe des Bettlers ihm weniger angenehm als seinem Herrn.

Der Unglückliche stand noch immer, vergeblich nach Fassung ringend; sein Blick irrte bald auf den Fremden, bald auf den Hund, bald auf den Gaul, aber mit einem so ungewissen, fast blödsinnigen Ausdruck, daß man leicht gewahr werden konnte: dieses Rollen seines Auges war nur mechanisch und er erblickte von Allem eigentlich nichts. Der junge Mann, der sich an seiner Verlegenheit zu weiden schien, erwiderte seinen Blick mit schalkhaft blinzeln dem Auge, ohne darum seine übrige höchst angenehme Beschäftigung zu unterbrechen.

Es ist Gebirgsrace, sagte er endlich, auf das Pferd hindeutend: neunjährig, hat Knochen wie Eisen und eine Nase wie ein Jagdhund. Und dann mit einem Tone übertriebenster Höflichkeit: Aber verzeiht, unterbrach er sich selbst: Ihr wart da eben, wie gesagt, bei einem so guten Stück Arbeit, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, Euch gestört zu haben.

Diese Worte schienen dem Bettler auf einmal sein ganzes Bewußtsein wiederzugeben. Er fuhr mit der Hand an den Nacken, preßte das Kinn gegen die Kehle; darauf, mit voller Stimme und trotzigem Ausdruck, indem er der Gruppe einen halben Schritt näher trat und sie mit festem, fast durchbohrendem Blicke maß:

Ihr habt Recht, sagte er, ein gut Stück Arbeit, und doch nicht so gut, daß ich nicht noch ein besseres wüßte.

Der Fremde hatte ein zweites Glas Wein geleert; mit größter Ruhe schwenkte er den Kristallbecher aus und, ohne den Bettler eines Blicks zu würdigen:

Als zum Beispiel, sagte er, Rebhühner essen? Habt nur Geduld, es wird schon noch etwas für Euch übrig bleiben. Nicht wahr, Strom, setzte er, zum Hunde gewendet, hinzu, du theilst mit dem Manne?

Dem Bettler stieg das Blut in die Stirn. Ich dank Euch, sagte er mit derselben vollen, nachdrücklichen Stimme, und es freut mich, daß Ihr so höflich geworden seid. Ihr wart es, entsinne ich mich recht, nicht immer. Denn ich denke (und damit trat er ihm wieder einen Schritt näher) wir haben uns schon einmal gesehen.

Der Fremde schien einen Augenblick zu schwanken, was er thun sollte. Gleich darauf, mit einem zuvorkommenden Lächeln, beeiferte er sich, den breitrandigen Strohhut aus der Stirn zu schieben, gleichsam als wollt' er dem Andern die Erkennungsscene erleichtern. Denk' es gleichfalls, sagte er: heut früh, drüben im Walddorf

...

Ja, Herr, antwortete der Bettler, und seine Stimme bebte jetzt vor Zorn, heute früh im Walddorf; Ihr rittet über die Brücke, ich sprach Euch um ein Almosen an

...

Der junge Mann, aufs Neue in sein Frühstück vertieft, mit vollen Backen, fand für gut, seine Zustimmung nur durch ein leichtes Kopfnicken zu erkennen zu geben.

Der Andere fuhr fort:

Und Ihr, Herr, statt eines Almosens gabt Ihr mir einen Schlag mit der Peitsche, Herr . . .

Der Fremde sah gleichmüthig zu ihm empor und lachte.

Man hat so mitunter seine Humore, sagte er.

Gewiß, antwortete der Bettler: man hat seine Humore, Herr, und zum Beispiel ich, Herr, da ich doch einmal aus der Welt zu gehen entschlossen bin . . .

Und dabei hatte er, mit raschem Griff, den Knotenstock an sich gerafft und stand dem Fremden dicht gegenüber . . .

Wenn ich nun zum Beispiel, sagte er, den Humor hätte, Euch vorher ein Weniges den Schädel einzuschlagen, wie dann, Herr?

Auch jetzt noch blieb der junge Mann unerschüttert. Er hatte eben ein Hühnerflügelchen zwischen den Zähnen.

Der Gedanke an sich betrachtet, sagte er langsam, wäre so übel nicht . . . Hier hatte er das Flügelchen abgenagt und schnellte es, mit einer zierlichen Handbewegung, hinter sich . . . Nur was die Zeit der Ausführung betrifft, . . . indem er die Finger flüchtig gegen ein Tellertuch von blendender Weiße drückte, . . . so

scheint mir dieselbe ... hier fuhr er mit der Hand in den Busen ... nicht ganz passend gewählt!

Diese letzteren Worte hastig, mit herrischer Stimme hervorstoßen, ein doppelläufiges Terzerol aus der Brusttasche ziehen, aufspringen und das Gewehr, den Finger am Drücker, dem Bettler vor die Brust halten – das Alles war das Werk eines Augenblicks. In demselben Moment ließ der Hund den Zaum des Pferdes fahren und stellte sich, mit grimmig gefletschten Zähnen, sprungfertig neben seinen Herrn. Selbst das Pferd schien die Bedeutung der Situation zu erkennen; es spitzte die Ohren, biß in den Zügel und sich ein unterdrücktes, geschreiähnliches Wiehern aus.

Der Bettler hatte den Stock zum Schlag erhoben; sein Arm war fest, sein Auge unbeweglich.

So standen sich Beide eine Minute lang gegenüber. Kein Wort wurde gewechselt.

Zuerst brach der Bettler das Schweigen.

Ihr seid ein tapferes Kerlchen, sagte er, ich mag Euch leiden ... Dann, den dicken Knotenstock mit einem einzigen mächtigen Griff über dem Knie zerbrechend, wie von einem plötzlichen Wahnsinn befallen, schleuderte er die Stücke weit von sich und tanzte, in abenteuerlichen Sprüngen, jauchzend umher.

O, o! schrie er und hielt sich die Seiten vor Lachen: es wäre doch auch gar zu toll gewesen! ein Mann, der die Weihen hat – denn Sie sehen es mir doch an, mein

Herr, daß ich die Weihen habe?! ein *Candidatus reverendi ministerii*, ein Magister der freien Künste – und ein Straßenräuber! ein Todtschläger! ein Mörder!! O, o, es wäre ja zum Todtlachen gewesen!

Und immer wilder tanzte er umher.

Plötzlich, stillehaltend, mit burleskem Pathos: Alle Wohlgerüche Arabiens, rief er, wären ja nicht hinreichend gewesen, diese kleine lilienweiße Hand wieder rein zu waschen!!

Und damit streckte er seine grobe schwielige Faust pathetisch gegen die Sonne.

Jetzt war die Reihe zu erstaunen an dem Fremden. Mit einem überaus spaßhaften, sichtbar sich selbst ironisirenden Ausdrücke von Verwunderung, mit offenem Munde, starrte er den Bettler an; es war kein Zweifel, er wollte etwas erwidern, vermochte jedoch die richtige Anknüpfung nicht sogleich zu finden. Er begnügte sich daher, das Pulver auf der Pfanne seines Terzerols zu untersuchen, schob dasselbe darauf in die Brusttasche zurück und setzte sich alsdann, kopfschüttelnd, auf seinen Platz.

Der Bettler inzwischen fuhr fort: Das ist von Shakespeare, Herr; ich hoffe doch, daß Sie Shakespeare kennen? Was halten Sie von Shakespeare? ... Mit diesen Worten hockte er dicht vor dem Fremden nieder und sah ihm mit größter Ernsthaftigkeit ins Gesicht.

Der junge Mann konnte noch immer den Ton der Antwort nicht finden. Doch der Bettler überhob ihn

der Verlegenheit, indem er, ohne eine Antwort abzuwarten, mit jener ängstlichen Geschwätzigkeit, welche so häufig an Irren beobachtet wird, fortfuhr:

Shakespeare, sagte er, ist überhaupt der einzige Poet, der werth ist, daß man ihn liest. Ich habe sie Alle gelesen, ich kenne den ganzen Quark, alte und neue, ja ich kann sie auswendig – befehlen Sie?

Und hier fing er an, in richtigstem Takt und mit genauester Betonung, ein Bruchstück aus dem Ajax des Sophokles, im griechischen Urtext, zu recitiren. Aber nur wenige Verse – und die berühmte Schilderung des Seesturms aus dem Anfang der Aeneide floß von seinen Lippen so wohllautend, mit so richtiger Empfindung, daß das Erstaunen des Fremden sich mit jedem Worte höher steigerte.

Gleich darauf, sich selbst unterbrechend, fuhr er fort:

Aber das Alles, sehen Sie, ist nur auswendig gelernt; jeder Schuljunge kann es. Dagegen wenn ich etwas von Shakespeare citire, verstehen Sie mich recht, so ist es mir allemal, als ob ich selbst es eben erst erfände und es hätte nie einen Shakespeare gegeben, sondern der Shakespeare, das wäre das Ding, das in mir sitzt und mir zuflüstert, bei Tag, bei Nacht . . . Das macht, setzte er mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Selbstgewißheit und Altverstand hinzu, weil die großen Geister sich begegnen.

Und sogleich wieder hub er an, in reinstem Englisch, mit gewandter und richtiger Aussprache, die berühmte Stelle aus Shakespeares Sturm: »Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend &c.« zu declamiren.

Der junge Fremde mittlerweile schien seine Partie genommen zu haben. Mit einem Anstrich von Herzlichkeit und feiner, gebildeter Sitte, der mit seiner eben erst bewiesenen Brutalität allerdings im schneidendsten Gegensatze stand, ihn jedoch nichtsdestoweniger vortrefflich kleidete, erhob er sich, reichte dem Bettler die Hand und sagte, wie beschämt, mit niedergeschlagenen Augen und halber Stimme:

Verzeihen Sie, mein Herr, die rohe und unwürdige Behandlung, welche ich Ihnen so eben angethan habe; Sie können mich nicht tiefer darum verabscheuen, als ich selbst es in diesem Augenblick thue. Hätte ich ahnen können, welch ein Kern sich unter dieser unscheinbaren Hülle verbirgt, mein Wort darauf, Sie hätten mich sollen von einer andern Seite kennen lernen.

Ich fühle sehr wohl, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er vergeblich auf eine Antwort von Seiten des Bettlers gewartet hatte, daß mich das durchaus nicht entschuldigen kann. Wir sollen (hier

erhob er seine Stimme zu einem unbeschreiblich herzgewinnenden, rührenden Tone, sodaß selbst der Bettler aus seinem Nachdenken emporfuhr und ihn erwartungsvoll anblickte) . . . Wir sollen, sagte der junge Mann, für das Elend unserer Mitbrüder unter allen Umständen und in jeder Lage offene Augen, offene Herzen haben; das ist eine allgemeine Pflicht, um wie viel mehr also die meinige, der ich das Elend unserer Gesellschaft mitfühlend im tiefsten Herzen trage, ja der ich kein höheres Ziel kenne, keinen glühendem Wunsch hege, als mich der Menschheit und ihrer Befreiung zu opfern! . . .

Es ist wahr, fuhr er wiederum nach einer kleinen Pause fort, daß das Betragen, welches ich mir gegen Sie habe zu Schulden kommen lassen, Demjenigen, was ich in diesem Augenblick äußere, auf eine für mich sehr beschämende Weise widerspricht, so sehr, daß, wollen Sie meine gegenwärtige Aeußerung für eitel Lüge und Heuchelei erklären, ich selbst nichts dagegen einwenden kann. Ich verschmähe, wie gesagt, jede Entschuldigung; ich verzichte sogar darauf, Sie in mein Herz blicken zu lassen, ich verzichte Ihnen zu zeigen, welche schmerzliche Wunden hier brennen, und welche bittere, welche vernichtende Erfahrungen ich, mitten in meinen uneigennützigsten und edelsten Bemühungen, gemacht habe. Denn wie sagt unser göttlicher Freund Shakespeare? – Auch weiß ein Mann von Ihrem

Geist, Ihren Kenntnissen, vor Allem von Ihren Schicksalen, die wunderbar und ungewöhnlich sein müssen, wie ein Werk unsers Dichters – ein solcher Mann, sage ich, weiß ja ohnedies, wie nahe im menschlichen Herzen Gutes und Böses grenzen, und wie leicht, in Folge vielfacher Täuschungen, die reinste Menschenliebe umschlägt in den bittersten Menschenhaß . . .

Der Redner (denn so, bei dem fast theologischen Pathos, zu dem er sich allmählig erhoben hatte, mußte man ihn in Wahrheit nennen) schien hier mit Gewißheit auf eine Antwort seines Zuhörers zu rechnen. Da dieser jedoch nur unablässig, mit gespreizten Fingern, die Handfläche auf dem fast nackten Schenkel, im Kreise reibend, in seinem Stillschweigen beharrte, so fuhr der Andere fort:

Ja, ich bekenne mich schuldig! Die knechtische Unterwürfigkeit, mit welcher das Volk sein Elend erträgt – erträgt, ohne auch nur zu ahnen, was es erträgt! – hatten mein Herz verhärtet; ich fing an, ein Geschlecht zu verabscheuen, welches, stumpfsinniger als das Thier, nicht einmal so viel Muth hat oder so viel Einsicht, die Hand zu beißen, die es schlägt und die es doch nicht einmal Futtert . . . Lassen Sie mich (indem er, als hätte er bereits zu viel gesagt oder fürchtete noch es zu thun, die Hand flüchtig gegen den Mund preßte), lassen Sie mich hier abbrechen! Es gibt Dinge, über die (hier legte er dem Bettler die Hand feierlich auf die Schulter und sah ihm mit flammendem Blick fest ins

Auge) man entweder gar nicht sprechen muß – oder aber (dies setzte er fast tonlos hinzu) erschöpfend. – Für jeden Fall erlauben Sie mir, daß ich mich als Ihr Schuldner bekenne; wo und wie es sei, mit Rath und That, Sie dürfen über mich verfügen.

Bei dieser, mit etwas mehr Pathos, als nöthig war, hervorgebrachten Erklärung blickte der Bettler endlich aus seinem Nachsinnen in die Höhe. Er fixirte den Fremden lange und brach dann wiederum in ein fast wahnsinniges Gelächter aus.

»Wär' alles Leben von Athen in Diesem«, rief er, »so äß' ich's!«

Mit diesem Citat aus Shakespeare's Timon, ohne eine Einladung seines neuen Freundes abzuwarten, indem er nur gegen den Hund eine hämische Verbeugung machte, warf er sich auf die Reste des Mahls und schlang sie, mit entsetzlicher Gefräßigkeit, hinunter.

### DRITTES KAPITEL. TISCHGESPRÄCHE.

Der Fremde war durch diese unerwartete Wendung, welche der Bettler der Unterhaltung gab, im ersten Augenblick sichtlich überrascht; mit einem unnennbaren Blick sah er den Hund an, der, das kluge Haupt auf die Pfoten gestreckt, jede Bewegung des seltsamen Gastes aufmerksam verfolgte, und schien ihn zu fragen, was er dazu meine.

Doch fand er sich sogleich wieder zurecht und bediente den Bettler nun sogar eigenhändig auf die zuvorkommendste Weise. Er ging ans Pferd, öffnete den Mantelsack und holte ein zierliches Flaschenfutter hervor, aus welchem er nicht versäumte, seinem Gastfreund wiederholentlich zuzutrinken.

Bei alledem, wer ihn schärfer beobachtet hätte, würde nicht umhin gekonnt haben, einen gewissen Zwang, zum wenigsten eine gewisse Ungeduld an ihm zu bemerken. Er sah öfters verstohlen nach der Uhr, prüfte den Stand der Sonne und dann wieder mit Sorgfalt blickte er in das Thal hinab, auf den gelben Streifen, in welchem die Landstraße sich dahinzog und auf dem sein scharfes Auge Wagen, Reiter, Fußgänger deutlich unterschied.

Den Bettler inzwischen störten diese kleinen Anzeichen der Ungeduld nicht im Mindesten, schon um deshalb nicht, weil er sie gar nicht bemerkte. Er aß, wie Leute niedern Standes, Leute, die an harte Arbeit und schlechte Kost gewöhnt sind und denen die Stunde der Mahlzeit oft die einzige Stunde der Erholung ist, zu essen pflegen: mit Leib und Seele und ohne für irgend etwas außer dieser Beschäftigung noch Auge oder Ohr zu haben. Auch die ausgesuchte Beschaffenheit der Speisen schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen; er schlang die Pastete hinunter, goß den edlen Tokaier in den Schlund, gerade mit derselben Ruhe

und derselben unerschütterlichen Tapferkeit, wie vielleicht noch Tags zuvor das Kleienbrod und den Fuselschnaps, die, allem Vermuthen nach, seine gewöhnliche Nahrung bildeten.

Es hat allemal etwas Langweiliges, Jemand zuzusehen, wie er ißt, ohne selbst an der Mahlzeit theilzunehmen. In diesem Falle, für den Fremden, da der Bettler durchaus keinen Laut von sich gab und auch alle Anforderungen und Einladungen, an denen sein freigebiger Wirth es nicht fehlen ließ, nur mit stummer Geberde erwiderte, war es doppelt langweilig. Er beschloß daher, nach einigem Zaudern, das Peinliche dieser Lage abzukürzen und den Bettler durch eine Frage, der sich nicht wohl entschlüpfen ließ, zur Antwort zu nöthigen.

Sie werden, sagte er, es nicht unbescheiden finden, wenn ich, nachdem das Schicksal einmal auf so wunderbare Weise unsere Bekanntschaft vermittelt hat, nun auch den Wunsch hege, des Nähern mit Ihnen vertraut zu werden. Ich selbst, wie Sie mich hier sehen, bin Landschaftmaler; mein Name ist Schmidt, mein gewöhnlicher Aufenthalt die Residenz, die ich auch jetzt nur verlassen habe, um in dieser interessanten Gebirgsgegend mein Album mit Studien und Skizzen zu bereichern. Ich gedenke einige Wochen in der Nachbarschaft zuzubringen; da wird es mir denn hoffentlich weder an Zeit noch Gelegenheit fehlen, mich Ihnen näher bekannt zu machen und Ihre Freundschaft zu

erwerben. Für jetzt liegt mir Alles daran, durch eine kräftige und dauernde Hilfe das Unrecht, das ich gegen Sie begangen habe, wieder gut zu machen und damit an einem Flecke wenigstens die bejammernswerthe Ungleichheit des Glückes, die neidische Ungechtigkeit der Gesellschaft, soweit in meinen Kräften steht, auszugleichen. Also frei heraus mit der Sprache, ein Vertrauen ist des andern werth: wer sind Sie, mein Freund, und welche wunderbaren, welche unerhörten Schicksale haben Sie in diese Ihrer so unwürdige Lage versetzt? Diese Worte, trotz der sonderbaren Situation, in welcher sie, von einem städtischen Herrn zu einem zerlumpten, halb wahnwitzigen Bettler gesprochen wurden, kamen nichtsdestoweniger mit so viel ungezwungenem Anstand, so viel natürlicher Herzlichkeit heraus, daß es unmöglich war, ihnen zu widerstehen. Auch der Bettler, der sich endlich gesättigt fühlte, und dem überdies, seltsam genug, der starke und feurige Wein, den er in ziemlich reichlichem Maße genossen, das Blut, statt es aufzuregen, vielmehr besänftigt zu haben schien, vermochte sich ihrem schmeichlerischen Eindruck nicht zu entziehen. Er leerte sein Glas, putzte den Mund am Aermel und antwortete dann mit einer merkwürdigen Ruhe und Besonnenheit.

Wie ich heiße, mein Herr, sagte er, wird Ihnen in der ganzen Gegend hier herum jedes Kind sagen können: der tolle Heiner. Nämlich wohl zu merken, mein Herr, ich bin gerade mit demselben Rechte toll, wie der arme

Thoms in Shakespeare's unsterblichem Lear: »der den schwimmenden Frosch ißt, die Kröte, die Unke, den Kellermolch und den Wassermolch, der gepeitscht wird von Kirchspiel zu Kirchspiel und in die Eisen gesteckt, gestäupt und eingekerkert« – und vielleicht, setzte er mit trübem Lächeln hinzu, sogar noch mit größerem Recht. Ich bin eines Geistlichen Sohn, mein Vater war Prediger unten im Thal . . .

Aber hier schien der frühere wilde Dämon wieder über ihn zu kommen; er sprang in die Höhe, stellte sich fest auf gespreizten Beinen, streckte die Arme in die Luft . . .

Ich bitt' Euch, rief er, seht mich, an! seht diese Brust, diese Arme, diese Schenkel! Ich sage, was der wackre Ritter Sir John zum Prinzen Heinz sagt: »Der arme Sir John hat mehr Fleisch als die andern Menschen, darum ist es auch billig, daß er mehr Sünde hat, das Erbtheil des Fleisches.« Was? ist dies ein Bauch für einen Habenicht's? sind dies Lenden für einen armen Pfarrerssohn? Schmach, Schmach meinem alten Vater in die Gruft, daß er sich unterstanden hat, einen solchen Sohn zu zeugen, so gesund, so lebensfrisch, so angewiesen auf jeden Genuß der Erde – und hatte kein Rittergut ihm in die Wiege zu legen! und hatte keine Tonne Goldes, seine Gier zu füllen!

Der Bettler war entsetzlich anzusehen in diesem Augenblick. Seine Locken flogen, seine Lumpen flatterten; mit riesiger Faust hämmerte er in gewaltigen

Schlägen auf die hochgewölbte, zottige Brust, daß sie krachte; seine Finger bohrten in das Fleisch seiner Arme, krampfhaft, als wollten sie es herunterreißen von den allzu festen Knochen! Es war in diesem Spiel (oder wofür sonst sollte man es halten?) so viel Wahrheit bei so viel Lüge, so viel Ernst bei so viel Uebertreibung, daß selbst der junge Maler sich bestürzt abwendete.

Dem Bettler entging diese Bestürzung nicht; er glaubte, sein gütiger Gastfreund fürchte vielleicht für seine Sicherheit. Sogleich daher seine grotesken Bewegungen einstellend, setzte er sich wieder auf seinen Platz und fuhr aufs Neue in ruhigem, klarem Tone also fort:

Ihr wißt, Herr, wie es mit den Landpfarrern geht: Kinder und Bücher, es ist ein altes Sprichwort. Nun gut, mein alter Vater machte es nicht zu Schanden; bei hundert und funfzig Gulden Gehalt und einer Kuh auf der Gemeindeweide zwölf Kinder und zwölfhundert Bücher – nun, Ihr könnt Euch denken, wie es da ungefähr zugegangen. Die zwölf Kinder, Gott Lob, hat der Teufel geholt, bis auf Eines, das er sich vermuthlich, als besten Bissen, bis zuletzt aufspart und das, ohne Ihr gütiges Dazwischenkommen, in diesem Augenblick zweifelsohne an jenem Aste baumelte. – Laßt gut sein, unterbrach er den Fremden, da dieser einige Worte dazwischen schieben wollte: der Baum da steht noch seine Zeit; kommt die Gelegenheit wieder so, so weiß ich schon, wohin mich wenden. – Aber was ich

sagen wollte: die zwölf Kinder, bis auf mich, hat der Teufel glücklich geholt; die zwölfhundert Bücher, als der Alte starb, holten die Gläubiger: die Kirchenväter nahm der Würzkrämer für den Tabak, den er geliefert und der dem Alten Essen und Trinken war; mit Plato machte der Schuhmacher sich für die untergelegten Sohlen bezahlt; Xenophon fiel dem Schneider anheim für ein Paar gestickte Manchesterhosen; ein illustriertes Exemplar von *Ovidius de amore*, das der fromme Herr so sorgsam im Pult verschlossen hielt vor seinen Jungen und das die Jungen jederzeit so richtig aufgefunden hatten, diente der Nähterin zur Entschädigung für das Leichentuch . . . O, o! rief er und sprang wiederum, wie besessen, in die Höhe: es ist schmachvoll, schmachvoll, so umzugehen mit den Freuden eines alten Mannes, seinen einzigen, während eines siebenzigjährigen, mühevollen Lebens! Plato bei einem Schuhmacher, Xenophon bei einem Schneider! »Warum sollte die Einbildungskraft nicht den edlen Staub Alexanders verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft?!«

Der Maler, der den seltsamen Gesellen bei der Stange zu halten, wie überhaupt seine Erzählung möglichst zu beschleunigen wünschte, fragte mit außerordentlicher Höflichkeit: Ihr seliger Herr Vater hatte Sie studiren lassen? Sie waren damals vermuthlich auf der Universität?

Der Bettler antwortete wiederum mit einem Citat aus Shakespeare:

»Was ist dein Studium?« sagt Lear; »den Teufel fliehn und Ungeziefer tödten.« Meines war umgekehrt: den Teufel aufsuchen und Ungeziefer aufgreifen, wo ich es fand. O, dieser Einfall meines Vaters, mich studiren zu lassen! auf den Pfaffen studiren zu lassen, mich, der ich von der Natur bestimmt war, Gott selbst aus seinen Himmeln zu schlagen und das fröhliche Reich der Heiden wiederherzustellen! Ist es meines Vaters eigener Einfall gewesen, gut, so sei er ihm vergeben; er hat ihn schmerzlich genug gebüßt durch den Kummer, den ich ihm bereitet. Hat aber ein fremder Mund dazu gerathen, so soll er verflucht sein über das Grab hinaus. Pfaffe werden! Pfaffe, Duckmäuser, Scheinheiliger! mit meinem Fleisch, meinem Blut! verzichten auf die Welt, da alle Pulse in mir schlugen, jeder Tropfen Bluts in meinen Adern raste: genieße! genieße!! – Ich wollte, setzte er ingrimmig, mit auf einander gebissenen Zähnen hinzu, mein Vater hätte mich Viehtreiber werden lassen, ja Knecht des Abdeckers lieber, als nur nicht Das!

Aber, warf der Fremde ein, wenn das Ihr Ernst ist, wie ich nicht zweifle, warum haben Sie denn nicht späterhin wenigstens einen andern Lebensberuf zu ergreifen versucht?

Ob ich's versucht habe! erwiderte der Bettler: Alles hab' ich versucht im Leben, habe Frohndienste gethan

als Hauslehrer hochgnädigster Familien, habe Steine geklopft am Wege, bin der Reihe nach Literat, Schauspieler, Separatistenprediger gewesen! . . . Ei ja (und dabei schmunzelte er in sich hinein): glaubt nur, ich war ein schlimmer Gesell! Der Sect, guter Herr, der Sect und Dorchen Lakenreißer, ei ja, es ließe sich davon erzählen!

Mit diesen Worten schloß er die Augen und saß unbeweglich, als ob er schlief. Vergebens rief der Fremde ihn an; er hörte nicht, noch sah er in die Höhe.

Endlich, nach einer geraumen Pause, noch immer mit geschlossenen Augen, als ob er für sich spräche, mit ganz heimlicher, singender Stimme, indem er, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, mit großem Eifer beide Seiten seines bärtigen Kinnes gegen die flachen Hände rieb:

Es ist nicht wahr, hub er an, es war nicht Dorchen Lakenreißer allein und auch nicht blos der Sect, was mich ins Unglück brachte: sondern daß ich nicht den rechten Glauben hätte, sagten sie, und wäre ein Weltkind und hätte Christum nicht, daran lag' es . . . Es ist ja eine wahre Lächerlichkeit, fuhr er auf einmal in die Höhe und riß die Augen weit auf, Glauben zu haben, für einen Kerl, wie ich bin! Glauben? Pah, die Stubenhocker, die Männchen mit den eingedrückten Brustkasten und den heisern Stimmen, die sich ins Bett legen müssen, wenn sie zu Dreien eine Flasche Wein ausgestochen haben, die mögen glauben, für die wird es gut

sein, Religion zu haben: Kerle von zehn Zoll und mit gesundem Magen, wie ich, die brauchen keinen Glauben, – selbst, fügte er spöttisch hinzu, wenn sie nichts im Magen haben und auch nicht wissen, wie etwas hineinbekommen. Und das ist mein Fall. Ich habe, seitdem die Geistlichkeit mich wegen mangelnden Glaubens von sich ausstieß, der Reihe nach Alles versucht und bin Alles gewesen; sogar im Zuchthause hab' ich gesessen, ein volles Jahr, wegen Landfriedenbruchs – das heißt, wegen einer Tracht Prügel, die ich dem Feldhüter zumaß, der mich hindern wollte, Rüben aus dem Acker zu ziehen, da mich doch hungerte! – Seitdem will mich nun gar Niemand mehr haben; sogar von der Ramme, drüben am Brückenbau, haben sie mich fortgewiesen. – Eigentlich bin ich jetzt Weber; ich habe die Handgriffe abgelernt, als ich im Zuchthause saß. Aber erstlich habe ich keinen eigenen Stuhl und zweitens ist mir die Arbeit auch zu schlecht. Den ganzen Tag zusammengepreßt, wie ein Häring, im Joche sitzen, hier ein Tritt und da ein Tritt und die Schmerzen an der Brust, wenn man das Schiff so unaufhörlich vor sich her stößt – nein, wahrhaftig, ich vermuthe, ich bin noch zu gesund für diese Arbeit, darum werde ich krank davon; man muß, glaube ich, siech dazu kommen, um sie auszuhalten. Ueberhaupt will ich mich nicht besser machen, als ich bin: trotz meiner riesigen Knochen, ich habe keine Lust mehr zu arbeiten, alle Beschäftigung ekelt mich an, ich möchte nichts thun, als

immer nur auf dem Rücken liegen, in den blauen Himmel starren und den Vögeln zuschauen, wie sie Nester bauen, den Blumen, wie sie blühen, und dabei denken, denken an etwas . . .

Seine Stimme war bei diesen letzten Worten weich und zärtlich geworden; er sah starr zur Erde, mit einer Ausdauer und einer Vertieftheit, als wollt' er mit seinen Augen ein Loch in den Felsen bohren.

In dieser Stellung, mit kaum hörbarer Stimme, fuhr er fort:

Und weil ich das nicht kann, und weil ich fühle, daß ich nichts nütze bin in der Welt und daß die Leute Recht haben, wenn sie mich den tollen Heiner nennen und weisen mit Fingern auf mich, so hielt ich es fürs Beste . . .

Es wäre eine Aufgabe gewesen für einen Zeichner, den verschiedenartigen Gesichtsausdruck, mit dem der Fremde die Erzählung des Bettlers begleitete, diese leisen Uebergänge von Freude und Spott und Hohn und Langeweile und dann wieder von Theilnahme und Rührung und Mitgefühl, zu Papier zu bringen. Jetzt plötzlich, mit jener kancelhaften Beredtsamkeit, von der er vorhin schon so glänzende Proben abgelegt, fiel er dem Bettler in die Rede:

. . . Hand zu legen, rief er, an sich selbst?! O mein theurer, mein unglücklicher Freund, auf welchem entsetzlichen Irrwege befinden Sie sich! diese Reue, wie edel in ihrem Ursprung, dennoch in ihrer Wirkung wie

verderblich! dieser Ueberdruß am Leben, wie gerechtfertigt durch Ihre Schicksale, dennoch in seinen Folgen wie verbrecherisch! Wie?! so gebildet, so geistreich, so erhaben über das gemeine Vorurtheil der Menschen – und es könnte Ihnen entgehen, daß die Fehler, deren Sie sich anklagen, die Verbrechen, deren Sie sich Einzelnen beschuldigen, vielmehr Fehler der Gesamtheit, Verbrechen der Gesellschaft als solcher sind?! und Sie könnten, wie ein Deserteur, Ihren Posten verlassen, gerade in dem Augenblicke, da das Elend, unter dessen Streichen Sie, und mit Ihnen Unzählige, unverschuldet geblutet haben, das Elend des Besitzes, des Rangs, des Aberglaubens mitempfunden wird von Millionen Herren? ja, da schon tausend, hunderttausend Hände bereit sind, dieses unwürdige Joch zu zerbrechen?! . . . O pfui, pfui! rief er, mit einem Ausdruck sittlicher Entrüstung, der an der Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung durchaus nicht den leisesten Zweifel mehr zuließ: sich selbst das Leben nehmen zu wollen! das Schwert gegen sich selbst zu kehren, statt gegen seine Feinde! Wie unklug, wie kleinmüthig! Nein, statt sich selbst zu morden, tausendmal lieber . . .

Es war allerdings merkwürdig, daß den jungen Mann gerade hier, mitten in seiner begeisterungsvollen Rede, ein heftiger Husten befiel, der ihn hinderte, den angefangenen Satz zu vollenden.

Der Bettler, der die ganze Zeit fast theilnahmlos neben ihm gesessen, blickte ihn mit verschmitztem Lächeln seitwärts an:

Ihr habt da einen schlimmen Husten, sagte er; aber laßt mich Eure Rede ergänzen: tausendmal lieber, wolltet Ihr sagen, als sich selbst, einen Andern morden, nicht wahr?

Der Maler konnte noch immer nicht von seinem Husten zu sich kommen. Der Bettler fuhr fort:

Und doch, mein schöner Herr, als ich vor Kurzem Lust bezeigte, diese Eure Weisheit an Euch selbst zur Ausführung zu bringen, schien sie Euch sehr wenig am Orte; Ihr hieltet mir, noch bevor ich Euch an den Hals gekommen, ein Paar Augengläser entgegen, es fehlte nicht viel, sie hätten mich geblendet. – Aber es thut nichts, setzte er mit rauher Freundlichkeit hinzu: Ihr habt Euch dabei doch wie ein braver Kerl benommen, der Haare auf den Zähnen hat, und ich achte Euch darum. Im Uebrigen geht mir mit Euern guten Rathschlägen! Ihr seid Einer wie der Andre, allesammt; ich aber antworte Euch mit Apemantus, meinem Liebling:

Dein Elend lieb', und lebe!

Damit stand er auf und schien sich entfernen zu wollen. Der Fremde erhob sich gleichfalls.

Ich hoffe, sagte er, Sie werden mich genauer kennen und alsdann besser beurtheilen lernen. Ich bleibe einige Tage in dem Fabrikdorf und rechne darauf, daß Sie mich daselbst aufsuchen werden. Einstweilen

– indem er ihm ein blankes Thalerstück in die Hand drückte – nehmen Sie dies, denken Sie nach über Ihre Lage, erwägen Sie, was ich Ihnen über die eigentlichen Gründe derselben sagte, und theilen Sie das Ergebnis Ihren Freunden mit – Ihren Freunden, zu denen ich in Zukunft auch mich zu zählen bitte. Daß Sie unser heutiges Begegniß einstweilen unter uns lassen, darum brauch’ ich Sie gewiß nicht erst zu ersuchen; es geschieht, das sehen Sie ein, nicht Ihret- noch meinetwegen, sondern um einer größern Sache willen, daß ich diesen Wunsch äußere, und eben deshalb werden Sie ihn ohne Zweifel erfüllen. – Und damit für heute leben Sie wohl! Der Abend rückt heran, ich will noch eine Skizze dieser Gegend aufnehmen und muß mich eilen, damit zu Stande zu kommen.

Er winkte, Abschied nehmend, etwas vornehm mit der Hand. Der Bettler betrachtete mit sprachlosem Erstaunen bald das Geld, bald den Geber; dann, das Geldstück in die Tasche schiebend: Ich will Euch danken, sagte er, wie Timon dem Alcibiades dankt:

Versprich mir Freundschaft, aber halte  
nichts;

Versprichst du nicht, so strafen dich die  
Götter:

Denn du bist Mensch! und hältst du, so  
vernichten

Die Götter dich: denn du bist Mensch!

Mit diesen Worten wandte er sich den Fußsteig zurück. Der Fremde glaubte ihn schon eine gute Strecke entfernt, als er plötzlich wieder vor ihm stand. Er ging auf den Fichtenbaum zu, rutschte in die Höhe, knüpfte das Tuch los, das noch oben am Aste hing, und steckte es sorgfältig, ein . . .

Man kann doch nicht wissen! grinste er dem Fremden, zu und sprang, in wilden Sätzen, den Fußsteig entlang.

#### VIERTES KAPITEL. VATER UND SOHN.

Nachdem der Fremde sich überzeugt hatte, daß der Bettler sich diesmal wirklich entfernt, athmete er tief auf, wie Jemand, der sich von einer schweren Last endlich erleichtert fühlt; er fuhr mit der Hand um den Mund – und dasselbe Gesicht, das so eben noch von der edelsten Leidenschaft zu glühen schien, zeigte augenblicklich wieder jenen gleichgiltig behaglichen Ausdruck, aber auch zugleich jene beleidigende Sicherheit, jene brutale Ruhe, mit der er den Bettler zuerst angesprochen. – Er eilte die Reste des Mahls hinwegzuräumen; dann, eine feine Cigarre anzündend und den Rauch in bläulichen Ringen behaglich in die Luft stoßend, nahm er ein Notizbuch aus der Brusttasche und zeichnete, mit flüchtiger Hand, verschiedene seltsame Charaktere darin auf.

Gleichwol schien diese Beschäftigung ihn im Ganzen nur wenig zu interessiren. Bald war die Cigarre ausgegangen und mußte neu angebrannt werden; bald stand er auf, etwas an Sattel und Zaum zu schnallen; bald zog er die Uhr hervor und verglich den Stand der Sonne, die sich mehr und mehr nach Westen neigte und schon hier und da den Horizont mit röthlichen Streifen vergoldete.

Zuletzt steckte er das Notizbuch hastig bei Seite und ging, die Hände auf dem Rücken, ein Liedchen halblaut zwischen den Zähnen summend, mit starken Schritten, in engem Kreise, auf der kleinen Plattform der Klippe auf und ab. Es war augenscheinlich, daß er Jemand erwartete; der leise Nebel, der, ein Vorbote der nahen Dämmerung, allgemach im Thal aufstieg und die Aussicht auf die Straße zu verdecken anfang, diente nur dazu, seine Ungeduld zu vermehren.

Plötzlich von der Straße aufwärts, dicht an der Klippe, herauf, scholl ein scharfes, trockenes Hüsteln, begleitet von dem Schlurfen schwerer, ungeschickter Tritte.

Der junge Mann horchte aufmerksam; mit der einen Hand an den Fichtenbaum sich stützend, hielt er die andere lauschend ans Ohr, jedes leiseste Geräusch desto sicherer aufzufangen.

Das Hüsteln wiederholte sich in kurzen abgemessenen Zwischenräumen; endlich, wie der Weg in die Höhe steigt und sich damit von der Klippe entfernt, verlor es sich.

Der junge Mann lauschte noch einige Minuten; sein geschärftes Ohr, in die Stille hinauslauschend, glaubte noch immer, das eigenthümliche Scharren und Schleifen jenes seltsamen Fußtrittes zu vernehmen. — Jetzt trat er zurück; ein zufriedenes Lächeln flog über sein Gesicht.

Ehe der alte Maulwurf, sagte er, hinaufgeschlappt kommt, habe ich noch eben Zeit, meine Cigarre zu Ende zu rauchen.

Und wiederum, mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, als hätte er den ganzen Tag nichts Anderes zu thun gehabt, als nur den Rauch vor sich hinzublasen, streckte er sich auf die Felsbank.

Nicht lange: und dasselbe trockene Hüsteln, derselbe schwerfällige Tritt, der vor einiger Zeit die Klippe herauf erschollen war, tönte jetzt in dichtester Nähe vom Fußsteig her. Der Hund, der, den Zaum im Munde, in wachem Schlaf gesessen hatte, fuhr mit leisem Knurren in die Höhe. Wenige Augenblicke noch: und aus der Krümmung des Weges trat eine der seltsamsten Gestalten, dergleichen die Phantasie eines Callot oder Höllenbreughel niemals ersonnen hat.

Es war ein altes gebrechliches Männchen, kaum vier Schuh hoch; die krummen Knie, die gebückte Haltung

ließen ihn sogar noch kleiner erscheinen. Tief in den Schultern steckte ein unförmlicher Kopf, von struppigen weißen Haaren spärlich umgeben; ein zerknüllter grauer Filzhut, breitkrämpig, von der Form, wie die Quäker und Stillen im Lande ihn zu tragen pflegen, saß weit in die Stirn. Das Gesicht war von abschreckender Häßlichkeit, ein gestaltloser, aufgedunsener Fleischklumpen; es war auf den ersten Blick unmöglich, irgend welche menschliche Züge darin zu unterscheiden, so zerflossen, gleichsam zu Brei verschwemmt war das ganze Angesicht. Erst indem man wiederholt hinblickte, gelang es, die dicken wulstartigen Lippen, die unnatürlich aufgeschwollenen Wangen, zwischen denen eine kleine aufgestülpte Nase förmlich begraben lag, zu erkennen. Die Augen, ohne Brauen, lagen so tief im Kopf, daß sie nur ein Strich zu sein schienen, aus dem nur hin und wieder ein grünliches Feuer, funkenartig, hervorschoß. Eine ungeheure Warze, mitten auf der Stirn, mit langen weißlichen Haaren besetzt, vollendete den abschreckenden Eindruck dieses Antlitzes. — Die Arme, von unverhältnißmäßiger Länge, baumelten bis an die Knie: dergestalt, daß die dünnen knöchernen Finger, schwarz, mit Einschnitten und Runzeln bedeckt, gleichsam in die Erde zu greifen schienen. — Die Beine waren vom Knie abwärts wie mit Gewalt nach außen gedreht; die großen, mit groben Schuhen bedeckten Füße schleppten nach, gleichsam

wie ein fremder, todter Körper, oder als ob ein langwieriger äußerer Zwang, den Gliedmaßen gewaltsam eine andere Richtung gebend, die Kraft der Muskeln gelähmt hätte. —

Bekleidet war diese abenteuerliche Gestalt mit einem langen hellgrauen Rocke, dem ein kurzer stehender Kragen von grüner Farbe ein halb militairisches Ansehen verlieh.

Indem diese wunderliche Figur ihre Annäherung durch Hüsteln und Schlurfen schrittweis verkündigte, konnte der Fremde, trotz der Gleichgiltigkeit, welche er zu erheucheln für gut befand, sich dennoch nicht enthalten, den Kopf danach umzudrehen. Seine Züge strahlten von Vergnügen; aber dieses Vergnügen war zugleich mit soviel teuflischer Bosheit gemischt, daß das regelmäßige, schöne Antlitz des jungen Mannes in diesem Augenblick sogar häßlich erschien.

Eine weit weniger angenehme Ueberraschung schien der Anblick des Fremden dem Alten zu gewähren. Er stand still, öffnete, nach Luft schnappend, wie ein auf den Sand geworfener Fisch, mehrmals rasch hintereinander den weiten Mund, ohne jedoch einen Ton hervorzubringen. Dann, mit jener ungelenken Hast, welche die Bewegungen einer Marionette so spaßhaft macht, schleuderte er einen seiner langen Arme an den Hut, riß ihn herunter und warf den Kopf nach hinten.

Es war ein kläglicher Anblick. Der Abendwind, der sich inzwischen erhoben hatte, streifte das dünne weiße Haar des alten Mannes; sein Antlitz, roth glühend, stach, wie eine Feuerkugel, gegen den reinen Abendhimmel ab.

Und doch, der junge Fremde schien an diesem Anblick seine Freude zu haben. Mehre Minuten ließ er den Alten in seiner demüthigen Stellung verharren; dann erst winkte er ihm näher zu treten.

Nun, rief er, alter Dachs, kommt Ihr endlich? Das sind mir schöne Geschichten, die Ihr hier treibt! Seit drei Stunden wart' ich auf Euch; habt Ihr die Zeit verschlafen? oder können die alten Beine die Eisen noch immer nicht verwinden? Ihr schlappt ja ganz erbärmlich.

Diese Worte wurden mit einer gewissen verächtlichen Vertraulichkeit, einer Art grober Herablassung gesprochen. Der Alte, noch immer nach Luft schnappend, hielt es für seine Schuldigkeit, sie überaus witzig zu finden. Er machte daher einen Versuch zu lachen: das heißt, er preßte den Kopf noch weiter nach hinten, ließ die Augen (nämlich wenn dies möglich war) noch mehr verschwinden, riß den Mund weit auf und stieß in dieser Stellung einen gurgelnden Laut aus, ähnlich dem Geräusch, mit welchem Wasser aus einer jählings umgekehrten Flasche hervorstürzt. Darauf hustete er heftig, that, als ob er sich die Augen wischen wollte, und antwortete dann, noch immer in demüthiger

Zurückgezogenheit, mit einer unglaublich heisern, fast völlig erloschenen Stimme:

Ah, ah! sagte er, noch immer diese vortrefflichen Einfälle, wie sonst! noch immer diese allerliebsten Späßchen, die er schon als Kind gemacht hat! Ja, ja, der gnädige Herr Sohn haben es weit gebracht . . .

Aber der also Angeredete bezeigte wenig Lust, auf die Späße des Alten einzugehen; mit einer sehr ablehnenden, trockenen Ernsthaftigkeit:

Ich frage, antwortete er, warum man so spät kommt, und erwarte, daß man mir Antwort gibt auf meine Frage.

Der Alte gerieth durch diesen trockenen Ernst augenscheinlich in immer größere Verlegenheit.

Ah, ah! keuchte er (denn sei es, daß er diesen Eingang benutzte, seine Gedanken zu ordnen und sich desto genauer zu besinnen auf Das, was er antworten wollte; sei es, daß er dieses Vorspiels bedurfte, gleichsam um seiner Stimme Luft zu machen und sich zu vergewissern, daß sie überhaupt noch eines Tones fähig; sei es endlich nur im Allgemeinen eine üble Gewohnheit gewesen – genug, der Alte begann keinen Satz, ohne ihm dieses zischende, röchelnde, kurz hervorgestoßene: Ah, ah! voranzuschicken) . . .

Hätte ich, keuchte der Alte, ahnen können, daß der gnädige Herr Sohn selbst mir die Ehre anthun würde

...

Da hast du, fiel der junge Mann ihm in die Rede, einen sehr schlechten Begriff vom Dienst, Sandmoll. Die Ordres müssen befolgt werden, blindlings, bei Tag wie bei Nacht, ohne Ansehen der Person. Aber ich merke schon, du hast zu gute Tage; es wird nöthig, dich etwas schärfer anzuspannen. – Mann, setzte er in herrischem Tone hinzu, hast du den Befehl bekommen?

Gestern Nacht, entgegnete der Andere mit einer Verlegenheit, welche in jedem Augenblick wuchs, so sehr er sich auch bemühte, sie hinter einer scheinbar sorglosen Geschwätzigkeit zu verstecken: Der Wegereiter Helmuth brachte ihn mir ans Fenster; er klopfte, ich stand auf. Hier, sagte er, ein Brief für euch, Vater Schlappfuß – denn der gnädige Herr Sohn wissen ja wohl, es ist eine böse Welt, es meint Jeder so sein Späßchen machen und sich reiben zu dürfen an einem armen, alten, gebrechlichen Manne . . .

Allein der Fremde war sehr weit entfernt, sich durch diese mit kläglichstem Ausdruck vorgebrachte Zwischenrede auch nur im Mindesten beirren zu lassen.

Wenn man, sagte er mit derselben unerschütterlichen Kälte, so alt ist, wie du, Vater Sandmoll oder meinetwegen auch Vater Schlappfuß, so sollte man wissen, daß es, einem Vorgesetzten gegenüber, unschicklich ist, mehr zu antworten, als man gefragt ist. Der Wegereiter Helmuth hat gethan, wie ihm befohlen war; du aber bist ein Faulpelz, wo nicht Schlimmeres.

Und was stand in der Ordre? fuhr er mit plötzlich erhöhter Stimme fort.

Mich Sonnabend Nachmittags unter der Galgenfichte einzufinden; es würde dort Jemand sein, von dem ich weitere Anweisung empfangen würde, versetzte der Alte, kaum noch hörbar.

Und nennst du das Nachmittags? entgegnete der junge Mann, indem er die Hand erhob und auf den Himmel deutete, der schon in prächtigstem Abendroth brannte.

Das Gespräch drohte hier, nach dem Tone des Fragenden zu schließen, eine so ernsthafte Wendung zu nehmen, daß der Alte noch einen letzten verzweifelten Versuch wagte, seinen Gesellschafter in bessere Laune zu versetzen. Er stieß noch einmal jenes gurgelnde Lachen hervor, schleuderte gleich darauf, blitzschnell, wie vom Faden des Puppenspielers in Bewegung gesetzt, den Kopf halb auf die Seite, dehnte die unermeßlichen Arme völlig bis an die Fußspitzen – und in dieser Stellung, unwiderstehlich für Jeden, der mit einer minder eisernen Ernsthaftigkeit begabt gewesen wäre, als sein Widersacher:

Es ist wahr, antwortete er, ich bin ein Faulpelz, ich habe mich verspätet, der gnädige Herr Sohn haben Recht. Aber bedenken der gnädige Herr Sohn auch nur die Gebrechlichkeit dieser beiden Spazierhölzer . . .

Der junge Mann fuhr in die Höhe, wie von einer Schlange gebissen.

Sohn! Sohn! rief er in einer Wuth, welche diesmal durchaus nichts Verstelltes oder Erkünsteltes mehr hatte: Wie oft, Unglücklicher, habe ich dir verboten, diesen Namen mir gegenüber auf die Lippe zu bringen – und doch hörst du nicht auf, mein Ohr damit zu foltern?! – Ich und dieser! Es ist nicht wahr, es kann nicht sein, ich bin nicht sein Sohn! rief er und warf das trotzig Haupt in den Nacken, dem Himmel entgegen, daß der purpurne Glanz der Abendsonne voll auf die edlen Züge fiel.

Und allerdings würde gewißlich Niemand, der die Beiden in diesem Augenblicke neben einander gesehen hatte, eine Verwandtschaft zwischen ihnen vermuthet haben. Während es unmöglich war, die Unform des Alten ohne Bestürzung, ja ohne Abscheu zu betrachten, lag im Gegentheil auf dem feinen, zartgeformten Antlitz des Fremden, sowie in seiner ganzen Erscheinung ein unwiderstehlich geheimnißvoller Reiz. – Er war wenig über mittlerer Größe, behend und zierlich gebaut: aber von jener Zierlichkeit, welche die Kraft, jener Behendigkeit, welche die Festigkeit nicht ausschließt; man sah es diesem schlanken Arm, dieser vornehm feinen Hand unwillkürlich an, daß sie, wo es Noth that, zufassen und umklammern konnte, wie mit eisernen Banden. – Der Kopf war von der edelsten Form; die Festigkeit, mit der er getragen ward, und das trotzige, kecke Wesen, das ihn leicht hintenüber warf,

ließ ihn noch bedeutender erscheinen. Das Haar, hellblond, von außerordentlicher Feinheit, lag, zierlich gescheitelt, der hohen Stirn glatt an. Unter prächtig geschweiften Brauen leuchteten große, hellblaue Augen, Augen, die zu ihrer Schönheit nur noch ein klein wenig mehr Feuer bedurft hätten, um jedes Herz unlösbar zu fesseln; sie blickten stolz und klar, wie Sonnen, aber, die seltenen Momente leidenschaftlicher Erregung ausgenommen, zugleich kalt und unergründlich wie das Meer. — Die Nase war gerade und scharf; die Lippen schmal, fest auf einander gepreßt, fast herb: öffneten sie sich aber (was freilich selten geschah) zu einem wohlwollenden Lächeln, und die kleinen, schneeweißen, gleichgeformten Zähne glänzten unter dem zierlichen blonden Bart hervor, so hielt es schwer, einen anmuthiger geformten, lieblichen Mund zu sehen. — Die Farbe des Angesichts war blaß, das heißt, nicht von jener unreinen, krankhaften, vielmehr von jener zarten, durchsichtigen Blässe, die namentlich bei den Damen der sogenannten guten Gesellschaft beliebter ist und das Auge mehr fesselt, als die frischesten Farben es vermochten. —

Der Alte war klug genug, diesen plötzlichen Ausbruch der Leidenschaft ruhig vorübergehen zu lassen; wären seine Züge im Stande gewesen, irgend eine Bewegung des Innern widerzuspiegeln, kein Zweifel, daß sie in diesem Moment geleuchtet haben würden von

Schadenfreude und heimlicher, boshafter Zufriedenheit. So jedoch ließ er den jungen Mann ruhig gewähren.

Endlich, nach einer Pause, während deren er unverwandt in den Abendhimmel gestarrt hatte, drehte der junge Fremde sich um und sagte mit völlig ruhiger, gemäßigter Stimme:

Du behauptest, mein Vater zu sein. Gut, ich kann dich nicht widerlegen und so muß ich deiner Versicherung Glauben schenken. Inzwischen (und hier ward der Ton wieder laut und leidenschaftlich) höre meinen Vorschlag: hundert Thaler, wenn du mir Beweise bringst, daß ich dein Sohn bin; aber tausend, beweisest du, daß ich es nicht bin! Bis dahin, daß dieses sich entschieden hat, wagst du niemals wieder, das Wort Sohn gegen mich auszusprechen, noch sonst irgend einer menschlichen Seele zu offenbaren, daß du dich für meinen Vater hältst. Im entgegengesetzten Falle weißt du, daß ich Mittel habe, dich an einen Ort zu bringen, wo du, wenn es dich sonst gelüstet, mich Sohn nennen kannst zehntausend mal in Einer Secunde – und Niemand hört dich!

#### FÜNFTES KAPITEL. EINE GEMÜTHLICHE UNTERHALTUNG.

Auch dieser Drohung des Fremden, wie gebieterisch sie auch ausgesprochen ward, setzte der Alte nur ein beharrliches Stillschweigen entgegen. Ueberhaupt von

dem Moment an, wo der Andere in Leidenschaft gerathen war, hatte das Wesen des Alten sich merklich verändert. Keine Spur mehr von Unruhe und Verlegenheit, im Gegentheil, er benahm sich wie ein Mann, der nicht nur seiner selbst, sondern auch seiner Umgebung vollkommen sicher ist und sie beherrscht. Wie wohl von Niemand dazu eingeladen, hatte er, die müden verkrüppelten Beine nach beiden Seiten weithinspreizend, neben dem jungen Manne Platz genommen und schaute, indem er alle Geberden desselben genau nachahmte, ebenso unverwandt in die Sonne wie dieser.

So saßen Beide geraume Zeit, ohne ein Wort zu sprechen; wer sie so neben einander gesehen, hätte sie unvermeidlich für ein Paar recht harmlose, friedliche Leute halten müssen, die, nach einem gut vollbrachten Tagewerk, sich gemeinschaftlich in den Genuß des schönen Abends vertieften.

Endlich unterbrach der Alte die lange Pause.

Es ist, sagte er in komisch kläglichem Tone, doch gewissermaßen recht hart für einen armen alten Mann, seinen einzigen Sohn verläugnen zu sollen, einen Sohn, für den er doch, so lange es ihm möglich war, jederzeit nach Kräften gesorgt hat . . .

Ja wohl, wiederholte der Andere mit schmerzlich bitterm Spott, indem er das Auge noch immer fest auf die Sonne gerichtet hielt, die eben noch wie ein kleiner rother Stern über den Wolken schwebte und gleich

darauf völlig versank: nach Kräften gesorgt! Mein Vater oder nicht – deine Schuld, beim Allmächtigen, ist es nicht, daß ich in diesem Augenblick nicht ein Dieb bin und ein Gauner oder vielleicht auch ein Mörder! – He, alter Sandmoll, rief er, in eine plötzliche wilde Lustigkeit übergehend: weißt du noch, wie wir diese Gebirge durchstrichen, du und deine Spießgesellen, ich als ein armseliger, nacktbeiniger Bettelbub hinterdrein, schmuggelnd, stehend, nach Schätzen grabend, und dabei die dummen Bauern prellend, wo wir sie trafen?! Als ich heut Mittag den verwilderten Fußsteig aufsuchte, an den Steinbildern vorüber, mußte ich selbst beinahe darüber lachen. Ihr habt, dacht' ich, schon einige Mal unter dem Baume dort gesessen und habt Geld nachgezählt, das nicht für Eure Tasche bestimmt war, oder Ihr lagt auf der Lauer und ich kam und brachte Euch die Kundschaft, oder bracht' ich sie nicht, um so schlimmer für mich! so bekam ich Schläge, garstige Schläge, Sandmoll . . .

Diesen letzten Theil der Rede überhörte der Alte geflissentlich; er gurgelte aus tiefster Kehle:

Ob ich es weiß? sagte er: freilich weiß ich es! Es war, abgerechnet die Sündhaftigkeit, welche mein lieber Heiland um seines theuren Blutes willen (bei diesen Worten rückte er den grauen Filz, der sein Haupt gleich einem Heiligenschein umgab) mir vergeben möge, eine recht vergnügliche Lebensweise. Ja wenn es nicht meiner armen Seele wegen wäre und weil man

doch nie so recht wissen kann, was das Ding für ein Ende nimmt, es giebt Augenblicke, wo ich wünsche, es wäre noch so. Man hatte seine Talente, hatte sein Ansehn, seinen Wirkungskreis; es gab zu thun, man legte etwas zurück dabei – mein jetziges Handwerk ist anständiger, ist auch bequemer und sicher ist es nun gar; aber du lieber Himmel, was bringt es auch?! Ah und Ihr erst! Ihr erst, Söhnchen! Um Euch ist es Schade, Ihr hattet Gaben, aus Euch konnte etwas werden, etwas Großes! Noch nicht zehn Jahre wart Ihr alt und machtet Euer Stückchen wie ein Alter! Die Schlösser, die Ihr abdrücktet! Die Schlüsselchen, die Ihr feiltet! Und vor allem die Handschriften! die Handschriften! ah, ah, diese Handschriften!

Die Stimme des Alten verröchelte bei diesen Worten ... habt ihr wol jemals einen Gutschmecker von Austern und Trüffeln erzählen hören? oder einen jener weißköpfigen, spitzbäuchigen Habitués des Ballets und der großen Oper, wenn ihn die Erinnerung an die Pirouetten einer Elsler, die Triller einer Catalani überkam? Nun gut, so wißt Ihr auch, wie bei diesen Worten die Stimme des Alten in Wollust verröchelte ...

Der junge Fremde inzwischen, von dieser Bewunderung unbestochen, maß den Alten mit einem unaussprechlichen Gemisch von Mitleid und Verachtung.

Ihr habt Euch garstig verworfen seitdem, Sandmoll, sagte er: Ihr spielt eine miserable Figur jetzt; Eure Beine waren etwas gerader dazumal, wißt Ihr noch? als

Ihr vor den Grenzjägern lieft, einen ganzen vollen Tag lang, und endlich entwischtet Ihr ihnen doch? Das ließt Ihr jetzt bleiben, alter, lahmer Sandmoll, setzte er mit einem Lachen hinzu, so roh, so widerwärtig – Niemand hätte für möglich gehalten, daß jemals von diesen feinen Lippen ein so grobes Gelächter kommen könnte!

Aus den Augenschlitzen des Alten schossen grünliche Blitze.

Das machen die Ketten, röchelte er: zwölf Jahre Ketten, Söhnchen, es will etwas heißen! Und das verweterte Sperreisen zwischen den Knöcheln, das ist eine schlechte Erfindung: und Ihr am Wenigsten, Söhnchen, solltet mich darüber ausspotten, da es im Grunde doch Niemand war, als Ihr, kleiner Schäker, dem ich das Vergnügen zu danken hatte. Wir hatten falsche Scheine gemacht, es ist wahr; aber, du großer Gott, so lange die Leute ihn nehmen; ist ein falscher Schein nicht so gut wie ein ächter? und sind sie nicht aus Papier alle beide? Auch hätten die Herren Commissäre sollen lange an uns herum rathen und wären nicht klüger geworden als sie waren: und das war wenig klug. Aber da tratet Ihr auf, ich seh' Euch noch! wie Daniel vor den Richtern, ein kleiner zehnjähriger Knirps: die Haut, die jetzt so weiß scheint, wie eitel Milch, war schwarz damals, wie Ebenholz, vor Sonnenbrand und, mit Permiß zu sagen, vor Schmutz; die Haare waren voll Zotteln und wenn Euch das Hemd nicht aus den Hosen hing, so war es nur darum, weil Ihr nämlich keine anhattet. –

Ei ja, Söhnchen, damals wart Ihr eine miserable Figur, und die Herren Commissare, wie Ihr auftratet, hielten die Nasen zu . . .

Der Alte schien eine Entgegnung von Seiten des jungen Mannes zu erwarten; da sie indessen nicht erfolgte, fuhr er fort:

Also tratet Ihr auf vor versammeltem Gericht und zeugtet gegen uns, und alle unsere Streiche decktet Ihr auf, und unsere feinsten Ausreden, sogar auch die allerfeinsten, machtet Ihr zu Schanden. Und wo einer von den Herren Commissaren zweifeln wollte an Eurer Aussage und wollte Euch das Concept verrücken durch Querfragen und Zwischenreden, husch, hattet Ihr den Beweis bei der Hand und gabt ihm eins auf den gelehrten Schnabel, daß er stille ward und glaubte: und der ganze Gerichtshof rieb sich die Hände vor Vergnügen. Es war ein großes Schauspiel das, und ich vergesse es nicht und wenn ich alt werde wie Methusalem; ganz gewiß, ich vergesse es nicht! Tinte und Feder ließ Ihr Euch geben und zeichnetet den Herren vor der Nase die Unterschriften von dem Schein, Unterschriften, so gleich und so ähnlich, daß sie außer sich geriethen vor Verwunderung. Wie sie aber fertig waren mit Wundern, ließ Ihr Euch einen Schein geben, einen ächten, und zeigtet die Unterschiede an der Schrift – Unterschiedchen, so fein, so winzig, es hätte Einer können ein Schreibmeister sein und er hätte sie nicht gemerkt. Und darauf auf der Stelle zeichnetet Ihr die Schriften

noch einmal; da waren sie ächt! und die Herren Commissäre schlugen sich vor den Kopf und rückten auf den Stühlen vor Verwunderung: Ein Wunderkind! ein Wunderkind!! schrien sie und sahen Euch ordentlich mit Ehrfurcht an und dachte keiner mehr an seine Nase. Und hernach wieder, wie Ihr Eure Kindheit schildert und weinet und schwurt Stein und Bein, daß Ihr unschuldig wäret und es sei Alles blos erzwungener Weise geschehen, und weil Ihr noch ein Kind wäret und hättet kein Einsehn gehabt und keinen Verstand von der Sache; mich aber, der ich Euch doch immer ein guter Vater gewesen war, und wenn Ihr Talente hattet und hattet Kenntnisse, von wem hattet Ihr sie, als von mir?! . . . mich maltet Ihr schwärzer als den Teufel. Ei nun, ich wußte recht gut, daß es nicht Alles so war, wie Ihr sagtet, und auch, daß wir es waren, die darüber zu Grunde gingen, die größte und schönste Bande, die seit Jahren gewesen war im ganzen Lande, das wüßt' ich ebenfalls recht gut. Aber ich hätte Euch doch nicht widersprechen mögen, auch wenn ich es gekonnt hätte, so freute sich mein väterliches Herz und war stolz auf Euch, da ich Euch sprechen hörte vor den Herren Commissären. Es war aber auch sehr recht von dem Herrn Präsidenten, daß er Eure Jugend geltend machte und Eure wichtigen Geständnisse, auch daß Ihr verführt worden wärt und gezwungen von Euerm eignen Vater: sodaß Ihr pardonnirt wurdet und kamt blos zwei Jahre in eine Schule, wo sie Euch lernen ließen, gute

Sachen, wie die vornehmen Leute lernen, und bei denen man nicht nöthig hat zu schmuggeln und zu stehlen. Und auch daß er Euch nach zwei Jahren herausnahm aus der Schule und nahm Euch zu sich in sein Haus und machte einen großen Herrn aus Euch und schickte Euch auf Universitäten und hohe Schulen, das war auch sehr recht von dem Herrn Präsidenten, und hab' ich recht meine stille väterliche Freude daran gehabt, derweil ich saß in den Eisen . . .

Während dieser langen Rede, welche der Alte in einem Tone vortrug, von dem es unmöglich war zu bestimmen, ob Ernst oder Spott, so künstlich hielt er die Mitte zwischen beiden, war der Fremde ernster und ernster geworden.

Wenn es wahr ist, sagte er nach einer Weile, da der Alte endlich schwieg, und du bist wirklich mein Vater, so sehe ich es ein, ich habe ruchlos gehandelt an dir und du hast Entsetzliches erdulden müssen, da du dich verkauft sahst und verrathen von deinem eigenen unmündigen Fleisch und Blut . . .

Mit diesen Worten, mit einer raschen, gleichsam unwillkürlichen Bewegung griff er hastig –

Wohin? die Hand des Alten zu ergreifen? Fast hätte es so scheinen können. Aber nein: es war nur ein Glühwürmchen, das sich in diese Einöde verirrt hatte und das der junge Mann, es sorgsam vor sich hinsetzend, mit einer Aufmerksamkeit betrachtete, als hätte er noch nie ein Glühwürmchen gesehen.

Thut nichts, thut nichts, Söhnchen, beruhigte ihn der Alte, einen heftigen Hustenanfall zurückkämpfend: Bist doch bei alledem ein gutes Söhnchen gewesen, bis auf jetzt, wo du gar mein Söhnchen nicht mehr sein willst und ich soll nicht mehr dein Vater sein. Hast mir, als ich herauskam aus den Eisen, Geld gegeben und hast mich hiehergeschickt ins Gebirge, wo ich lebe als ehrlicher Mann und bekehre mich alle Sonntage in der Kirche. Ich will nicht behaupten, daß es geradezu Liebe gewesen, weshalb du das an mir gethan. Denn warum, Söhnchen? Ein alter Mann wird vorsichtig in seinen Behauptungen und angenehm kann es auch nicht sein, wenn man ein vornehmer Herr ist, einen Vater zu haben vor seinen Augen und vor den Augen der Leute, der im Zuchthaus gesessen hat und muß betteln an den Straßenecken. Aber immerhin, ich bin nun hier und wer mir vorwerfen will, ich hätte gesessen im Zuchthaus, den zeig' ich an, bei den Herren Commissären und er muß mir zahlen, was Gesetz ist. Zwar gesteh' es nur, Söhnchen: ein bischen verschieden sind unsere Schicksale immer noch, und der Vater eines so großen Mannes, eines so mächtig großen Mannes, wie du bist, sollte es besser haben. Was bin ich? Ein armer alter Greis, der sich quälen muß, wie er sich durchdringt bei den theuren Zeiten; ein Steuereintreiber, ein Greifzu und Haltefest, dem die Leute aus dem Wege gehn auf hundert Schritt; ein Polizeispion, ein Angeber und Aufpasser von der alleruntersten Sorte. Aber du? Ich weiß

es recht wohl: der Herr Präsident sind Minister geworden seitdem, der Herr Minister regieren das Land, es ist kein Geheimniß, selbst nicht für einen armen alten Mann, wie ich – und du bist dem Herrn Minister seine rechte Hand. Ich heiße Vater Schlappfuß und Sandmoll, und lebe von den Pfennigen, die ich den armen Webern abschinde: du lebst in Pracht und Herrlichkeit, du führst ein Wappen und heißest Herr von Lehfeldt

...

Hätte der alte Mann Zähne gehabt, kein Zweifel, daß man sie in diesem Augenblick hätte knirschen hören.

Aber mit Herrn von Lehfeldt war schwer verkehren; wer mit ihm zu thun hatte, mußte sich gefaßt halten auf wechselnde Launen, rasch umspringende Stimmungen. – Kaum daß der Alte den Namen genannt hatte, auf einmal jäh auffahrend, mit einer Stimme, in der das Brüllen des Löwen vereint schien mit dem Zischen der Schlange:

Wie heiß' ich? rief er: Landschaftmaler Schmidt heiß' ich! Hört Ihr? Schmidt – geht Euch der Name ein? Der Landschaftmaler Schmidt wird sich in Euerm Dorf aufhalten, drei Tage, drei Wochen, drei Monate, gleichviel: wo Ihr dem Landschaftmaler Schmidt begegnet, da ist es das erste Mal, daß Ihr ihn seht, und Ihr kennt ihn nicht ehe, als bis man Euch sagt, wer es ist; daß es aber einen Herrn von Lehfeldt in der Welt gibt, davon wißt Ihr so viel, wie von dem Mann im

Mond, verstanden? – Im Uebrigen, setzte er mit gemäßigterer Stimme hinzu: was Euch angeht, so seid Ihr nicht deswegen hieher beschieden und nicht dazu werdet Ihr in Sold und Brod gehalten, hier alte dumme Geschichten, Träume eines altersschwachen Hirnes zu erzählen: sondern Red' und Antwort sollt Ihr stehen und sollt Auskunft geben, wonach man Euch fragt.

Der Alte hatte seine Fassung keinen Augenblick verloren.

Sie sind der Landschaftmaler Schmidt, sagte er mit trotziger Kälte: Fragen Sie; ich werde antworten.

Herr von Lehfeldt fuhr fort:

Man ist, sagte er, höhern Ortes sehr wenig zufrieden mit Euch; ich habe schon manche böse Rede hören müssen um Euretwillen. Es heißt, Ihr neigtet Euch sehr merklich zu Euerm alten Lebenswandel zurück; kein schlechter Streich, heißt es, auf zehn Meilen in der Runde, daß Ihr nicht Eure Hand dabei im Spiele hättet. – Was diese Beschuldigungen betrifft, sprach Herr von Lehfeldt weiter, indessen der Alte unbeweglich saß, wie eine Marmorsäule, so will ich sie auf sich beruhen lassen, nämlich für jetzt. Was ich dagegen gewiß weiß und weswegen ich Euch ernstlichst verwarnt haben will, ist dies, daß Ihr weder als Steuereintreiber, noch als Beauftragter der Polizei Eure Dienste mit derjenigen Accuratesse und derjenigen pünktlichen Strenge verrichtet, welche der Staatsdienst überhaupt von Jedem erwartet und verlangt, doppelt aber von Euch,

als einem entlassenen Sträfling, der so vieler Gnade gar nicht werth ist und der daher schon wegen der übeln Dinge, die man sich ein für alle Mal zu ihm versehen darf, vor vielen Andern ganz besondere und außergewöhnliche Proben seines Wohlverhaltens und seiner dienstlichen Aufmerksamkeit und Treue beizubringen hat. Es zeigen sich, sicherm Vernehmen nach, bereits seit Längerem unter den Webern des hiesigen Distrikts unverkennbare Spuren von Aufsässigkeit und übelm Willen, ohne daß Eure Berichte bisher auch nur das Mindeste davon gemeldet hätten – Kein Widerspruch! schnaubte er den Alten an, der bei dieser Stelle allerdings nicht übel Lust bezeigte, eine Bemerkung einzuschleichen: das Volk ist aufsässig, es muß aufsässig sein, ich will es so!! und erwarte von Euch, daß Ihr Eure ganze Sorgfalt auf diesen Punkt wenden werdet; jede Anzeige, welche Ihr in diesem Sinne macht, wird Euch Lob und Beförderung einbringen und Nachsicht mit Euern sonstigen Schwächen. Desgleichen empfehle ich Euch fortan die unnachsichtigste und unerbittlichste Strenge bei Eintreibung der Steuern und Gefälle. Es ist der Wille Seiner Excellenz und eine hochpreisliche Regierung läßt hiemit durch meinen Mund an Euch, als ihren bestellten Executor, die gemessene Weisung ergehen, durchaus von Stund' an mit Niemand mehr auch nur die allermindeste Nachsicht zu haben – mit Niemand, hört Ihr? Denn es kann dem Staate

nichts daran gelegen sein, Unterthanen zu haben, welche außer Stande sind, ihren Verpflichtungen gegen Staat und Gemeinde nachzukommen. Und zwar wird Euch dies durch meinen Mund gesagt, in der Absicht, daß, falls eine hochpreisliche Regierung sich veranlaßt sehen sollte, schriftliche Befehle und Verordnungen im entgegengesetzten Sinne zu erlassen, Ihr diese Befehle, als bloß ostensible, zu höheren Regierungszwecken gegebene, durchaus unbeachtet lassen und Euch in Allem und Jedem nur an diejenige Weisung binden sollt, welche Seine Excellenz Euch hiemit durch mich unmittelbar ertheilen. Auch sollt Ihr in diesem Falle von der sonstigen Amtsverschwiegenheit entbunden sein und wird es nicht allein nicht ungnädig, sondern im Gegentheil mit Wohlgefallen bemerkt werden, wenn Ihr die bevorstehenden strengen Maßregeln auf geschickte und unverfängliche Weise ins Publicum zu bringen wißt: damit nämlich ein Jeder zum Voraus wisse, was er zu erwarten hat, und nicht unvorbereitet zu Schaden komme. Ja selbst wenn Seine Durchlaucht unser allergnädigster Fürst, in Person oder durch eigenhändige Unterschrift, das Gegentheil verfügen sollten, so sollt Ihr wissen, daß auch diese durchlauchtigsten Verfügungen lediglich dazu bestimmt sind, den Dienstifer der Angestellten auf die Probe zu stellen, und sollt Ihr daher dessen unerachtet auch kein Haarbreit nachlassen, so lieb Euch Euer Dienst – Alles, setzte der junge Mann, plötzlich wieder in seinen skurrilen Ton

zurückfallend, hinzu, unter Androhung sofortiger Wiederaufnahme gewisser Prozesse, von denen Euch ohne Zweifel selbst bekannt ist, alter Sandmoll, daß sie zwar aufgeschoben sind, aber noch keineswegs aufgehoben.

Und dann mit einem Male sich dicht vor den Alten stellend, die Arme auf dem Rücken, sich behaglich in den Hüften wiegend:

Wozu, fragte er, denkst du wohl, daß ich eigentlich hier bin, Sandmoll?

Allein so leicht ließ der Alte sich nicht aufs Glatteis führen.

Sie sind, schnarrte er, der Landschaftmaler Schmidt; ich soll Acht haben auf die unruhigen Köpfe; ich soll die Steuern eintreiben ohne Nachsicht – und wozu Sie hier sind, weiß ich nicht.

Der junge Mann lächelte.

Zum Exempel, sagte er und fixirte den Andern dabei mit einer Schärfe, die auch den Unschuldigsten hätte können befangen machen: es wird seit einiger Zeit wieder entsetzlich viel geschmuggelt in dieser Gegend. Es müssen freche Spitzbuben sein, die Geld hinter sich haben; denn sie treiben das Geschäft im Großen. Dafür, wenn ich sie packe, sollen sie auch sitzen im Großen.

Der Alte hielt baumstill. Nur, indem er seine Verwunderung über diese Neuigkeit ausdrücken wollte, versagte ihm die Stimme völlig und er brachte nichts heraus, als ein einmaliges, sehr kurzes, dünnes Ah . . .

Herr von Lehfeldt fixirte ihn noch einige Augenblicke. Dann kehrte er sich kurz um, setzte sich und fuhr im gutmüthigsten Ton, den man sich denken konnte, fort:

Von etwas Anderem. Aber erst, mein' ich, brennen wir uns eine Cigarre an.

Mit einer Leutseligkeit, die noch wenige Minuten zuvor platterdings unmöglich geschienen hätte, bot er dem Alten Cigarre und Feuer an.

Und nun, während Beide den Rauch in langen Wolken von sich bliesen, entspann sich folgendes seltsame Gespräch, das von beiden Seiten mit einer sehr wohl berechneten schläfrigen Gleichgiltigkeit geführt und mit einer Virtuosität zwischen halbgeschlossenen Lippen hervorgemurmelt ward, daß nichts darüber ging.

Herr von Lehfeldt, den Kopf in die Hände gestützt, sagte:

Im Schlosse bekannt, Sandmoll?

– Mäßig bekannt.

Guter Herr, der Commerzienrath?

– Mäßig guter Herr.

Klug?

– Sehr klug.

Hart gegen seine Arbeiter?

– Sehr hart.

Viel Geld da?

– Sehr viel Geld da – dem Anscheine nach, verbesserte der Alte sogleich vorsichtig sich selbst.

Verheirathet?

– Zweite Frau; vornehme Dame.

Kinder?

– Zwei Kinder, beide erster Ehe: eine Tochter, fast zwanzigjährig, in der Pension in der Hauptstadt; ein Knabe, zwölfjährig, schwindsüchtig, wird nimmer alt.

Einigkeit in der Familie?

– Mäßig einig.

Herr von Lehfeldt wußte das natürlich längst und weit vollständiger aus bessern Quellen, als der Alte ihm bieten konnte. Aber er liebte es und war dies eine seiner Eigenthümlichkeiten, über Dinge, die er längst und vielleicht besser als irgend Jemand wußte, sich von den verschiedensten Personen noch einmal anscheinend unterrichten zu lassen.

Das Ergebniß der eben angestellten Prüfung schien ihn zu befriedigen. Er stand auf, piff dem Hund. Hilf mir, sagte er zu dem Alten, das Pferd den Fußsteig zurückführen auf die große Straße. In einer Viertelstunde geht der Mond auf; du gehst voran ins Dorf, ich selbst, auf einem Umweg, folge dir noch diese Nacht.

Mechanisch gehorchte der Alte; er fühlte sich von der innern Aufregung, die er stundenlang gewaltsam zurückgepreßt hatte, an allen Gliedern wie gerädert.

Herr von Lehfeldt dagegen war frisch und munter, in jener angenehm erhöhten Stimmung, wie man sie aus geistreich anmuthiger Gesellschaft mitzubringen pfllegt. Er piff eine leise Melodie zwischen den Zähnen

und redete mit Höh! und Hah! dem Pferde, das auf dem schlechten Wege öfters auszugleiten drohte, gutmüthig zu. Den Steinbildern gegenüber, wo der Quell im Moose brodelt, hielt er plötzlich still und sah dem Alten, der mühselig hinter ihm daherkroch, so scharf ins Antlitz, als die Dämmerung es irgend erlaubte.

Der tolle Heiner, sagte er, wer ist das?

Das völlig Unerwartete dieser Frage machte den Alten, der ehe auf alles Andere gefaßt war, einen Augenblick völlig verduzt; er focht mit den langen Armen hin und her, wackelte mit dem Kopf, rollte die Augen und konnte bei alledem keine Antwort finden.

Der tolle Heiner, sagte er zuletzt, je nun, das ist der tolle Heiner: ein verrückter Mensch, über den sich von vernünftigen Leuten nichts sagen läßt. Wie es heißt, fügte er hinzu, so ist er ehemals Geistlicher gewesen, auch Schulmeister. Jetzt ist er Vagabond; doch glaube ich nicht, daß er stiehlt.

Der Weg wand sich jetzt so mühsam zwischen den Bäumen hindurch, daß er die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, besonders in Anbetracht des Pferdes. Endlich hatten sie die große Straße erreicht.

Herr von Lehfeldt zäumte das Pferd auf und machte sich fertig, aufzusitzen. Schon den Fuß im Bügel:

Dieser Heiner, sagte er, ist ein höchst gefährlicher Mensch, der unter seinen irren Reden mehr Verstand verbirgt und mehr böse Anschläge, als ihm gut ist. Ich will, daß er unvermerkt in Aufsicht genommen wird.

Gib einem Manne aus dem Dorf, der sich am Besten dazu paßt, den Auftrag; ich werde sorgen, daß ihm seine Mühe hin und wieder durch eine Kleinigkeit vergolten wird.

Der Alte sah ihn erstaunt an; er zweifelte, ob er recht gehört. – Herr von Lehfeldt beachtete es nicht; er saß schon im Sattel.

Adieu, Sandmoll, rief er, und vergiß nicht, was ich dir versprochen habe: hundert Thaler, wenn du mir Beweise bringst, daß ich dein Sohn; tausend, wenn du mir beweisest, daß ich es nicht bin!

Damit lenkte er das Pferd um, drücke ihm die Sporen in die Seiten und jagte in scharfem, kurzem Trabe den Berg hinan; der Hund, gewaltig anschlagend, folgte in langen Sätzen.

#### SECHSTES KAPITEL. FEIERABENDGEDANKEN.

Der Alte blickte dem Reiter nach, bis er ihm völlig aus dem Gesicht verschwunden, ja bis auch der letzte Hufschlag seines Pferdes, das letzte Klaffen des Hundes in der Stille der Nacht verklungen war.

Dann, einen entsetzlichen Fluch ausstoßend, wandte er sich um und, die langen Arme gespenstig, gleich Mühlflügeln, in die Höhe werfend, in wahnsinniger Wuth:

Ah, ah! stöhnte er, was hab' ich wiederum ausstehn müssen von diesem Buben! Daß ich ihn hätte zwischen

diesen Händen! mit diesen Fingern, wie wollt' ich ihn würgen! ihn zerreißen mit diesen Nägeln!

Er ist – fuhr er fort, indem er mit einer Schnelligkeit, die man den verkrüppelten Beinen kaum zuge-  
traut hätte, den steilen Weg hinunterschlurfte – mir zum Hohn und Unglück geboren, ich weiß es, von der ersten Stunde an. Thor, der ich war, ihm nicht den Schädel einzudrücken, damals, als ich die Macht dazu hatte! als sein Leben in meine Hand gegeben war! als er vor mir lag, ein wimmernder Säugling, und streckte die kleinen Arme nach mir und sah mich an mit denselben falschen schönen Augen . . . !

Aber es thut nichts, es thut nichts! setzte er nach einer kleinen Weile hinzu und gurgelte vor Vergnügen: ich habe doch meinen Spaß daran gehabt, lange Jahre, und hab' ihn noch! und bin doch noch jetzt jeden Augenblick im Stande, ein Herz damit zu brechen, ein armes, frommes, kindliches Herz! Gib Acht, gib Acht, schönes Herrchen! Wer zuletzt lacht, lacht am Besten; ich habe schon Manchen gesehen, der saß noch stolzer zu Roß als du – und hernach lag er am Wege, mit abgestürztem Genick, und die Hunde fraßen von seinem Fleisch. Es kommt – meinen alten Kopf wette ich gegen deinen jungen Adel – es kommt, gib Acht! doch noch eine Zeit, wo du weinst, während ich lache!

Dieser Gedanke schien außerordentlich viel Beruhigendes für den Alten zu haben, so daß er sich mit

Wohlgefallen darin vertiefte. Er schnalzte mit den langen Fingern, daß sie knackten, wie Nüsse im Feuer; zugleich bewegte er sich mit einer Schnelligkeit, die lahmen Füße drehten sich wie Walzen, dergestalt, daß der Weg förmlich vor ihm zu verschwinden schien.

Der Mond war inzwischen aus den Wolken getreten und warf sein helles, grelles Licht weit über das Gebirge. Es war ein seltsamer Anblick: auf der hellbeschiedenen Straße, auf der sich im Uebrigen weit und breit kein Fußtritt rührte, die Uniform des Alten, im langen grauen Rock, geisterhaft dahinwalzend, von Minute zu Minute sein kurzes trocknes Hüsteln oder auch jenes widerwärtige polternde Lachen herausstoßend . . .

Auf ein Mal, an eine der zahlreichen Brücken gekommen, über welche die Straße sich dahinwölbte, stand er still, holte kurz Athem und sagte, unwillkürlich auf-fahrend, wie Jemand, dem eine längere, wohlgeordnete Gedankenreihe plötzlich durch einen unerwarteten Einwand unterbrochen wird:

Wegen des Schmuggelns käme er hieher? Pah, so dumm bin ich noch lange nicht, um das zu glauben. So ein bisschen Schmuggeln, was will das sagen? Darum kommt so ein großer Herr noch lange nicht so weit her. – Nein, nein, es muß etwas Anderes sein, murmelte er, etwas Anderes! und ich muß es, muß alles wissen, oder die Angst, wie ein hänfner Strick, würgt mir die Kehle zu!

Er zitterte bei diesen Worten an allen Gliedern, weniger vor Angst als vor Wuth; wäre es ihm bei der elenden Beschaffenheit seiner Gliedmaßen möglich gewesen, kein Zweifel, er hätte mit den Füßen in die Erde gestampft. So jedoch mußte er sich begnügen, dem Mond, der ihn still und friedlich anlächelte, eine fürchterliche Fratze zu schneiden und mit den ausgereckten knöchernen Fingern gen Himmel zu drohen.

So stand er einige Secunden; dann mit satanischer Freude:

Ich hab' es! ich hab' es! rief er und schnellte sich, der Himmel mag wissen wie, vor Entzücken eine ganze Hand hoch über den Erdboden: Hat er nach dem tollen Heiner gefragt? Er hat nach dem tollen Heiner gefragt! Und der Commerzienrath . . . ? Und das Engelchen, das aus der Stadt kommt . . . ? Ah, ah! . . .

Aber diesmal war es nicht das gewöhnliche Ah, das kurz aus der Kehle hervorkam: dies quoll aus der tiefsten Brust, langgedehnt und weich wie ein Flötenton – das heißt natürlich, wie ein sehr verstimmter. Weil er irgend etwas haben mußte, seine Freude daran auszulassen (eine Freude übrigens, die sich bei ihm in denselben Merkmalen offenbarte, wie bei anderen Leuten die äußerste Wuth), so riß er, unbesorgt um die Nachtluft, den grauen Quäker vom Kopf und stieß und drückte und knüllte ihn mit den langen Fingern in die wundersamsten Formen, wobei er jenes Ah, ah! immer länger, immer schriller wiederholte.

Endlich mochte der Freudensturm sich gelegt haben; der Alte wurde ruhiger, setzte den Hut tief in die Stirn, zog den kleinen Kragen nach Möglichkeit ins Gesicht und watschelte mit verdoppelter Schnelligkeit davon. – Bald war er am Eingang des Dorfes, das, von wenig kümmerlichen Lichtern spärlich erhellt, in dichten schwarzen Massen vor ihm lag. Den tiefsten Schatten aufsuchend, drückte er sich, auf den entlegensten Wegen, Häuser und Zäune behutsam entlang; sein Tritt, für gewöhnlich schwerfällig und lärmend, war jetzt ganz leise, kaum hörbar geworden. Jeden Stein, der im Wege lag (und, die Wahrheit zu sagen, es lagen außerordentlich viele im Wege), wußte er vorsichtig zu vermeiden; die zahlreichen Uebergänge über den Bach, welcher, fast von Haus zu Haus von großen, rohen Steinplatten überbrückt, das Dorf in eigensinnigen Krümmungen mitten durchfloß, traf er jedesmal mit erstaunlicher Sicherheit.

Es war, wie erwähnt, ein Sonnabend Abend: eine Tageszeit also, die sich fast überall durch ein eigentümliches Gepräge des Friedens, eine gewisse feierliche Stille auszuzeichnen pflegt, am Meisten auf dem Lande, wo der Gang des Lebens noch einfacher und regelmäßiger ist und wo daher auch die kleinen Abschnitte desselben noch merklicher hervortreten.

Wie schön, wie herzerquickend diese Feierabendstille auf dem Lande, zumal in der schönen und fruchtbaren Jahreszeit, in welcher diese Geschichte sich be- gibt! – Die Felder, von Segen prangend, schimmern im Abendgold; zwischen ihnen, den Rain entlang, von der Arbeit heimkehrend, sein Geräth auf der Schulter, wandelt der Landmann. Er steht oft still, bald die Schwere der Aehren, bald die gelbliche Farbe des Halms zu prüfen, bald unter einem jungen Obstbaum, dessen Zweige zubrechen drohen, so reichlich trägt er zu, eine Stütze fester zu rücken; fertig mit seiner Arbeit, findet er doch überall noch etwas zu thun: und zwar thut er dies mit einer Umständlichkeit, einem gemüthlich freudigen Behagen, wie er es die lange saure Woche über nicht gekannt hat. – Wo sich Zwei begegnen, rufen sie einander schon von Weitem zu und bieten sich Feierabend. Näher gekommen, stehen sie still und plaudern, länger als sonst: von der nahen Ernte, von dem reichen Segen, der auf den Feldern wächst, und wie es sich Heuer so gut macht mit dem Wetter. – Nun, vom nächsten Kirchenturm, erhebt ein Glöcklein seine Stimme, leise, schüchternen Klanges; ein zweites antwortet; nun ein drittes, ein viertes: bald, wohin du horchst, aus allen Himmelsgegenden, mit jedem leise- sten Luftzug, quillt lieblicher Wohllaut dir entgegen.

Im Dorfe selbst, unter der Linde, wo der Brunnen rauscht, steht das junge Volk, Mägde und Bursche, bei einander. Sie sprechen wenig, mit halblauter Stimme,

einzelne, abgebrochene Reden; schon so müßig bei einander stehen, schon so die Hände einmal in den Schooß legen zu dürfen, ohne Furcht, dafür ausgeschmählt zu werden vom Großknecht oder gar vom Herrn Inspector selbst, schon dies ist diesen einfachen Leuten genug zu Genuß und Unterhaltung. – Nur wo zwei Liebende zusammenstehen, da ist das Gespräch, wenn auch nicht lauter, doch eifriger: vom morgenden Sonntag, vom Mieder, mit welchem das Mädchen, vom Hutband, mit dem der Bursche sich schmücken will; wie sie sich treffen wollen auf dem Plan und dann abseits vom Tanz sich in den Erlenbusch verlieren – süße, bethörende Gespräche, die mehr mit den Augen geführt werden, mit Fuß und Knie und Ellenbogen, als mit Worten!

Andere wieder, halbwüchsige Mädchen, denen noch nicht verstattet ist, an den abendlichen Zusammenkünften unter der Linde theilzunehmen, wandeln, Arm in Arm verschränkt, in langer Reihe die Dorfgasse auf und nieder; die dünnen jugendlichen Stimmen klingen in einfachen Liederweisen zusammen oder wispern und flüstern kleine, läppische Heimlichkeiten von Ohr zu Ohr. Nur wo sie sich dem Pfarrhofe nähern, unter dem Giebel, wo der Herr Prediger seine Studirstube hat und wo jetzt noch die Astrallampe, die einzige im Dorf und darum das Wunder der neugierigen Jugend, mit magischem Glanz durch die Gardine schimmert, da verstummt ihr leiser Gesang, da schleichen sie auf den

Zehen, halb voll Ehrfurcht, halb voll Muthwillen, und stoßen eine die andere in die Seite und kichern, den Finger zwischen den Zähnen beißend, über den Schatten des Predigers, wie er, an seiner morgenden Predigt studierend, auf und nieder wandelt im Zimmer, indem hier ein Arm, dort eine Hand, hier ein riesig vergrößerter Kopf, declamierend, gestikulierend, sich abmalt aus der Gardine. Jetzt hat der Prediger ihr Kichern gehört, die Gardine verschiebt, das Fenster öffnet sich – husch! wie gescheuchte Rehe, die Röcke hochgeschürzt, über Stock und Stein, platzen sie auseinander!

Aber nun auf einmal, was stutzt das ganze Dorf, horcht auf und lauscht – und plötzlich, aus allen Ecken, summt es wie ein Bienenschwarm? Der alte Stelzfuß, drüben im finstern Häuschen, der Walzerkönig des Dorfs, stimmt seine Geige und übt die Melodieen, mit denen er morgen die jungen Füße beflügeln wird. Ja gewiß wird er sie beflügeln! Denn schon heut, bei dieser Probe schon, zucken sie unwillkürlich, die Bursche stampfen den Takt, hier und dort faßt Einer sein Mädchen, Gejauchz und Jubel weithin durch die Nacht . . .

Der Herr Prediger aber, halb verdrießlich, halb lachend, klappt die schwere Postille zu: für solch leichtfertiges Gesindel, was soll er sich noch lange quälen? Sie werden ja hoffentlich auch ohnedies schon in den Himmel kommen . . .

Vor den Thüren indeß sitzen die Alten, Greise und Weiber, mit den Kindern. Die Kinder spielen im Dämmerlicht mit Glasscherben und Stecknadeln oder erzählen sich Märchen oder schauen verwundert aufwärts nach den Sternen. Die Alten aber, leise murmelnd, sprechen von dem und jenem: von dem harten Winter und was sie für Noth ausgestanden und wie sie schier nicht geglaubt haben, daß sie sich würden durchbringen bis zum Frühjahr; wie nun aber die liebe Gottesfrucht so schön im Felde steht, und wenn nur kein Hagelschlag mehr kommt und kein Regen während der Ernte, und wenn nur die großen Herren aus der Stadt, die Getreidehändler, die Preise nicht zu sehr herunterdrücken, und die Herrschaft den rückständigen Zins nur nicht gar zu streng eintreibt: so, meinen sie, könne es mit Gottes Hilfe wohl schon sein, daß das Ding noch eine Weile ginge, ja vielleicht sogar, wenn das Glück gut ist, brauchen sie alsdann diesen Winter etwas weniger zu hungern, als den letzten?!

Allmählig jedoch versiegen auch diese Unterhaltungen; eine Gruppe nach der andern löst sich auf, eine Thür nach der andern klappt zu. Der alte Geiger liegt schon längst auf seiner Streu und spricht im Schlaf und träumt von Schlachten, die er mit geschlagen, von Auszeichnungen, welche ihm nicht zu Theil geworden. Der Prediger, zwischen den Daunenvolken des Ehebettes, träumt ebenfalls: von schweren fetten Zinshühnern, welche die Bauern bringen, von Stipendien für seine

Jungen, von Belobungsschreiben und Gehaltszulagen; ja, im schönsten Moment des Traumes sieht er sich in die Stadt versetzt, hört seine Frau im schwarzen Taftkleid rauschen und hört sich selbst Herr Consistorialassessor tituliren! – Jetzt endlich huscht auch das letzte Liebespaar vom Brunnen – Gute Nacht – Noch nicht – Auf morgen – Die Hunde schlagen an – leise . . . ! vorsichtig . . . !

Und nun ist Alles still, so still . . .

Auf allen Augen Schlaf! in allen Herzen Friede! nichts regt sich! kein Laut weit und breit, als das Plätschern des Brunnens und hie und da, aus einem geöffneten Fenster, die tiefen, gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden . . .

O wahrlich, man braucht eben kein Kopfhänger zu sein, noch den Empfindsamen zu spielen, oder überhaupt einen besondern Werth zu legen auf den Sonntag, wie ihn die Kirche feiert, um dennoch in tiefster Seele sich ergriffen zu, fühlen von einem solchen ländlichen Feierabend! um auch hier, in dieser wohlthätigen Stille, dieser ächten, wahren Sabbathruhe, in der das laute, lärmende Leben sich hier, erholt, in diesen dürftigen Freuden, ärmlichen Genüssen, denen diese harten, gepreßten Herzen sich hier so bereitwillig erschließen, ein wahrhaftiges, sichtliches Niedersteigen eines göttlichen Geistes, einen wahren Tag des Herren zu verspüren!

## SIEBENTES KAPITEL. DAS FABRIKDORF.

Von dem Allen nun war freilich in dem Fabrikdorfe, in welches wir so eben mit dem Alten eingetreten sind, nichts zu bemerken. Wohl waren auch hier die Glocken geläutet worden, sehr lange sogar und sehr kunstreich, ein sehr wohllautendes und sehr vollständiges Geläute, das erst ganz kürzlich die gnädige Frau hierher geschenkt hatte: nur daß es übertäubt worden war vom Rasseln der Maschinen, vom Pochen der Hämmer, vom Sausen der Webstühle! Auch hier war die Sonne hinabgestiegen, goldig, in purpurnem Glanz, auch hier hatte die Lerche ihr Abendlied getrillert: nur daß Niemand Zeit gehabt hatte, darauf zu merken!

Erst als die große heisere Fabrikuhr rasselte, als die Thüren der ungeheuern Arbeitssäle aussprangen in knarrenden Angeln und die Aufseher, durch Wolken von Staub und Schweiß und Qualm hindurch, mit rauher Stimme den Schluß der Arbeitsstunden verkündigten: da erst begann auch hier der Feierabend.

Aber wie beginnt er! – Nicht mit Frieden und Stille und heitrer, seliger Befriedigung, sondern im Gegentheil, mit Lärm und Streit und widerwärtigem Gezänke. Flüche sind das Erste, wozu diese Lippen, so lange verstummt, sich wiederum in Bewegung setzen! Drohungen, Stöße, Schläge das Erste, wozu diese arbeitsmüden, diese zitternden Hände sich erheben! – Saal um Saal entleert sich, Männer, Weiber, Kinder, in wüstem

Durcheinander – Heda, wartet! drängt nicht so! nehmt das Kind in Acht . . . !

Umsonst! Niemand hört! Alles, in wilder Gier, drängt, stößt, stürzt sich die breiten, aber unsaubern Treppen abwärts, die dumpfigen Gänge entlang, den Geschäftszimmern zu, wo, an vergitterten Pulten, mächtige Säcke mit kleiner Münze neben sich, die Kassenerführer sie erwarten.

Nun Ordnung, Gesindel! der Reihe nach, Mann für Mann, tretet vor! Wo sind Eure Arbeitbücher? – Du da, Weib, du bist dreimal eine halbe Stunde zu spät gekommen . . . Du hast ein kleines Kind zu Hause, sagst du? Das heckt gedankenlos in die Welt hinein; als ob es nicht schon genug solch Gesindel gäbe wie Ihr! Und krank obenein? Gut, so werde Krankenküsterin, in der Fabrik kann man dich nicht dafür bezahlen, daß du zu Hause kranke Kinder pflegst . . . Nichts da geheult! Hier ist der halbe Wochenlohn, die andere Hälfte kommt zur Strafkasse . . . Du raisonnierst? du willst dich beim gnädigen Herrn beschweren? Ah charmant, beschwere dich – Herr Werkführer, streichen Sie das Weib aus Ihren Listen, sie ist zum letztenmal heut in der Fabrik gewesen . . . Nichts da! die Ordnung der Fabrik verträgt es nicht, daß wir Arbeit geben an Leute, welche die reglementsmäßigen Stunden nicht innehalten und dann hinterdrein, statt die gesetzliche Strafe auf sich zu nehmen, noch mit Beschwerden und Chikanen drohen . . .

Was gibts, Alter? Du hast allemal etwas zu reden, faß dich kurz . . . Ah so, ja wohl, ganz richtig, da find' ich dich schon auf meiner Liste – du hast zweimal die Spindel zerbrochen, nicht wahr? Das wird gebüßt, du weißt, nach Paragraph sieben . . . Ei was. Zittern in den Händen, das kann jeder sagen: Ungeschicklichkeit, reine Ungeschicklichkeit . . .

Dreiundsiebzig Jahre? Aber du nähr'scher Kerl, wer heißt dich auch dreiundsiebzig Jahre werden? Da gibts andere Leute, als du, und werden nicht so alt . . . Nun genug davon! Paragraph sieben – ich kann die Statuten nicht ändern, und wenn ich's könnte, thät' ich es doch noch nicht; Volk wie Ihr muß kurz gehalten werden . . . So? Nun, für deine ungebührlichen Reden verdopp-  
le ich hiermit den Abzug – und übrigens rath' ich dir, mach', daß du stirbst, alter Narr: denn es ist ja doch nur ein reines Almosen, was du bekommst, und die Zeiten sind nicht danach angethan, Almosen zu geben an Tagediebe . . .

Und nun Ihr da, Platz! und laßt die Kleine vor, die da, mit den schwarzen Augen, die kleine frische . . . Aber weißt du auch, du kleiner Satan, daß das sehr schlecht zusammenpaßt, solche verwetternete schwarze Augen im Kopfe haben und dabei so unartig sein? Der Werkführer hat Beschwerde über dich angebracht; du bist schnippisch, sagt er, und faul . . . Ah bah, geh doch! Wegen eines Kusses? Du bist auch wol Eine, die sich lange bitten läßt wegen eines Kusses? Und nach dem

Fabrikreglement fällt ja auch so etwas gar nicht vor ... Es käme darauf an, sagst du? und willst mir die Sache auseinandersetzen? Hm? Ei? So? Auseinandersetzen? Sieh mal an ... Auf meinem Zimmer? Morgen früh? Gut, gut, du Teufelsauge, morgen früh! ... Ei, ei! hm, hm! ... Komm doch noch ein Bischen näher, wie schmuck du bist ... Wir werden sehn, mein Schatz! wir werden sehn! Einstweilen mag es dir für diesmal noch so hingehn. Aber wenn du nicht Wort hältst, Teufelsauge ...

Und so geht es ohne Aufhören, hier und dort, da und drüben! Zanken, Schreien, Drohen! Gekreisch der Weiber, Fluchen der Männer, Heulen der Kinder, Schelten der Beamten! Dazwischen Klappern der Münzen, Kritzeln der Federn – bis endlich, unter tausend Widersprüchen, tausend Schimpfworten, das schwere Geschäft der Abrechnung beendet ist und der ganze zahllose Haufe, gleich einem entfesselten Strom, über den Vorplatz weg sich in das Dorf ergießt ...

Wohin? Welche Frage! Ist es nicht ein Feierabend im Fabrikdorf, den wir schildern? Und wohin anders also kann der Zug sich wälzen, als in die Schenke?

Die Schenke! die das stattlichste Haus im ganzen Dorfe ist! die, gleich einem Palast, mit hohen, hellen Fenstern, in sauberem Anstrich, mit prangendem Schilde, dem Fabrikgebäude gerade gegenüberliegt! wo die Kaffeekessel schon sieden! die Suppen schon dampfen! wo, die Wand entlang, hinter dem erhöhten Sitz des

Wirthes, auf vergoldetem Gestelle, die Flaschen winken, die köstlichen, gelb, roth, grün, mit langen goldenen Buchstaben daran, und jede hat ein Spiegelchen hinter sich, das glitzert und blinkt und wirft den geliebten Anblick verdoppelt zurück!

Also in die Schenke – Heda, Wirthschaft! Hier ist Geld – Branntwein, Branntwein her! Und Würfel! Karten!! ... Was da, ihr Weiber? Laßt die Tasche los, sag' ich ... Kein Brod im Hause? Lächerlich! Wozu Brod im Hause, da wir hier Alles in der Schenke haben können, fix und fertig, Branntwein, Musik, Vergnügen?! Setzt euch heran, ihr Weibsgesichter, ihr sollt ja nicht leer ausgehen; da, trinkt! und macht die Schultern weit ... ! Die Kinder? Ah pah, die Kinder! Gebt ihnen Branntwein zu saufen, den Kindern, so werden sie ruhig sein! ... Und nun Musik! Musik!! den allerneuesten Schleifer, und ob es mein letzter Groschen in der Tasche wäre und mein letzter Athem in der Kehle: Musik! –

Hinwirbeln die Paare; dieselben Menschen, die noch so eben todtmüde, kraftlos zusammenzubrechen drohten – dennoch, wie die Musik ihr Ohr berührt, der Branntwein Feuer durch ihre Adern jagt, fühlen sie sich ergriffen, gepackt, bewältigt von bacchischem Taumel! rasen sie hin, unaufhaltsam, mit verrenkten Gliedern! fallen, stürzen, taumeln durcheinander! Die Tänzer jauchzen, Dirnen schreien, Kinder quieken, zerschmetterte Flaschen klirren; dazwischen das Scharren der Füße, das Krächzen der Geigen, der gellende Triller der

Pickelflöte, Kreischen, Stampfen, Toben – ein Sabbath, ja: aber ein Hexensabbath! – –

Und doch, was sich hier immer begibt, beim Glanz der Lampen, Angesichts der ganzen Versammlung, wie roh, wie widerwärtig an sich: es ist sittsam, es ist tugendhaft im Vergleich mit dem, was draußen geschieht! – Hinaus mußt du treten auf die Gasse, die sonst so still, so öde, jetzt wiederhallt von rohen Flüchen und unzüchtigen Gesängen; sehen mußt du, wie in jedem abgelegenen Winkel, jeder Höhlung des Wegs Laster sich zu Laster gattet; hören mußt du, wie halberwachsene Dirnen, zehn- und zwölfjährige Kinder, den Vorübergehenden anfallen mit schamlosen Reden und den armen unreifen Leib feilbieten um eine Scheidemünze, ja nur um ein Glas Branntwein . . .

Verhülle, wohlthätige Nacht, mit keuschem Schleier den entsetzlichen Anblick dieses Elends! Sechs Tage haben diese Unglücklichen gearbeitet, von früh bis spät, Maschine unter den Maschinen, ohne Trieb, ohne Gedanken, ohne Gefühl des Eigenthums, stumpfsinnig, bewußtlos, wie das Thier im Pfluge, ja schlimmer noch: denn das Thier im Pfluge athmet doch wenigstens reine Luft –, darf es uns Wunder nehmen, dürfen wir den Stein aufheben wider sie, weil sie jetzt, am Schluß dieses langwierigen Tagewerks, in den wenigen Stunden, die sie aus ihrem Joch entlassen werden, sich in ihren Freuden gleichfalls roh und thierisch zeigen? Sechs Tage lang ununterbrochen, Jahr aus, Jahr ein,

von Kindesbeinen an, ist an diesen Armseligen gearbeitet worden, den letzten Rest von Menschenwürde, den letzten Funken menschlichen Bewußtseins in ihnen zu ersticken – und jetzt wollt ihr Zeter schreien und wollt den Stab über sie brechen, weil ihr euch überzeugt, daß euer Werk gelungen ist? Alles, was das Leben veredelt und verschönert, was ihm Anmuth, Werth und Würde verleiht, das Glück des eignen Herdes, die Gemeinschaft der Familie, der Segen der Bildung, habt ihr es ihnen nicht vorenthalten und verkümmert, habt ihr sie nicht absichtlich blind, dumm, taub erhalten, weil sie euch so besser dienen und weil blinde Pferde am Besten in das Tretrad taugen – und nun überrascht es euch, daß sie wirklich geworden sind, wozu ihr sie mit so vielem Eifer zu machen gesucht habt – Bestien?!

Und redet mir auch nichts vom sträflichen Leichtsinn dieses Volkes! Leichtsinn? O ganz gewiß: der Leichtsinn der Verzweiflung! Sie wissen Alle, wie sie hier sind, daß sie dem Tode verfallen! Sie wissen wohl, wie jede Stunde, die sie an diesen Maschinen zubringen, jeder Athemzug, den sie in der verpesteten Luft dieser Werkstätten thun, an ihrem Leben zehrt; sie sind auch durchaus nicht im Unklaren darüber, zu welchem Schicksal ihre Kinder gleicher Weise emporwachsen und daß Armuth, Siechthum, Knechtesdienst das einzige Erbtheil ist, das sie ihnen zu hinterlassen im Stande sind: ist es nicht – wir wollen nicht sagen gerechtfertigt: aber ist es nicht zum Wenigsten erklärbar, ist es

nicht menschlich, ja das Einzige, was noch menschlich ist an ihnen, daß sie die elende Neige Leben, die ihnen übrig, so wild, so lustig zu verschlemmen wünschen, als sie können? daß sie mit wahnsinniger Hast jedem Genuß, jeder Freude nachjagen, wie vergänglich, wie nichtig, wie entwürdigend sie sei, genug, wenn sie nur auf Augenblicke wenigstens das Bewußtsein ihres Jammers übertäubt? Ja selbst daß sie ihre Kinder sogar geflissentlich anlernen zu dieser elenden Lebensweise, daß sie frühzeitig sie vertraut machen mit aller Verworfenheit, allen Lastern ihres künftigen Schicksals – ist nicht auch dies, wie sehr immerhin unser Gefühl sich dagegen empören mag, ist es nicht recht eigentlich menschlich, nicht wahrhaft väterlich gehandelt, der ganze Rest von Aelternliebe, den diese Unglückseligen ihren Kindern erweisen können?!

Oder wie wollte ein Mensch – ich sage gar nicht die tägliche Erfahrung, nein: nur den täglichen Anblick dieses Jammerlebens ertragen, es wäre denn, daß er von Kindheit an daran gewöhnt und gleichsam abgestumpft ist gegen seine Schrecken?!

#### ACHTES KAPITEL. EINE STILLE FAMILIE.

Und abgestumpft dagegen bis zum Unfühlbaren war auch der Alte, den wir auf seiner Rückkehr von der Galgenfichte bis hierher begleitet haben. Auch ihm waren Szenen, wie die eben geschilderten, etwas viel zu Alltägliches, als daß er hätte groß darauf merken sollen,

vorausgesetzt sogar, daß seine eigenen Angelegenheiten ihm Zeit dazu gelassen hätten.

Dies war jedoch keineswegs der Fall. Vielmehr indem er, nach allerlei Kreuz- und Querwegen, auf den freien Platz in der Mitte des Dorfes gelangt war, wo die große Schenke von Lichtern glänzte und betrunkene Männer, zeternde Weiber, verworfene Dirnen ihr Wesen wüst durcheinander trieben, war ihm offenbar weit weniger daran gelegen, seine Umgebung zu beobachten, als unbeobachtet und unerkannt zu bleiben von ihr.

Seine Besorgniß war unnöthig. Wie wild die Lustbarkeit, wie toll die Stimmung dieses Haufens, dennoch, wo einer den Alten erblickte in seiner dämonischen Mißgestalt, trat er, wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, bei Seite und gab ihm Raum. Einige Gassenbuben, die ihm von Weitem allerhand Spitz- und Schimpfnamen entgegenriefen, verstummten, so wie er sich näherte; die kühnsten von ihnen, wie seine langen Arme im Vorübergehen anzustreifen schienen, ergriffen schreiend die Flucht.

So bildete sich, mitten im dichtesten Gedränge, eine Gasse, durch welche der Alte, sichtlich ergötzt von diesem, wenn auch etwas zweideutigen Respect, den man seiner Person erwies, frei dahinschritt, bis zur entgegengesetzten Seite, wo die Fabrikgebäude, in schweren, alterthümlichen Massen, in die Höhe ragten.

Es war dies ehemals ein Kloster gewesen. Erst zu Anfang des Jahrhunderts, nachdem Krieg und Wechsel der Zeiten die fromme Bewohnerschaft größtentheils verjagt hatte, war dasselbe aufgehoben worden. Die Klostergüter hatte der Staat eingezogen; die weitläufigen Gebäude, nachdem sie eine Reihe von Jahren wüst und öde gestanden, waren endlich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, dem ersten, dem besten Käufer, weit unter ihrem eigentlichen Werthe, zugeschlagen worden. – Der künstlich zugespitzte Thurm, der ehemals das langgedehnte, fensterreiche Hauptgebäude gekrönt, hatte längst, wegen Baufälligkeit, abgetragen werden müssen. Ein breiter, jetzt wasserleerer Graben, der die Gebäude in regelmäßigem, scharfgeschnittenem Viereck umgab, war, nebst der alterthümlichen Brücke und der schwerfälligen, thurmartigen Eingangspforte, so ziemlich das Einzige, was noch an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes erinnerte, wenigstens so lange man es nur von außen betrachtete.

In diesem Graben nun, angeklebt, gleich einem Schwalbennest, an die riesenhafte Umfassungsmauer des Fabrikgebäudes, oder um es gleich mit dem Namen zu nennen, der bei Beiden, den Bewohnern des Dorfes sowohl, wie des Gebäudes selber, üblich war: des Schlosses, lag das armselige Häuschen, welches dem Alten zur Wohnung diente.

Wenn auch nicht ganz mit der Behendigkeit einer Katze, doch ebenso unhörbar wie diese, kletterte er die schlecht zusammengeflickten Stufen hinunter. Das Haus, von der gegenüberliegenden Seite des Grabens überschattet, lag ganz im Finstern; nur durch den Laden des einzigen niedrigen Fensters quoll, wie ein einsam verlöschender Stern, der spärliche Schein einer Lampe.

Ebenso geräuschlos, wie er gekommen, öffnete der Alte die Thür, die er sogleich wieder hinter sich verschloß.

Auf dem kleinen dunklen Hausflur blieb er mit verhaltenem Athem stehen, indem er das Ohr dicht an die Thür des Wohnzimmers legte.

Aus dem Zimmer heraus tönte der Gesang (wenn man es Gesang nennen konnte) einer rauhen weiblichen Stimme; es war eine einförmige geistliche Melodie, vorgetragen in jener unausstehlichen Weise, mit jenem Zittern, Dehnen, Ueberschlagen, jenem Näseln und Trillern, durch welches unsere alten Weiber Sonntags in der Kirche ihre ganz besondere Gottesfurcht darzuthun pflegen.

Der Alte horchte einige Secunden; dann brachte er das Auge ans Schlüsselloch. – Sie betet, sagte er, mit einem Ausdruck, der aus Befriedigung und Verachtung wunderbar gemischt war – dummes Weib!

Damit endlich trat er in das Zimmer. Es war ein weites niedriges Gemach, ganz so unwohnlich und widerwärtig, wie das unheimliche Aeußere des Gebäudes es vermuthen ließ. Dem Fenster zunächst, in einer Nische, halb überwachsen von Staub und Spinnengewebe, stand ein alter wurmstichiger Tisch, mit Kasten und Schubläden; auf dem Tisch lagen, neben einem riesigen Tintenfaß, allerhand Bücher und Papiere. An der Wand darüber hing eine abscheuliche Fratze in Holzschnitt, buntgeklext; dieselbe sollte nichts Geringeres darstellen, als den durchlauchtigsten regierenden Fürsten in allerhöchst eigener Person. Daneben ein Kalender, aber so beschmutzt von Fliegen und anderm Ungeziefer, daß es eines eignen Studiums bedurfte, sich darin zurecht zu finden.

Bei dem Tisch stand ein zerlumpter lederner Sessel; beide, Tisch und Stuhl, waren von Staub und Flecken überdeckt. – Das übrige Zimmer war leer, abgerechnet zwei oder drei hölzerne Schemel und den ungeheuern schwarzen Ofen, in welchem, der lauen Sommernacht zum Trotz, ein knatterndes Kohlenfeuer brannte.

Dicht an den Ofen gekauert, auf einer gebrechlichen Fußbank, eine schmierige Oellampe neben sich auf dem Boden, saß ein langes hageres Frauenzimmer, dem Anscheine nach von funfzig und etlichen Jahren; die kahlen Schläfe, die weitaufgerissenen glanzlosen Augen, die hervorspringenden Backenknochen, der geöffnete zahnlose Mund verliehen, in der scharfen, von

untenher fallenden Beleuchtung, ihrem Gesicht eine so merkwürdige wie abschreckende Aehnlichkeit mit einem Todtenkopfe. Sie hielt das Haupt mit beiden Händen gestützt; auf ihrem Schooße lag ein auffallend wohlerhaltenes, fast zierliches Gesangbuch, aus welchem sie, unzweifelhaft zu ihrer Privaterbauung, einen Choral absang.

Diese Gestalt, die mit ihrem langen Wuchs, ihren großen Augen den entschiedensten Gegensatz – und doch zugleich in ihrer ebenso abschreckenden Häßlichkeit das vollkommenste Seitenstück zum Sandmoll bildete, führte den Namen Lore, gemeiniglich Diebslore; sie war nach der Behauptung Einiger eine Anverwandte, nach Anderen sogar die Frau, – in der That aber nicht mehr noch weniger als die Gesellschafterin und Hausgenossin des alten Sandmoll. – Verwandt konnte man sie ihm freilich auch nennen: nämlich insoweit gleiche Verworfenheit der Sitten, gleiche Laster, gleiche Verbrechen eine Verwandtschaft begründen können. Möglich auch, daß sie vor Jahren in der That seine Frau gewesen; nur der Priester war alsdann bei dieser Ehe nicht bemüht worden.

Wie nun aber ein so abgeschlossenes, so verstecktes, ja heimtückisches Wesen, wie wir den Sandmoll bereits kennen gelernt haben, überhaupt zu einer Gesellschafterin kam?

Ganz einfach und ganz nothwendig: wie alte Jungfern zu ihren Schooßhunden kommen, wie ergraute

Hagestolze sich Papageien und Dompfaffen halten, wie kinderlose reiche Witwen armer Leute Kind zu sich ins Haus nehmen –: um etwas zu besitzen, womit sie, je nach ihrer Laune, spielen können und zanken; um ein Ding um sich zu haben, das ein lebendiges Wesen und im Uebrigen doch nicht besser ist, wenigstens von ihnen nicht höher geachtet zu werden braucht, als wie ein todter Stein; dem sie erzählen können und es darf nicht antworten; das sie puffen und knuffen können und es darf sich nicht widersetzen! – Lore, wie schon ihr Beiname vermuthen ließ, war ehemals eine gewandte Diebsgefährtin des alten Sandmoll gewesen; dasselbe Urtheil hatte Beide in dasselbe Zuchthaus geliefert. Als endlich derselbe Tag Beiden die Freiheit zurückgab und Sandmoll, durch die Vermittlung seines Sohnes, des sogenannten Herrn von Lehfeldt, die nichts weniger als ehrenvolle, aber sichere Stelle im Fabrikdorf als Executor und Polizeispion erhielt, vergaß er, sei es aus den eben angedeuteten Gründen, sei es aus Gewöhnung, sei es endlich auch aus einer Art von Gutmüthigkeit, die man ja bei gewissen Verbrechern dieses Schlages nichts weniger als selten findet – genug, der Sandmoll vergaß seiner alten Gefährtin nicht; er nahm sie zu sich ins Haus, sowohl um sich von ihr die Nothwendigkeiten der Wirthschaft besorgen zu lassen, als auch, um Jemand um sich zu haben, an dem er seiner Laune, je nach Beschaffenheit, ungehindert

Luft machen durfte. Lore besaß überdies zwei Eigenschaften, welche für einen Mann von Sandmolls Lage und Verhältnissen geradehin unschätzbar waren und die auch allem Vermuthen nach seine Wahl entschieden hatten: sie war schwerhörig, beinahe taub, und in Folge dessen, bei einer erprobten Verschwiegenheit, im äußersten Grade wortkarg; es gab, ihren Gebieter abgerechnet, kaum einen Menschen im ganzen Dorfe, der sich rühmen konnte, eine zusammenhängende Rede von einigem Umfang aus ihrem Munde vernommen zu haben.

Wie Sandmoll übrigens gewohnt war, mit seiner Freundin umzugehen, davon gab er sogleich beim Eintritt eine deutliche Probe. Ohne Begrüßung oder ohne sonst irgend ein Wort zu sagen, ging er geradewegs auf sie los und, einen seiner gewaltigen Arme in Bewegung setzend, mit einem einzigen wohlgezielten Schläge, mitten im schönsten Choral, schleuderte er ihr das Gesangbuch vom Schooße.

Plärre, sagte er, wenn dich die Leute hören; um mich brauchst du dir keine Mühe zu geben. – Diebslore, ohne eine Silbe zu erwiedern, sah ihm steif ins Gesicht; dann, als wäre nichts vorgefallen, nahm sie das Gesangbuch auf, rückte sich noch näher an den Ofen und setzte, wenn auch mit einigermaßen gedämpfter Stimme, ihren Gesang unerschüttert fort.

Sandmoll fühlte sich von der einmaligen Kundgebung seines souverainen Willens befriedigt; indem er

sich stellte, als ob er den Gesang weiter nicht hörte, ging er das Zimmer einige Male mit starken Schritten (nämlich was für einen Mann von seiner Beschaffenheit starke Schritte waren) auf und nieder, wobei er die Finger heftig knacken ließ, was bei ihm allemal ein Zeichen großer gemächlicher Aufregung und lebhafter geistiger Arbeit war.

Einige Minuten mochten auf diese Weise vergangen sein und jeder Andere würde geglaubt haben, das Vorgefallene sei auf beiden Seiten längst vergessen, oder es sei überhaupt niemals beachtet worden: als plötzlich die taube Lore ihren Gesang unterbrach und mit einer auffallend rauhen, fast männlichen Stimme, gleichsam als ob sie jetzt erst dahinter käme:

Wenn ich nicht mehr singen soll, sagte sie, so wird der Herr Prediger sich auch hüten, mir neue Gesangbücher zu schenken – und warme Strümpfe gar erst.

Sandmoll achtete es nicht der Mühe werth, auf diese Bemerkung, so viel Richtiges sie auch haben mochte, etwas zu erwiedern. Er setzte seinen Gang durchs Zimmer fort, indem er jetzt zum Fingerknacken auch noch jenes schon früher geschilderte, eigenthümlich girrende Lachen vernehmen ließ.

Die Alte hub aufs Neue an – oder richtiger, sie fuhr, als wäre gar keine Pause gewesen und sie brächte ihren Satz ruhig zu Ende, fort:

Und wenn er mir keine neuen Gesangbücher mehr schenkt und keine warmen Strümpfe, dann ist er auch

nicht unser Freund mehr. Und wenn er nicht mehr unser Freund ist, dann hat auch unsere Herrlichkeit ein Ende mit Nächstem. – Denn, setzte sie wiederum nach einer Pause hinzu: der Herr Prediger kann Alles – Alles ...

Sandmoll schien mit seinen Betrachtungen wieder einmal zum Schluß gekommen. Er schüttelte sich ein, zwei Mal über den ganzen Leib; dann, vor seiner Freundin stehen bleibend:

Was Neues unterdeß? fragte er.

Statt aller weitem Antwort und ohne den wieder begonnenen Gesang zu unterbrechen, begnügte Lore sich, rückwärts mit dem Daumen nach dem Schreibtisch zu deuten, wo, bei den übrigen Papieren, einige frisch angekommene Steuerlisten, Executionszettel und Aehnliches lagen.

Und nichts von da? fragte Sandmoll weiter, indem er, ebenfalls mit stummer Geberde, nach der Gegend des Schlosses deutete.

Wieder eine Pause. Dann in einem Tone, der es völlig unentschieden ließ, ob dies eine Antwort sein sollte auf seine Frage oder eine selbständige Rede:

Der Commerzienrath, sagte sie, indem ihre Augen noch immer stier auf den Zeilen des Gesangbuchs hafteten, ritt heute vorbei.

Der Alte horchte mit unbeschreiblicher Spannung. Doch kannte er seine Gefährtin zu gut, als daß er, und

ob er vor Ungeduld gestorben wäre, sie hätte zu größerer Eile antreiben sollen: er wußte, daß dies das beste Mittel gewesen wäre, sie gänzlich verstummen zu machen, und daß dann keine Drohungen und keine noch so grausamen Mishandlungen ihre Lippen in Bewegung setzen konnten.

Auch fuhr sie wirklich schon fort.

Der gnädige Herr, sagte sie, rief mich an: ich solle dir sagen, sagt' er, es würde bald Regen geben; wer etwa noch Gras auf der Wiese hätte, sollt' ich dir sagen, sagt' er, der möchte zusehen, daß er es hereinbekäme, aber schnell.

Der Alte zog die Schultern hoch und lachte höhnisch.

Weiß er es auch schon? sagte er: Nun gut, so wissen wir es alle Beide. – Und wann, meinte der gnädige Herr, würde das Wetter kommen?

Morgen mit dem Frühesten, erwiederte Lore: und eine Stunde nach Mitternacht, im Westen, müßt' es sich entscheiden.

Eine Stunde nach Mitternacht, im Westen; es ist gut, wiederholte der Sandmoll. Aber in der Art, wie er diese Worte vorbrachte und die jedem Fremden gewiß völlig unverfänglich erschienen wäre, erkannte Lore, daß die angekündigte Wetterveränderung ihn näher anging, als er wollte merken lassen.

Sie klappte das Buch zu und schickte, die Arme in einander gelegt, sich eben an, ihre glanzlosen Augen

auf ihn zu richten: als der Sandmoll hastig die Lampe ergriff, an den Tisch trat, die Papiere öffnete . . .

Einige davon steckte er zu sich, andere warf er zu dem übrigen Haufen; noch andere endlich, die er aus dem Innern des Tisches, aus einem verborgenen Fache nahm, verbrannte er an der Lampe,

Darauf aus einem andern Fach nahm er ein großes wappenähnliches Schild, aus blankem Messing, dergleichen Gerichtsdienere, Executoren und ähnliche Leute bei ihren amtlichen Verrichtungen zu tragen pflegen. Er rieb und putzte daran und ließ es an der Lampe spiegeln, bis es ihm blank genug schien; dann befestigte er es an seinem Rocke, auf der linken Brust.

Er vertauschte ferner den abenteuerlichen grauen Filz mit einer dienstmäßigen runden Mütze mit schmalem grünem Streifen. Endlich warf er einen alten misfarbigen Mantel über, und nahm den großen Amtstock, oben mit Messing beschlagen, in die Hand.

So, zum Aufbruch gerüstet, stellte er sich seiner Freundin gegenüber. Sie war so groß oder er so klein – genug, es fehlte nicht viel, so war sie im Sitzen ebenso groß, wie er im Stehen; sie konnten sich also sehr bequem Aug' in Auge sehen. Nur Schade, daß die Augen der Einen so erloschen waren, die des Andern so tief in ihren Höhlen lagen, so daß, wer die beiden Personen nicht kannte, sie in diesem Augenblick, da sie einander so ausdruckslos anstarrten, nothwendig für zwei Blinde gehalten hätte. Aber diese seltsamen Geschöpfe, so

zu einander gehörig, so in einander verwachsen durch gemeinsames Elend, gemeinsame Verworfenheit, verstanden ihre kaum sichtbaren Blicke gegenseitig besser, als viele ehrliche Leute ihre ausgesprochenen deutlichen Worte. – Nachdem Lore ihre großen faden Augen eine Zeitlang auf dem Antlitz des Alten hatte ruhen lassen, mit einer Bestimmtheit, die etwas Entsetzen Erregendes hatte:

Der Junge ist wieder da, sagte sie.

Sandmoll nickte; es war ein langsames, nachdenkliches Nicken.

Jetzt erst schien Diebslore seinen veränderten Anzug zu bemerken.

Wohin so spät noch? fragte sie.

Dienst, antwortete Sandmoll, indem er mit einem unbeschreiblich boshaften Grinsen die Mütze fester rückte. – Auch dies war etwas Merkwürdiges in dem Umgang dieser beiden Personen, daß, trotz der notorischen Schwerhörigkeit des Frauenzimmers, der Alte seine Stimme doch nicht im Mindesten anzustrengen brauchte, um ihr jederzeit vollkommen verständlich zu sein – nämlich sobald sie ihn verstehen wollte! Sie las, würde man in anderen Fällen gesagt haben, die Worte von den Lippen; – aber nur von diesen aufgeschwollenen, wulstartigen Lippen, was ließ sich lesen?!

Das Weib versank wieder in sein früheres theilnahmloses Schweigen. Nur indem der Alte bereits unter der

Thüre stand, mit derselben, starken, harten Stimme, wie bisher:

Wenn es der Junge gar zu arg macht, sagte sie, mußt du doch einmal die Gelegenheit wahrnehmen und ihn auf den Kopf schlagen.

Sandmoll, der eben damit beschäftigt war, pantomimischen Abschied von seiner Freundin zu nehmen, das heißt, er hob den messingbeschlagenen Stock mehrmals drohend in die Höhe, – nickte wiederum, aber diesmal auf eine durchaus vergnügte und beifällige Weise.

Ah, ah, röchelte er, indem er sich die Schwelle vorsichtig hinabließ, ist doch bei alledem ein gutes Weib, die alte Lore! ein gutes Weib! ein kluges Weib!

Mit diesen Worten schloß er die Hausthür sorgfältig hinter sich ab.

Das gute kluge Weib verhielt sich einige Minuten hindurch unbeweglich. Dann, sowie sie die Ueberzeugung gewonnen, daß der Alte das Haus wirklich verlassen und sie nicht etwa nach hinterwärts belausche, auf nackten Füßen, schlich sie ans Fenster und lauschte durch den Spalt im Laden. – Dienst will er haben? murmelte sie dabei vor sich hin: das mag er einem Andern weiß machen – Dienst um zehn Uhr in der Nacht? . . . Richtig, fuhr sie fort, indem sie, vollkommen befriedigt, vom Fenster zurücktrat: ins Haus des Meisters, ich dacht' es mir. Zehn Uhr Nachts und er geht noch in das Haus des Meisters? Ah, steh' mir Gott bei, das muß

ein garstiger Aerger gewesen sein, den er gehabt hat! Für den bin ich zu schlecht, ihn an mir auszulassen, da muß er sich was extra zu Gute thun; darum geht er ins Haus des Meisters . . . Fast dauert er mich, setzte sie hinzu, der arme Meister; es wäre besser todt sein, obschon todt sein höchst entsetzlich sein muß, höchst entsetzlich –! (und hier schlugen ihr die Zähne an einander) als dies Leben. Aber woher kommt's? Er ist ein Ketzer, sagt der Herr Prediger, und will nicht aus dem Gesangbuch singen . . .

Damit hatte sie sich ihren Sitz am Ofen wieder zu recht gerückt und hub von Neuem an mit lauter plärrender Stimme die geistlichen Melodien des Gesangbuchs abzusingen.

ZWEITES BUCH. SCHLOSS UND HÜTTE.

ERSTES KAPITEL. DAS DÜSTRE HAUS.

Nachdem Herr von Lehfeldt, nach seinem Abschiede von dem Alten, scharf zutrabend, eine ziemliche Strecke Wegs auf der großen Straße zurückgelegt hatte, wandte er sich plötzlich in fast entgegengesetzter Richtung querfeldein, durch Gestrüpp und Steine, auf ein Gebäude zu, welches, etwa eine Viertelstunde von der Straße entfernt, in trauriger Einsamkeit, mitten in der unfruchtbaren Ebene lag. Vor Alters als Försterwohnung benutzt, diente dasselbe jetzt, halb verfallen und zum Abbruch bestimmt, Wegaufsehern, Grenzjägern und anderen untergeordneten Beamten, die eben in dieser Gegend zu thun hatten, zu gelegentlichem Aufenthalt. – Im Munde des Volks war sogar noch von anderen Gästen die Rede, und minder ehrbaren, welche das öde Haus zu Zeiten bevölkern sollten: Schmuggler, behauptete man, Landstreicher und sonstiges Gesindel, dergleichen sich, bei der Nähe der Grenze, hier viel zusammenfand, hätten hier ebenfalls, abwechselnd mit ihren Verfolgern, ja zuweilen, setzte das Gerücht hinzu, gleichzeitig und nicht ohne geheimes Einverständniß mit ihnen, eine bequeme Zufluchtsstätte.

Indessen wie es damit auch sein mochte, in diesem Augenblick wenigstens stand das Gebäude, allem Anscheine nach, völlig unbewohnt; nirgend ein Licht, nirgend eine Spur von Menschen. Das ganze Haus, wie

es so dalag, lautlos, leblos, auf der hellbeglänzten Fläche, mit der langen, schwarzen, halbzerstörten Esse, die ihren abenteuerlichen Schatten weithin warf, den dunklen Fensterhöhlen, wo auf zerknickten Scheiben der Mond sich spiegelte, gewährte einen unendlich düstern, unheimlichen Anblick; Niemand, der es zum ersten Mal gesehen, zumal in dieser nächtlichen Stunde, hätte sich eines geheimen Grauens erwehren mögen.

Von einem derartigen Grauen empfand Herr von Lehfeldt nun freilich nichts. Aber daß auch er sich dem Hause nur mit einer besondern Vorsicht näherte, war nicht zu verkennen. Die Rechte hatte er fest in der Brusttasche, wo die Terzerole steckte; mit der Linken hemmte er von Zeit zu Zeit die Zügel, indem er, mit gespanntester Aufmerksamkeit, nach dem dunklen Hause hinüberlauschte.

Aber nirgend regte sich ein Laut; nur das kurze Schnaufen des Hundes, der, die Nase dicht an die Erde gedrückt, eine Spur zu suchen oder eine gefundene zu erkennen schien, unterbrach die allgemeine Stille.

Herr von Lehfeldt war jetzt bis dicht vor das Haus gelangt. Langsam ritt er um dasselbe herum, bis unter den südlichen Giebel, wo ein kleines Gehöft, von einem hohen Zaun umschlossen, sich anlehnte.

Wieder lauschte er zwei Minuten. Aber wiederum blieb Alles still. Der Hund, als wäre er jetzt vollkommen im Reinen und wüßte, wo er wäre, hatte sich traulich unter den Thorweg gelagert und blickte, mit dem

gewaltigen Schweif den Staub von der Schwelle klopfend, mit muntern Augen zu seinem Herrn empor.

Jetzt endlich schien Herr von Lehfeldt zu einem Entschluß zu kommen. Sich leicht in den Bügeln erhebend, pochte er mit der Spitze seiner Gerte dreimal, in eigenthümlichem Tact, an das Giebelfenster, das sich zunächst über seinem Haupt befand.

In demselben Augenblick wurde das Zeichen von innen wiederholt.

So wie er es vernommen, schwang sich Herr von Lehfeldt aus dem Sattel; er lüftete den Hut, knöpfte den Rock auf, gähnte leicht, kurzum, er benahm sich ganz wie Einer, der sich in dem angenehmen Bewußtsein ergeht, eine misliche Situation glücklich überstanden zu haben.

Inzwischen war es im Innern des Hauses lebendig geworden. Das hüpfende Licht einer Blendlaterne lief durch die öden Kammern. Jetzt hörte man ein Geräusch am Thorweg; derselbe öffnete sich und zwei Männer in unscheinbarer Kleidung wurden sichtbar.

Herr von Lehfeldt warf dem Nächststehenden die Zügel zu: Alles in Ordnung? fragte er den Andern, indem er raschen Schrittes in den engen Hofraum trat.

Alles in Ordnung, wiederholte der Mann, die Hand zu militairischem Gruß an die Mütze legend.

Damit war die Gruppe eingetreten. Der Thorweg schloß sich; zum zweiten Mal hüpfte der Lichtschein durch das dunkle Haus, um gleich darauf im Innern

desselben zu verschwinden . . . Und wiederum war es so still, so todt – man hätte schwören mögen, daß keine lebendige Seele darin.

Kaum eine Viertelstunde war vergangen, als der Thorweg sich aufs Neue öffnete. Herr von Lehfeldt, jetzt in der bequemen Tracht eines Fußgängers, trat heraus. Hinter ihm das Pferd, von einem der Diener geritten. Schon auf der Schwelle wandte Herr von Lehfeldt sich noch einmal um.

Bis morgen Abend, sagte er, ist nun nichts weiter zu erwarten. Du, Andres, reitest das Pferd auf die Station zurück; gib die beiden Zettel ab, aber nur an den Mann, der das Wort weiß. Ihr, Samuel, wandte er sich zu dem Andern, haltet Euch wacker in Eurer Einsamkeit; wenn Ihr einschlaft, sei's mit Einem Auge. Um Mittag ist Andres wieder zurück; wenn etwas vorfällt, so wißt Ihr den Weg, wie Eure Nachrichten mich finden. Die beiden Angeredeten verneigten sich; der Eine verschloß das Thor, der Andere, mit lautem Zungenschlag, setzte das Pferd in Trab, rückwärts denselben Weg, nach der großen Straße zu, den es vor Kurzem erst gekommen. Herr von Lehfeldt sah ihm einige Augenblicke nach: Wackres Geschöpf, immer wachsam, immer unverdrossen, sagte er, in einem Tone, der es unentschieden ließ, ob er von dem Roß sprach oder von dem Reiter – piff dem Hunde und wandelte mit muntern Schritten nach der entgegengesetzten Seite hin, abwärts in das Thal.

ZWEITES KAPITEL. DAS ABENTEUER.

Der Weg, auf welchem der junge Mann dahinschritt

...

Aber nein, das war kein Weg mehr zu nennen! Kaum einen Büchsenchuß von dem unheimlichen Hause stürzt das Terrain steil ab; eine Schlucht öffnet sich – folge ihr Niemand! Denn wenige Schritte nur und der vorwitzige Wanderer sieht sich von allen Seiten, vorwärts, rückwärts, umgeben, eingeengt, gefangen in einem Labyrinth von Kegeln und Klippen, Schluchten und Gründen, so regellos, so wild phantastisch, als hätte in Urzeiten die Faust eines Riesen hier, in übermüthigem Spielwerk, die weiche Rinde des Erdballs durcheinander gequetscht. Der Boden ist abschüssig, sumpfig; unter dem Tritt des Wanderers sickern kleine Quellen hervor; zahllose Bäche, in seltsamen Windungen, schleichen träg von Fels zu Fels.

Herr von Lehfeldt jedoch durchschritt dies Labyrinth unbeirrten Fußes, mit stolzer Sicherheit, als ob er auf dem Parquet eines Tanzsaals wandelte. Er wußte, daß die große Straße in dieser Gegend genöthigt ist, einen beträchtlichen Umweg zu machen, und da ihm daran gelegen war, das Fabrikdorf so bald wie möglich zu erreichen, vielleicht auch, weil es ihm lästig fiel, denselben Weg noch einmal zu Fuß zurückzulegen, so hatte er keinen Augenblick Bedenken getragen, diese nähere, wenn auch mühselige und gefahrvolle Richtung einzuschlagen.

Und welche Bedenken hätte er auch dabei haben können? Da es in der That so war, wie wir es unlängst aus seinem Gespräch mit dem Alten vernommen: es war in der That der Schauplatz seiner Kindheit, auf dem er hier wandelte! in diesen Gründen und Schluchten, zwischen diesen Felsen und Klippen war er aufgewachsen! jeden Stein und jeden Busch in dieser wüsten Gegend erkannte er wieder, mit derselben instinctmäßigen Sicherheit, mit der Andere, nach dreißigjähriger Trennung, den Nußbaum wiedererkennen und die Rosenhecke, unter der sie als Kinder in ihres Vaters Garten Versteck gespielt!

Aber allerdings nicht mit derselben Freude. War es eine Folge der Anstrengungen und Aufregungen, denen er sich den Tag über ausgesetzt hatte und die nun allmählig anfangen, wenn nicht seinen Körper, doch die Kraft seines Geistes abzuspannen; war es ein Nachhall jener Gespräche, die er mit dem alten Falschmünzer geführt hatte, oder endlich war es der geheimnißvolle Zauber dieser Mondnacht, die ihn mit lindem Hauch wollüstig umschmeichelte und seine starre Seele löste: genug, in dem Hirn des einsamen Wanderers stiegen Gedanken auf, Bilder zogen vorüber an seinem innern Auge, Empfindungen wurden wach in seinem Herzen, die er längst verwischt, längst gestorben glaubte! Eine tiefe Sehnsucht überkam ihn nach jener wüsten, rohen Jugendzeit, nicht um ihrer ungebundenen Freiheit willen, nicht wegen der Abenteuer und Gefahren, in

denen seine junge Seele sich gebadet hatte, wie ein Schwan im Wasser – nein: nur weil er damals ein Kind gewesen war, ein Kind! und trotz aller Verworfenheit, die ihn umgeben, trotz allen Elends mit dem er zu kämpfen gehabt hatte, besser dennoch im Grunde und glücklicher als jetzt.

Ja, indem er, mit peinlicher Genauigkeit, sich vertiefte in den Gegensatz seiner früheren und seiner gegenwärtigen Lage; indem er sich selbst zu erblicken meinte, wie er hier mitten in der Nacht, einsam, das Auge der Menschen scheuend, wie ehemals, sich zum zweiten Mal dahinstahl zwischen diesen öden Felsen; indem er sich unwillkürlich genöthigt fühlte, sich selbst Rechenschaft zu geben über die Verbindungen, die ihn hieher geführt, die Zwecke, die ihn zurückgebracht an diese Stelle: so überfiel den starken Mann, der soeben erst einer drohenden Gefahr mit so viel kühler Besonnenheit entgegengegangen war, ja der nicht mit dem Auge geblinkt hatte, als der Wahnsinnige die Keule gegen sein Haupt schwang – es überfiel, sage ich, denselben Mann eine unsägliche Angst vor sich selbst und er hätte aufschreien mögen, wie vor einem Gespenst, vor seinem eignen Schatten.

Personen von der Charakterstärke und der eisernen Selbstbeherrschung, wie Herr von Lehfeldt, führen keine Selbstgespräche, wenigstens keine lauten, auch nicht im Mondenschein und selbst dann nicht, wenn

die Fluth ihrer Seele hoch aufschwillt in schmerzlicher Empörung. Wir müssen daher in diesem Falle auf den Vortheil, dessen andere Romanschreiber sich bedienen, indem sie die Selbstgespräche ihrer Helden belauschen, Verzicht leisten: unsere Leser würden den angeblichen Monologen eines Herrn von Lehfeldt doch keinen Glauben schenken. Dagegen wenn wir ihnen sagen, daß derselbe zu wiederholten Malen tief athmend stehen blieb und die beiden Hände flach gegen die Brust preßte, als wollte er sich eine Last davon herunterwälzen: so werden sie hoffentlich fühlen, was diese krampfhaftige Aufregung bei einer so ehernen Natur, wie diese, zu bedeuten hatte, und daß damit in der That mehr gesagt war, als Andere in stundenlangen Monologen jemals sagen können.

Das laute Anschlagen seines Hundes scheuchte Herrn von Lehfeldt aus diesen Gedanken und Träumen empor, eine klägliche Stimme rief dazwischen . . .

Herr von Lehfeldt fuhr mit der Hand über die Stirn – hinunter, hinunter, träumende Gedanken! und Ihr da, gebt Raum, unsichtbare Geister der Nacht!

Alle Teufel, Mann, den Hund zurück! Heda – oh, ah – verwünschtes Thier!

Die Situation, in welcher diese Worte gerufen wurden, war kläglich genug, wenigstens für den, der sich darin befand. Für den Zuschauer im Gegentheil hatte sie etwas Komisches: ein Herr, in geschmackvoller

städtischer Kleidung, breitschultrig, von ungewöhnlicher Korpulenz, mit Armen und Beinen vergeblich den Hund von sich wehend, der, mit grimmigem Gebell, beide Pfoten auf seine breiten Schultern gelagert hielt und die kalte feuchte Schnauze dicht an sein wohlgenährtes Antlitz preßte.

Ein Wink des Herrn von Lehfeldt brachte den Hund zurück.

Uf, rief der Fremde, das fehlte noch – o du verwünschte Mondnacht! Mein Kragen, meine Weste! Wißt Ihr auch, Mann, wandte er sich zu Herrn von Lehfeldt, daß es geradezu abgeschmackt ist, mit solchen großen Kötern Nachts zwischen den Bergen umherzuziehen und idyllische Wanderer zu beunruhigen, von der Polizeiwidrigkeit gar nicht zu sprechen? Aber freilich, setzte er hinzu, indem er sich eifrigst bemühte, die Spuren der eben erlittenen Umarmung von sich abzuklopfen, ein dummer Streich kommt aus dem andern, und so wahr ich Florus heiße, ich wollte, ich hätte dies verwetterte Gebirge nie gesehen. Gebirge? Pah, dummer Unsinn! leere Renommage! Steine, an denen man sich die Schienbeine zerstößt, Schluchten, wo man den Hals bricht, Sümpfe, in denen man stecken bleibt – ein schönes Gebirge das!

Herr von Lehfeldt schien keine Lust zu haben, den Verlauf dieses Abenteuers abzuwarten. Da der Weg zu eng war, um mit Bequemlichkeit an einander vorüber zu können, so deutete er mit einer leichten Bewegung

der Hand an, daß er geneigt sei, dem Andern den Vortritt zu lassen, indem er zugleich eine flüchtige Entschuldigung wegen des Hundes aussprach.

Der nächtliche Abenteurer hatte die Geberde des Herrn von Lehfeldt sehr wohl verstanden; sie war jedoch durchaus nicht nach seinem Sinne. Was? rief er, hier vorbeipassiren? Nun wahrhaftig: zu geschweigen von der Gefahr, zwischen diesen verwünschten Felsen stecken zu bleiben, wie eine Maus in der Falle – wie wohl mir, unterbrach er sich selbst, dieselbe ziemlich nahe ist: denn bekanntlich, wenn auch leider nicht der größte, so bin ich doch der dickste Dichter Deutschlands – denkt Ihr denn, Mann, fuhr er mit erhobener Stimme fort, daß ich zum Vergnügen umherwandle zwischen diesen elenden Steinen, und das noch dazu in nachtschlafender Zeit? Vergnügen, ei ja doch: verirrt bin ich, guter Mann, verirrt auf eine ganz maliciöse Weise – Oder nein, verbesserte er sich, nicht maliciös, sondern ganz gerechter Weise, zur Strafe meines Uebermuths, weil ich meine Nase auch einmal in Gebirgsluft tragen wollte. Der Mond, der Mond – o Bester, glauben Sie keinem Menschen ein Wort, der Ihnen etwas Gutes vom Monde sagt! Es ist das abscheulichste Gestirn am ganzen Himmel; schläft man, so kriegt man Alpdrücken von dem dummen blassen Gesicht da oben, und wacht man, so führt es Einen in die Patsche. Es ist eine bloße poetische Tradition mit dem ganzen Monde, auf mein Wort, und ich sage mich los davon,

wiewohl ich ein Poet bin; jede honette Straßenlaterne ist mir lieber. Da seht, Mann, rief er und streckte in komischem Zorn das Haupt entgegen, das, seltsam genug, mit einem bunten seidnen Tuch, wie mit einem Turban, umwunden war: seht her, wie ich zugerichtet bin! Hut weg – das war, wie ich zwischen die Klippen rutschte; Stock weg – das war, wie ich in den Sumpf fiel; Kamaschen zerrissen – das war überall; Rock zerrissen – das war Euer Hund, und an dem Allen ist nichts Schuld, als der Mond und das Gebirge. Ich bin ein Opfer meiner poetischen Studien, setzte er in etwas getröstetem Ton hinzu, das ist's!

Ich bedaure Ihre Unfälle, mein Herr, erwiederte Herr von Lehfeldt, mit einer Stimme, welche seine wachsende Ungeduld verrieth, denn er ließ die Worte kaum halb zwischen den Zähnen hervor: aber ich ersuche Sie zu bemerken, daß ich Eile habe und daß weder Zeit noch Ort geeignet sein dürften . . .

Aber der dicke Poet ließ ihn nicht zu Ende sprechen, Eile? rief er, Eile, Herzensmann? Nun sehen Sie, das ist ja gerade mein Fall! Eile, versteht sich! Eile nach einem warmen Bett! Eile nach einem guten Glase Glühwein – ich wünsche mir nichts Besseres: denn ich bin naß bis über die Knie und wenn ich morgen nicht meinen allerschönsten Gichtschmerz habe, so ist's ein Mirakel. Sie hören, mein Allervortrefflichster, fuhr er fort und pflanzte seine dicke Figur, gleich einer Schanze, quer über den Weg, so daß Strom schon nicht übel Lust

bezeigte, seine Umarmung zu wiederholen – Sie hören, daß ich ein Poet bin und darum denken Sie, daß ich auch ein Phantast sein muß, nicht wahr? Aber weit gefehlt! Das Nützliche zum Schönen, da liegt's, und ich kann zu Zeiten ein Logiker sein, ein gefährlicher Logiker, sag' ich Ihnen! Geben Sie Acht, Vortrefflichster: da Sie hier gehen, so müssen Sie auch irgendwohin gehen; da Sie diese Richtung frei haben wollen, müssen Sie auch wissen, wohin diese Richtung führt – warum? weil sonst kein zureichender Grund vorhanden wäre – Nun denn, charmanter Mann: wohin Sie wollen, will ich auch, es ist mir ganz egal, wohin es ist, wenn ich nur auf irgend eine Weise aus diesem verwünschten Labyrinth herauskomme. Oder denken Sie, Herr, daß ich mir werde von Ihrem Hunde den Rock zerreißen lassen und hinterdrein wollen Sie mich nicht einmal zurechtweisen? Nein, Herr, das werden Sie nicht! Sie haben einen guten Rock an, Herr, und ein menschliches Angesicht! Sie werden sich eines Poeten erbarmen, den Gebirg und Mondschein und, wenn Sie wollen, seine eigene Thorheit irre geführt haben und der wol noch im Stande ist, Ihren Namen . . .

Bei diesen Worten, die er halb spaßhaft, halb ärgerlich hervorstieß, war er, mit erhobenen Händen, dicht vor Herrn von Lehfeldt getreten und sah ihm, der sein Gesicht jetzt unmöglich mehr wegwenden konnte, dicht in die Augen . . .

Nun, beim Apoll und seinen neun liederlichen Dirnen, rief er, indem er vor Ueberraschung zwei Schritte zurückprallte, das nenn' ich mir ein Abenteuer! Ist's möglich? an dieser Stelle? Herr von Lehfeldt?!

Und mit stürmischer Freude wollt' er ihn umarmen.

Aber jetzt trat Herr von Lehfeldt seinerseits zurück. Mein Herr, sagte er mit vollkommenster Ernsthaftigkeit und einem Nachdruck auf jedem einzelnen Worte, der unwillkürlich Respect einflößte: da ich den Umständen nach nicht voraussetzen darf, daß es Ihnen gefällig sein sollte, mit einem Unbekannten einen Muthwillen zu treiben, der in der That sehr wenig am Ort sein würde und gegen den ich überdies (mit einem Seitenblick auf den Hund) mich in jeder Hinsicht gedeckt fühlen dürfte, so wollen Sie mir die Versicherung erlauben, daß eine zufällige Aehnlichkeit Sie täuscht und daß ich nicht die Ehre habe . . .

Nicht die Ehre habe, wiederholte der Poet mechanisch, mit verhallender Stimme: ah so, bitte tausend Mal um Entschuldigung . . . meine Brille . . . ich merke jetzt erst, daß ich auch meine Brille verloren habe . . . Sie wissen, Herr von Lehfeldt – oder nein, da Sie nicht Herr von Lehfeldt sind, so wissen Sie auch nicht, daß ich außerordentlich kurzsichtig bin . . . ganz außerordentlich . . . Ei zum Teufel, rief er dazwischen und starrte Herrn von Lehfeldt mit aufgerissenen Augen ins Gesicht: Aehnlichkeit! was da Aehnlichkeit! Solche Aehnlichkeiten gibt es nicht, Sie sind es selbst,

Herr von Lehfeldt! Wir kennen Sie, Sie sind ein Schalk, Sie lieben dergleichen Streiche; aber hier mitten in der Nacht ist das, wenn Sie mir erlauben wollen, eine Grausamkeit! eine pure Grausamkeit, Herr von Lehfeldt!

Herr von Lehfeldt sah ihn mit leichtem Kopfschütteln fragend an, wie Einer, der durchaus nicht weiß, wovon die Rede ist.

Nein, nein, rief der Poet, der jetzt wirklich ernsthaft in Verzweiflung gerieth: das ist zu viel! das heißt den Scherz übertreiben! Was? Sie wollen nicht Herr von Lehfeldt sein? Sie wollen mich nicht kennen? Was? Und wir haben ein Jahr lang zusammen gespeist, im Schwanen, wissen Sie, rechts an der Ecke? und wie mein Stück durchgefallen war, machten Sie noch den schlechten Witz darüber, bei den ersten Schoten, wie? Und es sind noch nicht drei Wochen, da war ich mit Ihnen in der Soirée bei Ihrem Onkel, dem Herrn Minister, was? Und wollen mich verleugnen? mich? Ihren Freund? den dicken Florus? mich? bei nachtschlafender Zeit, in wildfremdem Lande, mich?!

### DRITTES KAPITEL. DIPLOMATISCHE VERSTÄNDIGUNGEN.

Herr von Lehfeldt fixirte den Poeten mit klaren, kalten Blicken, während ein feines Lächeln seinen Mund umspielte.

Wiewohl, sagte er mit einer artigen Verneigung, nur ein unbedeutender Mann, bin ich doch in der neuesten Literatur unseres Vaterlandes nicht unbekannt genug, um nicht den Namen Florus zu kennen und zu verehren; sind nicht »Die getreuen Schotten« aus Ihrer geistreichen Feder?

Ja, sagte der Dichter, sie sind es und sollen es auch bleiben, und das ist gerade das Stück, das die Gründlinge des Parterre mir durchfallen ließen und worüber Sie bei den ersten Schoten . . .

Aber der unerbittliche Herr von Lehfeldt schnitt ihm das Wort vom Munde ab. Ich war damals, sagte er, selbst im Theater und entsinne mich noch sehr wohl, mit welchem Unwillen mich der Ungeschmack unseres Publicums erfüllte; haben Sie vielleicht damals unter dem allgemeinen Pfeifen einen Klatscher gehört, ich sage Einen? Das war ich, mein Herr.

Herr von Lehfeldt hatte sich jetzt, ähnlich, wie einige Stunden zuvor dem Vagobonden gegenüber, vollkommen in die Situation gefunden; nachdem er sie vergebens gesucht hatte abzuwenden, gedachte er sie jetzt, durch humoristische Verarbeitung, zu einem freien Spiel des Witzes zu erheben. Auch war er insgeheim unwillig auf sich selbst wegen der Weichheit, die ihn vorhin beschlichen; es konnte ihm nichts Erwünschteres kommen, sich von dieser, wie es ihm jetzt wieder vorkam, verächtlichen und unmännlichen Stimmung gründlich zu befreien und sich zurückzusetzen in

seine gewohnte stachlige Herbigkeit, als dieses Zusammentreffen.

Florus sah ihn mistrauisch von der Seite an, ohne ein Wort zu erwiedern.

Erlauben Sie mir, fuhr Herr von Lehfeldt fort, Ihnen meine Freude auszudrücken über den unerwarteten Zufall, einen sehr unerwarteten, in der That, der mir die Ehre dieser geistreichen und berühmten Bekanntschaft verschafft; genehmigen Sie aber auch zugleich die wiederholte und wahrhafte Versicherung, daß der Herr von Kleefeld, mit dem Sie die Güte hatten, mich zu verwechseln . . .

Lehfeldt, brummte der Dichter.

Ganz zu Ihrem Befehl, mein Herr: aber ich ersuche Sie, die Versicherung zu genehmigen, daß gedachter Herr mir vollkommen unbekannt ist und daß ich bis zu dieser Stunde durchaus nicht die Ehre gehabt habe, mich Ihrer ausgezeichneten Bekanntschaft rühmen zu dürfen. Was übrigens die Aehnlichkeit, mit dem Herrn von Seefeld . . .

Lehfeldt, wiederholte Florus.

Sehr richtig: und ich bitte um Verzeihung, daß ich den Namen Ihres Freundes, gegen den ich schon um deswillen eine außerordentliche Hochachtung hege, durch falsche Aussprache verunstalte; es geschieht ganz gewiß in keiner bösen Absicht, ganz gewiß nicht, Herr Florus . . .

Oh, stöhnte der Dichter voll Ungeduld und befühlte ängstlich die nassen Kamaschen.

Die Bemerkung, Herr Florus, fuhr der Andere fort, welche ich mir erlauben wollte, war diese: daß es nämlich bei Mondschein außerordentlich schwierig ist, über Aehnlichkeiten zu urtheilen, besonders, Herr Florus, wenn man, wie Sie soeben die Geneigtheit hatten, mich zu versichern, seine Brille verloren hat. Ich darf diese Meinung vielleicht äußern, selbst einem so berühmten Manne gegenüber, ohne mich einer sträflichen Anmaßung schuldig zu machen, indem mein Metier es gewissermaßen so mit sich bringt und es nicht gut wäre, wenn ich nicht wenigstens darüber einige Erfahrung hätte: ich bin Maler, Herr Florus – das heißt ein ganz unbedeutender, so unbedeutend und anspruchlos, wie mein Name: Schmidt, ganz kurzweg Schmidt – oder wenn Sie sehr gütig sein wollen, Herr Florus: Landschaftmaler Schmidt . . .

Schmidt – sehr schöner Name das, sagte der Dichter trocken, sei es nun, daß die ausführliche Rede des Herrn von Lehfeldt und diese unvergleichliche Ruhe, mit der er dieselbe vorgetragen, ihn wirklich überzeugt hatte, oder daß er aus irgend einem andern Grunde geneigt war, den Streit, für diesen Augenblick wenigstens, fallen zu lassen: Nun denn, mein vortrefflichster Herr Schmidt, so wollen wir denn also diesen Herrn von Lehfeldt laufen lassen; es ist wirklich, unter uns gesprochen, ein ganz schlechter Geselle und nicht werth,

daß man sich einen Schnupfen an ihm holt, wie ich es ohne Zweifel in diesem Augenblick thue. So ersuche ich Sie denn, mein vortrefflichster Herr Landschaftmaler Schmidt, mich für diesmal unter Ihre Fittige zu nehmen und mir aus diesem geschmacklosen Wirrwarr von Fels und Sumpf und Moor auf eine ordentliche Straße und zu einem menschlichen Obdach zu verhelphen. Der Maler (denn bei dem außerordentlichen Gewicht, das Herr von Lehfeldt hiemach auf sein Incognito zu legen schien, müssen wir ihn ja auch wohl nur wiederum so nennen) versicherte seine vollste Bereitwilligkeit und der Dichter folgte ihm, so gut seine umfangreiche Figur und die schwierige Beschaffenheit des Bodens es nur immer zuließ. Er war jetzt ganz in tiefes Schweigen versunken, was auf eine auffällige Art gegen die Redseligkeit contrastirte, die er zu Anfang gezeigt hatte.

Vielleicht indeß konnte er deshalb den Mund nicht öffnen, weil seine Augen gar so sehr beschäftigt waren; wo der Weg irgend einmal erlaubte aufzusehen, heftete er seine Blicke mit einer wahrhaft inquisitorischen Wißbegier auf die Gestalt seines Führers, als wollte er ihn durch und durch blicken. Da er jedoch in der That sehr kurzsichtig war, so hatte er bei alledem wenig Vortheil davon.

Nur ein einzig Mal – sie passirten eben eine breite Sumpfstrecke und der Maler hatte allen Fleiß anzuwenden, die trockensten Stellen aufzufinden – unterbrach er sein ungewohntes Schweigen.

Herr von – Schmidt, wollt' ich sagen, rief er: ah so, verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie Herrn von Lehfeldt gar nicht kennen und daß es Sie daher auch unmöglich interessiren kann, was man in diesen Tagen von ihm in der Hauptstadt erzählte? Man erzählte, rief er und arbeitete dabei aus allen Kräften, die Flanke seines Führers zu gewinnen, daß Herr von Lehfeldt seit einigen Tagen aus der Hauptstadt verschwunden ist! man erzählte von einem auswärtigen Geschäft, einer geheimen Mission, aber (wobei seine Stimme immer lauter wurde und er sich immer näher an den Maler heranzuarbeiten suchte) man erzählte von anderer Seite auch, daß böse Geschichten mit Herrn von Lehfeldt vorgefallen wären, von Untersuchung erzählte man, unfreiwilliger Entfernung und allerhöchster Ungnade – Nun? das interessirt Sie nicht im Mindesten, Herr Schmidt, nicht wahr? Nicht im Mindesten? Und ich erzähle es Ihnen auch blos, um Ihnen zu sagen, daß es mich ebenfalls nicht interessirt und daß ich überhaupt von der ganzen Geschichte nicht ein Wort glaube, verstehen Sie mich? Nicht ein Wort glaube ich! Herr von Lehfeldt ist ein feiner Fuchs, ein schlauer Kunde ist Herr von Lehfeldt; aber andere Leute sind auch nicht . . .

Und damit, pumps, stand er bis über die Knöchel im hellen Wasser.

Sie müssen hinter mir bleiben, Verehrtester Herr Florus, sagte der Maler ruhig: für Zwei ist hier kein Platz und ich fürchte ernstlich für Ihre Gicht.

Endlich, nachdem sie auf diese Weise eine reichliche Stunde herumgekrochen waren, hatten sie das Schlimmste überstanden; das Erdreich wurde fester, die Felsen traten zurück und der Kessel, der das Fabrikdorf umschließt, lag offen vor ihnen. Je näher sie dem Dorfe kamen, um so mehr beschleunigte der Maler seine Schritte. Es geht stark auf Mitternacht, sagte er, und ich fürchte, Herr Florus, Sie werden in Verlegenheit kommen um Ihren gewärmten Wein.

Aber Herr Florus, wacker zuschreitend, hielt sich dicht an seiner Seite.

Eben wollten sie über die Brücke schreiten, die von der großen Straße her in das Dorf führt, als der Dichter auf ein Mal den Arm seines Nachbarn ergriff, mit einer solchen, fast müssen wir sagen, innigen Heftigkeit, und zugleich in Ton und Ausdruck lag solche ungewohnte dringliche Feierlichkeit, daß der Angeredete ihm nothgedrungen stille hielt.

Herr von Leheldt, sagte der Dichter – nein um Alles in der Welt, unterbrechen Sie mich nur jetzt nicht! Ich habe die ganze Zeit her Ihre Gestalt und jede Ihrer Bewegungen aufs Genaueste geprüft; das ist keine Aehnlichkeit, die sich verwechseln läßt, da können mir

Mondschein und verlorene Brille nichts anhaben: so wahr ich der Dichter Florus bin und so wahr ich Ihren Arm hier leibhaftig zwischen meinen Händen halte, so wahr sind Sie Herr von Lehfeldt – nein bitte, lassen Sie mich zu Ende reden! Welche Gründe Sie haben, dies Incognito anzunehmen – anzunehmen, Herr von Lehfeldt, auch gegen mich, der ich ein ganzes Jahr mit Ihnen im Schwanen gegessen habe und der ich noch vor drei Wochen mit Ihnen in der Soirée bei Ihres Herrn Onkels Excellenz gewesen bin –! weiß ich nicht, will es auch nicht untersuchen. Ich habe manche Fehler, Herr von Lehfeldt, ich weiß es, und wenn gewisse Leute zuweilen über mich lächeln, so beruhigt mich dies, daß ich noch öfter über mich selber lache, ja im Grunde genommen in einem fortwährenden moquanten Vergnügen über mich selbst lebe. Aber Indiscretion und Zudringlichkeit, Herr von Lehfeldt – Sie müssen es mir bezeugen, gerade weil Sie Herr von Lehfeldt sind – sind meine Fehler nicht.

Nach einer augenblicklichen Pause fuhr er fort: In Ihre Geheimnisse also mich eindringen will ich nicht; seien Sie Herr Schmidt oder Herr Müller oder Herr Schulze, ich lasse Ihnen freie Auswahl, da ich doch recht gut weiß, wer Sie sind und keine Verstellung mich länger irre machen kann. Aber da es möglich wäre, daß die Gründe Ihres Verfahrens in mir lägen, ich meine, daß mein unvermuthetes Erscheinen in dieser Gegend in Ihnen gewisse Befürchtungen . . . Sie sehen,

wohin ich ziele, Herr von Lehfelddt . . . eine gewisse Eifersucht . . . unter Umständen . . . und die an sich ganz natürlich wäre . . . ganz natürlich, Herr von Lehfelddt . . . Sei es, daß er den Flug zu hoch genommen, sei es, daß er selbst noch nicht recht klar war über die Sache, die er eigentlich ausdrücken wollte – genug, der Redner hatte sich hier aufs Schönste verhaspelt. Mechanisch, weil er es sonst so gewohnt war, griff er sich ins Gesicht, um an der Brille zu rücken: und der Umstand, daß er dieselbe da nicht fand, sowie die boshafte Freundlichkeit, mit welcher Herr von Lehfelddt, mit seitwärts geneigtem Kopfe, die Fortsetzung seiner Rede erwartete, trug nur dazu bei, seine Verlegenheit noch zu vergrößern.

Bald indeß fand er sich zurecht und, Silbe vor Silbe zählend, mit pathetischer Langsamkeit:

Es ist in der Hauptstadt, sagte er, eine bekannte Sache und die Salons haben sich zwei ganze Abende davon unterhalten, daß Miß Angelica – ich bitte zu bemerken, Miß Angelica – im Begriffe steht, die Residenz zu verlassen und zu ihrem Vater zurückzukehren, einem würdigen Manne, Herr von Lehfelddt, wie wir nicht zweifeln dürfen, da er allgemein als ein Millionair bekannt ist – verstehen Sie, Herr von Lehfelddt? ein Millionair . . .

Ich lege keinen Werth auf die mancherlei Gerüchte (fuhr er, jetzt wieder völlig im Zuge, fort), die in

der Hauptstadt über das Verhältniß der liebenswürdigen Tochter zu dem – vielleicht nicht liebenswürdigen, aber jedenfalls, wie schon bemerkt, höchst verehrungswürdigen Vater cursiren. Nur die Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß für einen jungen Mann, welcher etwa geneigt wäre, seine unschätzbare Freiheit an ein schönes Mädchen und eine Tonne Goldes zu verlieren, sich hier eine höchst günstige Gelegenheit eröffnen dürfte, ganz besonders wenn besagter junger Mann etwa Jurist sein sollte. Denn wie ich hörte, so wird es sich dabei noch um Testamente und Prozesse handeln. Ich komme sogleich zum Schluß, Herr von Lehfeldt! Ich enthalte mich aller Vermuthungen und führe diese Thatsache nur an, um die Versicherung daran zu knüpfen, daß ich für meine Person lieber (und hier endlich fiel er wieder in seinen alten cordialen Ton zurück) von zehn Teufeln lebendig zerpfückt sein will, als eine Frau nehmen – warum, Herr von Lehfeldt? Sie wissen es recht gut: weil ich schon eine gehabt habe und weil dieselbe mir gerade Geld genug hinterlassen hat, um mit Anstand davon zu leben. Wer sich also um deswillen gegen mich ins Geheimniß hüllen wollte, weil er, in sehr schmeichelhafter Eifersucht, in mir einen Nebenbuhler und Mitbewerber um die schöne Angelica – oder, wenn Sie nichts dagegen haben, Nebenarren und Mitrasenden fürchtet, der, mit Respect zu sagen, steckt im Sumpf – im Sumpf, Herr von Lehfeldt! und ist von der richtigen Fährte wenigstens so

weit entfernt, wie ich es vorhin war. Nein, Verehrtester: was mich zu dieser thörichten Reise veranlaßt hat, ist so wenig eine Herzens- als eine politische Affaire, sondern reinweg eine literarische. Ich fühle sehr wohl, junger Spötter, wie ich mich mit diesem Geständniß den Waffen Ihres Witzes widerstandlos überliefere. Aber es liegt einmal so in meiner Natur, daß ich mich lieber wissentlich bren will, als ohne Grund zum Narren gehalten werden. Die sociale Frage, Vortrefflichster, da haben Sie's! Wir haben oft darüber zusammen gelacht, nicht? und nun treibt das verwetternete Ding mich in diese Berge. Es ist reine Illusion damit, ich geb' es zu, eine Art Mondschein, nichts weiter: und wiederum ist mir ein gespickter Hase lieber als der ganze Socialismus. Indessen was will man machen? Das Ding ist einmal in der Mode, alle Welt will etwas Sociales lesen: verhungerte Proletarier, reiche Wucherer, bleiche Weberkinder – auf mein Wort, Herr von Lehfeldt, ich liebe eine behagliche Existenz und mein ganzer ästhetischer Magen dreht sich um, wo ich eine von diesen Jammerhöhlen erblicke, selbst nur im Buche. Aber die Zeit will es, die Literatur verlangt es.

Auch behauptet mein Arzt, ich würde zu stark – eine leidige Wahrheit! rief er und blickte, halb wehmüthig, halb selbstgefällig, auf das wohlgenährte Bäuchlein, das er vor sich hertrug: und Landluft und Fußreisen

und bäurische Diät müßten meiner Taille wieder aufhelfen. Gut denn, so werd' ich mich hier sechs Wochen auf das Elend legen – begreifen Sie jetzt, Herr von Lehfeldt? sechs Wochen lang auf das Elend! Socialistische Studien will ich machen, das ist mein ganzer Zweck; was ich so socialistische Studien nenne: einige Greulgeschichten, Scandäle, Abenteuer, einige ruppige, mordverbrannte Gestalten, Pest, Elend, Hungersnoth, was sich so etwa als haarsträubende Dorfgeschichte oder ländliches Trauerspiel verarbeiten läßt. Bin ich Ihnen nun weit genug aus dem Gehege? und sehen Sie ein, wie unnöthig Ihre Besorgniß? Sie, Glücklicher, werden Honig der Liebe sammeln von den Lippen Ihrer Angebeteten, indessen ich, Diener der Musen, einigen romantischen Dreck zusammenkehren werde aus den Hütten des Elends.

Der dicke Mann war von der langen Rede ganz erschöpft; er haschte künstlich einen Zipfel des Tuchs, um sich damit den Schweiß von der Stirn zu trocknen.

Der Maler, nach einem kurzen Bedenken, erwiederte:

Auch ich, geehrtester Herr Florus, habe mich während unserer Wanderung mit dem Gedanken an die wundersame Aehnlichkeit beschäftigt, die Sie mir aufzudrängen belieben. Ich gerieth dabei unter Anderm auf jene Stelle im Cervantes, die Ihnen, bei Ihrer ausgebreiteten Kenntniß der Literatur, ohne Zweifel sogleich vollständig gegenwärtig sein wird: nämlich wo er von

Personen spricht, welche, ohne sich in der That auch nur im Mindesten ähnlich zu sehen, dennoch Tag für Tag von der Einwohnerschaft ganzer Städte mit einander verwechselt wurden. Wenn das in Spanien passirt ist vor dreihundert Jahren, warum nicht auch jetzt bei uns? – Das, Herr Florus, ist die eine Seite von der Sache. Aber ich sehe noch eine zweite daran und bitte um Erlaubniß Ihnen dieselbe ebenfalls andeuten zu dürfen. Gesetzt nämlich, der Herr von Lehfeldt, von dem Sie sprechen, hätte nun einmal, aus irgend welchen Gründen, die Laune, für einige Zeit für einen Landschaftmaler Schmidt gelten zu wollen; gesetzt ferner, er hätte sich selbst das Gelübde gethan und erklärte es hiermit feierlichst (und bei diesen Worten stellte der Maler sich dem aufmerksam zuhorchenden Dichter auf einmal schroff in den Weg), ein paar Kugeln wechseln zu wollen mit Jedem, der sich dieser Laune nicht fügen möchte, überall und so lange, bis er selbst ihn davon entbinden wird . . .

Der Poet, zu dessen Gebrechen Rauflust nicht gehörte, war vor Ueberraschung weit zurückgeprallt.

Ei versteht sich, sagte er hastig, diese Ihre zweite Ansicht hat außerordentlich viel für sich, Herr Schmidt, und ich trete ihr vollkommen bei, Herr Schmidt. Ueberhaupt, Herr Schmidt, habe ich nicht das geringste Talent für Aehnlichkeiten, Herr Schmidt, und wenn ich vorhin dergleichen gesagt habe, so ist das ein bloßer

Scherz gewesen, so zu sagen, ein Reisescherz, Herr Schmidt . . .

Unter diesen Verhandlungen endlich hatten sie die Schenke erreicht, wo alle Fenster noch hell erleuchtet waren und noch ein wildes, jauchzendes Leben durch alle Säle tobte.

#### VIERTES KAPITEL. IN DER SCHENKE.

Die Wirthin, eine rasche, runde Frau, in den sogenannten besten Jahren, empfing die Fremden, trotz der späten Stunde und trotz der zahlreichen Gäste, die ihre Aufmerksamkeit ohnedies schon in Anspruch nahmen, mit großer Zuvorkommenheit. Sie hatte, als Mädchen, einige Jahre in einer Weinstube der Residenz servirt und setzte etwas darin, gebildete Gäste, die ihr Haus gelegentlich betraten, durch ihre städtischen Manieren und die Zierlichkeit ihrer Bewirthung zu überraschen. Geld, pflegte sie zu sagen, nimmt man von Jedem, und dreißig schmutzige Groschen sind auch ein Thaler: aber von seines Gleichen will man nicht bloß Geld, sondern auch Ehre. – Auch fiel es ihr in diesem Fall nicht schwer, den Glanz ihres Hauses zu behaupten. Denn wie sich jetzt erst ergab, so war dies, durch einen höchst erwünschten Zufall, dasselbe Dorf und dasselbe Wirthshaus, wo Herr Florus, der in dergleichen Dingen außerordentlich genau zu sein pflegte, sich schon seit acht Tagen zum Voraus Quartier bestellt hatte. Ein paar freundliche Kammern, von denen er sogleich die eine

an seinen Reisegefährten abtrat, waren in Bereitschaft. Auch ein wohlausgestatteter Mantelsack, den er ebenfalls von Hause vorausgeschickt hatte, und der ihn sogleich in den Stand setzte, seine Toilette zu verbessern, fand sich vor.

Durch all diese Umstände war der Dichter in die glücklichste Laune versetzt; er hatte seine ganze alte Redseligkeit wieder gewonnen und wurde nicht müde, seinen guten Stern zu preisen, der ihn durch alle Fährlichkeiten zu diesem behaglichen Ausgang geführt hatte.

Ich halte, sagte er zu seinem Gefährten, vom Reisen sonst, im Ganzen genommen, nicht viel. Ich habe das in meiner Jugend abgemacht, wo ich noch ein armer Teufel war und die Bequemlichkeiten des Lebens nicht zu schätzen verstand. Jetzt weiß ich, daß beim Reisen, Summa, mehr Last ist als Vergnügen, und hier herum nun gar. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben: Abenteuer erlebt man auf solcher Fahrt, Einfälle bekommt man und Anschauungen – man könnte zu Hause ein halbes Jahr darüber nachdenken und käme nicht auf solche Geschichten.

In dieser rosenfarbenen Stimmung, an der jedoch, um gerecht zu sein, auch der gewärmte Wein nicht ganz ohne Antheil war, bestand er denn auch darauf, noch in den großen Saal hinunterzugehen, wo die Fabrikarbeiter ihre Orgien feierten.

Ich reise, sagte er, nicht des Vergnügens halber, sondern zum Studium: und also darf ich mich nicht schonen.

Der Maler zeigte anfangs wenig Lust, ihn zu begleiten; er sei müde, meinte er, und wolle sich zur Ruhe legen. Zuletzt indeß gab er dem dringenden Zureden des Dichters nach.

Sehn Sie, sagte dieser, indem sie die Stiege hinuntergingen, mein bester Herr Schmidt: zwei Leute, die sich so wundersam getroffen haben, wie wir beide, für die ist das ein Fingerzeig, daß das Schicksal noch etwas Besonderes mit ihnen vorhat und daß sie daher so lange bei einander bleiben sollen wie möglich. Es ist ein wahres Lustspiel, das wir mit einander aufführen, und da ein Jeder von uns Acteur und Zuschauer zugleich ist, so ist es nicht möglich, sich besser zu amüsiren.

Der gute Mann hätte noch einen andern Grund anführen können und einen noch stichhaltigern. So sehr ihn nämlich lüsterte, das abenteuerliche Treiben im Saal in der Nähe zu betrachten, so spürte er andererseits doch auch einiges Grauen davor; ein glücklicher Gesellschafter in den lockern Kreisen der Hauptstadt, fehlte ihm alle Gabe, sich mit Leuten aus dem Volke zu verständigen. Von seinem Gefährten dagegen wußte er, daß derselbe, mit unvergleichlicher Gewandtheit, sich mit Jedermann in jedem Verhältniß zurecht fand; auch sein Muth und seine körperliche Stärke waren

ihm wohlbekannt. Unter welchem bessern Schutz also konnte er seine poetischen Studien eröffnen?

Aber auch der Maler war nicht ganz ehrlich gewesen, als er seine Müdigkeit vorschützte. Im Gegentheil: mit dem scharfen Blick, der ihm eigenthümlich war, hatte er, gleich wie sie zuerst an der offenen Saalthür vorübergingen, aus dem wogenden Meer von Gestalten eine erkannt, die ihn in hohem Grade interessirte und für deren weitere Bekanntschaft er gern eine Stunde von seiner Nachtruh' opferte: den Vagabonden, mit dem er vor Kurzem unter der Galgenfichte zusammengetroffen. — Warum er eine Einladung, die ihm selbst so erwünscht kam, dennoch erst nach einiger Weigerung angenommen? Unsere Leser, nach den Blicken, die sie bereits in das Wesen des Herrn von Lehfeldt gethan, werden sich die Frage leicht beantworten können: diesem wunderbaren Charakter gestaltete sich unwillkürlich Alles, womit er in Berührung kam, Personen, Verhältnisse, Umgebungen, zu einem Stoff, die Ueberlegenheit seines Geistes daran zu prüfen. Wie ein geschickter Kartenschläger, in ruhigem Gespräch, mit leeren Fingern, ja selbst im Schlaf, unmerklich die Handgriffe wiederholt, durch welche er seine Zauberstücke bewerkstelligt: so auch Herr von Lehfeldt, bei jeder geringfügigsten Gelegenheit, an jedem kleinsten Stoff, übte er seine Neigung zur Intrigue. Es war ihm ebenso unmöglich, irgend einen Zweck, ohne Umschweif, auf

geradem Wege zu verfolgen, als es einem Schielenden unmöglich ist, geradeaus zu sehen.

Die Wirthin, die sich durch diese Herablassung ihrer vornehmen Gäste sehr geschmeichelt fühlte, beeilte sich, ihnen den sogenannten Herrenwinkel einzuräumen: eine Art Verschlag, zunächst am Schenktisch, ein bequemes, heimliches Plätzchen, in einiger Höhe, von dem aus sie den ganzen Saal überschauen konnten, und wo sie gegen die Zudringlichkeit der übrigen Gäste, ja sogar gegen die Blicke derselben hinlänglich gesichert waren.

Es ist freilich, sagte sie, indem sie rasch noch mit der Schürze die Stühle abkehrte, so eifrig, daß das mächtige Schlüsselbund an ihrer Seite läutete, wie ein Glockenspiel – Es ist freilich nicht Alles, wie Euer Gnaden es gewohnt sind und wie man selbst es haben könnte, wenn das Volk nicht gar zu roh wäre. Ich habe es auch nicht gedacht, als ich als Mädchen sechs Jahre in der Hauptstadt servirte, wissen Sie? beim seligen Herrn Heckmeier, der den guten Ungar hatte, rechts vom Schloß, wo der nackte Herrgott über dem Keller steht, daß es einmal so mit mir zu Ende gehen sollte. Aber was mehr? Gott sorgt für die Seinen und ein Jeder für sich, und wenn man sein gutes Auskommen hat und ein bischen Ehre bei den Leuten, so darf man es mit dem Uebrigen so genau nicht nehmen.

Für Herrn von Lehfeldt hätte es dieser Entschuldigungen am Wenigsten bedurft. Denn für ihn hätte der

Platz nicht glücklicher gewählt sein können: dicht darunter saß die Gruppe, die sich um den Vagabonden, als ihren Mittelpunkt, zusammengefunden hatte; kein Wort, keine Miene konnte ihm hier entgehen.

Der Landstreicher stand zu oberst am Tisch; er war sonst eine sehr verachtete Person, aber da er heut mit Geld in der Tasche gekommen war, so spielte er den Meister. Seine Blicke sprühten; auf seiner Stirn brannten große rothe Flecken; seine Stimme, von dem vielen Schreien und Trinken, war unerträglich heiser. Einen schmutzigen ledernen Becher hoch über dem Kopfe schwingend:

Aufgeschaut, meine Herrschaften! rief er in dem burlesken Ton eines Marktschreiers, und tutete gleich darauf in den Becher, wie in eine Trompete: Hier werden Sie sehen die Metze Fortuna, tanzt auf einem Bein –

Grinsend Gesicht, den Steiß herausge-  
kehrt –

– Hop!!

Laß deine Sprüche, Narr, sagte ein kleiner blasser Mann, mit hochblondem Haar und kleinen funkelnden Augen, der ihm zunächst saß – und wirf zu. Wem's fällt, dem fällt's: und das Andere ist Alles nur Zeit verdorben.

Der Leser merkt, um was es sich eigentlich handelte: es war ein gemächliches Würfelspiel, womit diese ehrenwerthe Gesellschaft sich unterhielt. Mit Hellern,

Pfennigen, Groschen hatte man angefangen, versuchsweise, bloß zum Spaß – und jetzt rollten Guldenstücke und Thaler auf dem Tisch, der Wochenlohn und ganze Unterhalt mehr als einer Familie. Ja, Einige hatten schon die Uhr locker gemacht, tombackne Uhren, silberne zum Höchsten, aber doch ein sehr werthvoller Einsatz in diesem Kreise.

... Und fünf sind vierzehn, rief der tolle Heiner, der inzwischen geworfen hatte: Rother Konrad, ich kann dein Gesicht nicht leiden, und was dahintersteckt erst recht nicht: aber dein Geld nehm' ich doch – warum?

Wir können nicht von Kräutern, Beeren, Wasser,  
Wie wildes Thier und Fisch und Vogel leben. –

Eine Flasche Wein, Frau Wirthin, dieser Branntwein stinkt mich an ...

pfui, pfui! pah, pah!  
Gib etwas Bisam, guter Apotheker,  
Die Phantasie zu würzen! Da ist Gold!

Es herrscht ein alter Aberglaube unter Spielern gleich den hier versammelten, daß es sich niemals glücklicher spielt, als mit geschenktem Geld, oder gar mit gestohlenem. Wenigstens der erste Theil dieser

Tradition schien heute seine Bestätigung finden zu sollen: der Thaler des Herrn von Lehfeldt hatte sich unter den Händen des Landstreichers schon mehr als verzehnfacht; alles Geld, das gegen ihn gesetzt ward, zog er an, wie mit magnetischer Gewalt.

Die Wirthin setzte Wein auf, eine Flasche um die andere. Denn wenn der tolle Heiner den Uebrigen das Geld abgewann, so gewann er es doch nicht für sich; er ließ mittrinken, Jeden, der mochte. Die Wirthin, der das viele baare Geld sehr angenehm in die Augen stach, hatte ihr ordentliches Wohlgefallen an ihm und ließ es willig geschehen, daß er sie gelegentlich Frau Hurtig nannte, die Wirthin zum Schweinskopf, des Teufels abgelegte Lockspeise und ein leeres Essigfaß, das nur noch den Geruch hätte: Frau Venus allenfalls hätte sie verstanden . . .

Aber dies ist ja nur solch ein Gerede, sagte sie, als wenn unser Rabe Spitzbub sagt: und unser Rabe hat noch mehr Verstand als der, außer was aufs Trinken ist.

FÜNFTES KAPITEL. »*Messieurs, faites votre jeu, rien ne va plus*« . . .

Du hast gewonnen, Toller, sagte Konrad, und seine Mienen verzerrten sich: Aber noch sind wir nicht zu Ende, es klimpert da noch etwas in der Ficke – da, halte dies – und doppelt oder nichts.

Es ist eine Sünd' und Schande, meinte einer von den Umstehenden, indem er das verlorene Geld über den Tisch schob, daß wir vernünftige Kerle unser Geld verlieren sollen an solchen Tropf; da ist keine Vernunft mehr in der Welt, wenn die Narren gewinnen und die Klugen müssen's leiden.

Ja, sagte der Wirth, der, eine ernsthafte, trockne Gestalt, die Hände in den Taschen, am Tische stand und dem Spiel mit kaustischer Miene zuschaute: mit ihm arbeiten mögt Ihr nicht, aber mit ihm spielen, das schmeckt Euch.

Und wenn es ihnen schmeckt, was kümmert es uns? eiferte die Wirthin dazwischen: du wärest auch besser Leichenbitter geworden mit Deinem sauern Gesicht, als Gastwirth. Das sind Männer hier – Heiner, unterbrach sie sich selbst, es waren zwei Flaschen, die ich brachte, nicht eine . . . so, nun stimmt's – und keine Kinder, da hat Niemand was drein zu reden, und das soll meinem Hause nicht nachgesagt werden, daß die Gäste hier beten müssen, wenn sie anderwärts tanzen. Spaß muß sein, das versteht sich, und wegen meiner kann hier ein Jeder thun, was ihm beliebt; wer's Glück hat, kriegt die Braut. – Ich meine, setzte sie hinzu, so lang er bezahlt.

Es ist, sagte ein Anderer, wie mit den Lottozahlen: diesen selbigen Menschen, als welche nicht recht im Kopfe sind, wohnt allemal ein eigenthümliches Glück bei: und wenn ich mir den Heiner so recht betrachte, so

möcht' ich wetten, er weiß im Stillen recht gut, warum er toll geworden ist.

Du, Toller, rief der Erste wieder: wo hast du das Geld hergestohlen, mit dem du spielst? Aus dem Kirchstock wenigstens, weil du solch greuliches Glück hast.

»Dieb ist Alles!« jauchzte der Wahnsinnige, indem er die Würfel rollen ließ, und sogleich in eine andere Stelle überspringend: »den Platz gewechselt und die Hand gedreht! Wer ist Richter, wer Dieb? Sahst du wol je eines Bauern Hund einen Bettler anbellern?«

Deine Sprüche sollst du lassen, schrie Konrad . . .

Der Landstreicher hatte zum zweiten und zum dritten Mal gewonnen und feierte sein Glück mit einem Schwall von Citaten, Ausrufungen und Declamationen, die von seinem Publicum um so lebhafter bejubelt wurden, je weniger sie davon verstanden.

Jetzt gebt Acht, sagte ein baumlanger, vierschrotiger Gesell, der dem Landstreicher gegenüberstand, und winkte seinen Nachbarn vergnüglich mit den Augen: jetzt ist er im Zuge, jetzt kriegt er's. Ich könnte mich todt lachen über den schnak'schen Kerl – he, Hanne? wo ist Hanne? Hanne muß das auch hören . . .

Es war die Liebste des langen Goliath, die Hanne. Aber in diesem Augenblick, von Tanz und Branntwein überwältigt, lag sie unter einem Pfeiler des Saals und schlief.

Jammerschade, meinte ein Anderer (er war ehemals Kornhändler gewesen, von mittelmäßigem Wohlstand)

aber Trunk und Liederlichkeit und ein unglückseliger Hang zu allerhand Projecten und Erfindungen hatten ihn heruntergebracht, daß er kaum noch als Karrenschieber sein dürftiges Brod fand) . . . Jammerschade um den Mann! das hätte einen Prediger gegeben – man hört's ihm ordentlich noch an.

Nun? sagte Herr von Lehfeldt zu dem Poeten, der sprachlos, mit verdutzten Augen, in das Gewirr zu seinen Füßen starrte: was meinen Sie dazu? und wie gefällt Ihnen dieser Anfang Ihrer Studien?

Der Poet probirte mit der Miene eines tiefbekümmerten Mannes den Glühwein, den die Wirthin ihm soeben frisch hingesezt hatte; dann, das Kinn tief in die Binde drückend, was seinem vollen, frischen Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck von Würde verlieh, fast wie ein Truthahn, welcher die Federn plustert:

Ach, sagte er mit einem tiefen Seufzer, ich sehe schon, mein bester Herr . . . Schmidt: es hat mit dieser socialen Frage doch mehr auf sich, als ich dachte. Gott, welche Verdorbenheit! und welche Stürme für die bürgerliche Gesellschaft müssen hervorgehen aus diesem Abgrund! Auf Elend war ich gefaßt, und auf eine Hand voll Thaler hätte es mir auch nicht sollen ankommen, ganz gewiß nicht. Actionair der großen Wohlthätigkeitslotterie bin ich ja so schon, Sie haben doch gehört davon? wo der dicke Heymann an der Spitze steht und statt der garantirten Leinwand, die den armen Webern abgekauft werden soll, bringt er mit der Manier seine

eigene alte Baumwolle an den Mann? Die ganze Stadt weiß es; aber weil es ein Almosen sein soll und weil Niemand den Schein haben mag, als hätt' er für seine Wohlthätigkeit auch noch einen reellen Vortheil haben wollen, so schweigen die Leute und der dicke Heymann hat den Profit davon. Ob ich also mein bischen Geld so verliere oder so, bleibt sich's nicht gleich? Aber dies ist mehr, als ich erwartet, ja als ich für möglich gehalten. Trinken – nun, es ist menschlich und ich habe Nachsicht damit; Tanzen – ein dummes Vergnügen im Grunde, wiewohl, wem es Spaß macht, da mag es sein. Aber Spielen! Spielen um Geld!! Nein wahrhaftig, das heißt die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft erschüttern. Ich bin kein Ascetiker, Sie wissen es ... oder können es mir doch glauben, Herr Schmidt; ich habe nichts gegen ein Spielchen an sich, sogar ich liebe es, und ein Ecartéchen nach Tisch, in der Fensterecke, Partie zum Dukaten, wirkt ganz angenehm auf die Verdauung. Aber ein Unterschied muß sein; Schranken müssen aufrecht erhalten werden. Sie – und wir, da liegt es! Wir wissen, was wir thun, und haben das Geld dazu. Dagegen wenn Bettler und Tagelöhner nun auch schon anfangen wollen zu spielen ...

Die Wirthin, die noch hinter dem Stuhl des Dichters stand und seiner Rede mit großer Aufmerksamkeit gelauscht hatte, wollte es gern mit keiner Partei verderben.

So ist es, gnädigster Herr, sagte sie, und das ist eben meine Meinung; nur daß man sie nicht immer so heraussagen darf von wegen der Leute. Es ist ein schrecklicher Hochmuth eigentlich von der Art Volk und ich schäme mich im Stillen genug darüber, daß so was in meinem reinlichen Hause passiren kann. Du, sag' ich immer zu meinem Mann, wenn das einmal einer von unsern Freunden in der Hauptstadt hört, was müssen sie denken? Sie müssen ja denken, Gott verzeih' mir die Sünde! sag' ich, als ob unser Haus ein Spielhaus wäre. Aber da sollte mir Einer kommen! Das könnt' ich gerade leiden! Ein Spielhaus? Ei ja doch: sehen Sie wohl, ob mein eigener Mann spielt? Er möchte wohl, der Sauertopf, ich kenn' ihn recht gut! und darum schimpft er auch darauf und stellt sich ungeberdig. Aber eine ordentliche Frau muß immer Obacht haben, sonst verwirft sich der beste Mann. Und darum, Mann, hab' ich gesagt, daß du mitspielst, das darf nicht sein, das leid' ich nicht, Mann! Ja ich leide das Spielen in meinem Hause überhaupt gar nicht, gnädigster Herr, gar nicht – als bloß des Sonnabends gnädigster Herr, wo die armen Schelme das bischen Lohn ausgezahlt kriegen – Nu, du lieber Himmel, so was ist das nicht gewohnt, da brennt das bischen Geld in der Tasche und ihr menschliches Plaisir wollen sie doch auch haben, alle Woche einmal; es ist doch noch immer besser, als wenn sie sich betrinken und schlagen uns Stühle und Fenster entzwei, nicht wahr? Und der zottige Mensch

da, der so sehr gewinnt, das denken Sie nur ja nicht, gnädigster Herr, der ist nicht so ohne, der hat studirt, ei ja! wenn der seinen richtigen Verstand hätte . . .

Dem Dichter wurde angst bei der Beredsamkeit, welche die Wirthin entwickelte.

Lassen wir das, schöne Frau, unterbrach er sie, und sagen Sie mir lieber, wenn Sie es wissen, wer die junge Frau ist, jene dort, die schwarzhäringe, mit dem weißen Kopftuch – Schon seit einer Viertelstunde seh' ich ihr zu, wie sie sich durchzudrängen sucht zu den Spielern . . . eben wieder, sehen Sie? Die dort um den Pfeiler hervorguckt – nein, jetzt steht sie an der Thür, dort, bei dem Kinde . . . Arme Frau, rief er mit rasch entzündetem Mitleid: was sie bekümmert aussieht! und welches edles Antlitz unter all diesen verworfenen Gesichtern!

Dieser letztere Zusatz klang für das Ohr der Wirthin denn freilich nicht sehr schmeichelhaft. Vielleicht war es also deshalb, daß sie, nach einem flüchtigen Blick in der von Herrn Florus angedeuteten Richtung, den Kopf halb geringschätzig hintenüberwarf und in merklich gereiztem Ton erwiderte . . .

Aber machen wir zuvor unsere Leser selbst bekannt mit der Erscheinung, um die es sich handelt. Eine Frau mit schwarzem Haar und tiefschwarzen, melancholischen Augen, dem Anschein nach in Mitte der Zwanziger; doch war sie möglicher Weise auch jünger und nur der tiefe Gram, der ihr feines, aber abgehärmtes Antlitz beschattete, legte ihr einige Jahre zu. Sie war

sehr bleich; das Haupt trug sie leicht vornüber, was ihrer übrigens feinen und wohlgebildeten Gestalt Abbruch that. Ihr Anzug war ärmlich, ja mehr als das: aber durch Eines dennoch stach er vor allen übrigen hervor: er war reinlich; das Kopftuch, das sie um die dichten, wohlgescheitelten Haare trug, war sauber gefältelt und von tadelloser Weiße. Trotz der Hitze im Saal schien die Aermste zu frieren; sie hatte beide Arme dicht unter ihre Schürze eingeschlagen, und wenn man genauer hinsah, so schien es, als ob ihre Zähne gegeneinander schlugen.

Oder war es vielleicht vor Angst? Denn wie von Angst getrieben, ruhelos, drängte sie sich zwischen den Uebrigen umher. Jetzt trat sie einige Augenblicke durch die offene Thür hinaus ins Freie und horchte mit aufgerichtetem Haupt; jetzt wieder ganz eng zusammengedrückt, ganz leis, so leis –! glitt sie durch die dichten Gruppen, welche die Spielenden umlagert hielten, vorsichtig, immer näher, aber auch immer leiser, immer demüthiger, mit immer flehendem Blicken ...

Was war das? Warum jetzt zuckt sie zusammen? Aus welchem Auge droht der Strahl, vor dem sie den keuschen Glanz des ihren verbirgt? Jawohl: arme Frau! Wie sie jetzt mit gebrochenen Gliedern zurückwankt! wie sie das Kopftuch dicht, dicht in die Stirne zieht, die Thränen zu verbergen, die ihr über die bleichen Wangen rieseln ...!

Selbst die Umstehenden schienen Mitleid mit ihr zu haben, wenigstens die Weiber.

Er ist schlimm heut, gelt? sagte ein dickes, ältliches Frauenzimmer, das auf der Bank an der Thür saß, und nickte ihr halb frech, halb mitleidig zu: da – laß los, wilder Satan, unterbrach sie sich selbst, und zog einem kaum dreijährigen, verkümmerten Knaben, der zwischen ihren Füßen hockte, das Branntweinglas aus den Händen, daß er vor Unwillen laut aufkreischte: trink eins, kleine Frau – sie sind Alle nicht anders und du wirst es auch schon gewöhnen.

Die Unglückliche schüttelte heftig abwehrend mit dem Haupt.

O nur dem Kinde nicht, um Gottes willen! sagte sie, und mitten in ihrem tiefen Kummer blieb sie vor dem schreienden Kinde stehen, zog es mit Inbrunst an sich und streichelte seine unsaubre Wange.

Diese Frau also war es, und in diesem Augenblick, welche die Wirthin, dem Fingerzeig des Poeten folgend, ins Auge faßte. Ah so, rief sie, in gereiztem, süß-saurem Ton: freilich wohl, das muß man sagen, die Herren aus der Stadt verstehen sich darauf. Je nun, das ist auch kein Frauenzimmer wie die andern: das ist auch unsere Prinzeß, ei ja, unsere Meisterstochter ist das . . .

Herr Florus, dem mit dieser Antwort noch wenig gedient war, wollte eben um weitere Auskunft bitten. Allein die Aufmerksamkeit der Wirthin war bereits wieder durch einen andern Gegenstand in Anspruch genommen: ein schlanker Jäger, in glänzender herrschaftlicher Livree, sah mit vorgebogenem Hals in den Herrenwinkel hinein, offenbar in der Absicht, sich selbst darin niederzulassen; da er jedoch vornehmere Gäste darin erblickte, so zog er sich sogleich zurück und schritt der Ausgangsthüre zu.

Die Wirthin eilte ihm nach. Nun wohl gar, Herr Wilhelm, rief sie: Sie werden doch nicht schon nach Hause wollen? Das Vergnügen soll ja erst recht angehen.

Muß wohl, antwortete der Jäger misvergnügt, bin noch in Dienst heut . . .

So spät? und wo denn da, Herr Wilhelm, wenn man fragen darf? sagte die Wirthin mit einem vielsagenden Schmunzeln.

Spät zum Verzweifeln, erwiderte der Jäger, und ich wollt' auch, ich läge im Bett, zumal mit etwas Hübschem. Aber Frauenzimmer, wissen Sie wohl von sich selbst, Frau Wirthin, haben in Allem ihre eigene Manier; das reist, wo Andere schlafen, und verdirbt darüber einem ehrlichen Kerl die Nacht. Wir warten noch auf unser gnädiges Fräulein . . .

Auf das Engelchen? wirklich?! rief die Wirthin, indem sie vor Verwunderung beide Arme in die Hüften stemmte: Nu da wird die Freude ja groß sein!

Ungeheuer groß, wiederholte der Jäger sarkastisch: und Beide, die Hände zum Abschied ineinander schlagend, brachen in ein widerwärtiges Gelächter aus. —

Herr von Lehfeldt, wiewohl scheinbar ganz in Betrachtung der Spielenden versunken, ließ sich doch in Wahrheit von Allem, was um ihn her vorging, nicht das Mindeste entgehen. Auch von dem Gespräch zwischen der Wirthin und dem Jäger hatte sein geübtes Ohr keine Sylbe verloren; auch den Ton nicht, den es annahm, als es sich auf das gnädige Fräulein wandte, und am Allerwenigsten das grobe, schadenfrohe Gelächter, mit dem es schloß. Es war auch das ein neuer Posten, den er eintrug in seine kunstvolle Berechnung: er zog die Summe in Gedanken — und siehe da, seine Rechnung stimmte.

Die Wirthin war inzwischen zurückgekommen und nahm die frühere Unterhaltung wieder auf. Es ist Meisters Margareth, sagte sie, seine einzige Tochter, die Frau von dem rothen Konrad. Aber ich glaube, der Alte ließe sich zwei Finger der rechten Hand abnehmen, daß sie es nicht wäre. Er wollte auch gar nicht heran, sie ihm zu geben; er wußte, denk' ich mir, was es für ein Früchtchen war, der rothe Konrad — sehen Sie? der da, gerade gegen Sie über, dem unser Toller eben das Geld abnimmt — baff, da liegen sie, alle drei Sechsen! Nun sag' mir noch Einer, daß die Verrückten es nicht am Besten haben.

Der rothe Konrad hatte den letzten Heller verspielt; ingrimmig fluchend, wühlte er die Taschen um . . .

»Sein Beutel ist schon leer, alle seine goldenen Worte sind schon ausgegeben – stirb, schnöder Trojer!« jauchzte der Bettler und trommelte mit beiden Fäusten einen Triumphmarsch auf dem Haufen gewonnenen Geldes, der vor ihm lag, daß die Stücke klirrend durcheinander rollten.

Geld hab' ich nicht mehr, knirschte Konrad: aber so fortlassen thu' ich dich nicht, Toller, und ob ich meinen eigenen Kopf einsetzen sollte. Da, spielen wir um den Ring – was hältst du gegen?

Und damit zog er einen einfachen silbernen Reif vom Finger, mit einem kleinen rothen Stein in der Mitte – seinen Trauring.

Margareth, von rastloser Angst hin und hergetrieben, den Saal bald verlassend, bald wieder betretend, stand seit einigen Minuten dicht hinter ihres Mannes Schemel. Als sie sah, wie er die leeren Taschen umkehrte, hatte sie unwillkürlich die Lippen geöffnet . . .

Aber kein Ton ward laut! Nur das Haupt neigte sie noch tiefer nach vorwärts, als sonst, schloß die langen schwarzen Wimpern und lehnte sich, erschöpft, an die Säule, unter der sie stand und von der man sie selbst für einen Theil hätte halten mögen, so regungslos stand sie da. Als sie jetzt aber hörte, wie ihr Mann von dem Ringe sprach – die Augen riß sie weit auf, der

letzte Tropfen Blut war ihr entwichen, ihre Kniee bebten und neigten sich, die Arme hob sie, als wollte sie beschwörend niedersinken, den Spielern zu Füßen . . .

Aber nein, nein, auch das war nur ein Augenblick: wie der Ring vom Finger glitt, mit hellem Klang auf den Tisch klirrte, wandte sie sich lautlos, mit krampfhaft zuckendem Mund – und schritt zur Thür hinaus.

Um den Ring spiel' ich nicht, sagte der Tolle mit tiefer Stimme, und sein Gesicht, wie verzerrt noch den Augenblick zuvor, wurde bei diesen Worten ganz ernsthaft und verständig. Aber abkaufen will ich ihn dir . . .

Es ist gutes Silber, betheuerte Konrad.

Sehr gutes Silber, wiederholte der Bettler mit seltsamem Kopfwiegen, indem er den Ring anstarrte, so fest, so glühend, als sollt' er schmelzen unter dem brennenden Strahl seines Auges: zu gutes, Konrad, zu gutes! Es ist Schad' um das schöne Silber, daß solch ein Reif daraus geworden ist – da, rief er und schob ihm eine Handvoll Geld über den Tisch zu, das ist für den Ring, kein Jude hätte ihn besser bezahlt – nimm das! und spiele weiter, wenn du magst. Ich aber will schlafen gehen.

Mit diesen Worten stand er auf, scharfte den Rest des Geldes zusammen und wollte gehen.

Nimmermehr, schrie Konrad, indem er ihn am Ärmel niederzerzte: du darfst jetzt nicht, Heiner, ich lasse dich nicht fort, du mußt mir gegenhalten . . .

Die Umstehenden mischten sich in den Streit; es sei Unrecht, sagten sie, und da Konrad jetzt wieder Geld habe, so müsse der Bettler mit ihm weiter spielen. Hast du Verstand genug gehabt, uns das Geld abzugewinnen, Toller, sagte der lange Karrenschieber, so mußt du jetzt auch noch so viel haben, zu thun, was sich schickt.

Der Vagabond lachte, daß ihm die Seiten schütterten: »s ist Fluch der Zeit«, rief er, »wenn Tolle führen Blinde.« Wenn Ihr denn so wollt, gut:

ein alter Römer bin ich, nicht ein Däne,  
hier ist noch Trank zurück –

Komm an, rothhäriger Macduff:

Vor die Brust  
Werf ich den mächt'gen Schild: nun  
magst dich wahren;  
Wer Halt! zuerst ruft, soll zur Hölle fahren!

Die Würfel klapperten und das Spiel begann aufs Neue, unter allgemeinsten Spannung der Umstehenden. – Anfangs schien es, als ob das Glück dem rothen Konrad jetzt geneigter geworden sei. Allein es schien auch nur. Indem er die Einsätze in thörichter Hast verdoppelte, hatte er den erreichten Vortheil nach wenigen Minuten wieder verscherzt; Fortuna war zurückgekehrt zu seinem Gegner und stand ihm treulicher bei als je. Nicht lange – und das ganze Geld war in die Tasche des Bettlers zurückgerollt.

Als zum zweiten Mal der letzte Heller hinüberwanderte, suchte Konrad ein spöttisches Gelächter auszustoßen. Aber es gelang ihm nicht.

Er stand auf, knöpfte mehrmals hintereinander die Weste auf und zu; er wollte etwas sagen, aber der Kopf schwirrte, die Zunge versagte ihm.

Der Bettler hatte mit Gelassenheit die Neigen geleert. Dann, vorsichtig, bündelte er das Geld zusammen und schob es in seinen Zwertsack.

Konrad stand noch immer und knöpfte. Die Umstehenden, ihre Meinung austauschend über den Gang des Spiels und wenn der rothe Konrad damals so und das nächste Mal so gesetzt hätte, so hätt' es ja müssen mit dem leibhaftigen Teufel zugehn, oder er hätte den Vagabonden ausgebeutelt, wie dieser jetzt ihn — zerstreuten sich durch den Saal.

Toller, sagte Konrad mit halber Stimme — er sprach es gerade vor sich hin, ohne ihn anzusehen, und so leise, daß man kaum sah, wie er die Lippen bewegte: es war all mein Geld auf acht Tage, das du mir abgenommen hast, nicht einen Bissen Brod hab' ich im Hause . . .

Der Bettler lachte.

Ich will es ja nicht geschenkt haben, murmelte Konrad weiter, blos geborgt. Wozu ist das viele Geld dir nutz? Und ich will es dir ja wiedergeben als ehrlicher Kerl.

Gute Nacht, rief der Bettler und schüttelte sich vor Behagen.

Es ist nicht um meinetwillen, fuhr Konrad fort: aber meine Frau, meine Frau, Heiner – bist du so toll, daß du nicht weißt, was das heißt?!

Der Bettler piff und fühlte dabei nach dem Ring, den er in Papier gewickelt und sorgfältig unter seinem Hemd verborgen hatte.

Meine Frau, sagte Konrad, mit einer Stimme, die immer leiser, immer gepreßter ward und seine Rechte, wie von einem magnetischen Strom erfaßt, glitt unmerklich seitwärts über den Tisch, wo ein aufgeschlagenes Brodmesser auf einem Teller lag . . .

Meine Frau ist ohne Speise seit gestern, sagte er, sie muß verhungern, Toller, hörst du: verhungern . . . ?!

Der Bettler, aus dem übergeschütteten Wein, der auf dem Tische stand, zog mit dem Finger Kreise und Sterne – und schwieg.

Toller, sprach Konrad weiter – aber dies war kein Sprechen mehr, nur ein heiseres Stöhnen, ein tonloses Röcheln, wie der letzte verzweifelte Athemzug eines Sterbenden; seine Hand aber schob sich immer näher, immer dichter an das Messer: Hast du gehört, Toller? Geld will ich haben, Geld – meine Frau verhungert – Geld . . . ! Oder, beim ew'gen Gott, ich thue, was nicht recht ist –

Und indem er dies hervorstieß aus der zugeschnürten Kehle, zuckten seine Finger bereits an dem Griff des Messers . . .

Als plötzlich von draußen ein wilder Lärm in den Saal drang; scheltende Männerstimmen, Flüche und Drohungen, dazwischen das Wehklagen einer weiblichen Stimme . . .

Alles im Saal fuhr in die Höhe. Horch, rief die Wirthin, das ist die Stimme des Meisters!

In demselben Moment stürzte Margareth in den Saal, auf Konrad zu. Um Gottes willen, Konrad, schrie sie, zu Hilfe! Mein Vater, mein Bruder – zu Hilfe, Konrad!

Konrad murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen; er schleuderte das Messer von sich, so heftig, daß es zwischen ihm und dem Bettler in die Erde fuhr. Dann folgte er seinem Weibe.

Die ganze Versammlung gerieth in Aufruhr. Brennt es? brennt es? riefen die Einen. Ja, ja, schriegen Andere . . .

Nichts von Brennen, schmetterte die dicke Wirthin dazwischen: dem armen Narr, dem Meister ist die Galle übergelaufen, er macht sich Luft . . .

Aber diesmal hatte Niemand Lust, auf die Scherzreden der Wirthin einzugehen; Alles, wild durcheinander rennend, stürzte erwartungsvoll ins Freie: Fort, fort, zum Hause des Meisters! murmelte es . . .

Auch Herr von Lehfeldt und der Maler ließen sich mit fortschieben von dem Strom.

SECHSTES KAPITEL. DAS HAUS DES MEISTERS.

»Zum Hause des Meisters« . . . Es ist nicht das erste Mal, daß wir diesen Ausruf vernehmen – welche geheimnißvolle Bedeutung hat er? was meint dieses seltsame Gemisch von Ehrfurcht und Grauen, von Neugier und Bestürzung, mit dem er vorgebracht wird?

Als Lore den alten Sandmoll auf seiner nächtlichen Wanderung belauschte, als sie sah, wie er, der hell erleuchteten Schenke vorüber, auf eine Hütte zuging, die sich seitab, in bescheidenem Dunkel, verbarg, was war es da, was lag in diesem an sich so einfachen, so unverfänglichen Worte, daß selbst die harte, herzlose Stimme dieses Frauenzimmers zu zittern schien und schien zu stocken für einen Augenblick, indem sie es aussprach –: Zum Hause des Meisters, richtig, ich dacht' es mir?!

Und als jetzt derselbe Ruf sich durch die Schenke verbreitete, wie kam es, was bedeutete dies, daß der Lärm auf einmal verstummte, die Trinker aufsprangen vom halbgeleerten Glase und: Fort, fort, zum Hause des Meisters, raunte Einer dem Andern zu?! –

Nun immerhin, im Aeußern des Hauses konnte es zum Wenigsten nicht liegen. Denn das unterschied sich durch nichts von dem Aussehn aller übrigen im Dorfe – oder doch nur durch sehr wenig.

Es war eine der ältesten Hütten und darum auch eine der unscheinbarsten: von übereinandergelegten Baumstämmen roh aufgezimmert, wie man im Gebirg

zu bauen pflegt; das Dach überspringend, steil, mit Holzschindeln gedeckt und hie und da mit großen, schweren Steinen belastet, damit der Sturm das leichte Sparrwerk nicht von dannen führe. Aber so sorgsam waren die Fugen zwischen den Balken mit gellichem Moos verstopft, die dünnen Holzstreben, welche das Dach stützten, waren so glatt behauen, sogar mit kunstfertigem Messer so zierlich ausgeschnitzt, das klein gespaltene Holz, das, nach der Gewohnheit jener Gegend, am Giebel emporgestapelt lag, war so sauber geschichtet, die Fenster, wiewohl klein und niedrig und zum Theil mit zersprungenen Scheiben, waren dennoch so reinlich und hell gehalten, daß das Haus dadurch allerdings vor den übrigen auffallen mußte – nämlich wenn von Allen, die täglich daran vorübergingen, irgend Einer für Unterschiede dieser Art ein Auge gehabt hätte.

Aber wodurch es sich am Meisten unterschied und weshalb auch wohl die Nachbarn gelegentlich davor stehen blieben, das war der kleine Garten, der sich, zu beiden Seiten der Hausthür, unter den Fenstern dahinzog –

Garten, sag' ich? Ei nicht doch, ein Beet zum Höchsten war es zu nennen: ein Streifen Landes, kaum zehn Schritte lang und so schmal – ein Kind von acht Jahren konnte mit Bequemlichkeit darüber hinsteigen. Aber dieses dürftige Stückchen Land, wie sorgfältig war es gehalten! wie sinnig benutzt! wie zierlich eingefaßt,

mit handhohen grauen Weidenstäbchen, kreuzweis gesteckt! Auf den Beeten blühten arme, bescheidene Wiesen- und Heideblümchen, lauter einfache und gemeine Sorten: aber sie waren verständig zusammengestellt, und gewährten, in ihrem sinnreichen Farbenwechsel, bei aller Einfachheit einen überraschend wohlthätigen Anblick. – Der Thür zunächst prahlte eine Sonnenblume; die Fenster rechter Hand waren mit wildem Wein bezogen, bis an das Dach. Auf der andern Seite stand ein Rosenstock, ein prächtiges, hochstämmiges Gewächs. Allein der strenge Frost in den letzten Wintern mußte ihm Schaden gethan haben; er kränkelte seit einigen Jahren und die Knospen, die er trug, fielen ab, bevor sie sich noch entfaltet . . .

Dies also die Stätte, die unter den Dorfbewohnern, weit und breit, als das »Haus des Meisters« bekannt war – sie konnte nicht einfacher sein, nicht wahr? Und Niemand, der an diesem geringfügigen Fleckchen Erde vorüberging, hätte vermuthet, daß es gerade dies sei, was so oft und mit so vielem Nachdruck im Munde der Leute genannt ward?!

Und doch war es so! und doch gerade diese anspruchlose, stille Hütte, mit ihren noch anspruchloseren Bewohnern, war ein Gegenstand der öffentlichen

Aufmerksamkeit, seit langen Jahren, für die ganze Gegend! Und doch an dieses arme, niedere Dach, diese dürftige, geräuschlose Schwelle knüpften sich Erzählungen, hingen sich Gerüchte, die geradewegs hinüberleiteten zu dem großen, stolzen Schloß und seine prächtigen Säle, seine glänzenden Zimmer, seine stolzen Bewohner in geheimnißvollen Zusammenhang brachten mit dem kleinen, elenden »Hause des Meisters!« –

Das ganze Fabrikdorf, wie es da lag, war eine sehr junge Anlage; bei Weitem die Mehrzahl seiner Bewohner war erst in den letzten Jahren, angelockt durch die immer wachsende Ausdehnung des Fabrikgeschäftes und seinen immer steigenden Bedarf an Arbeitern, eingewandert. Und zwar meist aus weiter Entfernung und den verschiedensten Himmelsstrichen. Ein Theil verließ das Dorf ebenso schnell, wie sie gekommen, um ihr Glück an einer andern Stelle besser zu versuchen: so daß die Bevölkerung, unter fortwährendem Ab- und Zufluten, sich in stetem Wechsel befand, und wer zwei Jahre aus dem Dorf entfernt gewesen war, fand im dritten die alten Nachbarn schwerlich wieder. Vermuthlich war es durch diese Umstände geschehen, daß die Erzählungen vom »Hause des Meisters« sich so seltsam gestaltet hatten, und daß Begebenheiten, welche, nach aller Berechnung, kaum nur vor Jahrzehnten sich konnten zugetragen haben, nach so kurzer

Zeit schon im Munde des Volks zu Mythen und Märchen geworden waren. Es hielt schwer jetzt und bedurfte schon einer genauern Kritik, als das Publicum wohl anzuwenden liebt, zumal ein so neugieriges, so leichtgläubiges, wie dieses, um aus dem wunderlichen Gewirr von Gerüchten, Uebertreibungen und Entstellungen nur noch einen leidlich vernünftigen Kern geschichtlicher Thatsachen herzustellen. Das Wichtigste, was auf diese Weise erhellte, mochte etwa Folgendes sein.

Lange, bevor die Fabrik hier entstanden, ja seit Uralters schon war der Betrieb der Weberei in diesem Gebirge heimisch gewesen. Wiewohl in ganz anderer Art als jetzt. Nämlich ein jeder dieser kleinen Eigenthümer, wie sie damals im Gebirg zerstreut umherwohnten, hatte zu seinem Fleckchen Land und neben seinem sonstigen Gewerbe noch einen Webstuhl aufgeschlagen, auch wohl nach Gelegenheit, wie erwachsene Söhne oder Aeltern im Hause waren, ihrer zwei und mehr.

Jeder dieser Stuhlbesitzer hieß Meister. Denn Niemand (so wollte es das Herkommen dieser Gegend, an dem festgehalten ward, wie an einem unverbrüchlichen Gesetz) durfte selbständig einen Stuhl aufschlagen noch Andere dazu anstellen, als wer eine gewisse Reihe von Jahren bei einem ältern Meister gelernt und endlich, vor versammeltem Meisterrath, gewisse Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte.

Mit andern Worten also eine Innung, wie dieselben sonst nur bei städtischen Handwerkern üblich waren: mit dem Unterschiede jedoch, daß, bei der Sparsamkeit dieser Bevölkerung und ihren einfachen, schlichten Sitten, der kleine gehässige Neid und die thörichte Bocksbeuteleien, welche das Innungswesen anderwärts entstellten, hier keinen Platz greifen konnten.

In derselben naiven, ursprünglichen Weise wurde das ganze Geschäft damals getrieben. Die Weiber spannen, die Alten hechelten, die Kinder schlichteten das Garn: aber das Alles geschah nur gleichsam beiher, nur zur Ausfüllung der Mußestunden, während Landbau und Viehzucht die eigentliche Grundlage der Existenz bildeten. Alljährlich einmal, zum Herbst, kamen die Kaufleute aus dem Flachland herauf und kauften, zu angemessenen, durch lange Gewohnheit fast unveränderlich gewordenen Preisen, die fertige Waare. Oder auch die Gesammtheit der Meister, die mit großer Sorgsamkeit, Einer um den Andern, die Gediegenheit der Waare, die Richtigkeit des Maßes, wie auch die Gleichmäßigkeit der Preise überwachten, schickte Einige aus ihrer Mitte mit dem angesammelten Vorrath ins Thal herunter, auf Jahrmärkte und Messen: worauf der gewonnene Erlös dann gewissenhaft vertheilt ward.

Und da, wie gesagt, die Waare preiswerth, die Arbeit gut und tüchtig, die Muster vielleicht etwas veraltet, aber geschmackvoll und kunstreich waren, endlich

da auch Niemand mehr arbeitete noch arbeiten ließ, als er, nach dem Durchschnitt einer jahrelangen Erfahrung, gewiß war an den Mann zu bringen, so fehlte es auch an Absatz nicht: und die ganze Gegend zog aus diesem Gewerbe einen zwar nur sehr mäßigen, aber sichern und stetigen Gewinn.

Aber diese bescheidene Blüte ward geknickt, als die langen Kriegsjahre über das Land hereinbrachen. Die Kaufleute verarmten und blieben aus, die Jahrmärkte hörten auf. Ein Thal der Männer wurde ausgehoben zum Kriegsdienst; Andere, der ewigen Plackereien, der Durchmärsche und Plünderungen müde, machten sich heimlich davon. Die Webstühle standen still, die munteren Räder verstummten. Selbst die Felder blieben unbestellt, das Vieh war weggetrieben, die Häuser verfielen; Noth und Elend, in wenig Jahren, verwandelte die noch vor Kurzem so muntre, so thätige Gegend in eine traurige Wüstenei.

Und was etwa ja vom alten Fleiß und der alten Betriebsamkeit noch übrig geblieben wäre, das wurde bald darauf durch die Umwandlung, welche, vor vielen andern, gerade dieser Gewerbszweig erfahren und gegen die der naive Geschäftsbetrieb dieser Gebirgsbewohner nicht Stand halten konnte, völlig vernichtet. Große Fabriken wurden eingerichtet: Fabriken, deren bloße Anlage größere Kapitalien erforderte, als alles Geld zusammengenommen, das seit Jahrhunderten jemals in diesen Gegenden cursirt hatte, die dafür aber

auch, mit ihren kunstreichen Maschinen, ihren unermüdlichen eisernen Armen, mehr leisteten und eine ungleich billigere Waare herstellten, als Hunderte der fleißigen Hände jemals vermocht hätten. Was that es, daß die neue Waare leicht, unhaltbar, ja zum Theil verfälscht war? Das Publicum gewöhnte sich an die leichte, aber augenfällige, unhaltbare, aber billige und bequeme Waare; es fand es seinem Vortheil ganz angemessen, zweimal mit wenigem Gelde, zu kaufen, was es ehemals in derselben Zeit nur einmal gekauft hatte, aber doppelt, ja dreifach so theuer.

Dazu kam die sittliche Verwilderung, welche, im Geleit der Kriegsjahre und mit der wachsenden Verarmung, auch in diese entlegene Gegend sich eingeschlichen hatte. Die alte patriarchalische Satzung war in Vergessenheit gerathen. Die jungen Leute fanden es widersinnig, erst eine Reihe von Lehrjahren durchmachen, eine Reihe von Probestücken und Prüfungen bestehen zu müssen, bevor sie sich selbständig setzen konnten; sie fanden es auch widersinnig, mit Mühe und Fleiß gute und theure Waare zu liefern, die nur sehr Wenige kaufen mochten, während die Käufer um die schlechte, aber billige sich drängten. Sie fingen daher an, ebenso leichtfertig, ebenso unsolid zu arbeiten, wie es nur irgend in den großen Fabriken geschah – und verscheuchten sich damit natürlich die wenigen Abnehmer noch vollends.

Kurzum, die ganze alte Meisterschaft löste sich auf; Einige starben, Andere verdarben; bald, daß nur jemals ein solches Ding existirt hatte, galt wie ein Märchen. —

Als ein solcher Meister nun, und zwar der letzte und einzige Ueberrest derselben in dieser ganzen Gegend, war, vor etwa zwanzig Jahren, auch Karl Werner, der Besitzer der oben beschriebenen Hütte, hier eingewandert. Seine ursprüngliche Heimat, behauptete man, lag einige Stunden weiter ins Thal herab, in dem fruchtbaren und anmuthigen Gelände, das den Uebergang zu dem eigentlichen Gebirge bildete: und auch über die Ereignisse, welche ihn bestimmt hatten, diesen angenehmen, durch Verkehr und Gewerbe blühenden Aufenthalt zu vertauschen mit dem öden, einsamen Hochland, gingen allerhand ungewisse, dunkle Gerüchte, wie von etwas Ungemeinem und Entsetzlichem. Nur was es eigentlich gewesen war, konnte Niemand mehr sagen. — Einer alten kunstverständigen Weberfamilie entsprossen, war er in der That ein Meister seines Handwerks und verdiente vollkommen den Namen, bei dem er gewöhnlich genannt ward, so gewöhnlich, daß sein eigentlicher darüber ganz in Vergessenheit gerathen war; Niemand verstand sich auf so kunstreiche, zierliche Muster, Niemand wußte seinem Gewebe solchen Glanz, solche Glätte zu geben, als er.

Und mit dieser gewerblichen Geschicklichkeit verband sich bei dem Meister (wie wir ihn von jetzt

an ebenfalls nennen werden) die erprobteste sittliche Tüchtigkeit; kam ihm Niemand gleich, nah und fern, an Kunstverstand und Geschicklichkeit, so hätte er dagegen durch seinen Fleiß, seine Sparsamkeit, sein stilles, nüchternes Wesen auch noch eine weit bessere Nachbarschaft übertroffen, als diejenige war, unter welcher er lebte. Mit größter Unverdrossenheit, völlig unbekümmert um den veränderten Geschmack der Zeit, hielt er, mit peinlicher Strenge, fest an der alten gewissenhaften Arbeitsweise, wie er dieselbe von seinen Vorfahren hatte überliefert bekommen; unverbrüchlich, als wäre die Meisterschaft von ehedem noch in Flor und das Auge des Meisterraths wachte noch, wie früher, über jeden Faden, welcher verwebt ward, beobachtete er die alten Satzungen und Gebräuche und die alte, einfache Ehrlichkeit.

Und dieser Fleiß und diese Ehrlichkeit belohnten sich. Als der große Haufe schon längst der billigen Fabrikwaare nachlief, fanden die mühsam kunstreichen Gewebe des Meisters noch immer ihre Abnehmer. Keine vornehme Dame auf Meilen in der Runde, weit ins Land hinein, die nicht wenigstens ein auserlesenes Gedeck, ein köstliches Tuch von der kunstreichen Hand des Meisters besitzen wollte; keine Ausstattung reicher Töchter, zu der er nicht das Prachtstück an Linnen zu liefern hatte. Nicht selten kamen aus der Hauptstadt selbst große künstliche Zeichnungen, zu der berühmte

Maler die Umrisse geliefert: und wie künstlich sie waren, der Meister verstand es doch, sie auf seine schillernden Fäden zu übertragen. Damals sah das Haus des Meisters nicht so ärmlich aus, wie jetzt: damals strahlten die kleinen Scheiben und in der sauber getünchten Stube klapperten vergnüglich die Webestühle.

Denn es war der Arbeit mehr, als er allein, wiewohl von unermüdlichem Fleiß, bei Tag, bei Nacht, bewältigen konnte. Darum nahm er sich zu Zeiten Gesellen an. Wiewohl es ihm nicht leicht fiel, deren zu finden, die ihm genügt hätten. Denn mit der ganzen Strenge eines alten Meisters hielt er auch in diesem Punkt an den ererbten Vorschriften und wollte Niemand zum Gehilfen annehmen, als wer sich verpflichtete, die ganze mühselige Lehrzeit von ehemals bei ihm durchzumachen. – Dazu fand er denn freilich, bei der völlig veränderten Stimmung der Zeit, nur Wenige bereit. Und auch diese Wenigen hielten hinterdrein meist nicht aus.

Aber bei alledem war der Meister ein unglücklicher Mann, die Hand des Schicksals lag schwer auf ihm und den Seinigen. Seine Frau (Niemand von den jetzt im Dorfe Lebenden wußte sich ihrer zu erinnern, doch ging die Rede, daß es eine stille, fleißige Frau gewesen, ebenfalls aus einer alten Weberfamilie) war im zweiten Kindbett gestorben; seine Schwester, Lene, war schwindsüchtig und hatte seit vielen Jahren das Bett nicht verlassen; sein Vater endlich, ein Greis von wahrhaft ehrfurchtgebietender Gestalt, groß und schlank,

trotz seines hohen Alters gesund am ganzen Leibe, der schönste Greisenkopf, den man sehen konnte, mit großen lichtblauen Augen und langen zartgekräuselten Locken, die ihn, silberweiß, gleich einem Heiligenschein, umflossen . . .

Aber dieser so liebenswürdige, so ehrfurchtgebietende Greis war kindisch! Sein Leib war gesund, aber sein Geist war zerrüttet seit zwanzig Jahren; Tag' und Nächte, unablässig, kauerte er in derselben Ecke und spielte Kinderspiele, mit Papierschnitzeln und zerbrochenen Strohhalmen; sanfte Worte sprach er, mit leiser, lieblicher Stimme – aber sie waren ohne Sinn.

Auch über den Ursprung dieser wunderbar gehäuften Unglücksfälle gingen allerhand finstre, unheimliche Gerüchte, aber ebenfalls völlig unbestimmter Natur: indem sie alle nur darauf hinausliefen, dieselben als die Wirkung eines, und desselben außerordentlichen und furchtbaren Ereignisses darzustellen. Allein auch hier wieder, worin dasselbe eigentlich bestanden, wußte Niemand mehr anzugeben.

Desto glücklicher, in frischestem Jugendschmuck, blühten die beiden Kinder, welche die Frau des Meisters ihm hinterlassen: die Aelteste, Margareth, dieselbe, die wir, freilich unter sehr veränderten Verhältnissen, bereits kennen gelernt haben; der Jüngere, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet, Reinhold, ein

prächtiger brauner Knabe, von hellem Geist und tüchtigen Kräften, der dem Vater schon frühzeitig bei der Arbeit wacker zur Seite stand.

Diese beiden Kinder waren der Schmuck des sonst traurigen, schwer heimgesuchten Hauses; der Vater hing an ihnen mit einer unglaublichen Zärtlichkeit, die aber von ihnen nicht minder lebhaft erwidert ward.

Ueberhaupt, bei all dem traurigen Schicksal, das auf dieser Familie lastete, sowie bei der rastlos sauren Arbeit, zu welcher der Hausvater verurtheilt war, konnten doch nur sehr wenige gefunden werden, in denen eine größere Anhänglichkeit, eine zartere Aufmerksamkeit im wechselseitigen Verkehr heimisch gewesen wäre: und das nicht blos bei Familien dieses niedern Standes. Sie war wahrhaft rührend, diese ehrfurchtvolle Ergebenheit, mit der alle Glieder des Hauses, der Sohn und Hausherr an der Spitze, den alten blödsinnigen Aeltervater behandelten – und noch rührender die schüchterne Fügsamkeit, die kindliche Demuth, mit welcher der arme irre Greis diese Huldigungen annahm. Nie für die gesundeste, die schönste, die reichste Schwester konnte ein Bruder größere Sorgfalt bezeigen, als der Meister seiner siechen Schwester bewies. Und nie hinwiederum die gesundeste, rüstigste Frau konnte die Erziehung der beiden Waisen mit größerer Aufmerksamkeit und unermüdlicherer Geduld überwachen, als es von der kranken Tante Lene geschah; ihr vornämlich und ihren sanften, liebevollen

Lehren, nächst dem Beispiel des Vaters, verdankten die Kinder den frommen, nüchternen, keuschen Sinn, der sie tiefinnerlich belebte und an dem auch das schlechte Beispiel der übrigen Dorfjugend nichts verderben konnte, – zunächst schon deshalb nicht, weil sie, die Schulstunden ausgenommen, niemals mit ihr zusammenkamen.

#### SIEBENTES KAPITEL. DER FABRIKANT.

Auf diese Weise, wie wir es im vorigen Kapitel geschildert haben, führte der Meister ein Leben, das allerdings nichts weniger als beneidenswerth war, aber doch auch nicht ganz freudenlos. Freilich hatte er zu arbeiten, schlimmer als ein Galeerensklav; ein Zuchthäusling war gegen ihn ein Freiherr an Sorglosigkeit. Aber dafür auch, wenn, nach durchwachter Nacht, der erste Sonnenstrahl ihn aufschreckte von dem Webestuhl, über dem er kaum erst eingenickt war, und er den Schlummer gewaltsam abschüttelte von Augen, die ihn kaum noch gekostet hatten: so durfte er bei alledem doch sich selber sagen, daß es noch keinen Abend gegeben hatte, wo seine Kinder ungesättigt zu Bette gegangen waren, und daß der kranken Schwester, dem bejammernswerthen alten Vater nichts fehlte am Nothwendigen. – Und solch Bewußtsein gibt gar eine eigene Kraft und ersetzt Freuden, die Andere für unentbehrlich halten.

Auch als die alten Klostergebäude zur Fabrik umgeschaffen wurden und der Feind gleichsam, der die alte Meisterschaft zersprengt hatte, seinen Sitz nun aufschlug in nächster Nachbarschaft, unter den Augen des Meisters selbst: so verschlimmerte sich die Lage desselben darum noch keineswegs.

Der Unternehmer der Fabrik war ein Engländer, Herr Wolston. Oder wenigstens galt er dafür. Denn Andere wieder wollten wissen, er sei ursprünglich ein Deutscher, den sein Schicksal erst nach England verschlagen; auch sei der Name, den er führe, gar sein rechter nicht.

Jedenfalls hatte er englisches Geld mitgebracht, englische Maschinen und englischen Unternehmungsgeist. Alles Dreies wirkte mächtig zusammen. Besonders seine Maschinen, nach einer ganz neuen Einrichtung, die er selbst als Geheimniß bewahrte, übertraf in ihren Leistungen weit alle übrigen, die man zu der Zeit auf dem Continent kannte. Bald war seine Fabrik eine der bedeutendsten im Lande; das bis dahin so öde, so schweigsame Thal wurde der Sammelplatz einer zuströmenden Bevölkerung, und erfüllte sich mit ruhlosem, lärmendem Leben.

Allein auch durch diese ihm so nah gerückte Concurrenz ließ sich der Meister in seinem stillen, ehrlichen Fleiß nicht stören. Lieb war dieselbe ihm freilich nicht:

wennschon nicht eigentlich aus persönlichen Rücksichten. Aber er haßte alles Fabrikwesen, haßte alle Maschinenarbeit, mit einem Haß, so ingrimmig, so glühend – wir wissen kein passenderes Beispiel: wie der flüchtige Indianer, der arme Sohn der Wälder, den klugen, sinnreichen Weißen haßt, der ihn unaufhaltsam, Schritt vor Schritt, Meile vor Meile, herunterdrängt von dem Erbe seiner Väter.

Der Meister war überhaupt von außerordentlicher Schweigsamkeit, ein hagerer, bleicher, in sich gekehrter Mann. Allein wenn er auf diesen Gegenstand geführt ward, so konnte seine sonst so stumme Zunge kein Ende finden; seine sonst so schlichte Ausdrucksweise erhob sich, indem er auf Fabriken und Maschinen zu sprechen kam, zu den gewaltigsten und kühnsten Bildern. Die großen Fabriken, sagte er, wie sie jetzt, nach, dem Frieden, von England nach Deutschland verpflanzt würden, seien Werkstätten, o ja: aber Werkstätten des Teufels; der Gewinn, den sie brächten, gleiche jenen Geschenken der Kobolde, die aussähen wie Gold – aber am nächsten Morgen waren sie verwandelt in eitel Unrath. Wer eine dieser Maschinen sehen könne zum ersten Mal, mit ihren langen, schwarzen, ruhlosen Armen, ihren ewig schnappenden, ewig knirschenden Rädern, ihrem unaufhörlichen dumpfen Brüllen – und es wäre ihm nicht, als säh' er die gigantischen Unthiere der Vorwelt, Drachen und Kraken, heraufbeschworen aus dem Abgrund des Meeres, mit

ihren eisernen Kiefern, ihrem unersättlichen Schlund die blühende Welt, zahllose Geschlechter und Recht, Scham, Tugend hinabzuschlingen und zu vernichten? In jeder Maschine, behauptete er (und seine Augen, bei diesen Worten, nahmen einen Schein an, seine Stimme verlor sich in ein unheimliches Flüstern, als käme der irre Geist seines Vaters über ihn) . . . In jeder Maschine säße, zu ewiger Höllenqual, die Seele ihres Erfinders: und was in diesen Hebeln sause, krache in diesen Walzen, pfeife und quietsche in diesen Röhren, dröhne in diesem zitternden Fußboden, ausathme in dieser trocknen, brennenden Atmosphäre —, das sei das Jammergebrüll des Verzweifelnden, der ewig erneute Todesseufzer sei es des rastlos Gepeinigten!

Auch hatte er wirklich Anfangs, als die Fabrik hier errichtet ward, die Absicht geäußert wegzuziehen aus der Gegend: und nur die Rücksicht auf die Kranken in seinem Hause hatte ihn genöthigt, von diesem Vorhaben abzustehen.

Mit um so größerer Zuvorkommenheit dagegen suchte Herr Wolston, der Fabrikbesitzer, die Bekanntschaft des Meisters auf. Und mit gutem Grund: da derselbe, wie früher erwähnt, weit und breit berühmt war als der tüchtigste Mann seines Faches; ein ganzer Schatz von Erfahrungen, sagte man, Handgriffen und Kunstgeheimnissen, von Urältern her ererbt, hatte sich zusammengefunden bei dem Meister; wenn es Herrn

Wolston gelang, diesen Mann für seine Fabrik zu gewinnen, so war das, behauptete man, zum Wenigsten ebenso viel werth, als seine beste englische Maschine.

Daran jedoch, bei der bekannten Gesinnung des Meisters, war nun freilich nicht zu denken: vielmehr wies er alle Anerbietungen, welche Herr Wolston, bald nach seiner Ankunft, ihm in dieser Hinsicht machte, auch die glänzendsten, hartnäckig ab. Niemals, schwur er, weder er selbst noch Jemand der Seinigen, werde in einer Fabrik arbeiten; ja lieber im Sarge wollt' er seine Kinder sehen, denn als Fabrikarbeiter.

Und daß es ihm Ernst war mit diesem Schwur, das bewiesen die Thränen, die ihm dabei in die hohlen, entzündeten Augen traten.

Nur erst allmählig und auf vieles Zureden verstand er sich dazu, die Fabrik überhaupt nur zu betreten und Herrn Wolston, in diesem und jenem, mit Rath und Meinung an die Hand zu gehen. Und auch das hat er nur gleichsam verstohlen und als ob es ein Unrecht wäre, das er damit beginge.

Herr Wolston bewies mit dieser Ueberspanntheit (oder wie man sie sonst nennen wollte) des Meisters große Nachsicht. Wie er denn überhaupt ein Mann war, den man, trotz seiner höchst verwickelten und oft über die Maßen verdrießlichen Geschäfte, öffentlich niemals verdrießlich oder gar in Zorn sah: sondern immer

und gegen Jedermann zeigte er denselben gleichmäßigen, kaltfreundlichen Ausdruck in dem vollen, stattlichen Gesicht. Eine Maschine, sagte er in Beziehung auf den Meister, sei freilich ein gar kunstreiches, wundervolles Geschöpf und nicht Jedermanns Sache sei es, das einzusehen; ein Dämon allerdings sitze darin, aber darum sei dem Menschen der Verstand geworden, ihn zu fesseln und zu seinem Dienst zu zwingen. Der Meister, setzte er dann wohl mit kühler Höflichkeit hinzu, nach seiner Einsicht und seinen Bildungskräften, thue allerdings ganz Recht, bei seinem Webestuhl zu bleiben, ja nach genauerer Ueberlegung müsse er jetzt sich selbst Vorwürfe machen, daß er nur jemals daran gedacht habe, ihn demselben zu entziehen. —

Blieb das Verhältniß zwischen den beiden Männern auf diese Art ein, wenn auch keineswegs feindseliges, doch immerhin ziemlich einsilbiges und kühles: so desto traulicher dagegen gestaltete es sich zwischen den beiderseitigen Familien. Oder eigentlich nur zwischen den Kindern.

Auch der Fabrikherr, so viel in seinem Geschäft ihm glückte, hatte doch in seinem Hause ebenfalls ein schweres Schicksal zu bestehen: Frau Wolston war tief-sinnig.

Tiefsinnig, nicht gestört; ihre Gedanken waren vollkommen richtig und wohlgeordnet: nur daß sie Zeiten hatte, wo sie von einer unbezwinglichen, vernichtenden Traurigkeit überwältigt wurde. In solchen Zeiten schwand ihr jede Ueberlegung und jede Rücksicht; strömenden Auges, die Hände ringend, mit aufgelöstem Haar, irrte sie dann einsam durch Wald und Flur, mit unverständlicher Zunge (sie war eine Engländerin und sprach das Deutsche nur mühsam und mit fremdartiger Betonung) jammervollste Klagen ausstoßend. Das Gerücht behauptete, diese Klagen meinten ihren ersten Mann, einen reichen Londoner Kaufmann, den sie, ein Weib, wie man noch jetzt in einzelnen Spuren erkennen konnte, von außerordentlicher, sinnbetörender Schönheit, durch Leichtsinn und Eitelkeit zu Grunde gerichtet hatte: so daß er gestorben sei in Bankerott und Selbstmord.

Allein wie das nun war: diese traurigen Epochen wiederholten sich immer häufiger; bald waren die lichten Augenblicke die Ausnahmen, und zwar höchst seltene. Die Aerzte hatten den Versuch gemacht, sie, wenn die Anfälle sich nahten, durch Wechsel des Orts und auf andere Weise zu zerstreuen oder wenigstens ihr jammerndes Umherwandern zu verhindern. Allein beides mit schlechtestem Erfolg: ihr Tiefsinn hatte sich über diesen Versuchen in Tobsucht verwandelt: und darum, sollte ihr Zustand nicht noch viel elender werden, mußte man sie frei gewähren lassen.

Auch konnte man es ohne Gefahr: da ihr Tiefsinn Niemand etwas zu Leide that, als höchstens nur ihr selbst. Im Gegentheil, sie war dabei das sanftmüthigste, ja unterwürfigste Wesen, das man sich denken konnte, und von unerschütterlicher Wohlthätigkeit. Die Hütten der Kranken und Elenden aufzusuchen und mit reichen Händen Almosen auszutheilen, war ihre einzige Freude in gesunden Tagen. Und selbst wenn der Dämon der Melancholie sie gefesselt hielt, vergaß sie doch ihre Armen nicht, sondern trug ihnen selbst dann noch Geld und Speisen zu. Nur wer sie alsdann, vielleicht aus Dankbarkeit, vielleicht auch Mancher aus Neugier, mit theilnehmenden Worten besänftigen und trösten wollte, gegen den konnte sie sich unwirsch und sogar boshaft zeigen. Sobald jedoch der Paroxysmus vorüber, war auch von dieser Gehässigkeit jede Spur verschwunden.

Am Liebsten hielt sie sich im Hause des Meisters auf, am Bett der kranken Lene. Stundenlang konnte sie da sitzen, unermüdlich in kleinen Handreichungen: oder auch, wenn ihre trübe Zeit gekommen war, saß sie, starrte in das bleiche, friedliche Antlitz der Kranken und weinte dabei, weinte, weinte – o Gott, als ob sie die Seele selbst verschütten wollte mit diesen Thränen!

Herr Wolston, der die Krankheit seiner Frau von einer großen Gefahr her datirte, in welcher dieselbe einmal auf einer stürmischen Seereise geschwebt habe,

und sie für unheilbar hielt, legte ihr, so viel man sehen konnte, durchaus nichts in den Weg, weder zum Guten noch zum Bösen. Er wohnte in einem entgegengesetzten Flügel des weitläufigen Gebäudes und sah Frau Wolston oftmals in Wochen nicht, nicht einmal bei Tische, und auch nicht in ihren gesunden Tagen. Ebenso wenig seine Tochter – oder vielmehr die Tochter seiner Frau. Denn das Kind war aus deren erster Ehe: Angelica – oder wie die Leut' im Dorf sie hießen, sei es, weil der einigermaßen ungewöhnliche Name ihnen schwer einging und sie ihn sich auf diese Weise verständlicher machen wollten, sei es, daß die englische Abkunft des Kindes mit hinein spielte, oder auch sei es, weil es allerdings der passendste Name war für das unsäglich anmuthige, engelgleiche Kind – genug, die Leut' im Dorf hießen die Kleine nicht anders als das Engelchen.

Und nicht blos wegen seiner äußern Anmuth hätte das Kind diesen Namen verdient: auch an Gemüth war es ein Engelchen, mit dem Unterschiede vielleicht nur, daß man sich die Engel nicht wohl so schalkhaft, so muthwillig vorstellt, als die Kleine zu Zeiten war, ja immer, sobald sie es nur sein durfte.

Denn auch dieses so reine, so unschuldige, so in Freude blühende Gemüth hatte, trotz seiner Jugend,

schon sein zugemessenes Theil zu tragen an dem finstern Schicksal, das über seinem älterlichen Hause brütete, und dieser beklagenswerthen Entfremdung, welche Vater und Mutter immer weiter auseinander brachte.

Herr Wolston, wie eben erwähnt, übersah seine Stieftochter völlig. Auch von ihrer Seite gestattete er keine Annäherung; bange Furcht, stummer Gehorsam, schweigende Unterwerfung in das, was einmal als der Wille des Herrn Wolston feststand, war Alles, worauf Angelica ihre Empfindungen beschränken durfte gegen einen Mann, den sie so gern geliebt hätte, wie ihren Vater – und der doch ein für allemal ihr Vater nicht sein wollte. – Kindergemüther spiegeln mit außerordentlicher Treue die Eindrücke wieder, die sie von ihrer Umgebung empfangen: und so auch in der Seele dieses so weichherzigen, so gutgearteten Kindes setzte sich, durch die vernichtende Kälte, mit welcher Herr Wolston es behandelte, eine Verslossenheit und Strenge fest, ja fast müssen wir sagen eine Herbigkeit, die zwar nirgend anders hervortrat, als nur in Wolston's Gegenwart, dann aber auch mit einer Entschiedenheit und einer Energie, die mit dem übrigen Wesen des Kindes kaum vereinbar schien.

Ganz anders dagegen, nicht eigentlich freudiger, wohl aber unendlich zärtlicher und darum auch unendlich glücklicher, war das Verhältniß zur Mutter. In

den schwarzen Stunden, wenn der Geist der Verzweiflung die Unglückliche faßte, war Angelica die Einzige, die sich ihr nahen durfte; die süßflötende Stimme dieses Kindes war die einzige, auf die sie horchte mitten in ihrem tiefsten Gram; seine kleine, schmeichlerische Hand die einzige, von der sie sich, wenn auch nicht ohne Widerstreben, nach Hause führen ließ von ihren grauenvollen Wanderungen. Wer die Kleine alsdann hörte, wie sie mit den süßesten, zartesten Worten der Mutter zusprach, wer sie sah, wie sie, sobald die Mutter sich nur ein wenig zu beruhigen schien, die allerliebsten Mäulchen schnitt, die schalkhaftesten Spiele trieb, Alles in der guten Absicht, die Mutter aufzuheitern – und wie diese dann plötzlich dem Kinde zu Füßen fiel, ihm Hände und Füße küßte mit verzweifelnder Inbrunst und ihm liebte mit den schmelzenden, zärtlichsten Worten, Angelica aber, ganz sacht, ganz stille hielt, mit einem lieben, begütigenden Lächeln um den Mund, während dichte Thränen ihr die großen braunen Augen verdunkelten – o wahrhaftig, wer das sah und hörte, ein Herz von Stein hätte er haben können und es wär' ihm doch geschmolzen bei diesem Anblick!

Ach, die kranke Mutter war nicht die Einzige, welche die frühe Pflege dieses lieblichen Kindes in Anspruch nahm. Auch aus ihrer Ehe mit Herrn Wolston hatte sie ein Kind geboren, einen Knaben, Julian.

Auch Julian war ein wohlgeartetes Kind und ebenfalls von seltener Schönheit. Aber seine Schönheit hatte etwas Beängstigendes. Aus dieser ungewöhnlich schlanken, schmalen Gestalt, der durchsichtigen Röthe dieser hagern Wangen, diesen glanzvoll leuchtenden Augen, diesen schmalen, kirschfarbenen Lippen, den milchweißen Zähnen – es war noch lange kein Arzt nöthig und die gewöhnliche Erfahrung reichte hin, um aus diesen Zeichen auf einen Wurm zu schließen, der im Innern dieses schönen Knaben nagte – einen langsamen, aber unersättlichen, einen gefährlichen Wurm!

Auch die überraschende Schnelligkeit seiner geistigen Entwicklung stand damit in besorglicher Uebereinstimmung, kaum ein Knabe, ja ein Kind noch, war er seinen Jahren an Verstand und Kenntnissen weit vorgeeilt.

Was jedoch am Rührendsten war an der Erscheinung dieses Knaben, das war die außerordentliche Hingabe, die fast mädchenhafte Demuth und Zärtlichkeit, die er, mit wenigen Ausnahmen, von denen wir sogleich noch sprechen werden und die allerdings dadurch nur um so greller hervortraten, gegen Jedermann erwies. Dienste thun, weggeben, verschenken, war seine Leidenschaft; gleichsam als ahnte er in seinem kleinen jungen Herzen das frühzeitige Ende, zu dem er heranreifte, suchte er, mit ungeduldiger Hast, in die kurze Spanne Leben, die ihm vergönnt war, so viel Liebe zu versammeln, die karge Neige seines jungen Daseins mit so viel Blumen

der Freundschaft und des Wohlthuns zu überdecken, als ihm nur immer möglich war.

Julian war der Abgott seines Vaters. Dieser so gleichmäßige, so feste Mann, der für die Leiden seiner Gattin längst kein Auge mehr hatte, der gegen Angelica'n, dieses lieblichste Kind, das aller Andern Herzen bezauberte, nie, aber auch niemals nur die leiseste Spur väterlicher Empfindung gezeigt hatte, sondern von früh auf, unverändert, behandelte er sie stets nur als das, was sie im Grunde für ihn war, eine Fremde – aber an seinem Knaben hing er mit schwärmerischer Neigung! aber ein Wort aus Julian's Munde, ein Blick seiner Augen, ein Wink seines Fingers hätte genügt, den sonst so unbeweglichen Mann umzustimmen, wie er wollte! – Daß Julian im Innersten krank war, sah Herr Wolston nicht – oder wollte es nicht sehen. Es seien das nichts, behauptete er, wenn Andere ihn auf den bedenklichen Zustand des Kindes aufmerksam machten, als die gewöhnlichen Begleiter eines beschleunigten Wachstums, vielleicht auch noch die Nachwirkungen der ungesunden englischen Nebel, in denen es seine frühesten Lebensjahre verbracht habe, ja schlimmsten Falls eine nervöse Aufregung, die es von seiner Mutter geerbt habe, und die, mit vorrückenden Jahren, sich ganz gewiß von selbst verlieren würde.

Und da Herr Wolston bekanntlich ein sehr reicher Mann war und die Aerzte, die sich um seinen Knaben

bemühten, mit mehr als fürstlicher Freigebigkeit belohnte, so fand sich Niemand, der den Muth gehabt hätte, ihn aus diesem, für sein Vaterherz so wohlthätigen Irrthum emporzuschrecken.

Ungehindert also konnte er sich in den kühnsten Träumen, den glänzendsten Bildern ergehen über die Zukunft seines Sohnes. Auch darin bewies er einen Schwung der Phantasie, eine gewisse liberale, ja poetische Imagination, die man nicht so leicht von ihm erwartet hätte. Der Knabe zeigte zu Allem, was nach kaufmännischen Geschäften schmeckte, nach Fabrikwesen und Industrie, nicht nur keine Neigung, sondern sogar einen entschiedenen, ja leidenschaftlichen Widerwillen zeigte er dagegen. – Auch dieser Leidenschaft ließ Herr Wolston freien Raum. Seine Geschäfte ließen ihm wenig Zeit, selbst seinem geliebten Kinde konnte er nur wenig seltene Minuten widmen. Aber stundenlang hätte er sitzen können und zuhören, mit aufeinandergepreßten, schmunzelnden Lippen und bedeutungsvollem Wiegen des Hauptes, wie Julian, in einem Tone, von dem man fast hatte glauben mögen, er habe ihn dem Meister abgelernt, seinen Abscheu aussprach gegen Zahlen und Ziffern, und die schwülen Arbeitssäle in der Fabrik und das Rasseln der Maschinen, das, behauptete er, bis in seine kleine, stille Stube hinüberdränge und selbst seine Träume störe . . .

Gut, gut, pflegte Herr Wolston in solchen Fällen zu sagen: Hat Recht, mein Junge! soll es nicht nöthig haben, mein Julian, sein frisches Leben zu vergraben unter Ziffern und seine Seele zu verkaufen an die todten Maschinen! Soll es nicht nöthig haben, o nein! Soll treiben können, was ihm beliebt, ein freier Mann, malen, dichten, reisen, was er will, und kein Prinz soll es besser haben als er . . .

Wie Julian so viel Zärtlichkeit erwiderte? – Dies von Allem war das Wundersamste. Ein Herz, so sanft, so weich, so überströmend in Liebe, so zuvorkommend auch gegen den Geringsten seiner Dienerschaft – und war doch kalt und verschlossen gegen diejenigen, die ihm gerade am Nächsten standen und das meiste Anrecht gehabt hätten auf seine Liebe: seine Aeltern.

Julian war gehorsam, demüthig, ehrerbietig gegen seine Aeltern; niemals, auch mit dem leisesten Gedanken nicht, misbrauchte er die Herrschaft, die sein Vater ihm über sich einräumte und die auch dem scharfsichtigen Kinde unmöglich verborgen bleiben konnte – Aber Liebe? Nein, von Liebe gegen seine Aeltern empfand seine junge Seele nichts.

Die Mutter, allen Anzeichen nach, erwiderte diese geheime Abneigung. Es war ein ähnliches Verhältniß zwischen ihr und Julian, wie zwischen Herrn Wolston und Angelica: sie sah den Knaben wenig, fast nie, und wenn es geschah, so war es deutlich, daß schon sein bloßer Anblick ihrem Herzen Zwang anthat.

So blieb Julian fast ausschließlich der Gesellschaft und Pflege seiner Schwester überlassen. Die beiden Geschwister liebten sich mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit. Die geheime Eifersucht der Aeltern, die sich selbst in ihrem Verhältniß zu den Kindern widerspiegelte, indem jeder von ihnen gerade dasjenige Kind zu hassen schien, das der Andere liebte und weil er es liebte – in dem Verkehr der Geschwister wenigstens war sie ausgelöscht und versöhnt; Unbefangenheit und Vertraulichkeit, für die in dem glänzenden Hause des Fabrikherrn im Uebrigen keine Stätte war – in die Herzen dieser beiden Kinder wenigstens hatten sie sich geflüchtet und hier, unbekümmert um die Kälte und die Verstimmung um sie her, ihren reinsten, köstlichsten Tempel aufgeschlagen. – Angelica war fünf oder sechs Jahre älter als Julian. Aber das gab dem Verhältniß eben erst seine rechte Weihe: um so mütterlicher gestaltete sich die Liebe des heranwachsenden Mädchens, um so reizender war sie in ihrer zarten, vorsorglichen Bethullichkeit um den kränkelnden Bruder.

Julian theilte diese Liebe in tiefster Seele. So verhaßt ihm alles kaufmännische Wesen war, so sehr liebte er wissenschaftliche Beschäftigung, besonders die Naturwissenschaften, und von ihnen wieder am Meisten die Botanik.

Allein der Aermste durfte, seiner Gesundheit halber, nur wenig ins Freie; seine meisten Tage mußte er

im engen, dumpfen Zimmer verleben; schon mehr als einen Frühling hatte er nur vom Fenster aus begrüßt.

Da war es nun gar herrlich, wie Angelica für ihren Bruder durch Wald und Busch lief und ihm Blätter, Blumen, Kräuter, was ihn irgend interessirte, zusammentrug. Ein Winkelchen im Treibhaus hatte sie für sich eingerichtet und zog, in kleinen Töpfchen, so gut sie konnte, allerhand seltene Pflanzen, die Julian sich gewünscht oder von denen er gesprochen hatte. Und wenn es ihr gelang und wenn sie dem Bruder unversehens ihre blühenden Töpfchen vors Bette tragen konnte – o da war ja nie ein König glücklicher gewesen als sie!

Und ebenso herrlich war es auch, wenn Julian, seine prächtigen Kupferwerke vor sich, mit ernsthafter Miene den Lehrmeister machte für seine Schwester. Wie sie die Köpfchen so dicht zusammensteckten! wie sich die lockigen Haare ineinander kräuselten, das feine, aschfarbene des Knaben und die dicken, kastanienbraunen Locken des Engelchen! wie das Mädchen sich mit so viel possenhaftem Ernst bemühte, die schweren lateinischen Namen richtig herauszubringen! Und wenn es ihr doch mislang, wie Julian den Spaß so köstlich fand und sich schüttelte vor herzensfreudigem Gelächter, so freudigem, daß er den bösen Husten, mit dem das Gelächter sich sogleich bestrafte, kaum verspürte und noch fortlachte unter Husten und Thränen! –

Wir haben schon gesagt, daß jeder Wunsch des Knaben für Herrn Wolston Gesetz war. Bis derselbe daher eines Tags, veranlaßt durch eine zufällige Erzählung Angelica's, den Wunsch äußerte, den Schulmeister des Orts, einen allerdings sehr tüchtigen Mann, der sich namentlich als Botaniker auszeichnete, zum Lehrer zu haben: so mußten die hochstudirten, kostbaren Hauslehrer, die Herr Wolston ihm bis dahin gehalten, sogleich in die zweite Stelle treten und die Hauptleitung der Erziehung ging über in die Hände des schlichten, unscheinbaren Dorfmannes.

Aber keineswegs zum Schaden Julian's. Es war in der That ein vortrefflicher Lehrer, einfach, aber gediegen und treu in allen Stücken. Da er Julian nicht überschüttete mit Dingen, die der Natur des Kindes widerstanden, aber auch das, was ihm ferner lag, ihm durch geschickte Behandlung bedeutend und wünschenswerth zu machen wußte: so nahm Julian, unter dieser veränderten Leitung, nicht nur an Heiterkeit und Frohsinn, sondern auch an Kenntnissen merklich zu. Selbst der Unterricht der übrigen Lehrer gefiel ihm jetzt besser, als bisher.

Der Schulmeister, um dem Knaben etwas Männlicheres zu geben und der allzu großen Weichheit seines Gemüthes in wohlthätiger Weise entgegenzuarbeiten, hielt es für wünschenswerth, ihm, in irgend einem Knaben des Dorfs, einen Schul- und Spielgefährten zu geben.

Auch dieser Wunsch wurde von Herrn Wolston sogleich gewährt und der Schulmeister mit der Wahl eines geeigneten Knaben beauftragt.

Seine Wahl fiel auf den Sohn des Meisters, Reinhold. Reinhold, noch zwei Jahre älter als Angelica, war der Schule eigentlich schon entwachsen. Auch was er in der Dorfschule lernen konnte, hatte er gelernt und dabei so viel Fleiß und so viel glückliche Anlage entwickelt, daß der wackre Schulmeister eben deshalb mit Freuden diese Gelegenheit ergriff, seinem Liebling (denn das war ihm Reinhold seit Langem) den Zutritt zu eröffnen zu Bildungsmitteln, welche, nach menschlicher Berechnung, ihm ohne das ewig verschlossen geblieben wären und die doch, dessen war der Schulmeister, gewiß, Niemand eifriger benutzen, glücklicher verarbeiten konnte, als Reinhold.

Der Meister sah diese unvermuthete Wendung im Schicksale seines Sohnes im Grunde nicht gern; er hatte eine außerordentliche Scheu vor Allem, was den Menschen auf irgend eine Weise über den zunächst vorgeschriebenen Lebenspfad hinauszuführen schien, in Verhältnisse, für die er ursprünglich nicht geboren. Das sei ein Auflehnen, behauptete der Meister, gegen die Ordnung Gottes, das allemal nur zum Verderben ausschlage.

Dem dringenden Zureden des Schulmeisters indeß, der im Gegentheil behauptete, das sei die wahre göttliche Ordnung und darin zeige sich der Finger der Vorsehung, daß für so glückliche Anlagen, wie der Sohn des Meisters sie zeige, sich hier so ganz ungesucht und unvermuthet die günstigste Schule eröffne, wagte er auf die Dauer nicht zu widerstehen und gab daher endlich, wenn auch ungern, seine Einwilligung.

Auf diese Weise also wurde Reinhold nun der Schul- und Spielgefährte Julian's; der arme Webersohn erhielt Zutritt zu den prächtigen Gemächern des Schlosses, nahm Theil an dem ausgewählten Unterricht, den Spielen und Erholungen dieser vom Glück begünstigten Kinder.

Bald auch an ihren kleinen Geheimnissen und Leiden. – Die Wahl des Schulmeisters rechtfertigte sich glänzend. In allen wissenschaftlichen Gegenständen, besonders in der Mathematik, die im Gegentheil von Julian vernachlässigt ward, machte Reinhold die außerordentlichsten Fortschritte; in kurzer Zeit, durch seinen angestregten Fleiß, erwarb er sich eine Bildung, die nicht nur weit (wie man das zu nennen pflegt) über seinen Stand hinaus, sondern auch unter allen Umständen und für Jedermann eine höchst achtbare und gediegene Bildung war. Allein was immer die Hauptsache blieb: auch von Seiten des Gemüths und des sittlichen Charakters bewährte Reinhold sich auf

das Vortrefflichste. Der glänzende Anblick des Reichtums und der Behaglichkeit, die sich, im Hause des Fabrikanten, jetzt täglich vor seinen Augen entfalten, ließ ihn völlig unverführt. Nicht der leiseste Hauch von Neid oder Eifersucht oder Habgier, nicht der leiseste Schatten einer erzwungenen schmerzlichen Entsagung, noch auch die entfernteste Spur irgend eines Hochmuths oder einer Ueberhebung über die Genossen seines väterlichen Hauses trübte den keuschen Spiegel seiner Seele: sondern dankbar alles Gebotene hinnehmend, hielt er sich doch in jedem Augenblick durchaus besonnen und selbständig und ging Abends, zu Schlafenszeit, aus der prächtigen Behausung des Herrn Wolston, von den warmen Decken, den weichen seidenen Sesseln in die arme kalte Hütte seines Vaters, auf das harte, grobe Kissen, das ihm zur Bettstatt diente, so unbefangen, so gleichmäßig, als müßt' es nur so sein.

Julian fühlte den Werth seines neuen Kameraden rasch heraus; sein Herz, geschaffen, so schien es, mit einem instinktmäßigen Gefühl für jede wahre, aufrichtige und uneigennützigte Liebe, schwelgte in dem so neuen, so ungewohnten Besitz eines Freundes.

Auch Angelica wurde in diese Freundschaft hineingezogen; wie hätte Julian sie auch entbehren, wie auf sie, die ihm so innig nahe stand, so ganz verwachsen war mit seinen Wünschen und Träumen, Freuden und Schmerzen verzichten können gegen irgend eine neue

Erwerbung? – Bald hielt das anmuthigste Verhältniß die drei Kinder umschlossen. Sie waren recht eigentlich, was man so nennt, Ein Herz und Eine Seele – : Angelica und Reinhold, beide fast gleichaltrig, beide strahlend in Gesundheit und Jugendschöne, beide überschäumend von gleicher Lebensfrische; zwischen ihnen, mit gleicher Zärtlichkeit gepflegt, von gleicher Liebe getragen, der blasse, kranke, schwermüthige Julian – wie zwischen zwei sonnenhellen Tagen die ernste, düstre, geliebte Nacht.

Aber dieses reizende Zusammenleben, nach mehrjähriger Dauer sollte, auf völlig unerwartete Weise, plötzlich und für immer zerrissen werden. Wie es eigentlich gekommen, war ein Geheimniß, über welches diejenigen, welche allein im Stande gewesen wären, es zu lösen, ein Todesschweigen bewahrten. Man wußte nur und nur dies stand fest, daß der Meister eines Morgens, wie öfters geschah, bei Herrn Wolston im Kabinet gewesen, um von demselben über gewisse gewerbliche Gegenstände um seine Meinung befragt zu werden. Was da zwischen den Beiden vorgegangen, wußte außer ihnen selbst nur Gott. Aber auf einmal hatte die Stimme des Fabrikanten sich erhoben, in fürchterlichem Zorn, wie niemals sonst, die Thür seines Kabinetts war aufgerissen worden, der Meister, todtbleich, bebend vor Zorn, mit Augen, aus denen der Wahnsinn leuchtete, war herausgetreten, hatte, den Hut auf dem Kopf, ohne anzupochen, sich Bahn gemacht bis in die

Zimmer Julian's, hatte seinen Sohn bei der Hand ergriffen und ihn, mit zitterndem Fuß, aber ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern oder auch nur mit einer Silbe Rechenschaft zu geben von dem, was er hat, ihn mit sich zurückgeführt nach Hause. Auf der Schwelle des Klosters, unter der gewölbten Eingangspforte, hatte er einen Moment stillgestanden und hatte, mit erhobenem Arm, sich umgewendet zu den Maschinenhäusern; seine Lippen hatten gezittert, lautlos – aber wer ihn gesehen hatte in dieser Stellung, der wußte auch, daß in diesem Moment ein Fluch gekommen war von diesen lautlosen, sonst so frommen Lippen, ein Fluch, der zum Himmel drang . . .

Damit war aller Umgang zwischen den beiden Familien auf immer eingestellt. Vergebens warf Julian sich seinem Vater zu Füßen, vergebens erklärte er, ohne seinen Freund nicht leben zu können: in diesem einen und ersten Punkt blieb Herr Wolston unbeweglich. Nur nach lebhaftem Widerstreben und weil die Aerzte es ihm als nothwendig schilderten für die Gesundheit seines Sohnes, hatte er erlaubt, daß Reinhold, der nun in Allem zum Webestuhl seines Vaters zurückgekehrt war, Julian noch zuweilen auf Augenblicke besuchen durfte. Die Art jedoch, wie Herr Wolston von jetzt an die Gespräche der jungen Leute überwachte, und die ganze geringschätzig, ja verächtliche Weise, mit welcher er Reinhold behandelte, war so empfindlich für

die beiden Freunde, daß sie nach kurzer Zeit freiwillig auf diesen entwürdigenden Verkehr verzichteten. – Auch Angelica wurde mit außerordentlicher Härte beobachtet, daß sie keinerlei Verbindung mit dem Hause des Meisters unterhielt. Ebenso Frau Wolston: wiewohl es gefährlich und selbst unmöglich war, diese auf ihren Streifzügen überall zu überwachen.

Doch waren die Folgen dieses Zerwürfnisses damit noch lange nicht erschöpft; es war überhaupt kein Zerwürfniß – dieser Name ist viel zu gelind: sondern eine Feindschaft war es, eine tödtliche.

Zwar der arme, vereinsamte Meister hatte keine Waffen in Händen gegen den mächtigen Fabrikanten: oder wenn er deren hatte, so waren es solche, die er selbst nicht anzuwenden wagte.

Mit desto größerer Energie dagegen bediente Herr Wolston sich der seinigen gegen den Meister. Bei seinen Verbindungen, seinem Einfluß und Ansehn war es ihm ein Leichtes, den kleinen Absatz, den der Meister sich noch immer erhalten hatte, zu vernichten. Bald wagte, aus Furcht vor dem reichen Herrn Wolston, bei dem sie ja alle in den Büchern standen, kein einziger mehr von den kleinen Kaufleuten der Nachbarschaft, eine Bestellung bei dem Meister zu machen, oder seine Waare in Vertrieb zu nehmen. Auch die Bestellungen der vornehmen Damen blieben aus: Herr Wolston war jetzt selbst ein vornehmer Mann geworden, er hatte den Titel als Commerzienrath – und er benutzte seine

vornehmen Verbindungen. Mit Einem Worte: der Meister versank in kurzer Frist in das alleräußerste Elend. Längst hatte er die Gehilfen entlassen müssen und nur Reinhold theilte seine kummervolle Arbeit. Allein wie sehr Beide sich auch anstrebten und wie unermüdlich sie waren, Tag und Nacht, so konnten sie doch dem immer zunehmenden Ruin ihres armen Glückes mit alledem keinen Einhalt thun.

Aber auch im Hause des Fabrikanten waren kurz nach jener Katastrophe wichtige und folgereiche Veränderungen eingetreten. Angelica war in eine Pension der Hauptstadt gebracht worden, um dort ihre Erziehung in Allem, was der Ton und die Sitte der großen Welt verlange, zu vollenden.

Ebenso plötzlich war eines Morgens auch Frau Wolston verschwunden; ihre zunehmende Gemüthskrankheit, hieß es, habe ihre Rückkehr nach England, in ein dortiges Irrenhaus, nöthig gemacht. Bald darauf kam die Nachricht von ihrem Tode.

#### ACHTES KAPITEL. DER HAUSFREUND.

Wenige Monate später schritt Herr Wolston zu einer zweiten Ehe; er müsse, sagte er, für Gesellschaft und Pflege sorgen für seinen geliebten Julian, der in seiner jetzigen Einsamkeit immer düstrer, immer hinfalliger ward – und welche Gesellschaft tröstender, welche Wege sorgsamer sei, als die einer Mutter?

Hatte Herr Wolston wirklich nur dies Motiv gehabt, so konnte die Wahl, die er bei dieser zweiten Ehe traf, allerdings nicht umhin, einige Verwunderung zu erregen. – Die Dame war ehemals eine der gefeiertsten Schönen des Landes gewesen und konnte noch jetzt für eine stattliche, sogar eine angenehme Erscheinung passiren. Von ihrer Häuslichkeit jedoch und ihren wirthschaftlichen Tugenden wußte Niemand zu rühmen. Im Gegentheil, sie hatte ein nicht unbeträchtliches Erbtheil auf ziemlich leichtsinnige Weise verthan und nur der Umstand, daß sie eine Cousine war des Ministers, des allvermögenden, hatte sie vor ernstem Verlegenheiten bewahrt. Ihre Freundschaft war zahlreich, ihre Bekanntschaft war ausgebreitet, aber ihrer Tugend, meinte man, wäre es vortheilhafter gewesen, sie hätte der Freunde und Bekannten weniger gehabt; ihr Stammbaum der älteste und ohne Makel, aber desto makelvoller ihr Ruf; wenn sie in neuester Zeit fromm geworden war, so hatte das, wie der Volksmund behauptete, seinen guten altbekannten Grund. Dieser Dame also bot Herr Wolston seine Hand: und wenn man den Reichthum in Erwägung zog, den der Commerzienrath täglich üppiger und in einem Maße entfaltete, der sogar mit dem anerkannt blühenden Betriebe seiner Fabrik nicht mehr ganz in Verhältniß stand, so daß man auf neue, unbekannte, vermuthlich überseeische Erwerbsquellen zu schließen anfang, sowie die precäre Lage, in welcher das Fräulein selbst sich befand: so

war es das natürlichste Ding von der Welt, daß sie den Antrag des bejahrten, aber steinreichen, bürgerlichen, aber angesehenen Mannes nicht ausschlug.

Auch war diese zweite Ehe des Herrn Wolston, so viel man merken konnte, vollkommen glücklich. Die Commerzienrätthin repräsentirte mit unvergleichlichem Anstand und machte das traurige, öde Kloster bald zum Mittelpunkt der ausgesuchtesten Geselligkeit von nah und fern. Herrn Wolston schien dies zu genügen: wiewohl er, seiner ganzen Natur nach, an diesen geselligen Vergnügungen nur höchst sparsamen Antheil nahm, sogar, in der Ueberlegenheit des reichen Mannes, dem man dergleichen denn schon passiren ließ, sich meist nur ironisch dagegen verhielt.

Um den Sohn Julian dagegen kümmerte die neue Stiefmutter sich wenig, beinahe gar nicht. Und wer wollte sie darum tadeln, da der (wie es sich nun auf einmal herausstellte) eigensinnige, verzogene Knabe ihre zärtlichsten Annäherungen auf die standhafteste, ja ungeziemendste Weise zurückgewiesen hatte? Gegen seine verstorbene Mutter hatte er nur Abneigung, nur Kälte gezeigt, sein Benehmen gegen sie, wie gegen Herrn Wolston selbst, war nur ablehnend, nur gleichgiltig gewesen; gegen seine Stiefmutter dahingegen zeigte er offene Widersetzlichkeit und unzweideutigen, unkindlichen Haß.

Ein Ereigniß ganz besonders schien diesen Haß hervorgerufen zu haben, eines der ersten, durch welches

die Baronesse ihren Eintritt in das Haus des Fabrikanten bezeichnet hatte: sie hatte ihren Gemahl aufmerksam gemacht auf das Verwunderliche, sogar Unziemliche, daß die Erziehung eines so talentvollen, so viel versprechenden Kindes, wie Julian, eines Kindes von einer so glänzenden Zukunft, Erbe eines so außerordentlichen Vermögens, in die Hände gelegt sei eines bloßen einfachen Dorfschulmeisters. Ob ihr Gemahl allein nicht wisse, was doch übrigens kein Geheimniß sei, nämlich daß Leonhard (dies war der Name des Schulmeisters) unausgesetzt den genauesten Verkehr unterhalte mit der ihm selbst so verhaßten Familie des Meisters? Die Gründe dieses Hasses kenne sie nicht, trage auch kein Verlangen, sie kennen zu lernen, da Personen und Verhältnisse dieser untergeordneten Gattung sie überhaupt nicht zu interessiren vermöchten. Sei es indeß einmal sein Wille so und habe ihr Gemahl sich einmal entschlossen, keine Verbindung mehr zwischen seinem und dem Hause des Meisters zu dulden, so begreife sie auch nicht, wie er die Anwesenheit dieses Mannes noch länger gestatten, könne, des offenkundigen Zwischenträgers zwischen Julian und den Angehörigen des Meisters. Nicht undeutlich gab sie zu verstehen, daß diese seltsame Gehässigkeit, welche Julian gegen sie bezeige, die sie jedoch übrigens, dem Vater gegenüber, auf alle Weise zu entschuldigen suchte, ihren Ursprung lediglich in dem Einfluß dieses Lehrers habe und den Einflüsterungen aus dem Hause des

Meisters, welche Julian durch diesen Kanal zugetragen würden. Ja so weit ging sie in ihrem Eifer, daß sie Julian's ganzen Trübsinn, seine Menschenscheu, selbst seine Kränklichkeit nur diesem Verhältniß zuschrieb; es komme nur darauf an, diesen einen verhängnißvollen Faden zu lösen – und Julian's von Haus aus so gesunde, so fügsame Natur, diesem verderblichen Einfluß entrückt, würde sich nach allen Seiten hin frei und glücklich, in liebenswürdiger Eintracht, entfalten.

Herr Wolston, der selbst schon seit Längerem ähnliche Gedanken bei sich genährt hatte, fand diese Vorstellungen höchst beachtenswerth, um so beachtenswerther, als er darin zugleich einen Beweis erblickte von der mütterlichen Sorgfalt, welche die Baronesse seinem Sohn bei alledem widmete. Die Besorgniß indeß, durch die Entfernung des geliebten Lehrers das empfindliche, ohnedies schon so mannichfach gereizte Gemüth seines Sohnes allzu tief zu verletzen, hatte ihn noch immer zurückgehalten von der Ausführung eines Schrittes, der ihm selbst gleichwohl mit jedem Tage nöthiger erschien.

Der Zufall kam seiner Unschlüssigkeit zu Hilfe. Der Prediger des Orts, ein bejahrter Mann von altem Schlage, der sich um seine Pfarrkinder herzlich wenig gekümmert hatte, desto mehr dagegen um seine Aecker, seine Bienen und sein tägliches Tarockspiel, starb. Frau Wolston, von deren frömmelnder Richtung wir bereits gesprochen haben, setzte es ohne große Mühe bei

ihrem Vetter, dem Minister, durch, daß die erledigte Stelle einem Geistlichen derselben strengen Richtung übertragen ward. Es war ein noch außerordentlich junger Mann, dieser Geistliche: aber durch seine exemplarische Frömmigkeit und seine glänzende Rednergabe hatte er gleichwohl schon als Candidat die Aufmerksamkeit der Hauptstadt, wo er bisher gelebt hatte, auf sich gezogen. Vielleicht auch war seine anmuthige Persönlichkeit dabei nicht ohne Einfluß geblieben, zumal auf die weibliche Zuhörerschaft, die ja bei dem Ruf eines Predigers bekanntermaßen allemal eine entscheidende Stimme hat: Herr Waller galt für einen schönen Mann – und auch wer sein Aeußeres etwa zu glatt, zu weichlich gefunden hätte, mußte ihm doch zugestehen, daß er ein Mann war von den angenehmsten Sitten und einer Tournure, deren kein Cavalier sich hätte zu schämen brauchen. –

Der Commerzienrath, der sehr weit davon entfernt war, die religiöse Richtung seiner Gemahlin zu theilen, der es sogar liebte, sie gelinde damit aufzuziehen, besonders bei Gelegenheit der glänzenden Routs, der Feste und Lustbarkeiten, welche sie veranstaltete, war mit dieser Ernennung Anfangs nicht ganz einverstanden gewesen. Die Baronesse wußte ihm jedoch mit solcher Beredsamkeit auseinanderzusetzen, wie nöthig ein Geistlicher von dieser strengen Richtung wäre, gerade nach einer Amtsführung, wie diejenige seines Vorgängers, und für eine Bevölkerung, so verwahrlost, so

sitten- und glaubenlos, wie diese Fabrikarbeiter: daß Herr Wolston schwieg – schwieg, nicht beistimmte, und nur mit einem Lächeln, noch kälter, noch sarkastischer, als er es gewöhnlich zeigte, seine schwere goldene Dose auf- und zuklappte.

Allein auch dieses Vorurtheil verstand Herr Waller zu widerlegen. So geschickt war sein Auftreten im Hause des Commerzienraths, so zurückhaltend bei so viel Theilnahme, so abgemessen bei so viel warmer Ergebenheit, religiöse Angelegenheiten hielt er von der täglichen Unterhaltung so fern und hatte über Gegenstände des praktischen Lebens ein so vielseitiges, so duldsames, so besonnenes Urtheil, den Enthusiasmus selbst, den die Baronesse ihm entgegengetragen, lehnte er so leise ab, führte ihn so vorsichtig, mit so guter Manier, in die Schranken einer alltäglichen, nüchternen Freundschaft zurück: daß der Commerzienrath selbst, der sich gefaßt gemacht hatte in seinen Gedanken auf einen wüsten, unverträglichen Eiferer oder einen unleidlich süßen, verhimmelnden Schwärmer, seine angenehmste Ueberraschung nicht verbergen konnte.

Auch in den eigentlichen Angelegenheiten seines Amtes zeigte er sich ganz anders und weit nachgiebiger, als der Ruf ihn bezeichnet hatte. Die Gemeinde, sagte er, sei freilich ein wenig verwildert und eine strengere Kirchenzucht thue dringend Noth; Herr Wolston werde den Vortheil davon schon in seiner

Fabrik verspüren. Aber das lasse sich nicht auf einmal und nicht gewaltsam erreichen, sondern allmählig nur, durch gütliche Einwirkung und indem man den Leuten, durch persönlichen Verkehr und unmittelbaren Beistand, die Ueberzeugung beibringe, daß man es wirklich gut mit ihnen meine und daß, mit der Verwandlung und Besserung ihres innern Menschen, sie auch für ihre gedrückten äußeren Verhältnisse Abhilfe und Besserung finden würden.

Dieser Ansicht gemäß richtete Herr Waller auch sein persönliches Verhalten zur Gemeinde ein. Für die fast täglich vorkommenden öffentlichen Scandale schien er kein Auge zu haben, oder wo sie unmittelbar an ihn gebracht wurden, antwortete er nur mit Seufzen und Achselzucken. Dagegen fing er an die Wohnungen der einzelnen Familien zu besuchen, erkundigte sich nach ihren persönlichen Angelegenheiten, nahm Theil an ihren häuslichen Sorgen und Kümernissen. Anfangs, da dies Verfahren hier etwas ganz Neues und Unerhörtes war, hatte er viel Unannehmlichkeiten deshalb zu bestehen; sogar persönliche Beleidigungen blieben, bei dem rohen Sinn dieser Bevölkerung, nicht aus. Allein auch dies ertrug Herr Waller mit so guter Manier und wußte sich auch diesen Leuten so angenehm zu machen, besonders auch durch gelegentliche Almosen und Geschenke, mit denen er seine Rathschläge unterstützte, daß man sich seines Besuch bald nicht

nur gefallen ließ, sondern selbst eine Ehre darin setzte, vornämlich die Weiber, die nicht genug bewundern und rühmen konnten, wie theilnehmend und freundlich der neue Herr Pfarrer sei; Alles könne man ihm erzählen, die kleinsten Dinge, von Mann und Kind, von Feld und Weh, er höre Alles freundlich an und habe für Alles eine theilnehmende und begütigende Antwort.

Nur seine Predigten allerdings athmeten eine außerordentlich strenge kirchliche Gesinnung. Der junge Mann, sowie er die Kanzel beschrift, schien mit dem weltlichen Kleide auch jede weltliche Berechnung, jede weltliche Nachgiebigkeit und Milde abgelegt zu haben; sein bleiches, bebendes Antlitz, die verzückten brennenden Augen, die schwarzen flatternden Haare, die lebhafteste, bis an die äußerste Grenze des Zulässigen gesteigerte Action, und zu dem Allen der gewaltige, jetzt rauschende, donnernde, zerschmetternde, jetzt die Gemüther zu tiefster Rührung zerschmelzende Fluß seiner Beredsamkeit ließ ihn in solchen Augenblicken erscheinen wie einen jener Bußprediger des Mittelalters, von denen die Legenden uns erzählen: und selbst die harten Herzen seiner Zuhörerschaft fühlten sich, wenigstens so lange er sprach, wundersam davon ergriffen.

Da indeß der Fabrikherr die Kirche grundsätzlich nur einmal alle Vierteljahre besuchte, so bekümmerte ihn das wenig; er hörte den begeisterten, schwungvollen,

zerknirschenden Vortrag des neuen Predigers mit derselben kalten, höflichen Aufmerksamkeit an, wie ehemals dem nüchternen, schleppenden seines Vorgängers. Sogar im Gegentheil, er könne es leiden, meinte er, mit Bezug auf die Waller'schen Reden, wenn ein Jeder, was einmal sein Beruf sei und wofür er bezahlt werde, mit Eifer treibe und so, daß man ihm selbst die Lust dazu anmerke. Auf diese Weise kam es denn, daß Herr Waller in kürzester Frist der erklärte Vertraute und Günstling im Schlosse war. Und das nicht bloß bei der Baronesse und auch nicht bloß in geistlichen Dingen: sondern auch Herr Wolston selbst fing an, den gewandten, wohlverfahrenen Mann gelegentlich in sein Vertrauen zu ziehen.

Und da der junge Geistliche sich diesem Vertrauen niemals aufdrängte, wohl aber, wo es ihm erwiesen ward, diese Auszeichnung jederzeit aufs Dankbarste zu empfinden schien, so war es höchst natürlich, daß dieses gute Verhältniß mit jedem Tage zunahm und sich befestigte.

So wurde ihm denn auch die Angelegenheit wegen Julian's und seines Lehrers zu vertraulicher Berathung vorgelegt.

Allein mit großer Lebhaftigkeit erklärte Herr Waller sich gegen jede Aenderung. Er wolle, sagte er, sein Urtheil nicht übereilen und ein liebloses würde sich gerade für ihn und seinen Stand am Wenigsten geziemen. Aber die Familie des Meisters, nach Allem, was er von

ihr gesehen und gehört, scheine ihm die üble Meinung, in welcher sie im Dorfe stehe (es war eigentlich nur im Schlosse, bei Herrn Wolston: aber Herr Waller, der das natürlich noch nicht so genau unterscheiden konnte, sagte im Dorf), allerdings zu verdienen; schon ihr scheues heimliches Wesen, ihre Einsamkeit und Absonderung, die sich, zu seinem großen Schmerz, selbst bis in die Kirche erstreckte und mit der sie auch, fast die einzige im Dorf, seine theilnehmenden Besuche standhaft zurückgewiesen, ließen auf ein böses Gewissen schließen und vielleicht auf noch bössere Absichten.

Das Alles jedoch, fuhr Herr Waller fort, habe nichts zu sagen bei der anerkannten und erprobten Tüchtigkeit des Schulmeister Leonhard. Er selbst freilich, der Prediger, kenne ihn aus eigener Prüfung noch nicht. Aber unmöglich könne er etwas Unrechtes vermuthen von einem Manne, der bei seinem Amtsvorgänger in so außerordentlicher Gunst gestanden und dem (was eigentlich allein schon entscheidend sei) ein so scharfer Menschenkenner, wie der Commerzienrath, schon seit so viel Jahren in einer so wichtigen Angelegenheit, wie die Erziehung seines einzigen Kindes, ein so schmeichelhaftes Vertrauen geschenkt habe. Zwar was seine öffentliche Amtsführung in der Schule anbetreffe, so scheine der gute Leonhard (er sage, setzte Herr Waller hinzu, dies nur ganz im Vertrauen und weil er wisse, daß der Commerzienrath keinen Gebrauch davon machen werde) ihm nicht völlig der Mann, als welcher er

im Allgemeinen gelte; er scheine es sich da mitunter etwas bequem zu machen, der gute Leonhard, bequemer, als mit einer geregelten Schulzucht verträglich sei und der wohlverstandene Vorthail der Gemeinde es gestatte. Allein sehr wahrscheinlich rühre dies nur von dem Eifer her, mit welchem Leonhard sich seinem Nebenamt, der Erziehung Julian's, widme – und wer ihm das verdenken möchte, da an diesem Einen hochbegabten, zur glänzendsten Zukunft berufenen Knaben allerdings unendlich mehr gelegen sei, als an der ganzen, verwahrlosten Jugend des Dorfs?

Vor Allem aber widerrieth er jede Aenderung aus Rücksicht auf den Knaben selbst. Julian's sogenannte Kränklichkeit und Reizbarkeit sei allerdings, wie Herr Wolston selbst das sehr richtig einsehe, nichts weiter als eine erhöhte Nerventhätigkeit, in Folge der ungewöhnlich raschen und glücklichen Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten. Aber eben diese Thätigkeit dürfe nicht gehemmt, diese Entwicklung nicht unterbrochen werden; Julian habe sich einmal an Leonhard gewöhnt, die unbewußte Herrschaft, welche der geistreiche Knabe über den wohlmeinenden, aber freilich einigermaßen beschränkten Leonhard übe, trage nur dazu bei, seinen Geist zu zeitigen und ihm jenes gediegene, männliche Wesen zu verschaffen, das der Vater noch zuweilen an ihm vermisse: so daß sogar der Schade, welchen Leonhard's Erziehung ihm schlimmsten Falls zufügen könne, unbedeutend sei gegen die Gefahr,

welche eine plötzliche, gewaltsame Entfernung desselben für Julian selbst mit sich führen müsse. – Der Prediger unterstützte diese Ansicht mit so viel praktischen Belegen und entwickelte, indem er von dem Sohn des Fabrikherrn sprach, eine so tiefe Ehrerbietung für Beide, den Sohn sowohl wie den Vater, daß endlich auch die Baronesse sich überwunden erklären mußte. Herr Wolston selbst aber, mit einem eigenthümlichen, wohlgefälligen Schmunzeln, pflegte ihn von da nicht anders zu nennen als »seinen« Prediger.

Wenige Wochen waren seit dieser Unterredung vergangen, als Herr Waller eines Tags mit tiefbekümmertter Miene beim Commerzienrath eintrat. Lange wollte er mit der Sprache nicht heraus, zuletzt jedoch, unter allen Zeichen einer innigen und schmerzlichen Theilnahme, erklärte er sich folgendermaßen.

Der Commerzienrath, sagte er, werde von der Revision gehört haben, welche das Ministerium in Betreff der hiesigen Kirchen- und Schulangelegenheiten kürzlich verordnet habe. Die Herren in der Residenz, setzte er mit gelindem Lächeln hinzu, schienen einige Besorgniß zu haben wegen der Fabrikbevölkerung, sie hätten vermuthlich keine Ahnung von der geistigen Ueberlegenheit und der wahrhaft imperatorischen Gewalt, durch welche Herr Wolston diese rohe Genossenschaft in Ordnung erhalte, und mühten sich daher ab mit Projekten und Vorschlägen, wie dem Dinge anderweitig entgegenzuarbeiten sei. Bei dieser Revision nun

habe sich, zu seinem größten Schrecken, herausgestellt, daß der gute Leonhard seine Pflichten schon seit Langem aufs Gröblichste vernachlässigt. Einige Unregelmäßigkeit habe er freilich ebenfalls vermuthet, so arg jedoch habe er sich die Sache nicht vorgestellt. Ja man könne eigentlich gar nicht mehr sagen vernachlässigt: sondern wenn Leonhard (dies nämlich werde ihm Schuld gegeben: aber hoffentlich nur aus Mißverstand und einseitiger, vielleicht gar böswilliger Auffassung) . . . wenn Leonhard, sagte der Prediger, schon seit Jahren die vorgeschriebene christliche Norm und Grundlage des Unterrichts gänzlich bei Seite gesetzt, wenn er die Religionsstunden selbst mit offenbarer Gleichgiltigkeit abgehalten, ja sie misbraucht habe, die jungen, ungebildeten Gemüther durch allerlei gefährliche freidenkerische Lehren aufzuregen und in Verwirrung zu setzen: so scheine das, die Richtigkeit der Thatsache angenommen, bei ihm nicht mehr Nachlässigkeit oder Leichtsin, sondern Grundsatz und Absicht scheine es bei ihm zu sein.

Nun freilich, fuhr Herr Waller fort, sei es mit dem christlichen Glauben ein köstliches, aber auch ein eigenes Ding. So sehr er selbst durchdrungen sei von der einzigen, durch nichts zu ersetzenden Beseligung desselben und so sehr er, aus der Tiefe seines Herzens, Allen, die er lieb habe und verehere, die Stunde herbeiwünsche, wo diese Beseligung auch ihnen aufgehen möge (und indem der Prediger dies sagte, sah er Herrn

Wolston an, mit einem so festen und doch so bescheidenen, so ehrerbietigen Blick, daß dieser das Lächeln, mit welchem er dergleichen Aeußerungen hinzunehmen pflegte, diesmal unwillkürlich zurückhielt) —: so bescheide er sich doch auch in Demuth, daß die Wege, welche zum Himmel führten, nach der Weisheit Gottes, mannichfacher Art seien. Wenn daher der gute Leonhard sich zu jenen Ansichten und Grundsätzen aus aufrichtigem Gewissen und wirklicher, ehrlicher Ueberzeugung bekenne, wer alsdann verwegen genug sein wolle, den ersten Stein auf ihn zu schleudern?!

Nur dies scheine ihm außer Zweifel und auch der Commerzienrath werde ihm darin beistimmen, daß, wer ein gewisses Amt einmal auf gewisse Bedingungen und Vorschriften hin übernommen, diese Bedingungen und Vorschriften auch erfüllen müsse — oder aber das Amt selbst aufgeben. In diesem Sinne und aus freundschaftlichster Absicht habe er eine vertrauliche Unterredung mit dem Schulmeister gesucht. Allein der liebe Mann, gereizt vielleicht durch den ganzen Vorgang, vielleicht auch (und dies hoffe er am Meisten) in dem gerechten Stolz der Unschuld, habe jede vertrauliche Auslassung verweigert und sich mit Heftigkeit auf eine ordentliche, gerichtliche Untersuchung berufen. Unter diesen Umständen und um Leonhard's eigenem Verlangen zu genügen, habe der Prediger denn freilich nicht anders können, als dem Ministerium von der ganzen Lage der Sache vorschriftmäßigen Bericht

erstatten. Und ebenso habe das Ministerium nicht anders können, als Leonhard einstweilen von seinem Amte suspendiren: womit denn natürlich, als weitere Consequenz, auch seine einstweilige Entfernung aus dem Hause des Commerzienraths bedingt sei.

Der Commerzienrath verspürte, begreiflicher Weise, nicht die mindeste Lust, sich dieser Consequenz zu widersetzen. Leonhard wurde entlassen: und Herr Waller selbst trat an seine Stelle.

Den Schmerz Julian's bei diesem Wechsel zu schildern, verzichten wir. Herr Waller that alles Mögliche, sich die Neigung seines Zöglings zu erwerben; er wurde nicht müde, ihm Gutes von Leonhard zu sprechen, täglich brachte er dem Knaben Grüße von ihm (wiewohl, die Wahrheit zu sagen, er ihn fast niemals sah, indem Leonhard sich geflissentlich jedem Verkehr mit dem Prediger entzogen hatte) und tröstete ihn auf seine Rückkunft. Aber das Mißtrauen Julian's vermochte er mit alledem nicht zu besiegen. War Herr Waller nicht der Freund seines Vaters? der Günstling seiner Stiefmutter? Schon dies war hinreichend, ihn unempfindlich zu machen gegen alle noch so freundlichen Bemühungen des Predigers. Der Knabe versank, geistig und körperlich, in einen Trübsinn, eine Schwermuth, die fast an Gefühllosigkeit grenzte. Mit Leonhard's Entfernung hatte sich für ihn das

letzte gemächliche Band, das letzte Band von Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe gelöst und ein entsetzliches Gefühl von Vereinsamung, Bangigkeit und Leerheit überkam ihn, so heftig, so verzehrend, wie ein jugendliches Herz, in so frühen Jahren, in einer äußerlich so glänzenden Umgebung, wohl noch niemals empfunden hat.

Denn auch der Briefwechsel mit Angelica, welche, trotz ihrer wiederholten Bitten, durch den ausdrücklichen Willen ihres Stiefvaters noch immer in der Residenz zurückgehalten ward, konnte ihm keinen Ersatz bieten. Der Commerzienrath hatte der Abneigung, welche er gegen das junge Mädchen empfand und daß er sie am Liebsten gar nicht wieder in seinem Hause gesehen hätte, kein Hehl; sie habe, behauptete er, zu viel in sich von dem unruhigen, schweren Blute ihrer Mutter; auch sei es eine Rücksicht, die er der Baronesse und seinem eigenen häuslichen Frieden schulde, zu dem Stiefsohn nicht noch eine erwachsene, anspruchsvolle Stieftochter ins Haus zu nehmen. Aber damit nicht zufrieden und als ob schon Angelica's Briefe den Bruder anstecken könnten mit den Fehlern, deren Herr Wolston sie beschuldigte, hielt er auch den schriftlichen Verkehr der beiden Geschwister unter einer höchst peinlichen Aufsicht; keinen Brief konnte Julian absenden, keinen von Angelica empfangen, der nicht durch die Hände seines Vaters gegangen wäre.

Nicht einmal der Trost, schriftlich ihr Herz gegen einander ausschütten zu können, war den Geschwistern geblieben: sondern bis in ihre Briefe hinein erstreckte sich dieser Zwang und diese frostige, ängstliche Beklommenheit, die in dem Schloß des Commerzienraths einmal zu Hause waren und die auch die geräuschvolle Geselligkeit der Baronesse wohl für fremde Augen verdecken, nicht aber daraus verbannen konnte, ja auch gar nicht daraus verbannen wollte, schon darum nicht, weil sie dieselbe überhaupt gar nicht verspürte.

Auch im Dorf erregte Leonhard's Entfernung, aus seinem Amt sowohl wie aus dem Schloß, großes Aufsehen. Zwar von der Theilnahme, der Ehrfurcht sogar, welche einem Lehrer der Jugend unter allen Umständen gebührt und deren Mangel, so oft wir ihn auch heutzutage zu beklagen haben, allemal ein trauriges Zeichen ist, entweder für die Gemeinde oder auch für den Lehrer selbst, konnte bei dieser Bevölkerung natürlich keine Rede sein. Aber als die Untersuchung gegen Leonhard sich nun, nach Art solcher Prozesse, endlos hindehnte; als er das Schulhaus verlassen mußte, in dem er so lange Jahre gewaltet hatte und wo schon mehr als ein Geschlecht herangewachsen war unter seinen Augen; als er Abschied nehmen mußte von diesen Räumen, wo so manche stille Freude und mancher noch stillere Schmerz für ihn hindurchgeschritten war, Abschied von diesen Blumen, die er so sorgsam gepflegt, diesen Obstbäumen, die er so trefflich gewartet

hatte; hinaus, weit vors Dorf, in das allerletzte Haus, das ehemalige Hirtenhaus der Gemeinde, das aber seitdem als eine Art Zufluchtstätte für Waisenkinder und Dorfarme benutzt ward, als Noth und Elend, in ihrer schreckhaftesten Gestalt, den armen Verfolgten überkam (denn in Folge der Suspension war ihm der größere Theil seines ohnehin sehr dürftigen Gehaltes entzogen, das beträchtliche Geldgeschenk aber, mit dem der Commerzienrath ihm die Entfernung aus seinem Hause versüßen wollen, hatte er hartnäckig ausgeschlagen und ebenso auch die Unterstützung, welche der Prediger ihm angeboten); als sein Antlitz immer bleicher, seine Haltung immer gebückter, seine Stimme immer leiser ward; als man ihn sitzen sah, ganze Tage auf einem Fleck, mit gerötheten Augen vor sich hinstarrend, oder auch in weitem Bogen umschlich er das Schulhaus, wo jetzt ein neuer Lehrer waltete, ein sehr eifriger und sehr frommer, den Herr Waller direct hatte aus der Hauptstadt kommen lassen, und vor jedem Kinde, das ihm begegnete, stand er still und grüßte es mit Namen und legte ihm die Hand auf den Kopf – es war wunderbar genug: so lange er im Amt gewesen, hatten die Leute rechtschaffen auf ihn geschimpft und jeden Schabernack und jedes gebrannte Herzeleid, das sie ihm anthun konnten, das hatten sie ihm mit Vergnügen gethan – weshalb? ei was, es war ja blos der Schulmeister, den sie plagten, wie er ihre Kinder plagte – jetzt dagegen, seit er im Unglück war, gefn sie

ordentlich Respect vor ihm und betrachteten ihn mit einer Theilnahme, die nicht blos Neugier war.

Wiewohl es auch an der nicht fehlte. Denn auch Leonhard's Schicksal, so einfach und natürlich es war, schmückte die Phantasie der Masse aus mit irgend welchen geheimnißvollen Beziehungen, vornämlich deshalb, weil er der vertrauteste, ja der einzige Freund des Meisters war; wie man des Verwunderns nicht satt bekommen und sich schier den Kopf zerbrochen hatte, als er, der simple Dorfschulmeister, derselbe, der sich mit ihren eigenen unartigen Buben plagen mußte, nicht zu schlecht befunden ward, die Erziehung des jungen gnädigen Herrn zu übernehmen, ebenso wunderte man sich jetzt über diese gewaltsame und plötzliche Lösung dieses Verhältnisses. Dem Prediger Waller schrieb man dabei keinen Antheil zu oder doch nur den unvermeidlichen, den sein Amt mit sich gebracht hatte. Vielmehr für die eigentliche Urheberin des Ganzen galt, in der Meinung des Dorfs, die Baronesse.

Wie diese denn überhaupt sehr wenig beliebt war, ja beinahe schon gehaßt. Herr Wolston war hart, es ließ sich nicht leugnen, aber er war es gegen Jedermann; er behandelte seine Arbeiter, als wären sie Stücke seiner Maschinen, ohne die geringste persönliche Neigung oder Mitgefühl, aber auch ohne Jähzorn und Ueberhebung.

Beides dagegen gab man der Baronesse schuld; die Gleichgiltigkeit des Fabrikherrn wurde nicht empfunden, desto mehr die eine Geringschätzung, welche die Baronin allerdings an den Tag legte, sowie die Art und Weise, mit der sie den Reichthum ihres Gemahls zur Schau trug, besonders, wenn man sich dabei der Mildthätigkeit ihrer Vorgängerin erinnerte. Auch wegen ihrer Frömmigkeit mußte sie manch böses Wort über sich ergehen lassen; tagtäglich, von hundert Zungen, wurden die lockern Abenteuer ihrer Jugend frisch aufgewärmt, keine Erfindung war so albern, kein Märchen so toll, auf ihren Namen wurde es geglaubt. – Wie viel die gesellige Stellung des Commerzienraths durch seine zweite Ehe also auch übrigens gewonnen haben mochte: sein Verhältniß zu seinen eigenen Arbeitern war dadurch nicht verbessert worden. –

Ueber diesen Veränderungen und Neuigkeiten im Schlosse jedoch war der Bevölkerung des Dorfes das kleine arme Haus des Meisters keineswegs aus dem Gedächtniß gekommen. Schon die Hartnäckigkeit, mit der der Meister auf seinem einmal eingeschlagenen Wege beharrte, imponirte der Menge; schon als Ueberrest und einziger standhafter Zeuge einer Gewerbtätigkeit, welche seit Errichtung der Fabrik in dieser Gegend längst nur noch zur Fabel gehörte, interessirte er sie: aber sie bewunderte ihn, als ein geheimnißvolles, übernatürliches Wesen, um des Muthes willen, mit dem er, der Einzelne, Arme, Machtlose, den Kampf

aufzunehmen wagte mit dem reichen, großen, mächtigen Fabrikherrn. – Man wußte (oder wollte doch wissen), daß der Commerzienrath einen hohen Preis darauf gesetzt hatte, den Stolz des Meisters zu brechen; er müsse weggebracht werden von seinem Webstuhl, hatte der Commerzienrath gesagt, heran an dieselbe Maschine, als unterster Handlanger, gegen die er, in freventlicher Thorheit, durch unüberlegte, unsinnige Reden die Menge aufstachle. Sogar, man behauptete, Herr Wolston habe deshalb schon einmal Anzeige gegen ihn beim Gericht gemacht: und als das Gericht die Klage, als unbegründet, zurückgewiesen, habe er ihm Geld bieten lassen unter der Hand, diese Gegend nur überhaupt zu räumen.

Aber vergebene Müh'! Gegen Drohungen wie Bestechungen, der Meister blieb unbeweglich. Noch entschiedener, als früher, hatte er seit der geheimnißvollen Katastrophe mit dem Commerzienrath allen Umgang mit der übrigen Bevölkerung des Dorfes, den Fabrikarbeitern, abgebrochen, – natürlich nicht, ohne eben durch diese Absonderung noch um so mehr der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu werden.

Auch war diese Sündhaftigkeit in der That um so bewundernswerther, als nicht nur die Armuth des Meisters mit jedem Tage zunahm: sondern auch das häusliche Verhältniß zu seinen Kindern, aus dem er bis dahin noch so süßen Trost geschöpft, hatte angefangen sich zu trüben. Reinhold, seitdem er das Haus des

Commerzienraths hatte meiden müssen, war wie umgetauscht. Zwar in Anstrengung und Arbeit stand er dem Vater bei, unverdrossen und mit einem Gehorsam, einer Aufopferung, die nicht größer gedacht werden konnten. Aber sei es Sehnsucht nach dem Freunde, aus dessen Umgang er verbannt war, sei es, daß das Wohlleben und jene feinem, geistigen Genüsse, die er im Schlosse gehabt hatte, ihn erst jetzt beunruhigten, da er für immer davon abgeschnitten war und da nur noch seine Phantasie zurückkehren durfte in jene behaglichen, hohen Gemächer, zu jenen ergötzlichen und lehrreichen Bildern, zu dem ganzen so angenehmen, so beglückenden Verkehr mit jenen wohlgebildeten, liebenswürdigen Genossen – genug, seine ganze alte Freudigkeit war dahin. Er arbeitete wohl, und auch kein Seufzer sagte, wie schwer es ihm innerlich ward und wie seine ganze Seele sich dagegen sträubte, so Tag für Tag, Nacht für Nacht, immer nur am Webstuhl zu sitzen: aber das Auge des Vaters errieth ihn doch. Jede Minute, die er erübrigen konnte, brachte er über seinen Heften zu, das ehemals Gelernte zu wiederholen und durch Nachdenken zu erweitern. Namentlich seine Leidenschaft zur Mathematik war mit außerordentlicher Heftigkeit zurückgekehrt; mehr als einmal hatte der Vater ihn betroffen, wie er die kärgliche Nachtruhe opferte, heimlich, bei Mondenschein, mit einem armen Stückchen Kohle, seltsam verwickelte Zeichnungen, lange Zahlenreihen und Chiffren zu

entwerfen. Auch Modelle entwarf er, schnitzte Räder, Stangen, Kolben, in künstlicher Zusammensetzung; es war sichtbar, daß sein Geist nur eigentlich unter diesen Zahlen und Zeichen, Winkeln und Strichen lebte und daß, was dem Vater gegenüber, träumerisch, schweigsam, am Webstuhl saß, nur sein Körper war.

Der Meister empfand diese Veränderung mit tiefem Kummer. Wäre Leonhard nicht seitdem selbst so tief ins Unglück gerathen, er hätte ihm gewiß Vorwürfe gemacht, durch diese Erziehung über seinen Stand hinaus die klare Seele seines Sohnes, wie er meinte, in Verwirrung und Unruhe gesetzt zu haben. So begnügte er sich, nur sich selber anzuklagen, daß er, seiner besseren Einsicht zum Trotz, diesen thörichten Unterricht dennoch zugelassen. – Reinhold seinerseits wurde durch das Bewußtsein, die geheime Unzufriedenheit seines Vaters auf sich gezogen zu haben und nicht so zu sein, wie der Vater ihn doch wünschte, aufs Aeußerste beängstigt und gequält. Er fühlte selbst die Wandelung, die mit ihm vorgegangen; er betrachtete es als seine nächste und erste Pflicht, widerspruchlos, in Allem sich dem Vater zu fügen; er klagte sich mit Thränen an, noch mehr des Leids zu häufen auf ein Haupt, das ihm so verehrungswerth und ach, schon so gebeugt von Kummer war – und fühlte bei alledem doch keine Kraft in sich, diese seltsame Spaltung seines Wesens abzuschütteln und wieder zu werden, unbefangen, zufrieden mit seinem Schicksal, der er sonst gewesen! –

So lastete auch zwischen diesen beiden so edeln, so gefühlvollen, in Liebe und Hingebung so wetteifernden Herzen eine Wolke geheimen Misverständnisses, die sie wechselweis peinigte und ihre freudenlosen Tage nur noch immer ärmer machte.

Auch an seiner Tochter, der schwarzäugigen Margareth, hatte der Meister einen tiefen Kummer zu erleben. Der rothe Konrad, einer der jungen Leute, die ehemals als Gesellen bei ihm gearbeitet hatten, der aber seitdem, wie so Viele, Fabrikarbeiter geworden war bei Herrn Wolston, hatte die Neigung des jungen Mädchens gewonnen und sie zur Ehe begehrt. Konrad war ursprünglich ein wackrer Mensch, von seltner Anständigkeit, ein fleißiger und geschickter Arbeiter; erst das Elend, in das er im Verlauf der Ehe gerieth und die schlechte Gesellschaft in der Fabrik weckten jene Dämonen in ihm, unter deren furchtbarer Herrschaft wir ihn vorhin, in der Scene im Wirthshaus, gesehen haben.

Dennoch hatte der Meister sich lange Zeit heftig geweigert, aus keinem andern Grunde, als weil er seine Tochter keinem Fabrikarbeiter geben, Konrad dagegen (was ihm freilich auch nicht zu verdenken war: denn was sonst sollte er beginnen?) die Fabrik nicht verlassen wollte. Und auch nachdem die Thränen der Tochter und das eidliche Gelöbniß Konrad's, weder seine Frau noch seine etwaigen Kinder jemals mit zur Fabrikarbeit anzuhalten, ihm die Einwilligung endlich

abgerungen, hielt er mit seinem Schwiegersohn doch fast gar keinen Verkehr. Er hatte den jungen Leuten die Hälfte seines Hauses eingeräumt, diejenige, wo der verdorrnde Rosenstrauch stand – nur ein schmaler Gang trennte die beiden Haushaltungen –: seine Tochter sah der Meister täglich, zu jeder Stunde, Konrad, der überdies den größeren Theil des Tages in der Fabrik und den Rest in der Schenke zubrachte, fast nie.

Was aber im Kreise der Dorfbewohner das meiste Aufsehen machte, das war, daß dieser Meister, so ehrwürdig in jedem Betracht, so rein von Sitten, so erhaben über jede leiseste Verdächtigung des Rufes, Umgang hielt mit einem so allgemein gefürchteten, allgemein verworfenen Wesen, wie der Sandmoll.

Zwar man konnte nicht eigentlich sagen Umgang hielt: aber doch er gestattete ihm den Zutritt zu seinem Haus, er litt doch, daß dieses Ungeheuer, verpestet durch Verbrechen und gezeichnet gleichsam schon von außen durch die Hand Gottes, sich setzen durfte in seine reine Nähe, seine Füße strecken unter seinen armen, aber ehrlichen Tisch . . .

Da nun der Alte gleichzeitig, seit er im Dorfe war, zu der unmittelbarsten Dienerschaft des Commerzienraths sowohl wie seiner Gemahlin gehörte und ganz öffentlich ihr Agent und Vertrauter war in den schwierigsten Besorgungen: so wurde die öffentliche Neugier durch dies Doppelverhältniß begreiflicher Weise nur erhöht.

Und da ebenso begreiflich eine Bevölkerung, so schlaff, so verwahrlost, so abgenutzt, wie diese, keinen Begriff hatte von dem ehrenhaften Stolz eines Mannes, wie der Meister, noch von der unerschütterlichen Festigkeit, die er, allem Elend zum Trotz, aus dem Bewußtsein seiner Unschuld schöpfte, so griff dieselbe, zur Erklärung so erklärbarer Verhältnisse, mit Vorliebe zu den seltsamsten und ungeheuerlichsten Auslegungen. Die Scene, wie der Meister unter dem Portal des Schlosses gestanden hatte, seinen Sohn an der Hand und den stummen Fluch auf der bebenden Lippe, war unvergessen geblieben. Der Meister, raunte man sich zu, besitze ein Geheimniß, welches im Stande sei, die unermüdlichen Maschinen des Commerzienraths auf einmal zu lähmen, seinen ganzen stolzen Reichthum in Asche zu verwandeln, ihn selbst zum Elendesten zu machen aller Sterblichen.

Dieses Geheimniß zu bewachen und seine Verbreitung zu hindern, sei der Sandmoll von Herrn Wolston beauftragt.

#### NEUNTES KAPITEL. DER BESUCH AM KRANKENBETT.

Dies also jenes Haus des Meisters, welches der Sandmoll noch in so später Stunde aufsuchte. Indem er an der Schenke vorüberging, warf er, aus den verquollenen Augen, einen scheuen, schnellen Blick in die hellstrahlenden Fenster; er sah den rothen Konrad, im

Spiel mit dem Vagabonden, sah des Meisters Margareth, auf- und abwandelnd vor dem Hause, mit gerungenen Händen – und wie er es sah, gurgelte er vor Vergnügen.

In demselben Augenblick bildete sich ein Gedanke bei ihm aus, der schon einmal, auf dem Rückweg von der Galgenfichte, flüchtig in ihm aufgestiegen war. Herr von Lehfeldt hatte ihn beauftragt, für einen Mann zu sorgen, der den Vagabonden in heimliche Aufsicht nähme; diesen Mann jetzt hatte er gefunden: Niemand anders sollte es sein als Konrad. Dem Spiel mit Leidenschaft ergeben, von häuslichen Sorgen gepeinigt, in ewiger Geldnoth, mußte Konrad, darüber war kein Zweifel, mit Begier jede Gelegenheit zur Verbesserung seiner Lage ergreifen, zumal eine so bequeme. Das fortdauernde Elend (wir haben es bereits gesagt), verbunden mit dem schlechten Beispiel seiner Kameraden, hatte Konrad verdorben; ein Tagewerk, wo er nichts weiter zu thun gehabt hätte, als mit dem tollen Heiner in Wirthshäusern und Schenken herumliegen, Branntwein zechen mit ihm und den Zuhörer abgeben für seine tollen Reden, kam bei ihm eben an den rechten Mann. Auch war es dem Sandmoll nicht unbekannt, daß zwischen dem Fabrikarbeiter und dem Landstreicher eine geheime, eifersüchtige Abneigung bestand; war Heiner also wirklich der gefährliche Mensch, für den Herr von Lehfeldt ihn hielt,

und ließ aus seinen Reden sich in der That etwas Strafbares nachweisen, so durfte, er gewiß sein, daß wenigstens Konrad nichts davon verschwieg.

Und endlich war dies ein neuer Faden, den der Sandmoll mit dem Hause des Meisters anknüpfte. Hielt der Meister auch keinen persönlichen Verkehr mit seinem Eidam, so lebte er doch unter einem Dache mit ihm; Konrad, einmal an das Aufpassen und Angeben gewöhnt, mußte bald auch einen trefflichen Kundschafter abgeben über den Meister selbst.

Der Alte, wie er mit diesem Plane fertig war, gurgelte vor Vergnügen noch ein zweites Mal; dann schritt er auf das Haus des Meisters zu.

Die Thür desselben war noch geöffnet; auch hinter den Fenstern auf der Seite des Meisters brannte noch Licht.

Er selbst war nicht daheim. Seit er von dem Commerzienrath, so zu sagen, in Bann gethan war, wagten, wie schon erwähnt, die kleinen Handelsleute der Umgegend nicht mehr, in seine Behausung zu kommen; er selbst jetzt mußte, wie ein Stück fertig war, damit herniedersteigen ins Thal und von Ort zu Ort, von Haus zu Haus, nach einem Käufer suchen für dieselbe Waare, um welche die Abnehmer sich ehemals gedrängt hatten. Das waren die bittersten Gänge für den armen Meister; nicht nur daß er jedesmal krank und erschöpft davon zurückkehrte, sondern auch schon vorher, während der Arbeit, lag der Gedanke an die Kränkungen,

die er dabei ertragen, die Demüthigungen, denen er sich dabei aussetzen mußte, auf ihm wie ein Alp. Gern hätte Reinhold ihm diese lästige Handelsschaft abgenommen. Aber dem jungen Mann fehlten die Bekanntschaften, die der Meister allenfalls noch aus frühern Zeiten her besaß und die auch gegen ihn sich mit jedem Monat schwieriger erwiesen. Immer weiter mußte er seine Wanderungen ausdehnen, immer demüthiger seine Worte, immer niedriger seine Preise stellen – und konnte mit alledem doch nicht verhindern, daß die Käufer, die ihm endlich noch für schlechtes Geld seine gute Waare abnahmen, sich obenein noch den Anschein gaben, als sei es ein Almosen, das sie ihm damit erwiesen. – Auch jetzt war er auf einer derartigen Reise begriffen; schon der zweite Tag war es, seit er von Hause entfernt, und in dumpfer Angst, ohne Arbeit, ohne Brot inzwischen, wartete die Familie seiner Rückkunft.

Der Sandmoll, der sehr wohl die geöffnete Thür bemerkte, hätte füglich geradewegs hineinschreiten können. Doch fand er es seinen Neigungen angemessener, über die niedrige Einfassung des Gärtchens hinwegzuschlurfen und, mit seinen schweren, plumpen Füßen, die armen kleinen Pflänzchen niederstampfend, von außen in das erleuchtete Zimmer hineinzulauschen.

Dem Fenster gegenüber stand das Bett der kranken Lene; sie lag mit dem Gesicht herwärts, die Augen an

die Decke gerichtet, und zählte, in qualvoller Sorge, die Minuten, die ach, so langsam schlichen . . .

In der Mitte des Zimmers, in dem engen Raum, welchen die beiden Webstühle frei ließen, zunächst unter der Kienfackel, die ihr flatterndes Licht grell durchs Zimmer warf, saß Reinhold. Bevor der Vater aus dem Erlös der letzten Arbeit Garn mitbrachte zur neuen, mußte der Webstuhl nothgedrungen feiern. Mit gutem Gewissen daher hatte Reinhold die Abwesenheit des Meisters benutzen mögen für jene Untersuchungen und Studien, die ihm so theuer waren und die er doch unter den Augen des Vaters nicht treiben durfte. Das Reißbret auf seinen Knien, die Bücher zu seinen Füßen, das saubre kleine Modell neben ihm zeigten deutlich, in welche Speculationen er sich vertieft hatte. Der blödsinnige Großvater, in kindischer Geschäftigkeit, stand bald hinter ihm und sah, mit großer Ernsthaftigkeit, auf Zeichnungen und Zahlen, von denen sein armer getrübler Geist doch längst nichts mehr verstand; bald, mit ganz vorsichtigen Schritten, das Nachdenken seines Enkels nicht zu stören, trippelte er an das Bett der Kranken, beugte sich über sie, nickte ihr und strich mit leisen, leisen Fingerspitzen die Decken glatt; dann wieder kauerte er sich in seine Ecke und knüpfte, mit verwundertem Kopfschütteln, Strohhalme aneinander . . .

Sandmoll, das Gesicht dicht an die Scheibe gepreßt, konnte dies Alles mit größter Bequemlichkeit übersehen. Ob er seine Freude daran hatte oder ob es ihn ärgerte, wissen wir nicht zu sagen; nur jedenfalls, je länger er hinsah, je mehr verzerrte, in widerwärtigem Grinsen, sich sein unförmliches Angesicht. Jetzt auf einmal hob er den Stock in die Höhe, schwang ihn einige Mal in die Luft und dröhnend dann ließ er ihn gegen die Scheibe fallen . . .

Die Kranke fuhr mit einem lauten Schrei in die Höhe, ihre Augen, wie sie das entsetzliche Antlitz hinter der Scheibe erblickten, verdunkelten sich . . .

Das hat sie weg, knurrte der Sandmoll und zog, vor Behaglichkeit, die Schultern noch einmal so hoch. Dann endlich, mit einer letzten scheußlichen Geberde ins Fenster hineinwinkend, trat er in das Zimmer.

Daß sein Besuch nicht angenehm war, das ließ sich merken. Reinhold, der der kranken Lene beigeprungen war, sah ihn, mit stummem Kopfnicken, halb fragend, halb unwillig, an. Die Kranke selbst hatte sich gegen die Wand gekehrt, mit fest zusammengepreßten Augen, Nur der Alte, in kindischer Gutmüthigkeit, trippelte, mit vielem Neigen und Bücken, hinter dem Sandmoll her und becomplimentirte sich mit seinem Schatten.

Aber angenehm oder nicht, was fragte der Sandmoll danach? Mit grober Geberde schob er Reinhold bei Seite, ergriff einen Schemel und pflanzte sich, die Kranke

unverwandt anstarrend und seine greulichsten Gesichter dazu schneidend, dicht ans Bett.

Reinhold zuckte schweigend die Achseln, führte den Großvater sanft in seine Ecke und setzte sich zurück zu seinen Büchern.

So war die Gesellschaft geraume Zeit beisammen, ohne daß ein Wort verlautete.

Endlich mochte es dem Sandmoll doch zu langweilig werden. Er streckte die Füße noch weiter auseinander, tippte mit den langen schwarzen Fingern keck auf die Decke:

Nun, sagte er, Jungfer Lene? Gefällt Euch mein Gesicht nicht mehr, daß Ihr so aufschreit? Oder dachtet Ihr, es wäre Jemand anders und wollt' Euch holen?

Die Kranke bebte innerlich vor Aufregung und Angst; die Anstrengung, mit welcher sie dieselbe niederkämpfte, zog ihr einen Krampf zu, der sie fast zu ersticken drohte.

Sobald sie sich wieder erholt hatte: Ah, sagte der Sandmoll mit gleichgiltiger Stimme, Ihr macht's nimmer lang, mit Euch geht's zu Ende, gebt Acht; nächstens schneiden sie das Korn – und wenn sie den Hafer einbringen, seid Ihr todt.

Reinhold, dem dies Gespräch unerträglich zu werden drohte, mischte sich in dasselbe. Es geht leidlich mit der Tante, sagte er, mit einer Stimme, der man deutlich anhörte, welche Gewalt er sich hat, ruhig zu

bleiben: und wenn das warme Wetter anhält, so hoffen wir, soll sie recht bald wieder auf den Beinen sein.

Der Alte drehte sich halb um und ließ, voll teuflischer Bosheit, seine kleinen Augen über den Jüngling funkeln.

Seid Ihr auch da, Junker? sagte er in geringschätzigem Ton: ei seht doch! Und wie lieb er sie hat, die gute Tante! Nicht wahr? das ist eine einzige Tante, die Tante Lene! Solch eine Tante gibt es nicht mehr auf der ganzen Welt! Meint Ihr! gibt es? wandte er sich an die Kranke selbst, indem er seine Frage mit unheimlichem Gelächter begleitete.

Gewiß nicht, antwortete der Jüngling statt ihrer mit Herzlichkeit und neigte sich über die abgezehrte, bleiche Hand der Armen: und ich ehre sie wie eine Mutter.

Wie eine Mutter! wiederholte Sandmoll und röchelte vor Vergnügen: Warum gerade wie eine Mutter, Junker? Aber es ist köstlich, Jungfer Lene, nicht wahr? ganz köstlich, sag' ich! Ah, ah, es geht doch nichts über ein kindliches Gemüth, meint Ihr nicht auch?

Lene erwiderte leise den Händedruck des Neffen. Ich danke für Ihre Nachfrage, Herr Inspector, sagte sie . . .

Nämlich Herr Inspector war der Titel, mit dem der Sandmoll sich am Liebsten nennen hörte. Er hatte natürlich nicht den mindesten Anspruch darauf; aber für die mannichfachen Verrichtungen, die ihm oblagen, schien es dem Publicum des Dorfs der passendste, und so hatte er sich gleichsam von selbst gebildet . . .

Ich danke, sagte sie mit mildem, begütigendem Ton und wendete sich zum Sandmoll, ohne jedoch ihr Auge zu ihm zu erheben, für Ihre Nachfrage, Herr Inspector. Eine arme Kranke, wie ich, hat freilich wenig Hoffnung mehr. Aber ich bete täglich zu Gott, daß er mir Kraft gibt – und allen guten Menschen, setzte sie mit einem unbeschreiblich rührenden Ausdruck hinzu, auch für Euch, Herr Inspector, bet' ich, ganz gewiß, auch für Euch.

Der Sandmoll glotzte sie frech an. Ich bin kein guter Mensch, sagte er nach einer kleinen Pause, ich bin ein Verworfener, ein Ungeheuer, ein Scheusal, war's nicht so? Die Krankheit, vermuth' ich, hat Euch das Gedächtniß zusammengeschrumpft; aber ich – ah, ich, ich habe ein vortreffliches!

Gott erhalte es Euch, erwiderte Lene, zu allen guten Dingen: und auch dafür will ich beten.

Beten? spottete der Alte; seit wann geht es denn so fromm her im Hause des Meisters? Seit Herr Leonhard im Hirtenhause sitzt, hat er seine Weisheit etwa vergessen? Es wäre besser, fuhr er fort, indem er mit einer zufälligen Handbewegung den Mantel zurückstreifte, daß das Schild auf seiner Achsel sichtbar ward, es würde weniger gebetet hier im Hause, aber besser gezahlt. Es ist viel Gesindel hier im Dorf, der Teufel weiß es; aber Ihr seid von dem ärmsten. Ich muß Geld haben, Geld! rief er plötzlich und stampfte mit dem Stock auf den Boden: ich habe die Versprechungen satt, man

nimmt mich von obenher selbst bei den Ohren – Geld, fromme Schöne!!

Eine verlegene Pause folgte. Durch das laute Sprechen war der alte Blödsinnige aus seinem Winkel hervorgelockt worden, in ehrerbietiger Entfernung stehend, betrachtete er den glitzernden Messingbeschlag an dem Stock des Sandmoll: etwas so Merkwürdiges, schien es, hatte er noch nie gesehen.

Der Vater, sagte Reinhold endlich, ist nicht zu Hause ...

Und der Schwager auch nicht, fiel Sandmoll mit schadenfrohem Gelächter ein: Ah, das ist ein Schwager! der versteht es, ah! Geht hinüber, geht hinüber, Junker, und lernt von ihm! Der hat Haufen Geld vor sich, so groß, und Eure schöne Schwester, ah, die hat schon die ganze Schürze voll, sie kann es schon gar nicht mehr tragen, ah!

Der Spott war um so bitterer, als in demselben Moment die Aermste in der Thür erschien. Aber sobald sie den Alten erblickte, verschwand sie wieder.

Ihr habt gehört, wiederholte Reinhold mit etwas nachdrücklicher Stimme, daß der Vater nicht zu Hause ist ...

Ich hab' es gehört, ja, antwortete der alte Falschmünzer, dem beides, die Angst der Kranken, die in fieberhaften Zuckungen neben ihm lag, und die wachsende Ungeduld des Jünglings gleiches Vergnügen zu machen schien: und was noch mehr ist, ich hab' es auch

gesehen. Oder meint Ihr, sagte er, und stieß mit dem langen Stock zwischen die Bücher und Papiere, die Reinhold vor sich ausgebreitet hatte: ich wüßte nicht, daß Ihr diesen Kram einpacken müßt, so lange der Alte zu Hause ist, Junker?

Reinhold konnte seinen Aerger über die spöttische Anrede, deren der Sandmoll sich unausgesetzt gegen ihn bediente, nicht länger unterdrücken. Ich bitt' Euch, sagte er, wenn Ihr mit mir sprecht, Herr Inspector, nennt mich bei meinem Namen . . .

Bei seinem Namen, jauchzte der Alte und ließ die Finger knacken, daß die Kranke im Bett stöhnend auf- fuhr: ah, ah, bei seinem Namen! Habt Ihr's gehört, Jungfer Lene? Ein köstlicher Junker das! ein charman- ter Junker!

Der blödsinnige Großvater, der natürlich nicht im Mindesten verstand, um was es sich handelte, stimmte in das Gelächter ein, indem er Reinhold zunicke und winkte, als ob er recht etwas Verständiges thäte . . .

Reinhold gerieth ernstlich in Zorn. Ich mag und will, rief er, Euer Junker nicht sein, Reinhold ist mein Name und der Name ist ehrlich, dächt' ich . . .

Mein Junker will er nicht sein! ah, ah, mein Junker! spottete der Falschmünzer: wie gefällt Euch das, Jung- fer Lene, wenn das mein Junker wäre, he? Nein, nein, Junker, so hoch hinaus hat das Ungeheuer es nicht ge- bracht, das Scheusal, der Unmensch – ist das Lied so richtig, Jungfer? Aber laßt Euch sagen, fuhr er fort: es

gibt verschiedene Junker, einige sind es vom Vater und einige von der Mutter: und vor Euch, Junker, hab' ich solchen Respect, daß ich glaube, Ihr seid es von allen beiden.

Reinhold stand auf. Es ist spät, Herr Inspector, sagte er, und da ich nicht denken kann, daß Euer Amt von Euch verlangt, daß Ihr noch um Mitternacht . . .

Aber der Alte hörte nicht. Auch er war aufgestanden und betrachtete mit hämischer Neugier Reinhold's Modelle und Zeichnungen: das ist was Schönes, sagte er, das gefällt mir, die schwarzen Räder da – wird das vielleicht ein Leichenwagen für Eure liebe Jungfer Tante?

Reinhold packte seine Papiere zusammen; er war entschlossen, dem unerträglichen Alten nicht mehr zu antworten.

Allein dieser schien hier auf ein Thema gekommen, das er nicht so bald wieder verlassen wollte. Ihr seid, sagte er, so ein erstaunlich gelehrter Mann, Junker, und habt vornehme Weisheit gelernt, sehr vornehme: so sagt mir, was ist angenehmer, wenn man todt ist, zu Grabe getragen werden oder gefahren?

Indem der Sandmoll diese Frage that, hatte er sich umgekehrt und fixirte die Schwester des Meisters auf ihrem Schmerzenslager, mit Blicken, wie einer Klapperschlange.

Reinhold, trotz seines Vorsatzes, konnte den Einfall nicht unterdrücken. So viel ich weiß, sagte er, ist es nur in den großen Städten Mode, bei den Vornehmen,

daß sie zu Grabe gefahren werden; wir armen Dorfleute müssen froh sein, wenn wir nur Schultern finden, die uns diesen letzten Dienst erweisen. Aber da Ihr so neugierig seid, Herr Inspector, so erlaubt, daß ich Euch einen Rath ertheile: sterbt – und dann probirt es selbst.

Der Alte stellte sich, als hätte er den letzten Theil der Rede überhört. Es geht doch nichts, erwiderte er, über gelehrte Leute. Also blos die Vornehmen werden zu Grab gefahren? und wir armes Volk müssen froh sein, wenn man uns trägt? Nun seht, das freut mich recht: Eure liebe Jungfer Tante soll auch gefahren werden, ganz gewiß, fragt sie nur selbst – der Wagen wartet schon, ist's nicht so, Jungfer Lene? Ich hör' ihn schon poltern – macht Euch fertig, fertig, Jungfer Lene!!

Welcher Sinn sich auch mit diesen seltsamen Worten verband, es mußte ein entsetzlicher sein, das bewies der Ausdruck, mit welchem der Alte diese Worte hervorröchelte.

Lene warf die Arme gen Himmel: Barmherzigkeit! stöhnte sie: Barmherzigkeit, mein Gott . . . !

Margareth war zurückgekommen; sie sprach dem Bruder leis ins Ohr.

Herr Inspector, sagte Reinhold barsch und wies nach der Thür: es ist Mitternacht vorüber, meine Tante bedarf der Ruhe. Was Ihr auch mit meinem Vater zu sprechen habt, kommt morgen wieder; für heut, wie Ihr Euch wohl selbst überzeugt, erwarten wir ihn vergebens . . .

Aber indem er dies sagte, hörte er auch schon die bekannten Tritte auf der Schwelle; die Thür öffnete sich und der Meister selbst trat herein.

### ZEHNTES KAPITEL. DER MEISTER.

Es war eine lange hagre Figur, der Meister, im dunkelfarbigem, selbstgewebtem Rock. Spärliche schwarze Haare, glatt anliegend, umschlossen ein bleiches, abgehärmtes Antlitz, so mild, so schüchtern, daß es unbegreiflich schien, wie ein Mann von dem unbeugsamen, ehernen Charakter, als welchen das Gerücht den Meister bezeichnete, zu diesem Gesichte kam. Nur um den Mund, mit schmalen blassen Lippen, fest eingekniffen, spielte ein Zug – war es Schmerz? war es Bitterkeit? aber jedenfalls ein Zug, der auf eine ungewöhnliche Energie hindeutete.

Der Meister, noch in der Thür, warf ein schweres Pack vom Rücken. Die Kranke, in der Angst ihres Herzens, hatte nicht gewagt, den Bruder anzusehen; sie lag, wie schlummernd, und ließ nur aus dem Grund ihrer Seele stumme, verzweifelnde Gebete gen Himmel steigen.

Aber auch ohne die Augen aufzuschlagen, an dem dumpfen Hall, mit dem das Pack zu Boden fiel, an der Art dann, wie der Meister seinen Weißdornstab, erschöpft, in die Ecke sinken ließ und nun, statt allen Grüßes, tief aufseufzte aus beklemmter Brust – an diesem Allen, auch ohne die Augen aufzuschlagen, hatte

sie gemerkt und wußte: es war dieselbe Leinwand, die unter tausend Angst und Qual gewebte, mit welcher er Tags zuvor das Haus verlassen, und der Unglückliche kehrte, von vergeblicher Wanderung, rathlos, hilflos zurück! Auch Reinhold dröhnte der dumpfe Hall durch die Seele; so gebrochen, so ganz zerknickt, wie in diesem Augenblick, hatte er den Vater noch nie gesehen.

Lenens Entschluß war sogleich gefaßt. Sie schlug die Augen auf, richtete sich, so schwer es ihr ward, in die Höhe – und mit dem lieblichsten, trostvollsten Lächeln, als wär' es zu einem recht freudigen Empfange und es gäbe nichts in diesem Augenblick, was ihre Herzen angstvoll zusammenschnürte, streckte sie dem Bruder die bleiche, zitternde Hand entgegen.

Der Meister, ohne die Anwesenheit des Fremden auch nur im Geringsten zu beachten, ging, quer durchs Zimmer, auf das Bette zu, ergriff die dargereichte Hand und fuhr mit der andern leise über das dünne, feuchte Haar der Kranken.

Der Großvater, nach seiner bethulichen Weise, hatte ein Fußbänkchen herbeigetragen. Der Meister küßte ihm ehrerbietig die Hand, nickte Reinhold mit wehmüthiger Freundlichkeit; dann, lautlos, setzte er sich in die Ecke.

Auch hier wieder war Sandmoll der Erste, der die allgemeine schwüle Stille zu unterbrechen wagte.

Schöne Leinwand das, sagte er, nach den Thürwinkel deutend: nämlich wenn sie Einer möchte. Aber ich geb' Euch einen Rath, Meister, wißt Ihr was? Macht Leichentücher daraus für Eure Jungfer Schwester. Aber nein (unterbrach er sich selbst: es mußte etwas sehr Angenehmes für ihn sein, was er da sagte, denn er gurgelte beträchtlich) -: bei jedem Schaden ist noch allemal ein Vortheil, und Jungfer Lene, wenn sie todt ist, wett' ich, braucht keine Leichentücher . . .

Der Meister hatte die Worte nicht verstanden; aber schon der Ton der Stimme schreckte ihn empor. Wer sprach da? rief er und sprang, mit gleichen Füßen, in die Höhe.

Ich, erwiderte Sandmoll phlegmatisch: und ich denke, Ihr werdet mir's erlauben.

Seltsame Macht, die diesem dämonischen Unhold beiwohnte! Der Meister, als er aus seiner Versunkenheit in die Höhe fuhr, hatte offenbar im Begriff gestanden, in hellem Zorn zu entbrennen. Aber kaum daß sein Blick das grinsende Antlitz des Sandmoll streifte, als er auch seinen Zorn niederkämpfte und mit völlig gemäßigter, ja demüthiger Stimme:

Ich bitt' um Entschuldigung, Herr Inspector, sagte er, daß ich Euch nicht früher gesehen habe; aber ich war mir in so später Stunde keines Besuchs mehr gewärtig. Ich bin, setzte er in ganz gebrochenem Ton hinzu, ein armer müder Mann und ihr werdet mich ganz gewiß entschuldigen, Herr Inspector.

Ein Thor seid Ihr, erwiderte der Andere, ein unverbesserlicher alter Thor! Nicht wahr? Sie haben Euch die Thür vor der Nase zugeworfen als Ihr angezogen kamt mit Eurem Bettel? haben gesagt, sie brauchten das nicht mehr und wenn Ihr es geschenkt geben wolltet, sie nähmen es doch nicht? O geht doch: Ihr thätet ja besser, Steine zu klopfen, wenn Eure erbärmliche Brust es aushielte, als die Zeit zu verlieren an solche Arbeit.

Der Meister wollte etwas sehr Bitteres erwidern, aber noch einmal bezwang er sich. Ein Jeder, sagte er, treibt, was er gelernt hat, Herr Inspector . . .

So lernt auch verhungern, fiel Sandmoll mit grobem Gelächter ein: Ah pfui, solch ein alter Kopf und bildet sich noch ein, er könnte die Welt einrennen? Packt ein, Meister, besinnt Euch, es wird ja doch nicht anders; ich seh' Euch ja doch schon, wie Ihr die Räder einschmiert in der Fabrik, ei ja, das wird hübsch sein! Und der Junker da, gebt Acht, das ist ein feiner Gesell, es fehlte nicht viel vorhin, so hätte er mich zur Thür hinauscomplimentirt, noch eh' ich Euch guten Abend sagen konnte. Der artet nach Eurem charmanten Schwiegersohn, ei ja: das wird ein vergnügtes Paar, wenn die erst zusammen hinter der Spindel sitzen . . .

Der Meister sah Reinhold fragend an. Hat mein Junge unrecht gegen Euch gethan, sagte er, so wird er Euch um Verzeihung bitten.

Reinhold wurde blutroth, bei aller Verehrung, die er seinem Vater zollte, war diese Unterwürfigkeit, welche der Meister vor dem unheimlichen Alten zeigte, doch mehr als sein jugendliches Herz ertragen konnte.

Aber ein strenger Blick des Vaters hielt auch ihn in Schranken. Der Herr Inspector, sagte er, kam zu so später Stunde und die Reden, die er zu der Tante führte, schienen ihr so viele Unruhe zu machen . . .

Zu meiner Schwester?! schrie der Meister, indem unwillkürlich seine Hand sich ballte.

O nicht doch, flüsterte die Kranke dazwischen, es war nichts . . .

Gewäsch, sagte der Sandmoll gleichmüthig: was soll man reden, wenn Einem die Zeit lang wird? Ich habe auf Euch gewartet, Meister; ich meine, Ihr wißt, weshalb . . . Der Meister lachte bitter.

Ist es so weit gekommen, sagte er, daß Ihr Euch noch um Mitternacht in die Häuser Eurer Schuldner drängt? ward auch unser Schlaf an Euch verpfändet?

Für Euern Schlaf, erwiderte Sandmoll, indem er die Spitze seines Stocks zwischen die Dielen bohrte, geb' ich nichts – warum? weil Ihr wenig schlaft, denk' ich. Und mein Schuldner seid Ihr auch nicht: sondern dem Staat seid Ihr schuldig und dem Herrn Commerzienrath, als welchem der Grundzins gehört von jedem Haus im Dorf und viele andere gute Abgaben noch. Was aber Eure übrige Frage betrifft, so ist es allerdings

so weit gekommen und wird noch viel weiter kommen mit Nächstem. Ich sag' Euch, rief er und seine Lippen schnalzten ordentlich vor Behagen, indem er dies Gemälde bevorstehenden Elends entwarf: es werden Zeiten kommen für arme Narren, wie Ihr seid – Mitleid wird so rar werden, wie eine Rose im Schnee, und Erbarmen wird es geben, gerade so viel wie Haare wachsen in meiner flachen Hand. Wohl dem Manne, der sein Haupt im Sichern hat, wie ich! Es ist besser, Henker sein als gehängt werden. Und ans Hängen geht es, verlaßt Euch drauf! Es ist schon heraus bei der Regierung: alle Armen, die nicht bezahlen können, sollen gehängt werden. Ja, was sag' ich gehängt? In Stücke sollen sie geschnitten werden, bei lebendigem Leib' in lauter kleine Stücke – und das muß doch noch häßlicher sein, als bei todtem, wiewohl auch das sehr abscheulich ist, sehr abscheulich, Jungfer Lene . . . ?

Denn überhaupt hatte er diese ganze tolle Rede mehr an die Kranke neben ihm gerichtet, als an den Meister.

Der Meister war, bei den ersten Worten des Alten, wieder in trübes Nachdenken versunken. Ihr wollt Geld, sagte er endlich: nun denn, ein Wort für tausend: ich habe keins.

Eure Rechnung ist verdammt kurz, spottete Sandmoll, aber meine ist desto länger: Kopfsteuer, Gewerbesteuer, Grundzins, Hauszins, Ihr seid ein flinker Rechner und werdet es wohl selbst im Kopfe haben.

Ich hab' es, erwiderte der Meister mit gepreßter Stimme, und ich bitt' Euch, habt nur noch Geduld bis morgen – oder da, da, nehmt meine Leinwand . . .

Eure Leinwand, antwortete der Alte, behaltet selbst, ich mag sie nicht; brennt Zunder daraus, alter Tropf, und seht zu, ob Ihr in Euerm harten Schädel einen Funken habt, an dem sie zündet – ich aber will Geld, Geld!! schrie er, mit derselben drohenden Heftigkeit, wie schon einmal: oder ich bleibe sitzen an Eurer Schwester Bett, die ganze Nacht und alle Tage, bis Ihr mich bezahlt habt!

Während der letzten Worte war Margareth (unsere Leser entsinnen sich, welches der Grund war, der sie so rastlos hin- und hertrieb zwischen der Schenke, wo ihr Mann saß, und ihres Vaters Haus) ins Zimmer getreten. Da sie den Alten noch immer auf seiner Stelle sah und seine drohenden Worte hörte, erschrak sie heftig und blieb bestürzt unter der Thüre stehen.

Ueber des Meisters Antlitz, wie er sein Kind ansah, ging ein mildes Lächeln. Er winkte ihr: Komm, meine Margareth, sagte er, schütz' deinen Vater; du bist allzeit mein gutes Kind gewesen, es wäre ja nicht Recht von einem Vater, wollt' er nicht auch Gutes nehmen von seinem Kinde. – Es ist Sonnabend heut, du wirst Geld haben: gib dem Manne – und morgen trag ich meine Leinwand noch einmal herum.

Das war zu viel für das gequälte Herz des Weibes. O mein Vater! schrie sie und fiel, mit gleichen Knieen, in Thränen zerschmelzend, vor ihm nieder . . .

Sandmoll knackte, wahres Pelotonfeuer. Ah, ah, gurgelte er, solchen Spaß hab' ich nicht erlebt, so alt ich bin! Denkt, es ist Sonnabend, der Narr! will Geld haben von seiner Tochter, der Thor! Geld? Aber thut mir den Gefallen, Meister, geht hinüber in die Schenke! nehmt Eure vortreffliche Leinwand mit, Euer Schwiegersohn braucht sie! auf mein Wort, er braucht sie! denn so eben, denk ich mir, wird er wohl das Hemd verspielt haben vom Leibe . . .

Der Meister sah Margarethen voll Bestürzung an; sie wagte seinen Blick nicht zu erwidern.

Der Meister holte tief Athem; an der bleichen Stirn schlugen die Adern, als ob sie springen müßten . . .

Nun denn, rief er, und streckte beide Arme verzweiflungsvoll gen Himmel: so sind wir zu Ende und der Blitz Gottes zerschmettere mich und mein Haus! Da, da, schrie er, indem er das Wams von einander riß, daß die arme, eingedrückte Brust sichtbar ward: Hier ist mein Herz! Ich kann nicht weiter, ich bin müde – da, nehmt! nehmt! Schneidet mir das Herz aus dem Leibe, ich will still halten, und münzt Geld daraus, wenn Ihr könnt – ich habe keins! und weiß auch keins mehr zu erwerben!

Reinhold war erschrocken aufgesprungen –

Laßt ihn nur, sagte der Sandmoll ruhig, er ist im Zuge und daß ihm Keiner das Herz ausschneidet, weiß er doch; dergleichen passirt alle Tage und einen erfahrenen Mann, wie ich bin, alterirt es nicht.

Und dabei steckte er die schwieligen Hände in die Taschen, so unerschüttert, so behaglich, als wäre dies das angenehmste Schauspiel von der Welt.

Aber der Damm der Zurückhaltung, welche der Meister bisher noch so mühsam erkünstelt hatte, war gebrochen und in überströmender Rede ergoß sich die Fluth seines Jammers. Hörst du es, rief er, hörst du es, Gott dort oben? Alle Tage passirt das! alle Tage Tausende deiner Geschöpfe gehen unter in Elend und Verzweiflung! alle Tage, in deiner reichen Schöpfung, vor den Augen der Welt, die sich fühllos wälzt in der Fülle deines Segens, sind Tausende, die nicht wissen, wovon den Leib ernähren, den du selbst ihnen gegeben hast! Tausende, die zu Grunde gehen in Noth und Schande, weil ihnen die Brosame fehlt, die die Hunde der Reichen nicht mehr mögen! Allgerechter Gott, rief er und die hellen Thränen stürzten aus den Augen des gepeinigten Mannes: ist das deine Weltordnung? Hast du das gewollt, Erbarmender, daß ich leide und verzweifle und muß leiden und verzweifeln sehn, die mir die Liebsten sind auf Erden, indessen das satte Laster trotzt auf seine Sicherheit?! Du kennst mein Leben, Allwissender, du hast meine Tage gesehen von Kindheit

an, du hast die Nächte gezählt, die ich schlaflos in Sorgen verbracht habe, du weißt, wie oft ich zu dir gebetet – um kein Glück, Herr, wie die Menschen es wünschen, nur um Ergebung und Kraft, daß ich die Last aushalte, die du auf mich gelegt und die ich ja tragen will ohne Murren, so lange du es willst; du weißt auch, ob ich je ein Schwelger gewesen bin und ein Faullenzler und ob ich das Elend verschuldet habe, das mich verschlingt – es ist nicht um meinetwillen, um deinetwillen, Gott der Gerechtigkeit, daß der Glaube an dich nicht zu Schanden werde vor den Menschen – errette mich! oder tödte mich! tödte uns Alle, wenn du nicht erretten willst!!

Und seiner Sinne unmächtig, sank er seinem alten Vater, der ängstlich hinter ihm stand, um die Schultern und ließ sich trösten von ihm und streicheln wie ein Kind.

Ja, spottete der Sandmoll ruhig, das muß der Neid Euch lassen, ein ordentlicher Mann seid Ihr gewesen jederzeit. Ihr seid ein Bettler – aber Ihr wart immer fleißig; der Hunger schrumpft Euch das Gebein zusammen – aber Ihr wart immer mäßig und nüchtern; Ihr geht zu Grunde, ohne Erbarmen, wie Ihr da seid – aber Ihr wart immer tugendhaft; auch Eure Kinder sind tugendhaft, auch Euer alter Vater, der blöde Narr, war tugendhaft – und Ihr da, Jungfer Lene, Ihr wart auch tugendhaft, nicht wahr?

Bei diesen Worten, um die Aufmerksamkeit der Kranken mehr anzuregen, ließ er den Stock leicht auf

die Decke des Bettes fallen: Ihr wart auch tugendhaft, nicht wahr, Jungfer Lene?

Allein plötzlich bei dieser Geberde, wiewohl sie im Grunde kaum so böse gemeint war, zerriß der Geduld des Meisters der letzte Faden. Elender, schrie er und stürzte sich, stammelnd vor Wuth, auf den erschrockenen Alten: Du wagst es, Hand zu legen an meine Schwester?! Ja sie ist tugendhaft, eine Heilige, Elender, an deren Reinheit deine verpesteten Gedanken nicht reichen – Hinweg! hinweg! rief er und schleifte, mit einer Gewalt, die Niemand dem bleichen, schwächlichen Manne zugetraut hätte, den zitternden Alten quer durchs Zimmer, über den Flur hinweg, unaufhaltsam, hinaus auf den freien Platz vor dem Hause: hinweg! daß ihr frommes Auge sich nicht länger an deinem Anblick besudele!

#### ELFTES KAPITEL. DER AUFWIEGLER.

Unsere Leser wissen jetzt also, woher der Lärm stammte, der die Gäste in der Schenke in Bewegung setzte, und welcher Art die Scene war, zu der sie, voller Neugier, sich herzudrängten. – Vergebens hatte Reinhold sich zwischen seinen Vater und den Alten geworfen; vergebens hatte Margareth, mit flehender Stimme, ihn zu besänftigen gesucht, bis sie, rathlos, in die Schenke gestürzt war, ihren Mann zu Hilfe zu holen: der stille, ruhige Meister kannte sich selbst nicht mehr. Noch immer, mit unerbittlicher Faust, hielt er die Kehle

des Unglücklichen Sandmoll umklammert; seine Stimme, sonst leis und schüchtern, hatte ehernen Ton; wie Glockenklang, machtvoll, nachhallend, tönte sie über den weiten Platz.

Was, rief er, Elender, hindert mich, diese Kehle zusammenzudrücken, aus der des Unlautern und Verworfenen so viel gesprudelt ist? auszulöschen mit Einem Griff dies elende Lebenslicht, das mit seinem ekelndem Qualm so viel Würdiges beschmutzt, so viel Edles vergiftet hat? Bin ich einmal dem Untergang geweiht und hat Gott beschlossen, daß ich in Schanden enden soll, ist es nicht besser, ich befreie die Welt vorher von diesem Ungeheuer und stelle ein Beispiel auf, an dem seine Beschützer und Helfershelfer sich spiegeln mögen? Ja, fuhr er fort, indem er sich zu den Umstehenden wandte, die mit sprachloser Neugier das unerhörte Schauspiel betrachteten: seht her, das bin ich und das ist dieser! Das bin ich, der ich still und kümmerlich meinen Weg gehe und wo ein Wurm darüber kröche, gerechter Gott, ich nehm' ihn ja lieber heraus und stehe still, ehe ich nur den Wurm zertrete – und das ist dieser, aufgenährt, entstellt, gedunsen von jeder Art von Scheußlichkeit und Laster, gebrandmarkt an seinen Gliedern von der Hand Gottes, daß die Knaben ihn verspotten auf der Gasse und wer ihn sieht, speit aus vor ihm – und diesem ist Macht gegeben über mich! und dieser hat das Ohr der Großen und Vornehmen im Lande und in meiner eignen armen Hütte darf

er seine schmutzige Hand erheben gegen meine sterbende Schwester! und dieser darf mich anstecken mit seinem Gift und darf mich machen zu dem, was Ihr mich jetzt seht, rathlos, sinnlos, daß ich mich schäme vor mir selbst?!

Eine prächtige Figur, straf' mich Gott, flüsterte Herr Florus, indem er sich zutraulich in den Arm seines Reisegefährten hängte: brächte man diesen Mann so auf die Scene, ich möchte das Parterre sehen, das sich das Schluchzen verhielte . . .

Herr von Lehfeldt winkte lächelnd.

Denn schon begann der Meister aufs Neue; die Umstehenden zitterten ordentlich vor Neugier und reckten die Hälse in die Höhe. Denn sie hielten sich fest überzeugt, daß jetzt, aber auch ganz gewiß jetzt das große Geheimniß, das sie so lange schon beschäftigt hatte, an den Tag kommen müßte und jedes nächste Wort, das der Meister sprach, müßte die Lösung bringen.

Allein für diesmal irrten sie sich noch, der Meister konnte nicht loskommen von der Betrachtung seines Unglücks. Ihr kennt nicht mich, fuhr er fort, und ich kenne nicht Eure Gesichter. Ich habe Niemand geschmeichelt, Niemand in meinem Leben, und bin zu alt, es vor Euch zu lernen. Und darum sag' ich Euch frei, daß ich auf den meisten etwas lese, das mir nicht gefällt. Sei's, es kümmert mich nicht, es ist die Sache Eurer Lehrer und Prediger: und wie ich höre, habt Ihr ja deren jetzt sehr fromme im Ort. Aber so wahr Ihr

noch ein menschliches Antlitz tragt, das der Himmel diesem Verworfenen nicht mehr gönnt, so wahr frage ich Euch, und Ihr sollt mir als Zeugen dienen vor aller Welt: wißt Ihr etwas Uebles von mir? Ihr habt Euch verkauft an den Teufel der Maschinen; Ihr opfert dem Moloch und erhaltet Euren Lohn von ihm, alle Woche, regelmäßig, für den Ihr Eure Seele dahin gegeben habt. Auch das mag sein: ein höheres Auge . . .

Hier wagte Niemand mehr auch nur zu athmen, so fest glaubten sie, jetzt müsse das Stichwort kommen; auch war der Meister, in seiner langen, hagern Gestalt, entblößten Haupt, umflossen vom bleichen Mondlicht, in der That erschütternd anzusehen . . .

Ein höheres Auge, sagte der Meister, wacht über diesen schwarzen Geistern, eine stärkere Hand wird ihre Herrlichkeit in Asche legen, wenn ihre Stunde gekommen. Aber weil ich meine Knie nicht beuge vor dem allgemeinen Götzen, weil ich nicht abfallen will von dem Gewerbe meiner Väter und will nicht zum Verräther werden an der edlen Kunst, die meine Altvordern erhalten, Jahrhunderte lang, und Eure auch, in glücklicheren Zeiten, wo man noch nichts wußte von den eisernen Dämonen, die uns jetzt gefesselt halten – bin ich darum ein Verbrecher? muß ich darum gehetzt werden und verfolgt, bei Tag, bei Nacht, offen und heimlich, als wär' ich Kain der Brudermörder und Gott hätte mich preisgegeben den wilden Thieren des Waldes? Darf darum um Mitternacht, in der Stunde,

welche die Weisheit des Himmels bestimmt hat, sich durch Schlaf zur Arbeit zu stärken, dieser Unhold, unter dem Namen des Gesetzes und geschützt durch sein heiliges Ansehn, sich niedersetzen unter meinem Dach und darf durch seine Drohungen den Schlaf scheuchen von den müden Wimpern meiner Schwester? Wenn Ihr ein Zugthier habt und es ist von Kräften und fällt hin am Wege und stirbt, wer von Euch würde es nicht in Ruhe sterben lassen? Was?! und ich bin ein Mensch und soll nicht verenden dürfen in Ruhe?!

Die Rede des Meisters und zwar am Allermeisten vielleicht, ganz abgesehen von ihrem Inhalt, das ungewohnte, der Mehrzahl unverständliche Pathos, mit dem er sie vortrug, fing an Mitleid zu erregen unter den Umstehenden.

Er hat Recht, sagte der lange Karrenschieber, es ist ein Greuel, wenn man's bedenkt, wie es zugeht in der Welt; wenn da nicht bald auf Aenderung gedacht wird, müssen wir selbst ein Einsehn nehmen.

Ein Narr ist er gewesen, schluchzte die dicke Wirhin, sein Lebelang und ich habe den dummen Kerl, der so stolz ist und im Wirthshaus läßt er sich niemals sehen, nicht leiden können alle meine Zeit. Aber was wahr ist, muß wahr bleiben: ein guter dummer Narr ist er und wer den hören könnte ohne Thränen, als was ein anständiges Frauenzimmer ist, das müßte ja auch gar kein bischen christlichen Glauben in seinem schwarzen Herzen haben . . .

Das Auge des Meisters war auf Konrad gefallen, der verlegen neben ihm stand und Margarethen böse Blicke zuwarf. Es war, so schien es, des Meisters Absicht, sein Herz heute einmal ganz zu erleichtern und Alles auszuschütten, was ihm, seit Jahren, heimlich daran gefressen: einer Wolke gleich, die, nachdem sie einmal angefangen, sich zu ergießen, nicht ehe wieder aufhört, als bis sie sich selbst verzehrt hat. Ah, sagte er und ließ den Sandmoll fahren, da bist du ja, mein würdiger Schwiegersohn! du Trost meiner Tochter! du Stab und Stütze meines Alters! Schelt' ich mit dir? Nein, mit dir schelt' ich nicht: die trifft mein Fluch, die dich beschwätzt haben und hinweggelockt von meiner ehrlichen Armuth an die große Schlachtbank, wo die Maschinen rasseln und die Oefen geheizt werden mit dem Mark unserer Söhne und Tochter! ihn trifft er, der den Unterhändler gemacht hat und hat dich, in der Einfalt deines Herzens, bestrickt und entzündet mit höllischen Künsten! Man braucht Trunkenbolde wie du, braucht Spieler, die, gleich dir, im Stande sind, ihren eigenen Leib auf die Augen eines Würfels zu setzen – unsre Reichen brauchen sie: denn sie brauchen Sklaven. O Menschen, Menschen, rief er mit einer herzdurchdringenden Stimme: seht Ihr denn nicht, wie der Satan seine Stätte aufgeschlagen hat unter Euch und seine Nüstern schnauben vor Wollust?!

Aller Augen, bei diesen Worten, wandten sich unwillkürlich nach dem Fabrikgebäude hin, wo, Tag und

Nacht, eine Dampfmaschine in Bewegung war; auch jetzt wieder, in langem Schwall, spie sie Dampf und Funken gegen den reinen Nachthimmel, daß die Sterne davon für Augenblicke überdunkelt wurden. – Der Eindruck dieses zufälligen Zusammentreffens war gewaltig; ein dumpfes Brausen, wie von Meereswogen, ging durch die Versammlung.

Herr von Lehfeldt schien an dem ganzen Vorgang ein außerordentliches Vergnügen zu finden; er drehte behaglich an den Knöpfen seines zierlichen Gilets und summte ganz leise ein Liedchen zwischen den Zähnen.

Ganz anders der Dichter. Nachdem er kurz zuvor dem Meister seine poetische Anerkennung dargebracht, zog er jetzt auch die praktische Seite des Vorfalls in Betracht: und diese fand er weniger angenehm. Ich gäbe was darum, flüsterte er zu seinem Nachbar, mein bester Herr . . . Schmidt, daß Herr von Lehfeldt diesen Auftritt mit ansähe. Das ist ja der pure Aufruhr, die pure Rebellion ist das ja, was der Kerl da predigt! Ob die Regierung nur nichts davon weiß? und ob denn kein Militair liegt in der Gegend?

Herr von Lehfeldt wiegte lächelnd den Kopf und begann seine Melodie von Neuem.

Laßt mich aus dem Spiel, Meister Werner, sagte Konrad mit grober, drohender Stimme: ich bin nicht in der Laune heut, Fastnachtsdienstag mit Euch zu spielen – und mischte sich brummend in den dichten Haufen.

Der Sandmoll dagegen, sowie er sich von der Hand des Meisters erlöst und sichern Boden unter seinen Füßen fühlte, erhob seine Stimme, so laut er konnte. Ah, ah, schrie er, Gewalt! Hilfe! Mörder! Ihr habt es gesehen, Ihr müßt mir zeugen allzusammen: ich bin beleidigt worden in meinem Amt! Amt! der Meister muß in den Karren, lebenslang, weil er sich vergriffen hat an einem Beamten des Staats!!

Aber nur ein wieherndes Gelächter von allen Seiten ward ihm zur Antwort. Selbst der dicken Wirthin, die doch sonst vor allen öffentlichen Autoritäten einen unerschütterlichen Respect bezeigte, war dies denn doch auch zu viel. Gnade Gott, murrte sie in ihrer Einfalt, dem Staat, wo du ein Amt hast, du verhutzeltes Nußknackergesichte du, das müßte ja, mit Verlaub zu sagen, ein rechter Lumpenstaat müßte das sein . . .

Wir wollen ihm unser Zeugniß gleich schriftlich aufsetzen, meinten Einige von den Burschen, indem sie die Aermel in die Höhe streiften.

Dieser Vater Schlappfuß, sagten Andere, ist der verruchteste Mensch im Dorf, es ist eine Schande für uns, daß wir ihn so lange unter uns geduldet haben.

Soll der Meister in den Karren, meinte ein Dritter, so soll Vater Schlappfuß wenigstens erst darunter . . .

Wieder Andere erinnerten sich gegenseitig an die Härte, welche der Sandmoll bei verschiedenen Gelegenheiten auch gegen sie bezeigt. Mit einem Wort: die

Stimmung für den Vater des Herrn von Lehfeldt, wenn er es war, war sehr ungünstig.

Der tolle Heiner drängte sich in den Kreis, Heda, Matz! jauchzte er: »Laßt mich ein Wort sprechen mit diesem kundigen Thebaner.« Ein Wort, Jungens: diese

Mißgeburt voll Mäler, wühlend Schwein,  
Er, der gestempelt ward bei der Geburt  
Zum Sklaven der Natur, der Hölle Sohn

...

ist nicht werth, daß eine ganze honette Gesellschaft, wie wir sind, ihre Hände an ihm befleckt: wir wollen ihn auswürfeln, gelt? und wer ihn gewinnt, soll das Recht haben, ihn aufzuhängen.

Dieser Einfall, allerdings werth, in dem Hirn eines Wahnwitzigen entsprungen zu sein, fand bei einer Versammlung, gleich der gegenwärtigen, die glänzendste Aufnahme; der Branntwein, der in ihren Adern brannte, und die ganze wüste Aufregung der durchschwärmten Nacht ließ sie die Scheu, welche sie sonst vor dem unheimlichen Alten empfanden, ganz vergessen.

Ja, ja, riefen sie wild durcheinander: der Tolle hat wieder einmal den gescheitsten Einfall: auswürfeln wollen wir ihn, so soll es sein! und wer ihn gewinnt, soll ihn aufhängen dürfen, wo er will!

Der Meister, bei dem jetzt allmählig die Schwingen der Leidenschaft sich zu senken begannen, erschrak über das Unheil, das er anzurichten im Begriffe stand;

mit gläsernen Augen, wie Einer, der aus einer schweren Trunkenheit zu sich selbst zurückkehrt, im Kreise umher irrend, wollte er dem wahnwitzigen Beginnen Einhalt thun.

Allein Niemand hörte mehr auf ihn; Alles, mit entsetzlichem Jubelgeschrei, warf sich auf den Alten und zerrte ihn, unter Stößen und Püffen, herüber und hinüber, nach der Schenke zu.

Herr Florus, der sich immer dicht an den Maler hielt, konnte kaum Worte finden, seine äußerste Empörung auszudrücken. Es ist unverantwortlich, sagte er, von der Regierung, und so wenig ich mich sonst in Staatsangelegenheiten mische, so werd' ich doch kaum umhin können, einen Artikel darüber zu schreiben in die Zeitungen, daß sie kein Militair gelegt hat in diese Gegend. Es ist ja die reine Mordbrennerbande hier und kein anständiger Mann ist sich seines Lebens sicher.

Herr von Lehfeldt lächelte. Sie machen da, sagte er, dem »wühlenden Schwein« ein Compliment, dergleichen es gewiß lange nicht vernommen hat.

Mit diesen Worten, ganz gleichmüthig, drängte er sich dicht an die Gruppe, die sich um den Alten zusammengeballt hatte und ihn, der Eine hier, der Andere dort, vorwärts zu schleppen suchte. – Daß Herr von Lehfeldt sich bei alledem immer möglichst tief im Schatten hielt, war gewiß nur reiner Zufall.

ZWÖLFTE KAPITEL. DAS ENGELCHEN.

Allein die Verwirrung sollte sich noch höher steigern. Schon zu wiederholten Malen, näher und näher kommend, hatte der Ton eines Posthorns, mahnend, warnend, sich vernehmen lassen; Niemand jedoch, bei der allgemeinen Aufregung, hatte darauf geachtet. Jetzt auf einmal, mitten in die dichte Masse, brauste eine schwere vierspännige Reisekutsche daher.

Der Postillon, bei der scharfen Biegung aus der engen Dorfgasse auf den freien Platz, hatte die Wendung zu kurz genommen; die Vorderpferde, vor der lärmenden Menschenmenge, scheuten jählings zurück, der Postillon verlor die Gewalt über die Zügel, die Stränge verwirrten sich, das vorderste Handpferd stürzte.

Mit wildem Gekreisch prallte der Haufe auseinander. Aber mitten zwischen den Pferden lag ein Kind. Es war derselbe verkümmerte Knabe, der vorhin in der Schenke sich so ungerne von der Branntweinflasche trennen wollte; die Mutter, um dem Lärmen bequemer zuzuhören (und dazu natürlich mußte sie beide Arme in die Seite stemmen, sonst wär' es ja gar kein Plaisir gewesen), hatte ihn vor sich an die Erde gesetzt – und als die Pferde herangebraust kamen, in der schnellen Flucht, hatte sie ihn nicht mehr abreichen können.

Das Kind schrie erbärmlich; jeder nächste Hufschlag der ungeduldig sich sträubenden Rosse drohte es zu zerschmettern.

Die Mutter zeterte: Mein Kind! mein Kind!

Der schöne Wilhelm, der bis dahin hinter der Wirthin gestanden hatte, drängte sich mit groben Manieren durch den Haufen. Nun was wird es sein? rief er: mit ein bischen Geld wird der Schade auch noch gut gemacht!

Macht Ihr Eure Kinder für Geld? Eine feine Kunst, die ich auch lernen möchte, unsere kosten uns, sagte der Karrenschieber . . .

Beiläufig bemerkt, der Karrenschieber hatte Frau und sechs Kinder im Stiche gelassen, sie mußten ihr Brod an den Thüren suchen.

Was Geld? schrie die verzweifelte Mutter: mein Kind will ich! mein Kind! es blutet! es ist todt! mein Kind!!

Das ist die Art dieser Vornehmen, sagte Einer, daß sie denken, Alles mit Geld abzumachen; der Meister hat Recht, es ist der leibhaftige Teufel, der in dem Volke sitzt, wir sollten sie alle erwürgen . . .

Herr von Lehfeldt, dessen scharfes Ohr das Posthorn wohl vernommen, hatte sich noch rechtzeitig unter den Thorweg der Schenke geflüchtet. Herr Florus, der ihm nachlief, wie ein Küchelchen der Henne, fand sich ebenfalls zu ihm, ein wenig athemlos zwar, aber er war doch im Sichern.

Das Kutschfenster ward herabgelassen; eine junge Dame, bleich vor Schreck – aber auch der Schreck hatte die Anmuth dieses lieblichsten Antlitzes nicht verwischen können! Kastanienbraune Locken umringelten in seidener Fülle die zarten Wangen, die dunkeln Augen

leuchteten sanft wie der Mond, die rothen runden Lippen, wie sie sich öffneten, glichen einer Rosenknospe im Mai, so keusch, so duftig . . .

Eine junge Dame, bleich vor Schreck, neigte sich heraus; sie winkte mit der Hand, sie wollte sprechen, aber ihre weiche Stimme verhallte in dem wüsten Lärm.

Auf der andern Seite rang eine Kammerfrau die Hände und schrie – man hörte es über das Kind hinaus.

Der ganze Verlauf der Scene war viel schneller, als wir es hier erzählen können.

Der schöne Wilhelm zankte mit den Leuten, die ihn nicht heranlassen wollten zum Wagen; Einige erhoben schon die Fäuste gegen ihn. Ja, ja, riefen sie, so sind die Reichen! Armer Leute Kinder zu Tode fahren, das ist so ihr Vergnügen!

Der Postillon, der bei dem Zusammenstoß eine heftige Contusion am Fuß erhalten hatte, war abgestiegen und bemühte sich, hinkend, fluchend, um die Pferde.

Aber wie es in dergleichen Fällen zu geschehen pflegt: an das, was das Nächste gewesen wäre, das gefährdete Kind zu retten, dachte Niemand, Oder vielleicht auch Niemand hatte den Muth dazu. Denn die Rosse bäumten sich und schlugen aus nach allen Seiten.

Einer gleichwohl hatte den Muth: der Sohn des Meisters, Reinhold. Während des Vorfalls mit seinem Vater hatte er, dicht an ihn gedrängt, aber regungslos gestanden; theils die Ehrfurcht vor seinem Vater, theils und

mehr noch das Erstaunen und der Schmerz über diesen gewaltigen Ausbruch seiner Leidenschaft hatte ihn gefesselt gehalten.

Jetzt jedoch, mit keckem Sprunge, warf er sich zwischen die brausenden Rosse, griff das Kind, schleuderte es seiner Mutter in die Arme: Es lebt! rief er, es ist gesund, kein Haar ist ihm gekrümmt!

Und so war es wirklich; lediglich aus Angst hatte das Kind so jämmerlich geschrien.

Der schöne Wilhelm war mittlerweile in die allerschönste Schlägerei gerathen. Das ist der Rechte, schriegen sie, der hat auch Grund, hier noch das große Wort zu führen! der Mädchenjäger! der Löffler! Zerblät ihm die glatte Fratze! Reißt ihm die goldnen Tressen vom Leibe! Drauf! drauf!!

Wilhelm, in der Noth, zog den Hirschfänger blank.

Aber das war Oel ins Feuer gegossen. Was? brüllte der Haufen, der durch die vorangegangene Scene mit dem Meister und dem alten Sandmoll eben in der rechten Stimmung war zu jederlei Unfug: blanke Messer hier? Nun warte, Bürschchen, dir wollen wir den Federbusch knicken . . . !

Drauf! drauf! schriegen Andere: an den Wagen! Heraus aus dem Wagen! wir wollen sehen, wer in dem Wagen sitzt!

Heraus! heraus! wiederholte der ganze Chorus: wir wollen sehn, wer Nachts mit Vieren lang friedliche Menschen über den Haufen fährt!

Ja: und armer Leute Kinder todtfährt, setzte ein Anderer hinzu.

Ja: und mit blanken Messern auf lebendige Menschen gehen läßt, brüllte ein Dritter.

Ja: und Schleierhüte dazu trägt und seidne Handschuh, kreischte eine dicke freche Dirne. Ueberhaupt waren die Weiber bei Weitem die gehässigsten und machten den meisten Lärm.

Heraus! heraus!! Herum mit den Wagen! werft ihn um! hängt die Pferde aus! Drauf! drauf! Hurrah!!

Reinhold war zunächst an den Wagenschlag gesprungen; ein einziger Blick hatte hingereicht, ihn die Dame erkennen zu lassen, die in dem Wagen saß.

Er legte die Hand durch das offene Fenster fest über den Schlag. Fürchten Sie nichts, gnädiges Fräulein, rief er in den Wagen . . .

Die Dame stand aufrecht im Wagen. Ich fürchte mich auch nicht, sagte sie und versuchte zu lächeln. – Aber ihre Stimme zitterte dabei und vor ihren Augen lag es wie ein Flor, daß sie Niemand erkennen konnte.

Der Haufe wälzte sich gegen den Wagen.

Reinhold stand unerschütterlich. Sein Auge leuchtete, die Muskeln seines Arms waren straff gespannt; wiewohl nur von mäßigem Wuchs, schien es in diesem Augenblicke doch, als ob er um Kopfeslänge hinausrage über alle Uebrigen. Unsinnige! rief er: was beginnt Ihr? Kommt zu Euch, faßt Euch! Gott hat seine Hand gebreitet über das Kind, daß ihm kein Haar verletzt

ist auf dem Haupte: aber wär' es sogar anders, wer trüge die Schuld? Der Postillon hier, der seine Pflicht gethan hat und hat das Signal gegeben, wie ihm vorgeschrieben ist? Seht, er ist selbst verwundet und leidet mehr Schmerzen als das Kind. Die unvernünftigen Pferde? Es ist mehr Vernunft gewesen in dieser Creatur, als in Euch, die Ihr Euern Zorn kehrt gegen Die, die ihn nicht verdienen! Nein, gegen Euch selber kehrt ihn! Ihr selbst, wenn hier ein Unglück geschehen wäre, hättet die Schuld getragen! Warum drängt Ihr Euch hier zusammen? warum schwärmt und tobt Ihr durch die stille Nacht? Du da, Mutter, die du dein gerettetes Kind jetzt mit Thränen an dich pressest, was thust du hier außen in dieser späten Stunde unter den Trunkenbolden und Dirnen? warum sitzt du nicht daheim, wohin du gehörst, am Bett deines Kindes, und bewachst seinen Schlaf? Und wenn du jetzt, statt des lebendigen Kindes, einen zerquetschten blutigen Leichnam umklammert hieltest, wer wäre seine Mörderin? du selbst, du schlechte Mutter!!

Das Unerwartete dieser Rede machte, wie alles Unerwartete, großen Eindruck auf die Gemüther. Es ist wahr, sagten Einige, es ist eigentlich eine rechte Rabenmutter, das eigne Kind so den Pferden in den Weg zu setzen. Sie hat nie viel getaugt, meinten Andere, ihr Mann hatte auch sein Kreuz mit ihr, wohl ihm, daß er todt ist.

Etliche jedoch waren nicht so leicht beruhigt.

Heraus aus dem Wagen! schriean sie: Wir wollen wissen, wie die Heiligen aussehen, für die du so niedlich predigst!

Da, rief Reinhold, indem er den Wagenschlag aufriß, ohne doch einen Schritt davon zurückzuweichen: da seht! hier ist sie, ein verlassenes, schutzloses Mädchen! O über die Heldenthat, ein schutzloses Mädchen anzufallen zu Hunderten mitten auf der Straße? Kennt Ihr sie nun? fühlt Ihr nun, zu welchen Thieren Eure blinde Wuth Euch gemacht hat? Es sind Jahre vergangen, seit wir dies Angesicht nicht gesehen: aber es sind doch wohl noch Einige unter Euch, die werden es erkennen! die werden noch wissen von ihm und seiner todten Mutter, die die Wohlthäterin war des ganzen Dorfes! Seht her, wie die kleine Hand zittert – es ist dieselbe Hand, die Euern Kranken so oft Brod und Speise gereicht! Seht in das klare Auge – es ist das Auge der todten Mutter, das auch für den Schlechtesten von Euch noch immer eine Thräne des Mitleids hatte! Da, hier steht sie – nun? es sind nur zwei Arme, die sich für sie erheben, Ihr könnt mich leicht in Stücke reißen – wie ist es? will Niemand mehr die Heldenthat vollbringen?

Nichts bekanntlich ist beweglicher und leichter zustimmen, als erregte Volkshaufen. Sei es, daß die Wuth des Pöbels sich an dem gehörig abgeprügelten schönen Wilhelm befriedigt hatte, sei es die Gewalt,

mit welcher Reinhold sprach, und weil wirklich Einige sich der verstorbenen Madame Wolston noch mit Dankbarkeit erinnerten – oder endlich war es (und ganz gewiß, dies war es) die Erscheinung der jungen Dame selbst, was sich, wie Oel, über die eben noch so wild erregte Fluthen lagerte: genug, die Stimmung schlug um, wie man eine Hand umwendet. Alles starrte auf die junge Dame, die noch immer aufrecht im Wagenschlag stand; da sie halb hinter Reinhold stand, sah es aus, als ob sie sich auf ihn stützte.

Ein dumpfes Gemurmeln ging durch die Menge: das Engelchen! das Engelchen . . . !

Denn auch dieser Name hatte sich unter den Dorfbewohnern fortgeerbt. Es gab ein Fragen und Zischeln, geschäftige Zungen erzählten, was das für ein liebenswürdiges Kind gewesen sei und wo sie mit ihrer Mutter gekommen wäre, hätt' es doch, Gott verzeih' Einem die Sünde, nicht, anders gelassen, als die Mutter Gottes käme gegangen mit einem leibhaften Engelchen. Auch die Abneigung, welche der Commerzienrath gegen seine Stieftochter hegte und die im Dorf ebenfalls kein Geheimniß war, sprach zu ihren Gunsten . . .

Das Engelchen! das Engelchen! raunte Einer dem Andern zu: da sei Gott vor, daß wir dem Engelchen ein Leids thun! Gott segne das Engelchen! das Engelchen soll leben!

Jetzt erst traten dem jungen Mädchen die Thränen in die Augen; sie fing an zu schwanken, die Stimme

versagte ihr: nur die flachen Hände konnte sie gegen das Herz drücken und sie dann, mit unendlichem Liebreiz, lächelnd unter ihren Thränen, gegen die Menge zurückwenden.

Die Pferde waren wieder angeschirrt, der Postillon saß im Sattel.

Reinhold trat vom Schlage zurück; so aufgeregter oder so befangener war die junge Dame, daß sie gar nicht einmal daran dachte, ihrem Retter zu danken oder sich nur nach ihm umzusehen: schluchzend sank sie in die Kissen zurück und preßte ihr Tuch vor die Augen . . .

Die Pferde zogen an; langsam lenkte der Wagen über die Brücke in das Schloßthor . . .

Gott segne das Engelchen! riefen die Umstehenden noch einmal und schwenkten ihre Mützen und Tücher: wenn sie Alle so wären, da ständ' es besser mit der Welt!

Nur die Wirthin rümpfte die Nase. Schnack, sagte sie, mit dem ganzen Engelchen; als ob das nicht aus demselben Lehm wäre, wie wir Alle.

Auch der lange Karrenschieber fand sich von diesem Ausgang nicht befriedigt. So seid Ihr Tröpfe, brummte er: ein paar hochtrabende Worte und eine hübsche Fratze – und zum Teufel ist Eure ganze Courage.

Allein diese Weisheit kam jetzt zu spät, Niemand mochte sie mehr hören. Einer um den Andern, unter Erzählungen von dem Engelchen und seiner Mutter, wo es so lange gewesen und ob es nun wohl wieder im

Schlosse bleiben würde, verlief sich nach Hause; selbst der Sandmoll, der übrigens seine Zeit längst wahrgenommen und sich in aller Stille glücklich davongeschlichen hatte, war vergessen.

Auch Herr von Lehfeldt und der dicke Florus zogen sich zurück. Verdammte Geschichten das! murmelte der Poet, indem sie die Treppe hinaufstiegen: kann ein vernünftiger Mensch daraus klug werden? Aber interessiren thut es mich bei alledem. – Herr von Lehfeldt, der seit einiger Zeit merklich verstimmt war, erwiderte nichts, sondern zog sich, mit kühlem Gruße, in seine Kammer zurück.

Der Meister, zum Tod erschöpft von Allem, was ihm im Lauf dieser letzten Tage begegnet war, hatte sich, halb bewußtlos, auf den Arm seiner Tochter gestützt; er hatte von dem ganzen letzten Vorgang wenig oder nichts gespürt. – Konrad war schon längst ins Haus gegangen. Reinhold sah dem Wagen sinnend nach. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, drehte sich kurzum:

Laßt uns hineingehn, Vater, sagte er: Ihr seid erschöpft, kommt ins Haus . . .

Der Meister richtete sich langsam in die Höhe. Ach meine arme Schwester, sagte er dumpf.

Die dicke Wirthin, die es nicht vor sich selbst hätte verantworten können, wäre sie, bei einer so merkwürdigen Begebenheit, nicht die Letzte auf dem Platz gewesen, stand noch, mit wenigen Andern, und wartete der Dinge, die etwa noch kommen könnten.

Auf einmal fühlte sie sich derb auf die Schulter gepocht. Erschrocken sah sie sich um . . .

Es war der tolle Heiner. Da, sagte er und legte ihr das Tuch mit dem Gelde zwischen die offenen fleischigen Hände: das soll für den Meister sein: er soll dem Sandmoll den Hals damit stopfen und was übrig ist, da soll er sich eine Suppe davon kochen. Denn Branntwein trinkt er ja doch nicht, der Pinsel. Nehmt, nehmt, rief er, da die Wirthin zauderte: Ihr seid ja eine ehrliche Frau so weit – und hier stehn die Zeugen. Wollt' ich es dem Meister selbst geben, er nähm' es nicht – und ich weiß mit dem Quark nichts anzufangen.

Und dann auf Margareth zutretend: Gute Nacht, Margareth, sagte er, und wenn dein Mann was von dir will, sag's mir, ich will ihn zermörsern, daß er sich seine Knochen soll einzeln zusammenlesen . . .

Damit drückte er ihr die Hand, vorsichtig, fest – es war der silberne Trauring, den er ihr mit dem Händedruck zurückgab.

Dann, ein wildes Zotenlied anstimmend, verschwand er zwischen den Häusern.

Alles verlief sich. Die Wirthin, die schweren Hausriegel vorschiebend, wog das Tuch: Ein närrischer Mensch, sagte sie, der tolle Heiner . . .

### DREIZEHNTES KAPITEL. VATERFREUDEN.

Als der Meister mit seinen Kindern in seine Behausung zurückkehrte, war die Kienfackel längst erloschen. Der blöde Großvater, der die Dunkelheit nicht ertragen konnte, hatte sich, laut jammernd, auf das Bett seiner kranken Tochter geflüchtet; sie hielt seinen Kopf in Händen und redete ihm mit leiser Stimme zu, wie einem Kinde. So endlich war er eingeschlafen – und so fanden die Zurückkehrenden die Gruppe.

Margareth nahm Abschied von den Ihren; dann, quer über den Flur, begab sie sich in ihre eigne Wohnung.

Ihr Mann war noch wach; mit starken Schritten auf- und niederschreitend, maß er die kleine Stube. Schon vor der Thür hörte Margareth ihn laut vor sich hin murren und knurren; so wie sie eintrat, überschüttete er sie mit einer Fluth von Schmähreden und Vorwürfen.

So müsse es kommen, meinte er zornig, und das habe ihnen gerade noch gefehlt zu ihrem Elend, daß der Meister sich jetzt gar einfallen lasse, ihn, seinen eignen Schwiegersohn, einen freien und selbständigen Mann, auszuputzen wie einen Schulknaben, öffentlich vor aller Welt. Ob sie es denn nicht schon längst gemerkt habe, daß ihr Vater von Verstande sei, so gut wie ihr

Großvater? und ob es nicht genug sei, daß des Meisters eigene Wirthschaft zu Grunde gehe über seinen Grillen und Launen? ob er dafür, daß er so thöricht gewesen, in eine solche Familie zu heirathen, auch angesteckt sein müsse von ihrem Unglück und der Teufel müsse ihn holen, wie sie? Denn darauf könne sie sich verlassen: die heutige Nacht bräche dem Meister den Hals; er kenne den Sandmoll, wenn der es nicht dahin brächte, daß der Meister krumm geschlossen würde, Zeit seines Lebens, so wolle er nie wieder auf geraden Füßen stehen. Und wenn sie nun ebenfalls verhungerten, ob der Meister wohl der Mann sei, ihnen zu helfen? ja woher der ganze Aerger entstanden sei, als nur davon, weil der Meister sich habe Geld von ihnen borgen wollen und sie hätten selbst keins gehabt? Eine schöne Wirthschaft das, höhnte er, wo Einer betteln gehe beim Andern; eine saubre Verwandtschaft, wo der Schwiegervater Schulden machen wolle beim Eidam!

Aber es ist mein Vater! wimmerte das unglückliche Weib . . .

Gut, schrie Konrad: es ist dein Vater – aber ich bin dein Mann! Freilich wohl, ich weiß recht gut, daß dein Herz noch immer hängt an der Sippschaft da drüben und über dem lieben Vater und dem charmanten Bruder und der vortrefflichen Tante und dem kostbaren Kerl, dem tollen Großvater, könnte ich, dein Mann, zehnmal sterben und du sähst dich noch nicht um nach mir. Aber gib Acht, ich änder's! ich änder's, sag' ich dir!!

Hast du deinen Vater lieber als deinen Mann, gut, heirath' ihn; aber so lange du mein Weib noch bist, sollst du auch merken, daß ich dein Mann. Was Versprechen, was Eid! Wem das Messer an der Kehle sitzt, der bricht wohl zehn Eide – und dies war ja gar kein rechter Eid, sondern der pure Wahnwitz war dies – und ich selbst, daß ich mich dazu betölpeln ließ, war der Wahnwitzigste von Allen! Morgen am Tage geh' ich zum Commerzienrath und melde dich an zur Arbeit! morgen am Tage, schrie er, und sollt' ich dich mit meinen eignen Händen an die Maschine reißen! Ich will doch sehn, setzte er trotzig hinzu, wer eigentlich Herr in meinem Hause ist, dein Vater oder ich.

Du bist mein Herr, sagte Margareth. Aber dies wirst du nicht von mir verlangen: denn es wäre, weißt du, meines Vaters Tod.

Konrad theilte die üble Gewohnheit vieler Männer: war er einmal in Zorn, so redete er sich selbst, je länger er sprach, immer tiefer hinein; Widerspruch oder Schweigen, es wirkte alsdann Alles gleich schlimm auf ihn; ja er fand ein grausames Vergnügen daran in solchen Fällen, sich noch schlechter und wüthiger zu stellen als er war. – Und diesmal reizte das geheime Bewußtsein seines Unrechts und wie strafbar er gegen seine Frau gehandelt, seine Wuth noch immer mehr.

Ah, höhnte er, pfeift es aus dem Ton? Ei ja wohl, wo denk' ich auch hin? Ich habe ja auch eine Meisterstochter geheirathet, eine Prinzessin, die mir eine

Million mitgebracht hat, eine ganze Million! Die kann nicht arbeiten, wie Andere, das versteht sich; die darf sich die Schleppe nicht schmutzig machen in der Fabrik, ei bewahre, das ist ein Goldkrönchen, der ihre zuckrige Schönheit könnte auseinander schmelzen, die zarten Ohren könnten ihr springen und die delikatsten Aeugeln sich verfärbten, wenn sie hören und sehen müßte, was nicht schön ist, das sag' ich nicht – aber hundert andere Weiber sehen und hören es auch, die so ehrlich sind wie du, und fallen auch nicht in Ohnmacht davon! Ich will auch nicht länger der Narr der Familie sein und will mich zu Schanden arbeiten in der stinkigen Fabrik, derweile du dem alten Großvater Märchen erzählst und schöne blaue Blümchen pflanzst oder Mücken fängst vor langer Weile . . .

Konrad wußte sehr wohl, daß das Alles gar nicht so war, wie er sagte und daß im Gegentheil Margareth durch ihre häusliche Arbeit mehr leistete und mehr zusammenhielt, als sie durch die Arbeit in der Fabrik jemals hätte erwerben können. Aber er war nun einmal in der Laune so und war ihm eingefallen, daß irgend einmal irgend eine Frau ihren Mann todt geschlagen, Margareth, hätte er behauptet, hätte das auch gethan – oder würde es doch thun mit Nächstem. Margareth kannte ihn darin. Du bist gut, sprach sie, du sprichst das heut nur so; laß uns schlafen gehn, morgen ist wieder ein Tag.

Aber gerade darüber ereiferte Konrad sich immer heftiger. So? schrie er: also so weit sind wir schon, daß es dir einerlei ist, was ich sage oder nicht, du denkst, es wird doch nichts daraus?! Nun gut, gut: ich bleibe gleich auf, der Tag dämmert so schon, mit dem ersten Glockenläuten geh' ich hinüber und melde dich – du mußt mit! rief er, auf der Stelle mit! ich lasse dich gleich anstellen, das lass' ich, in dem allerschlechtesten Saal, bei den allerschmutzigsten Weibern, das sollst du!

Margareth zauderte; sie setzte mehrmals an, wollte etwas sagen – ihre Augen schwammen in Thränen, aber sie zwang sich zum Lächeln.

Sie stellte sich dicht vor ihn, streckte beide treue Arme auf seine Schultern, ihre Augen hafteten auf der Erde . . .

Konrad, sagte sie mit ganz leiser, lieblicher Stimme, guter Konrad – und wenn ich es auch wollte, es ginge jetzt doch nicht – jetzt nicht – . . .

Aber Konrad merkte nicht darauf. Wir werden es sehn, rief er, wir werden! Zieh dich an, auf der Stelle, binde die Haare auf . . .

Denn während sie ihren Vater in den Armen gehalten hatte, war ihr das Kopftuch aufgegangen und die prächtige Fülle ihres Haares ergoß sich frei in langen schwarzen Locken.

Margareth blinzelte verschämt in die Höhe. Es geht doch nicht, guter Konrad, ganz gewiß nicht – Aber laß

gut sein, brach sie ab, es ist etwas Schönes, etwas sehr Schönes, Konrad, was ich dir zu sagen habe – o um Gottes Willen, rief sie und brach in helle Thränen aus, ich möchte dir das ja nicht sagen, während du böse auf mich bist, nie! nie!

Und nun gerade will ich es wissen, sprichst du? sprichst du?! schrie Konrad und zerrte sie an der Hand.

Margareth sah ihn schmerzlich an mit ihren dunkeln, treuen Augen – und doch wieder mußte sie lächeln. Ach Ihr Männer, sagte sie schalkhaft, was Ihr auch dumm seid! Merkst du denn nichts, guter Konrad? Ich wollt' es dir schon lange sagen, aber ich hatte das Herz nicht – es ist so was gar Schönes vom lieben Gott, da müssen wir recht fromm dabei sein . . .

Konrad verstummte und sah sie forschend an.

Margareth hing an seinem Halse. Ich taue nichts mehr in die Fabrik, guter Konrad, flüsterte sie: ich muß zu Hause bleiben, Windeln nähen, guter Konrad, und Hemdchen, ganz kleine Hemdchen, Konrad . . .

Das arme Weib wußte nicht mehr, sollte sie lachen oder weinen.

Aber mit Konrad ging eine entsetzliche Veränderung vor sich. Er machte sich los von seinem Weibe – zwei Minuten war er ganz still – er war leichenblaß und seine Glieder zitterten – dann auf einmal, mit einem fürchterlichen Fluche:

Nun, rief er, so wollt' ich doch, daß die Erde mich hinunterschlänge klaftertief! Was? auch noch Kinder?!

wissen wir nicht, wovon wir selbst leben sollen – und auch noch Kinder?! O, o, rief er und schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn, ich bin ein ruinirter Mann!

Das hatte die Unglückliche nicht erwartet. Mit offenem Munde, fliegendem Athem, starrte sie ihren Gatten an: Aber, Konrad, stammelte sie, wie oft in frühern Jahren haben wir uns gesehnt danach! wie oft hast du gesagt, du könntest nicht glücklich sein ohne Kinder – Ich dachte dir eine Freude damit zu machen, schrie sie auf, und Alles würde gut werden – und nun!!

Ja, sagte Konrad mit entsetzlicher Kälte, das war auch ehemals, mein Kind, da wir noch zu leben hatten; jetzt wo wir verhungern, was sollen wir mit Kindern? Kinder, mein Schatz, sind nur für Leute, die Geld haben, für unsereins ist es ein Unglück, ein recht bitteres Unglück – Ich muß ins Wasser gehn, setzte er gleichgiltig hinzu, reinweg ins Wasser.

Die unseligste aller Mütter war in die Knie gesunken, ihre Stirn schlug gegen die Erde – Nein, nein, stöhnte sie, ich will's ja tun! lebe, lebe du – wir wollen ins Wasser gehn, ich und mein armes ungeborenes Kind! . . .

Konrad war in die Ecke des Zimmers gegangen; er preßte den Kopf gegen die kalte Wand.

Auf einmal drehte er sich um – die Haare strich er sich aus der Stirn, sein ganzes Gesicht war ein Lächeln

. . .

Und ist's denn wirklich wahr? sagte er: ein Kind? ein ordentliches lebendiges kleines Kind sollen wir haben?

ein Kind, das man auf dem Arm tragen kann und das lernt Vater sagen? ein Kind von meiner Margareth?! Hei, schrie er und tanzte vor Vergnügen durch die Stube: ein Kind! Wem Gott Kinder gibt, dem gibt er Segen – bis Gottwillkommen, mein liebes Kind!

Er richtete das schluchzende Weib in die Höhe:

Weine nicht mehr, sagte er, das war ich nicht, der vorhin sprach, das war der Teufel – vergiß es! und habe deinen kleinen Mann lieb! Mann! Vater! der rothe Konrad ein Vater! es ist zu pudelnärrisch, rief er und lachte, daß ihm das Wasser in die Augen trat.

Ach was du gut bist, lieber Mann, stammelte Margareth, ich danke dir auch recht sehr, daß du nicht mehr böse bist auf mich . . .

Konrad nahm ihren Kopf zwischen die Hände. Er sah sie lange an. Du hast einen bösen Mann, sagte er dann, mit verhaltner Stimme: Aber du sollst sehn, Margareth, ich will mich auch bessern! ganz gewiß will ich mich bessern! ein guter Mensch will ich werden, ich schwör' es dir bei dem Leben unsers Kindes! Hei, hei, rief er wieder und drehte sich auf einem Fuß: ein Kind! ein wirkliches lebendiges kleines Kind! Jetzt will ich dir's nur gestehen, Margareth, schwatzte er vertraulich weiter, es hat mich lang gewurmt, daß wir ohne Kinder waren, und ich habe viel Neckerei deshalb aushalten müssen von den Andern. Was es wol sein wird? ein Junge? oder ein Mädchen? Ein Mädchen, Margareth, ein Mädchen wünsch' ich: denn es soll sein, wie du, rief

er, indem er plötzlich in bittere Thränen ausbrach: du bist fromm, meine Margareth, ich aber bin ein schlechter Mensch, der gar kein Kind werth ist . . .

Gott wird helfen, theurer Mann, sagte Margareth und umschlang ihn zärtlich.

Ich hoff' es, sagte Konrad unter Schluchzen, Gott wird es. Und arbeiten wie ich, meine Margareth, arbeiten, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzt. Ah wir sind noch nicht so verloren, wie du denkst, wenn ich nur will, ich kann's schon – Hemden mußt du nähen, das versteht sich, Windeln, Tücher – es darf unserm Kinde an nichts fehlen, nichts, Alles muß da sein, wie sich's gehört – Und eine Taufe soll es haben, na wartet, eine Taufe, der Tisch soll sich biegen!

Und so schwatzte er weiter, in kindischer, seliger Vaterfreude. –

Es ist eine wahre Geschichte, eine Geschichte aus dem Volk, die wir hier erzählen: und so dürfen wir uns keine Ausschmückung oder Auslassung gestatten, selbst da nicht, wo wir in Gefahr sind, durch die nackte Treue des Historikers das Gefühl unserer Leser zu verletzen.

Konrad, dem es nach der durchschwärmten Nacht, in der frostigen Morgenkühle und nach den wechselnden Empfindungen, die seine Brust durchtobt hatten, ein wenig unbehaglich zu werden anfang, sah sich endlich gähnend um . . .

Mich hungert, sagte er: gib mir etwas zu essen, Frau, nur eine Rinde Brod – und dann wollen wir noch eine Stunde schlafen.

Unsere Leser werden das, wie gesagt, sehr unästhetisch finden; wie kann man essen wollen auf solche Scene?!

Ganz gewiß, schöne Leserin: hätte bei Ihnen, nach einem ähnlichen Vorgang, die Schwäche der Natur sich gemeldet (wiewohl schon das im Grunde eine Beleidigung ist gegen Ihre Bildung), allen Respect vor Ihrer Zartheit, Sie hätten sie unterdrückt, ja nicht sich selber hätten Sie eingestanden, daß Sie hungert. Aber die schlechte Gesellschaft, in welche dieses Buch Sie nun einmal geführt hat, besitzt diese Regards nicht –: Konrad fühlte, daß ihn hungerte und so sagte er's.

Margareth erschrak. Zu essen? Gerechter Gott, auch die Rinde Brod, nach der ihren Mann verlangte – seit zwei Tagen war sie nicht mehr im Hause!

Konrad errieth ihre Verlegenheit. Laß gut sein, sagte er, es ist verdrießlich, hungrig zu Bett zu gehn. Aber es thut nichts und ich denke schon nicht mehr daran.

Aber Margareth war ein Gedanke durch den Kopf geschossen –

In dem Gebirg, wo diese Geschichte sich zuträgt, wie in vielen andern Gegenden Deutschlands, ist es ein alter Hochzeitgebrauch, den Neuvermählten am Tage der Trauung ein Laib Brod unter die Schwelle der Wohnung zu legen: frommes Symbol, daß es dem jungen

Paare niemals an Brod fehlen möge im Hause und daß ihr Fuß stets über Segen wandle!

Auch bei Margareth's Trauung war diese Sitte bewahrt worden; unter der Schwelle des Zimmers, in einem reinlich ausgeklebten Nischchen, seit Jahren unberührt, lag der Laib Brod, den ihr Vater einst, unter Thränen und Segenssprüchen, da versenkt hatte.

Sie kniete nieder, reichte das Brod hervor. Auch Konrad kniete neben sie.

Theurer Mann, sagte sie und gemeinsame Thränen aus diesen Augenpaaren, die sich schon so lange nicht mehr in gegenseitiger Liebe angelächelt hatten, tropften nieder auf die harte Rinde: drei Jahre sind es, seit mein Vater dies Brod unter der Schwelle barg, drei Jahre sind vergangen voll Noth und Jammer und unsere Herzen haben sich oft von einander entfernt. Ach theurer Mann, als sie das Brod hier versenkten unter Blumen und Segenssprüchen, da dachten wir nicht, daß es so kommen sollte mit uns . . . Ich klage nicht, geliebter Mann, ich bin dein ehrliches, treues Weib, bis in den Tod, und fest wie damals. Wer nun, da durch die Gnade Gottes ein neues Leben aufblüht zwischen uns, o mein Geliebter, laß, uns unsere Hände legen auf dies harte Brod und laß uns zum Zeugen anrufen diesen alten, stummen Wächter unseres Hauses —: wir wollen gut sein, theurer Mann, Einer mit dem Andern, wollen Geduld und Nachsicht üben, und was auch komme, es soll sich nichts mehr, nichts zwischen unsere Herzen

drängen – um unseres armen Kindes willen! rief sie und überdeckte die harte Hand ihres Mannes mit heißen Küssen.

Konrad nahm ein Krümchen von der harten Rinde – und er gedachte dabei, wie er als Knabe einmal das Abendmahl genommen, so heilig war es ihm.

Er hob sein Weib auf und küßte sie ehrfurchtsvoll auf die klare, reine Stirn. Du bist heilig, sagte er.

Dann suchten beide das späte, ärmliche Lager; Arm in Arm entschliefen sie . . .

Und der Engel des Friedens, so lange verscheucht von dieser Stätte, breitete noch einmal seine Schwingen segnend über sie.

DRITTES BUCH. DAS TESTAMENT.

ERSTES KAPITEL. DIE HEIMKEHR.

Während so, unter dem niedere Dach des Weberhauses, zwei langgetrennte Herzen sich wieder zusammenfanden, bereiteten Ereignisse ganz entgegengesetzter Art sich in dem prächtigen Schlosse des Fabrikherrn vor.

Wir haben Angelica verlassen in dem Augenblick, da die Pferde wieder anzogen und das arme, geängstigte Mädchen, überwältigt von Aufregung, Furcht und Scham, halb ohnmächtig in die Kissen des Wagens zurückgesunken war. Aber nur wenige Secunden – und der Wagen donnerte über die Brücke, durch das alte gewölbte Klosterthor, das noch immer den Eingang in das Innere des sogenannten Schlosses bildete.

Angelica fuhr in die Höhe . . .

Da war er nun wirklich, der Moment, dem sie seit so Langem, halb mit Sehnsucht, halb mit Beängstigung, entgegengeharrt hatte! da war es nun wieder, das Haus, das sie, wie immer, doch wenigstens dem Namen nach als ihr väterliches begrüßen mußte! da waren sie wieder, dieselben düstern, einförmigen Mauern, da winkten ihr, über das langgestreckte Klosterdach herüber, jene Bäume des Gartens wieder, zwischen denen sie aufgewachsen und in deren Schatten sie, neben mancher bitteren, qualvollen Stunde, doch auch, in froher Gemeinschaft mit Julian und Reinhold, so manche glückliche, so manche kindlich selige verlebt hatte!

Der helle, grelle Mondschein, der über dem weiten Platze lagerte, hier einen Giebel taghell beleuchtend, dort einen andern in tiefsten Schatten begrabend, vermehrte noch das seltsam Unheimliche der Scene. Angelica, in deren elastischer Seele noch der Eindruck des soeben erlebten Auftritts nachzitterte, ließ die schönen, noch halb von Thränen verdunkelten Augen verwundert umherschweifen . . .

Ja wohl, dort in jener Ecke, wo der Mond jetzt so hell auf dem rastlos plätschernden Wasserstrahl glitzerte, hinter dem alten Brunnen, mit dem seltsamen Schnitzwerk und den Heiligenbildern, die ihnen als Kindern so viel Lust und Grauen zugleich gemacht hatten, dort war es gewesen, dort hatten sie gesessen, wie oft! zu Dreien, in der warmen Mittagsstunde, wenn Julian einmal das Zimmer verlassen durfte, und die schwüle Hitze unter dem dichten Laubdach des Parks sie hierher verscheuchte! Auf jenen halbverfallenen Stufen, wo – sie konnte es natürlich nicht sehen: aber, verloren in die Erinnerung vergangner Stunden, deuchte es ihr, es müsse auch jetzt wieder so sein – die Eidechs mit den klugen funkelnden Aeugelchen zwischen den Steinritzen hervorlauschte, wie viel Märchen hatten sie sich da erzählt, wie viel Bilder der Zukunft sich ausgemalt nach Kinder Weise! Durch jene Pforte, die in den Maschinensaal führte, mit seinem unheimlichen Sausen und Brausen, seinem Klappern und Hämmern, das Julian jedes Mal so wehe in den Nerven that, daß er nicht

einmal den Anblick jener Pforte ertragen zu können behauptete, und in die sie doch bei alledem so gern hineinlauschten mit wollüstigem Grausen, zwischen diese riesenhaft geheimnißvollen Räder und Walzen, Stangen und Hebel – aber nein, die Pforte war nicht mehr zu finden, sie war vermauert, und ein hohes geräumiges Thor statt dessen, mit einem stolzen Porticus und einer goldfunkelnden Inschrift, wölbte sich in der Nähe.

Und da, gerade über, wo jetzt Alles so öd und finster war, neben der alten Wendelstiege, o wahrhaftig, das war ja das trauliche Stübchen, wo sie so oft mit Julian beisammengesessen, hinter seinen großen bunten Bilderbüchern, und hatte sich ausspotten lassen von ihm, daß sie die lateinischen Namen so lustig verdrehte! Da, zwischen diesen jetzt so öden Mauern (denn sie wußte wohl, daß Julian seitdem andere, viel prächtigere Gemächer bezogen) war jenes herzige Gelächter erklingen, im Chor, zu Dreien, das jetzt noch so süß in ihrem Gedächtniß wiederklang und nach dem sie sich sehnte – ach, so kindlich innig! Dicht darunter – ja wohl, jetzt fand sie sich gleich zurecht, das waren die Fenster, hinter denen ihre Mutter zu wohnen pflegte, die ewig verhangenen, geheimnißvollen, zu denen sie als Kind so oft in banger Sorge emporgestarrt hatte, nachgrübelnd über das Räthsel eines Schmerzes, den ihr klares, ewig heiteres Gemüth nicht verstand, und der sie eben

darum doppelt ängstigte. Aber auch hier hatte sich alles verändert, ein prächtiger Altan war herausgebaut, die engen, kleinen Fenster hatten sich erweitert zu hohen, stolzen Glasthüren, duftige Blumengewinde, die über das zierliche Geländer herabhingen, schaukelten sich lustig im Nachtwind, und schienen der Wehmuth zu spotten, mit der Angelica zu ihnen emporblickte! – Soviel Veränderungen seit ihrer Abwesenheit waren mit dem Gebäude vorgenommen und doch so viel altes Bekanntes war auch jetzt noch vorhanden, daß Altes und Neues, in seltsamer Mischung, vor den überraschten Blicken des jungen Mädchens zusammenfloß, und sie, wie unter den Erscheinungen eines Traumes, sich bekannt und fremd, vertraut und unheimlich zugleich fühlte.

Ach, und wenn auch sie sich nun erinnerte, zu welchem Zweck sie hierher zurückkam, und welches die nächste Veranlassung dieser Heimkehr war, so wollte ihr das arme junge Herz vor Gram und Bangigkeit ja vor die Füße sinken. War dies das Wiedersehen eines Vaterhauses? dies die Heimkehr einer Tochter? Einer Tochter – und indem sie das Wort dachte, mußte sie schmerzlich lächeln über sich selbst: in fernem, ungekantem Grabe schlummerte ihre Mutter, und die Frau, welche jetzt den Namen derselben in Anspruch nahm, hatte sie noch nie mit Augen gesehen, wohl aber schon viel zu viel von ihr vernommen, um selbst

nur jene Achtung, jene Ehrerbietung vor ihr zu empfinden, ohne die das Verhältniß doch ein schlechthin unerträgliches werden mußte. Sie kam in ihr älterliches Haus zurück, weder freiwillig noch eingeladen, sondern nur durch die gehässigste Nothwendigkeit gezwungen, und mit dem niederbeugenden Bewußtsein, höchst unwillkommen zu sein bei den Gebietern des Hauses selbst. Verletzt in tiefster Seele durch ein Unrecht, das ihr angethan werden sollte und das ihr um so gefährlicher, um so unerträglicher deuchte, weil es mit allem Anspruch des Rechtes auftrat und von der Einzigsten kam, die ihr armes, ödes Jugendleben, zu Zeiten wenigstens, mit einem Schein von Aelternliebe verklärt hatte, ihrer eignen todten Mutter – böse Geheimnisse ahnend, vor deren Enthüllung sie eben so sehr zurückschauderte, als dieselbe nöthig war zu ihrer Rettung, kam sie, einem Vater unter die Augen zu treten, der ihr niemals auch nur den kleinsten Anspruch väterlicher Liebe gegönnt hatte, und der gleichwohl jetzt im Begriff stand, alle strengsten Vaterrechte gegen sie geltend zu machen. Sie, deren ganze Seele nur Heiterkeit und Klarheit athmete, ja deren Natur es mit sich brachte, daß, wo immer sie erschien, sich auch Freudigkeit und Frieden um sich verbreitete – sie jetzt kam, gerüstet zu Widerspruch und Streit, entschlossen, mit allen Mitteln, welche Gesetz und Klugheit ihr zu Gebote stellen würden, das bedrohte Recht ihrer Selbständigkeit

zu bewahren. – Die Scene von vorhin, schon so erschütternd an sich für ein junges, schutzloses Mädchen, erschien ihr unter diesen Umständen als eine Vorbedeutung der trübsten Art. Haß und Zwietracht erwarteten sie im Hause ihres Vaters – und Haß und Zwietracht empfingen sie, noch bevor sie die Schwelle desselben betreten. Was alles mußte geschehen sein während ihrer Abwesenheit, welche Veränderungen nicht bloß im Aeüßerlichen, sondern auch in den Gemüthern der Menschen mußten sich zugetragen haben, daß sie, der Liebling ehemals des Dorfes, hatte auf diese Weise empfangen werden können? Auf welche Höhe mußten der Druck des Elends und die Abneigung gegen ihren Vater unter der Bevölkerung gestiegen sein, um sich in so gewaltsamem Ausbruch selbst gegen sie zu entladen?

Denn in der sehr natürlichen Aufregung, in welcher die junge Dame sich befand, hatte sie weder die Veranlassung noch auch den Verlauf des ganzen Vorgangs eigentlich begriffen; so unverständlich das Wuthgeschrei, mit welchem man ihren Wagen angehalten, ebenso unverständlich, waren ihr auch die Segenswünsche und Begrüßungen geblieben, mit welchen die rasch umgestimmte Volksmasse das Engelchen entlassen hatte. Nur das begriff sie, daß sie in einer großen Gefahr geschwebt – und erst allmählig, wie sie sich den Ausdruck der Züge, vor Allem den Klang der Stimme wieder ins Gedächtniß rief, dämmerte es in ihr auf, daß

es Reinhold, ihr theurerer Reinhold, der unvergessene Gefährte ihrer Jugend gewesen, durch den sie der Gefahr entrissen worden. Auch die Züge des alten Sandmoll (die freilich unvergeßlich waren für Jeden, der sie einmal erblickt hatte) erinnerte sie sich dunkel in dem Gewühl von Gestalten, in das sie plötzlich versetzt war, gesehen zu haben. Welche Rolle bei diesem ganzen Zufall spielte der Unheimliche? ja oder war es – sie fühlte selbst, wie Schamröthe ihre edle Stirn übergoß, als sie den Gedanken dachte: aber sie kannte den Alten zu wohl, um ihn nicht zu denken – war es vielleicht nicht Zufall, war es Veranstaltung, absichtliche, daß sie, der verhaßte Gast, so empfangen ward? und hatte jene Spukgestalt, wie bei allem Bösen und Verbrecherischen, die Hand vielleicht auch hier im Spiel?

Aber gleichwohl, aus allen diesen Eindrücken und Empfindungen, die mit Blitzesschnelle die Seele der Heimkehrenden überfluteten – Ein Bild, in Sonnenklarheit, leuchtete vor allen übrigen hervor und kämpfte alle Zweifel und alle Bangigkeit nieder, die ihr das Herz übrigens zusammenschnürten: das Bild ihres Bruders. Dieses war der eigentliche Stern der Heimkehr, der sie bis hierher geleitet hatte; aus ihm floß ihr auch jetzt Trost und Frieden in das stürmisch bewegte Herz. Was galt ihr ihr eigenes Schicksal? oder wenn es ihr etwas galt, war es nicht deshalb blos, weil sie dasselbe aufs Innigste verbunden wußte mit dem Schicksal ihres Bruders? weil sie wußte, daß es keine Freude gab

für Julian, wo sie traurig, keinen Genuß für ihn, wo sie in Entbehrungen wäre? Es war ihr wohl bekannt, in welcher unseligen Lage ihr Bruder sich befand, und wie sein junges Leben, gleich einer Pflanze, die in fremdem Erdreich steht, fern von der Luft und der Sonne ihrer Heimat, verschmachtete in der kalten, herzlosen Umgebung des väterlichen Hauses. Seine Briefe freilich hatten es ihr nicht melden dürfen, mit keinem Wort) keiner Silbe – sie gingen ja allemal erst durch die Hand ihres Vaters! Aber auch ohne Wort und ohne Silbe, ihr Herz hatte den Jammer seiner Seele dennoch verstanden, hatte dennoch den Nothschrei gehört, mit dem der Verschmachtende ihr rief! Dies, ja dies allein war der eigentliche, der innerste Zweck ihrer Heimkehr: sie kam, ihrem Bruder, in der entsetzlichen Vereinsamung seines jungen Lebens, Trost, Freude, Erheiterung zu bringen, sein kummervolles Auge sollte sich widerspiegeln in dem heitern Glanz des ihren, sein armes, verwaistes, freudloses Herz sollte genesen, indem es wieder den Herzschlag einer Schwester fühlte. Zu jedem Opfer und jeder Entsagung bereit, die nur ihr eigenes Schicksal betraf, war sie gleichwohl fest entschlossen, den hartnäckigsten Kampf für ihren Bruder zu wagen, um ihn aus dieser unseligen, seiner Natur so ganz widersprechenden Lage zu befreien, in welcher die thörichte, selbstsüchtige Eitelkeit seines Vaters ihn gefangen hielt. Eine Empfindung wie von Mutterliebe durchströmte das Herz des jungen Mädchens und

gab ihr eine Entschlossenheit und einen Muth, den sie für sich selbst niemals gehabt haben würde. Sie wollte dem Commerzienrath die Binde von den Augen reißen, sie wollte ihm zeigen; wie er, in strafwürdiger Verblendung, auf dem besten Wege war, durch die falsche Art, mit welcher er Julian behandelte, selbst alle die Hoffnungen zu vernichten, an denen er übrigens mit so viel stolzer Begierde hing; sie wollte ihn zu der Erkenntniß nöthigen, daß Julian niemals wieder gesund werden, niemals seine Kraft und Heiterkeit wiedergewinnen könne, wenn er nicht in eine andere Umgebung käme, eine Umgebung, in welcher sein von der Natur so weich geschaffenes Herz mehr Nahrung, das Bedürfniß nach Freundschaft und Vertraulichkeit, das seine arme kranke Brust erfüllte, mehr Befriedigung fände. Namentlich und ganz besonders aber wollte sie darauf hinarbeiten, das Verhältniß mit dem Sohne des Meisters wieder herzustellen und, wenn irgend möglich, auch Leonhard in seine alte Stellung wieder zurückführen, da ihr nicht verborgen war, was Julian durch die Entfernung dieser beiden von ihm so geliebten Personen litt und wie sehr er sich nach der Erneuerung ihres Umgangs sehnte. Sie gelobte sich selbst, alle Abneigung, selbst alle Furcht, die sie gegen Herrn Wolston empfand, zu unterdrücken und so ehrerbietig, so herzlich zu ihm zu reden, wie sie, ach so gern! in früherer Zeit zu ihm geredet hätte, und wie gleichwohl er selbst es ihr niemals verstattet hatte.

Es ist ja um meines Bruders willen, daß ich es thue, dachte sie: er ist ja auch eine Waise so gut wie ich, nicht bloß ohne Mutter, o nein, auch ohne Vater, und hat ja Niemand mehr auf der Welt als mich . . .

Dieser eine Gedanke, der Gedanke an die heilige, edle Pflicht, die sie zu erfüllen kam, genügte auch jetzt wieder, alle Besorgnisse zu verscheuchen und ihr den ganzen Muth und die ganze Frische der Seele wiederzugeben. Mit festem Tritt stieg sie aus dem Wagen, warf nur einen flüchtigen Blick hinauf zu der Fensterreihe, wo sie das Wohnzimmer ihres Vaters wußte und wo längst kein Licht mehr brannte, einen zweiten auf die Fenster des Gesellschaftszimmers, die im Gegentheil noch in hellem Kerzenglanz leuchteten, und eilte dann rasch durch die zahlreiche, glänzend gekleidete Dienerschaft, die sie am Eingang empfing, die breiten, teppichbedeckten Treppen hinauf.

## ZWEITES KAPITEL. DER EMPFANG.

Wenn das gnädige Fräulein die Güte haben wollten –, sagte der Diener, der Angelica den silbernen Armleuchter vorantrug: der Eingang zum Gesellschaftszimmer ist jetzt hier . . .

Das Engelchen, beschäftigt mit dem Zusammentreffen, das ihr bevorstand, und in Gedanken die Anrede prüfend, mit der sie den Commerzienrath und seine

Gemahlin begrüßen wollte, war mechanisch, einer Erinnerung von ehemals folgend, in einen falschen Corridor eingebogen und mußte sich nun zurechtweisen lassen von Fremden in ihrer Aeltern Hause.

Angelica warf das Köpfchen anmuthig zurück: Ich werde, dachte sie, halb neckisch, mich wohl noch in andere Veränderungen finden müssen . . .

Die Flügelthüren gingen auf, schwere seidene Vorhänge, welche dieselben von innen verschlossen, rauschten zurück, ein heller Lichtglanz, verbunden mit dem Duft fremder köstlicher Blumen, quoll ihr entgegen: auch dieser Luxus der Einrichtung eine Neuerung, die erst mit der zweiten Gemahlin in das sonst ziemlich bürgerliche Haus des Herrn Wolston gekommen war und die daher auch Angelica, so gleichgiltig ihrem unbefangenen Sinne dergleichen Aeußerlichkeiten sonst auch waren, ein wenig stutzig machte . . .

Als Angelica die Augen in die Höhe schlug, sah sie sich – weder Herrn Wolston noch ihrer Stiefmutter gegenüber, sondern einem jungen Mann, in gewählter schwarzer Kleidung, mit edlen ausdrucksvollen Zügen, denen sie sich erinnerte schon einmal begegnet zu sein.

Es war der uns bereits bekannte Prediger, Herr Waller, der, da Julian's kränkliche Reizbarkeit gerade in den letzten Wochen bedeutend gewachsen war, seine Wohnung ganz im Schlosse genommen hatte, um dem

geliebten Zögling jeden Augenblick in möglichster Nähe zu sein.

Herr Waller, dem der Ausdruck der Ueberraschung in Angelica's Zügen nicht entgehen konnte, führte sie mit weltmännischer Gewandtheit, zugleich mit einer Sicherheit, welche deutlich verrieth, wie sehr er sich hier zu Hause fühlte, zum Sopha.

Ich begreife, sagte er, vollkommen, gnädiges Fräulein, die Ueberraschung, mit der Sie sich im Hause Ihres Vaters, statt des väterlichen Grußes, den Sie erwarten durften, von einem Fremden bewillkommt sehen. Denn wenn ich selbst auch während meines Aufenthaltes in der Hauptstadt Gelegenheit hatte, mich in dem Glanz Ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit zu sonnen, so war und ist der Prediger Waller doch ein viel zu unbedeutender Mensch, als daß er hoffen dürfte, auch Ihnen im Gedächtniß geblieben zu sein.

Herr Waller? erwiderte die junge Dame, in einem Ton, der nur ihre wachsende Ueberraschung verrieth; ob dieselbe eine unangenehme oder angenehme, ja ob es ihr am Ende wol gar lieb sei, dies erste Zusammentreffen statt mit ihren Aeltern selbst, nur mit dem anerkannten Freund und Vertrauten derselben zu haben, war ihr noch nicht anzumerken, selbst nicht für das scharfe Ohr des Predigers. In der That jedoch war das Letztere der Fall: trotz aller löblichen Vorsätze, die sie gefaßt, und ohne daß sie es sich selbst eingestehen nwchte, hatte sie dennoch eine große Scheu vor

dem ersten Wiedersehen ihres Vaters – und eine vielleicht noch größere vor dem Zusammentreffen mit ihrer Stiefmutter; es war ihrem Herzen eine ordentliche Erleichterung, daß die peinliche Scene sich noch um etwas hinausschob. Auch durfte sie hoffen, von Herrn Waller zuerst und am vollständigsten unterrichtet zu werden von dem, was ihr am meisten am Herzen lag, vom Ergehen ihres Bruders.

Ich habe um Verzeihung zu bitten, Herr Waller, fuhr sie fort, daß ich Sie nicht sogleich wiedererkannte. Aber das Licht blendete mich – und außerdem war ich allerdings nicht darauf vorbereitet, hier irgend Jemand anders zu treffen, als den Herrn Commerzienrath und seine Gemahlin. Ich entsinne mich, setzte sie mit verbindlichem Lächeln hinzu (denn dieser Mann hatte ja das Schicksal ihres Bruders zunächst in Händen; seinem Rath, wußte sie, folgte ihr Vater in Allem, was die Erziehung Julian's betraf, mit blindem Vertrauen: wie hätte sie gegen ihn nicht sollen freundlich sein?) Ich entsinne mich jetzt sehr wohl, schon früher in der Gesellschaft mit Ihnen zusammengetroffen zu sein – und vor allem, wie könnte ich denn wol den Namen unsers beliebtesten Kanzelredners vergessen haben?

Dem Sie aber, auch wenn er wirklich der beliebteste gewesen wäre, gleichwohl selten oder niemals die Ehre Ihrer Zuhörerschaft gegönnt haben, erwiederte der

Prediger mit feinem, doch gutmüthigem Lächeln. Irre ich nicht, so war Fräulein Angelica im Hause meines würdigen alten Freundes, des Professor Ferber – ein vortrefflicher Mann, ein Kernmann, unterbrach er sich selbst unter lebhafter Betheuerung, indem er sah, wie bei dieser Wendung des Gesprächs ein gewisses Befremden in Angelica's Antlitz aufstieg, das von dem frühern sehr merklich unterschieden war: wären Alle, die das erhabene Wort der Humanität im Munde führen, zugleich so ausgezeichnete praktische Muster derselben, wie unser verehrungswürdiger Freund Ferber, o wahrhaftig, unser Freund hätte Recht, und wir Prediger, mitsammt Kirchen und Kirchengehen, wären in der That ziemlich entbehrliche Leute. Ich weiß, setzte er begütigend hinzu, da er noch immer eine Wolke auf Angelica's Stirn bemerkte, die Wohnung unseres Freundes liegt etwas entfernt von der Kirche, in der ich damals zu predigen pflegte, und außerdem fühle ich mich auch frei von der schwachherzigen Eitelkeit so vieler meiner Amtsbrüder, die es als eine Beleidigung nicht bloß gegen sich, o nein, gegen Gott selbst betrachten, wenn man nicht fleißig zu ihnen in die Kirche geht. Ueberhaupt, theures Fräulein, da der Zufall nun einmal gewollt hat, daß gleich unser erstes Gespräch diese Wendung genommen, so gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich in dem Hause Ihres Herrn Vaters niemals der Prediger, immer nur der Mann Waller

bin, der aus Kräften bemüht ist, das Vertrauen, mit welchem Ihr Herr Vater ihn beehrt, immer nur zum Besten dieses Hauses und aller, ja gewiß aller seiner Glieder zu benutzen.

Dies Vertrauen, fuhr der Prediger fort, da er sah, wie Angelica die großen klaren Augen noch immer fragend auf ihn gerichtet hielt, mag Ihnen denn auch erklären, meine Gnädige, wie ich zu einem Auftrag gekommen bin, der Sie allerdings mit Recht befremdet; daß ich ihn angenommen, kann nur eben jenes Bestreben entschuldigen, dessen ich Sie so eben versicherte. Ihr Herr Vater – und hier ward seine sonst so klare, feste Stimme ein Wenig unsicher: aber Angelica merkte auch sehr wohl, daß ihm nichts daran lag, diese Unsicherheit zu verbergen, im Gegentheil, sie sollte sie merken ...

Ihr Herr Vater, sagte der Prediger, ist durch ein plötzliches Geschäft genöthigt gewesen, noch mit Anbruch der Nacht über Land zu reisen. – Sie wissen ja wohl, gnädiges Fräulein, wie viel Noth die reichen Leute mit ihrem Reichthum haben, und wie wenig es ihnen vergönnt ist, sich jener Behaglichkeit und Ruhe hinzugeben, die das bescheidene Glück des Mittelstandes jedem wahrhaft fühlenden Herzen so theuer macht. Ihre Frau Mutter – die Frau Commerzienrätthin, verbesserte er sich selbst, ist ... unpäßlich. So wurde mir der Auftrag, Sie im Namen Ihrer Aeltern beim Wiedereintritt in das väterliche Haus zu begrüßen: ein Auftrag,

zu dem ich, Ihnen gegenüber, freilich kein anderes Anrecht habe, als nur dies, daß ich der Erzieher, ich wage zu behaupten, der Freund Ihres Bruders bin.

Angelica athmete hoch auf vor Freuden, als sie ihren Bruder nennen hörte.

Und wie geht es meinem theuren, theuren Bruder? rief sie: ach Herr Waller, wenn das wirklich so ist, wie Sie sagen, wenn Sie sich wirklich den Freund meines Bruders nennen dürfen, wie wollt' ich Ihnen dankbar sein!

Ihre Augen leuchteten, indem sie dies ausrief, und unwillkürlich, in der schönen, edlen Aufwallung ihres schwesterlichen Herzens, streckte ihre Hand sich dem fremden Manne entgegen.

Herr Waller verneigte sich, ohne ihre Hand anzunehmen. Aber auch aus seinen Augen leuchtete eine Rührung, auch in seiner Stimme lag ein Ausdruck von Wärme und Herzlichkeit, die Angelica's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, indem er ihr folgendermaßen erwiderte:

Nein, sagte er, theures Fräulein, so beschämend es für mich ist, so muß ich dennoch, so gefragt, wie Sie mich fragen, wol nur eingestehen, daß ich zu viel gesagt und mich einer Auszeichnung gerühmt habe, die ich wol innigst wünsche, aber noch lange nicht verdiene. Julian liebt mich noch nicht wirklich, kann mich noch nicht wirklich lieben als seinen Freund: nur erst

Ersatz bin ich ihm eines Freundes, den auch Sie lieben und verehren, theure Angelica – ach, unser edler, wackrer Leonhard . . .

Herrn Waller's Stimme verhallte hier so leis, so ehrerbietig – Angelica, die mit aller Zärtlichkeit einer reinen, dankbaren Kinderseele an dem verehrten Lehrer hing, hätte aufjauchzen mögen vor Freuden über das Zeugniß, das dem verehrten Manne hier gestellt ward. Zugleich aber konnte sie sich einer gewissen innern Beschämung nicht erwehren. Zwar hatte sie in den Kreisen der Hauptstadt jederzeit nur das Beste von Herrn Waller gehört, selbst auch von solchen, die, wie der Professor, in dessen Hause sie gelebt hatte, die kirchliche Richtung desselben nicht theilten. Nichts desto weniger jedoch, seit sie Herrn Waller im Schlosse ihres Vaters wußte, seit sie wußte, daß Julian seiner Leitung übergeben war, hatte sie sich von einem gewissen Misstrauen, einer gewissen vorgefaßten Meinung gegen ihn nicht frei machen können. Wie Unrecht, dachte sie jetzt, hab' ich dem Manne gethan, und wie verkehrt war es von mir, den Ausdrücken, in denen Julian von ihm schrieb, einen geheimen Rückhalt von Kälte und Misstrauen unterzulegen, die gewiß nirgend existirten, als nur in mir selbst! Er liebt meinen Bruder, er spricht mit Ehrerbietung von Leonhard – nein, gewiß nicht, das kann kein böser Mensch sein! So natürlich war es diesem reinen, kindlichen Herzen, von allen Menschen immer nur das Beste zu denken, und so schwer

fiel es ihr selbst, gegen irgend Jemand Argwohn oder Mistrauen zu hegen, daß sie sich ordentlich erleichtert fühlte, wie von einer Last, da sie Herrn Waller so ganz anders fand, so viel milder, menschlicher, als sie ihn vermuthet hatte. Und so war es denn mit dem Ausdruck herzlichster, reinsten Freude, daß sie ihm antwortete.

Ah Herr Waller, rief sie, wie dank ich Ihnen dies Wort, und wie freut es mich, daß auch Sie den werthen Leonhard in seiner Vortrefflichkeit anerkennen! Nun wird, nun muß ja noch Alles gut werden! Nicht wahr? es ist nicht so, wie man mir in der Stadt erzählte? Sie haben Herrn Leonhard nicht angezeigt? er ist nicht abgesetzt von Amt und Brod? und auch, daß er draußen im Hirtenhause wohnt, mein guter Leonhard mit seiner braven tüchtigen Schwester, und mit Hunger und Elend kämpft, auch das ist nicht so?

Der Prediger hatte sich während ihrer Frage erhoben und war, die Hände auf dem Rücken, das Haupt nachdenklich vorn übergeneigt, einige male vor ihr auf und niedergegangen. Endlich, in ehrerbietiger Entfernung, stand er vor ihr still und die dunkeln schwärmerischen Augen fest auf sie gerichtet, mit gedämpfter Stimme, die um so unwiderstehlicher zu Herzen drang:

Es soll nun einmal, wie es scheint, sagte er, Alles ungewöhnlich sein in dieser Unterredung, wie die Stunde, in welcher sie stattfindet. Sie tragen einen schönen Namen, Angelica, und der Mund der Leute hat

ihn längst richtig gedeutet: auch uns werden Sie als ein Engel des Friedens und der Versöhnung kommen. Es sind viele Verhältnisse in diesem Hause und in seiner Nachbarschaft, die an innerer Unklarheit, auch wol manche an innerer Ungesundheit leiden; wir bedürfen eines Gestirns, das mit siegreichem Aufgang die Nebel niederkämpft und die Rinde löst, die sich hier zwischen die Herzen gelagert hat. Lassen Sie mich hoffen, Angelica – und verzeihen Sie diesmal meinem Stande, wenn meine Worte zudringlich erscheinen, er soll Ihnen nicht oft lästig fallen, ganz gewiß nicht – lassen Sie mich hoffen, daß Sie dieses Gestirn sein werden . . . ! Ich brauche, fuhr er fort, indem seine Stimme sich wieder zu ihrer alten Festigkeit erhob, Ihnen nicht erst zu sagen, gnädiges Fräulein, welche Verhältnisse es sind, die ich im Sinne habe. Auch das mit Leonhard gehört dazu. Die letzten beklagenswerthen Ereignisse, die aber bei alledem, ich versichere Sie! nur vorübergehende Irrungen sind und sich ganz gewiß in Kürze aufs Glücklichste lösen werden, haben den vortrefflichen Mann einigermaßen verbittert. Der Kirche und ihren Dienern schreibt er zu, was doch in der That nur Ausfluß jener Beamtenherrschaft ist, unter der wir Alle seufzen, Weltliche wie Geistliche. Mit Ihrem klaren freundlichen Sinn werden Sie auch das ins Gleiche stellen und den verbitterten Mann sich selbst und seinen Freunden wiedergewinnen. O was es für eine Qual

ist, rief er, mit diesem Beamtenthum und seinen todt-  
ten, herzlosen Formeln! Ich darf das zu Ihnen sagen,  
gnädiges Fräulein, ohne Besorgniß, misverstanden zu  
werden nach der einen oder der andern Seite; denn ich  
weiß, zu welchem verständigen Freimuth mein verehr-  
ter Freund, der Professor, Sie auch in diesem Stücke er-  
zogen hat. Hat der gute Leonhard sich wirklich etwas  
zu Schulden kommen lassen, so wird es ein Irrthum,  
zum Höchsten eine Nachlässigkeit sein; man verwei-  
se sie ihm, aber man entziehe ihn nicht einem Beruf,  
in dem er soviel Gutes und Nützliches leistet. Ein Leh-  
rer, der das Herz seiner Schüler so an sich zu knüp-  
fen weiß, der solche Bande des Vertrauens und der  
Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler zu flech-  
ten versteht, wie dies zwischen Leonhard und Ihrem  
Bruder der Fall ist, der, unter allen Umständen, muß  
ein vortrefflicher Lehrer sein. Julian muß Leonhard's  
Unterricht wiedergegeben werden – was sage ich? sei-  
nem Unterricht? Vielmehr seiner ganzen Führung, er  
kann nie eine bessere finden. Ich selbst würde längst  
darauf gedrungen haben, wenn nicht theils mein amt-  
liches Verhältniß im Wege stände, und wenn anderer-  
seits mein Einfluß in diesem Hause größer wäre, als er  
trotz allen Anscheins ist. Aber von Ihnen, der einsichti-  
gen, liebevollen, geliebten – ach, wie geliebten Schwe-  
ster! erwarte ich Rath und Beistand in dieser Sache.

Angelica, indem das Gespräch sich jetzt wieder auf  
ihren Bruder wendete, erschrak ordentlich vor sich

selbst und wußte sich nicht zu erklären, wie es nur jemals von ihm, diesem vorzüglichsten Gegenstand ihrer Sehnsucht und Sorge, hatte abkommen können.

Und nun, rief sie, wenn ich bitten darf, von nichts Anderm mehr, als nur von meinem Bruder! Wie geht es ihm? wie ist seine Stimmung? wie seine Gesundheit? Sie können sich nicht vorstellen, Herr Waller, wie ich mich um ihn ängstige und Sorge!

Herr Waller ging wiederum schweigsam einige male auf und nieder.

Sie werden nicht von mir verlangen, gnädiges Fräulein, sagte er endlich, daß ich Ihnen schmeichle, auch in dem nicht, was Ihrem Herzen am theuersten. Herr Commerzienrath Wolston ist ein einsichtiger und kluger Mann, aber das Geheimniß der Erziehung, fürchte ich, versteht er bei alledem nicht. Auch hierüber erlassen Sie mir gewiß gern jede weitere Ausführung; Sie wissen nicht nur, sondern haben wol gar selbst an sich erfahren, was ich meine. Die Frau Commerzienrätthin – Sie werden sie kennen lernen, sie ist eine feine, gebildete Dame, von viel zarter Empfänglichkeit, und ich kann nicht anders sagen, als daß sie auch in dem Verhältniß zu ihrem Stiefsohn sich als solche zeigt. Aber bei alledem ist das hier im Hause die Luft nicht, in der ein Gemüth, wie das Ihres Bruders, gedeihen kann; er muß heraus aus dieser bangen Einsamkeit, muß wieder einen Gefährten bekommen, einen Jugendgenossen. Noch unterbrach er sich selbst, da Angelica ihn

zweifelnd ansah) fürchte ich nicht, daß seine Kränklichkeit einen ernstern Grund hat – noch nicht, auf mein Wort, theuerstes Fräulein –! Aber wenn die Richtung verfolgt wird, die man mit Julian's Erziehung eingeschlagen, so wäre es immerhin möglich, daß es Ernst mit seiner Krankheit würde. Ihrem Herrn Vater natürlich darf ich mit offenen Einwendungen dieser Art nicht kommen; er ist ein Mann von sehr festem Willen, der nur den Argwohn zu fassen braucht, als wolle man ihn lenken, so genügt das ganz gewiß, ihn völlig unlenksam zu machen. Der bloße Rath eines Mannes, eines Freundes ist hier zu schwach, hier bedarf es jener zarten, leisen und dabei so unwiderstehlichen Einwirkung, die nur eine Tochter üben kann. Theure Angelica, es ist nun einmal mein Schicksal heut, daß ich Ihnen immer ungeschickt und zudringlich erscheine: sei es darum! ich will ja nichts für mich, ich will ja gern in dem Dunkel der Vergessenheit bleiben, in dem ich seither bei Ihnen gestanden habe. Aber dies Eine noch lassen Sie mich frei aussprechen: es sind – Mishelligkeiten zwischen Ihnen und Ihrem Herrn Vater, es ist nicht ganz das Verhältniß zwischen Ihnen, wie es sein sollte, wenn auch aus keinem andern Grunde, so doch gewiß schon um des Andenkens willen, das Sie einer theuren Todten bewahren und das durch die Fortsetzung Ihrer Mishelligkeiten nur gefährdet werden kann.

Wieder war das Gespräch hier an einer Wendung, welche Angelica, trotz ihrer großen Unbefangenheit und Gutmüthigkeit, dennoch nicht behagte.

Sie scheinen sehr genau unterrichtet zu sein, sagte sie, indem sie jetzt ihrerseits sich vom Platze erhob, von allen Zuständen dieses Hauses. Umsomehr muß es mich überraschen, daß Sie mit dem gelinden Ausdruck Mishelligkeiten bezeichnen, wo ich doch, mit widerstrebendem Herzen, Gott weiß es! genöthigt bin, mein Recht und meine Unabhängigkeit zu vertheidigen. Sie warnen mich, das Andenken meiner unglücklichen Mutter nicht aufs Spiel zu setzen – ich verstehe Ihre Anspielung sehr gut, Herr Waller. Aber erlauben Sie auch mir jetzt Sie zu versichern, daß weder ich noch meine arme selige Mutter es sind, die diesen Streit zu scheuen haben, und daß, wenn Sie doch nun einmal, wie ich aus Ihrer Vertrautheit mit meinen Verhältnissen schließen muß, mit dem Wortlaut jenes angeblichen Testaments bekannt sind, Sie sich auch selber sagen müssen . . .

Halten Sie ein, gnädiges Fräulein! rief der Prediger, indem er abwehrend einige Schritte zurücktrat: halten Sie ein, und machen Sie mich nicht selbst erst, wider Absicht und Willen, zum Mitwisser eines Geheimnisses, von dem ich, mein Wort zum Pfand! bis

zu diesem Augenblicke nichts weiß, noch bin ich lü-  
stern darnach, es zu wissen. Die Zeiten, wo die Geist-  
lichen die Vertrauten der Familien waren, sind ja vor-  
über, und Sie wollen mir Glauben schenken, daß ich  
am wenigsten darnach trachte, sie zu erneuen, zumal  
in weltlichen Dingen. Ich trage schwer genug, setzte  
er mit einem heimlichen Seufzer hinzu, an meiner eigen-  
en Last, wenn auch sie freilich keine weltliche ist. –  
Auch hatte ich bereits die Ehre Ihnen zu sagen, daß  
ich hier niemals der Geistliche bin, es wäre denn, daß  
auch dieser einmal verlangt werden sollte, woran ich  
jedoch fürs Erste noch zweifle, sondern immer nur der  
Freund, der geduldete Freund (setzte er mit einer Ver-  
beugung hinzu) des Hauses: und die erste Regel der  
Freundschaft bekanntlich ist, daß sie sich in kein Ver-  
trauen eindringt, das ihr nicht freiwillig entgegenge-  
tragen wird. Es ist längst Mitternacht vorüber, Sie wer-  
den der Ruhe bedürfen, gnädiges Fräulein, und ich  
selbst habe morgen, am Sonntag, den heiligen Pflich-  
ten meines Amtes zu genügen. Dennoch, so spät diese  
Stunde auch ist, und auf die Gefahr hin, eine Theilnah-  
me zu verscherzen, die ich freilich noch niemals beses-  
sen, gestatten Sie mir meinen Satz zu vollenden. Wie  
es sich auch mit dem verhalte, was ich vorhin – irr-  
hümlich, wie ich jetzt belehrt bin – als Mishelligkeit be-  
zeichnete, und ohne auch mit dem leisesten Gedanken  
nur die Ehrfurcht zu verletzen, die ich Ihren Geheim-  
nissen schuldig bin, kann ich gleichwohl nicht umhin,

Sie zu ersuchen, gnädiges Fräulein: kommen Sie Ihrem Herrn Vater mit einiger Freundlichkeit entgegen! machen Sie den Versuch wenigstens, jenen Ton anklingen zu lassen, der vielleicht seit lange nicht, vielleicht noch niemals zwischen Ihnen erklingen ist – ohne Ihre Schuld, gnädiges Fräulein, ich weiß es: den Ton kindlicher Verehrung, väterlicher Herzlichkeit! Suchen Sie vor sich selbst zu vergessen, was eigentlich die trübe Veranlassung dieser Heimkehr ist, und lassen Sie auch hier, wenn es selbst nur zur Probe sein sollte, jene Sonne der Freundlichkeit und des Wohlwollens scheinen gegen Jedermann, durch die Sie in allen andern Verhältnissen die Freude und der Stolz Ihrer Umgebung gewesen sind. Es wird Ihnen schwer werden, gewiß: denn ich sehe Ihrer schönen Stirn an, wie schwer es Ihnen jetzt schon fällt, nur den zudringlichen Schwätzer zu Ende zu hören, und schließe daraus auf die Schwere einer Kränkung, die ein so sanftes Herz in so ungeduldigen Zorn versetzen konnte. Aber ich lasse doch nicht ab, und bitte doch wieder und immer wieder: bringen Sie das Opfer, theures Fräulein! bringen Sie es für Einen, der sich in diesem Augenblick in unruhigen Träumen umherwirft, auf dessen Lippen im Schlummer selbst Ihr Name schwebt, der keine andere Hoffnung und keine andere Erretterin hat, als Sie – bringen Sie es, gnädiges Fräulein, um Ihres Bruders willen, dessen ganzes Glück, und ganze Zukunft abhängt von dem

Frieden, den Sie in diesem Hause werden herzustellen und zu erhalten wissen!

So verletzt Angelica sich bei dem Anfang der Rede gefühlt hatte, so wenig konnte sie sich doch jetzt, beim Schluß derselben, der innigsten Rührung erwehren, mit so viel lebendiger Wärme, so viel herzlicher, ungekünstelter Dringlichkeit, zugleich so viel Bescheidenheit und Würde flossen die Worte von der beredten Lippe des Predigers.

Sie sprachen nur aus, erwiderte sie, mit eben so sanfter als fester Stimme, was ich mir selbst gelobt habe, noch bevor ich dieses Haus betrat. Weil es aber immer gut ist, setzte sie halb scherzend hinzu, für uns schwache Sterbliche, wir legen unsere Gelübde noch einmal und öffentlich vor Zeugen ab, gut denn, so verspreche ich es Ihnen: ich will mich nach Kräften bemühen, alles Unrecht zu vergessen, das mir aus diesem Hause theils geschehen ist, theils angedroht wird, und will ganz solche ergebene, liebevolle, folgsame Tochter zu sein suchen, als ob meine arme Mutter noch am Leben und Herr Wolston wirklich mein Vater wäre – Alles, wie Sie gesagt haben, um meines Bruders willen. Wann darf ich ihn sehen? und ist er von meiner Zurückkunft unterrichtet?

Julian's Zustand, erinnerte der Prediger nicht ohne Verlegenheit, ist leider seit einigen Wochen von der Art, daß wir ihn vor jeder heftigen Aufregung behüten müssen, selbst auch jeder freudigen. Bis zu diesem

Augenblick weiß er von Ihrer Zurückkunft noch nicht. Aber wie er sich täglich, in Schlaf und Wachen, mit Ihnen beschäftigt und wie Sie unausgesetzt den Gegenstand seiner liebsten Unterhaltung bilden, so wird es nur einer geringen Vorbereitung bedürfen, ihn stark genug zu machen für die Freude, die ihm bevorsteht; ich hoffe, daß Sie ihn noch morgen vor Mittag in die Arme schließen sollen.

### DRITTES KAPITEL. DÄMMERSTUNDE.

Angelica verabschiedete sich. Auf ihrem Zimmerchen angekommen, das sie, zu ihrer unsäglichen Freude, noch vollkommen unverändert fand, in derselben einfachen Ausstattung wie ehemals, war sie von allem Erlebten so aufgeregt, namentlich auch von dieser Unterhaltung mit Herrn Waller, daß sie noch kein Bedürfniß des Schlummers empfand. Sie entließ das Kammermädchen, öffnete das Fenster und lehnte hinaus ins Freie, wo schon die ersten leisen Spuren des dämmernen Morgens sichtbar zu werden begannen.

Angelica's Zimmer ging nach der Gartenseite hinaus, in demselben Flügel, wo auch Julian's neue Wohnung lag. Sie hatte sich die Lage der Zimmer von der Dienerschaft bezeichnen lassen und sah jetzt deutlich, indem sie in den Garten hinunterlauschte, den Schein der Lampe, der zwischen den Vorhängen hindurch aus seinen Fenstern auf das gegenüberstehende schwarz beschattete Laubwerk fiel. Eine unendliche Sehnsucht

nach ihrem Bruder überkam sie, nur hinauflauschen zu dürfen zu den erleuchteten Fenstern, nur zu horchen an der verschlossenen Thür seines Zimmers, schien ihr ein unendlicher Genuß . . .

Dazu lag der Garten so still, so feierlich da in der linden Morgendämmerung; die Bäume rauschten so geheimnißvoll, so lockend, und horch, dort aus dem Buchenwäldchen her ließ der Finkle sein erstes lustiges Morgenlied ertönen . . .

Rasch entschlossen warf Angelica das Tuch um und schlich, indem sie die Thür hinter sich geöffnet ließ, auf leisen Zehen, Treppen und Gänge entlang, hinunter in den Garten.

Denn auch dorthin wie viel liebe Erinnerungen zogen sie! wie viel kleine stille Plätzchen hatte sie aufzusuchen, um das Andenken, bald an Jugendfreuden, bald an Jugendleiden zu erneuen! Morgen sollte sie Herrn Wolston und seine Gemahlin sprechen, wer weiß, trotz aller guten Vorsätze, was morgen begegnete! So wollte sie diese stille, heilige Stunde der Dämmerung benutzen, um ungestört das Wiedersehen ihres geliebten Gartens zu feiern und gleichsam ihre Andacht zu verrichten vor den Erinnerungsmalen ihrer Kindheit.

Ihr Weg führte sie an Julian's Zimmer vorüber. Auch hier sah sie, wie der Lichtschein durch die Spalten der Thüre drang; noch leiser, noch unhörbarer wurde ihr Schritt; sie sank, im Vorübergehen, in die Knie und

streckte die ausgebreiteten Arme gegen die verschlossene Thür, als könne sie den Theuren zu sich heranziehen und ihn aufwecken mit ihren schwesterlichen Küssen.

Um aus dem Flügel, in welchem Angelica wohnte, in den Garten zu gelangen, mußte man über einen kleinen, abgelegenen Seitenhof, der dicht an die eigentlichen Fabrikgebäude grenzte; mit allerhand Schuppen, Bretterwänden und ähnlichen Baulichkeiten besetzt, wurde er selten oder nie von irgend Jemand, es sei denn von einem der Fabrikarbeiter zu geschäftlicher Verrichtung, betreten. Ein langes Stangenwerk, das, mit einem Bache in Verbindung stehend, welcher den Garten durchfloß, gewisse Maschinen im Fabrikgebäude in Bewegung setzte, lief, in wenig mehr als Mannshöhe, quer darüber hin. Schon da Angelica noch Kind war, hatte dies Stangenwerk mit seiner unaufhörlichen, gespenstigen Bewegung, gleichmäßig Tag wie Nacht, den Gegenstand ihres stillen Entsetzens gebildet.

Auch jetzt wieder, indem sie hinaustrat in den engen Hof und sah in der Dämmerung den schwarzen, ungewissen Schatten endlos, langsam hin und hergleiten, und hörte das eigenthümliche Aechzen und Stöhnen, das die Bewegung der Maschine begleitete, und fühlte, indem sie darunter hinwegschritt, wie die kalten Tropfen, aus der Rinne hindurchsickernd, ihr auf Hals und

Stirne fielen –, fuhr sie zusammen, wie von Gespensterhand berührt, und ihr Fuß, unwillkürlich, wurzelte im Boden . . .

In diesem Augenblick, dicht neben sich, in einem der Schuppen, dem Fabrikgebäude zunächst, nur durch eine dünne Bretterwand geschieden, hörte sie eine Stimme, der eine zweite antwortete . . .

Ihre Knie schlugen zusammen vor Ueberraschung und Schreck, der Athem in ihrer Kehle stockte – horch, jetzt wieder . . .

Nein, ihre Furcht war kindisch, diese Stimme zum wenigsten kannte sie, kannte sie ach, nur allzugut –: es war die Stimme ihres Vaters!

Und du bist gewiß, sagte er, daß jedes andere Zeugniß vernichtet ist? Es ist ein keckes Mädchen, wie du selbst wohl weißt, und wir haben von ihrem Trotz das Schlimmste zu befürchten. Aber darum eben mußte sie in meine Hand gegeben werden, daß ich sie bändige. Alter Sünder, ich warne dich! es ginge um deinen Hals, wie meinen: und ich bekanntlich hätte noch Mittel mich herauszuziehen, während du elend verzappeln müßtest. Es müssen noch irgendwo Papiere sein, ich erinnere mich genau, daß ich sie noch an etwas Anderm schreiben sah, das wir bis jetzt noch nicht gefunden haben . . .

Sowie Angelica die Stimme des Herrn Wolston erkannt, hatte sie sich fortschleichen wollen. Aber noch immer lähmte der Schreck ihre Glieder, wider Willen

hörte sie – und was sie hörte, war nicht geeignet, ihre Erstarrung zu lösen. Sie stand an einem der Pfeiler, auf denen das Stangenwerk sich bewegte, das feuchte Holz durchkältete ihre Kleider; dennoch, in ihrer Angst, drängte sie sich so dicht an den Pfeiler, daß es schien, als wäre sie ein Stück von ihm.

Jetzt begann die zweite Stimme – freilich, wie wäre es auch nur einen Augenblick möglich gewesen, diese zu verkennen! Dies Gurgeln und Röcheln, dies langgedehnte Zischen und Aechzen, das machte dem Sandmoll Niemand nach auf Erden: und auch das vergaß Niemand wieder, der es nur einmal gehört hatte.

Ah, ah, stöhnte der Sandmoll, was der Herr Commerzienrath heut spaßig sind, so spät noch in der Nacht! Aber der Herr Commerzienrath haben Recht, wie immer, habe auch schon so etwas gemerkt, ah, habe ich das! habe auch schon eine Art von Spur, ja, solch ein alter abgetriebener Jagdhund ich bin . . .

Wo? stieß der Commerzienrath heftig hervor.

Der Alte mußte durch eine bloße Geberde geantwortet haben, denn unmittelbar darauf fuhr der Andere fort:

Ich dachte es mir, knirschte er: es ist ja der Fluch meines Lebens, der unter diesem heillosen Dache wohnt, und den ich nicht eher lösen werde, als bis das kleinste Stäubchen verwest ist, von dem Dach sowohl, als von den Leuten, welche darunter wohnen. Sie suchen mir eben Alles zu stehlen, Alles; das Herz meines

Julian haben sie mir schon entwandt, warum sollen sie nicht auch die Schriften gestohlen haben? Auf die Fährte, alter Jagdhund! Der Vorfall von heute Nacht gibt eine prächtige Veranlassung, es könnte leicht zu einer Haussuchung kommen – Haussuchung, verstehst du? Es wird sich ohne Mühe machen lassen, daß du, der du, zur Strafe deiner Thorheiten, doch einmal so ein Stück Beamter bist, dabei zugegen sein kannst – wachsam, wachsam, alter Schnüffler! und wenn du mir die Beute geschleppt bringst, will ich dich aller deiner Sorgen ledig machen auf einmal!

Ah, ah, röchelte der Andere, und selbst wie er mit den langen, dünnen Fingern dazu knackte, konnte Angelica von ihrem Versteck aus hören: weiß wohl, sehr gnädiger Herr der Commerzienrath, sehr gnädig im – Versprechen! Nichts für ungut, unterbrach er sich mit heiserm Gelächter, wollen es schon besorgen, meine Lore soll dran, der Herr Commerzienrath wissen doch, was die Lore für ein Prachtweib ist? Aber dafür wollen der gnädige Herr auch Acht geben, um was ich bitte – bitte sowohl für mich, wie für ihn selbst! Das Männchen da aus der Stadt, der Herr Maler – nun, was wird es sein? Sie werden Wind haben, die Herren in der Stadt: aber wo er herkommt, wissen sie noch lange nicht, auch wenn er ihnen dicht unter die Nase weht, auch nicht wo er hinfährt. – Aber bei alledem Vorsicht, Vorsicht, gnädiger Herr! Ich glaube nicht, daß es eigentlich um deshalb ist, daß der Herr Maler gekommen

– aber immerhin, man kann nicht wissen, ich habe den Spaß schon einmal gehabt, und ein vorsichtiger Mann deckt sich bei Zeiten . . .

Hier, wie die beiden Sprechenden den Zaun entlang gingen, in das Innere des Fabrikgebäudes zurück, verloren sich die Stimmen. Angelica seufzte schwer auf – was war das? war sie im Traum? war es ein Trugbild ihrer aufgeregten Sinne?

Aber nein, noch hörte sie den ungeschickten, schweren Tritt des Alten am Zaun entlang schlurfen, hörte, wie er stolperte an den Stufen der Schwelle, und wie der Commerzienrath mit dem raschen, energischen Geist, der ihm eigenthümlich war, die Thür des Fabrikgebäudes ins Schloß warf. Sie wachte, ganz gewiß, sie wachte! Der Angstschweiß hier auf ihrer Stirn, der Frost, der ihre Glieder schüttelte – o das Alles war ja keine Täuschung, konnte nicht durch bloße Täuschung entstanden sein!

Aber wenn es denn Wirklichkeit war, was bedeutete sie? was war der Sinn dieser geheimnißvollen Reden? Was überhaupt konnte es sein, das in dieser späten Stunde der Nacht, in diesem entlegensten Winkel des Hauses, ihren Vater zusammenführte zu heimlichem Zwiegespräch mit diesem Verworfensten aller Sterblichen?

Sie rief sich das Gehörte noch einmal einzeln ins Gedächtniß zurück, sie hätte es gern geleugnet vor sich

selbst – aber nein, kein Zweifel, sie selbst war mit dabei im Spiel! sie selbst war das kecke, trotziges Mädchen, dessen Uebermuth der Vater bändigen wollte! Briefschaften ihrer Mutter waren es, ihrer theuren, unglücklichen, todten Mutter, denen nachgeforscht ward und die der Commerzienrath in seine Hände bekommen wollte – Briefschaften ihrer Mutter?! Wie Schatten des Todes, streckte ein Argwohn, den sie seit Langem kaum mehr unterdrücken konnte, sich über ihr armes, schuldloses Herz; eine unsägliche Angst überfiel sie, eine Angst, gegen die Alles, was sie bei dem Auftritt, vor dem Wirthshaus empfunden hatte, gleichsam nur Kinderspiel war: – als streckten zwei lange, unsichtbare Arme sich durch die Dämmerung ihr entgegen und würgten sie in eiserner Umklammerung . . .

Die Schatten inzwischen waren mehr und mehr gesunken, zum zweiten Mal stimmte der Fink im Buchenwäldchen sein Morgenlied an, hell und siegreich wie der Jubel eines reinen, festen Herzens wirbelten die Töne in die Luft.

Auch Angelica's Herz fühlte sich von dem Morgenlied des Vögelchens erleichtert; ihre Augen schwammen in Thränen, aber doch schon wieder lächelte sie durch die Thränen . . .

Du wirst es wohl machen, mein Gott, sagte sie, indem sie die treuen Augen emporschlug zum Himmel, der sich schon mit rosigen Wölkchen umsäumte: dir

befehl' ich mich, meinen Bruder und Alles, was mir lieb und heilig ist.

Damit hüllte sie sich dichter in ihr Tuch und schlich, unhörbar, wie sie gekommen, und eben so unbemerkt in ihr Zimmerchen zurück.

#### VIERTES KAPITEL. DER TRAUM.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Angelica, von kurzem, unruhigem Schlummer endlich erwachte. Die Schreckerscheinungen der Nacht hatten sich fortgesetzt in wunderlich grausenhaften Träumen, dergleichen das junge Mädchen, bei dem gesunden, leichten Blut, das ihr durch die Adern hüpfte, noch niemals gehabt hatte und von denen sie noch jetzt, beim Erwachen, sich aufs Tiefste beängstigt und erschüttert fühlte.

Es war ihr, in leicht erklärlicher Anknüpfung an das kurz zuvor Erlebte, gewesen, als wolle sie in Gesellschaft ihres Bruders hinuntergehen in den Garten. Da sie an das Fabrikgebäude kamen, stand die kleine Pforte zum Maschinensaal offen wie ehemals. Von Furcht und Neugier zugleich getrieben, konnte sie, trotz der Abmahnung ihres Bruders, der sie ängstlich am Kleide hielt, nicht widerstehen, einen Blick in den Saal hineinzuwerfen. Es war Alles still und öde darin, wie in einem Grabe; die sonst so rastlosen Hämmer standen unbeweglich und große Spinnennetze hatten sich zwischen

den Speichen der ungeheuren Räder eingenistet. Verwundert wollte sie ihrem Bruder zurufen und ihn beruhigen: aber in demselben Augenblick war ihr Bruder verschwunden, spurlos, wie von der Erde verschlungen ...

Entsetzt warf sie ihr Auge umher – als auf einmal ringsum in den bisher so lautlosen Maschinen ein Knarren und Sausen vernehmbar ward, langsam und dann immer rascher und rascher, in gewaltigem Umschwung, setzten die Räder sich in Bewegung, die Walzen glitten sausend übereinander hin, Stampfen und Hämmer dröhnten mit erschütternden Schlägen, das ganze Maschinenwerk auf einmal war lebendig geworden und drängte, wie von Geisterhand gezogen, unentrinnbar, unabwendbar, von allen Seiten auf das entsetzte Mädchen ein. Wohin sie, hilferufend, die Hand erhebt, schnurren ihr, dichter und dichter, scharfgezahnte Räder entgegen; wohin sie den Fuß setzen will, geräth er in das Labyrinth des Maschinenwerks; schon fühlt sie, wie die Räder, hier und dort, ihr nach den Kleidern schnappen, fühlt schon den Druck des schweren eisernen Kolben auf ihrer Stirn ...

Nein, das ist nicht der Maschinensaal mehr, das ist ein enger tosender Meeresstrudel, in den sie sich hinabgerissen fühlt mit Sturmwindseile, immer tiefer, immer schneller, ins Bodenlose; von allen Seiten quellen, strömen, stürzen die Wasser herzu, verzweifelnd, in Todesangst greift sie um sich ...

Und wieder fühlt sie sich vom Traum auf einen neuen Schauplatz entrückt: eine weite, duftige Ebene, von sanften blauen Hügeln eingefast, aus einem nahen Gehölz singt der Unk sein Morgenlied, und Herr Waller sitzt neben ihr in Priesterrock und Käppchen und hat ein großes Bund Schriften, in denen er eifrig blättert, auf dem Schoße liegen. Wie sie jedoch genauer hinsieht, so ist es gar nicht Herr Waller, sondern ein Doppelwesen, das bald wie ihr Vater aussieht, bald wie die Spukgestalt des alten Sandmoll; indem es, im eifrigen Lesen, die Blätter auf seinem Schoße umschlägt, fallen warme, rothe Blutstropfen herunter auf Angelica's Gewand . . .

Von Entsetzen bewältigt, springt sie auf, will davon eilen, fühlt sich aber gefast und zurückgehalten von einer neuen Erscheinung, deren Züge sie irgend schon einmal gesehen hat und die sie sich gleichwohl vergebens abmartert, in ihrem Gedächtniß wieder aufzufinden: ein junger Mann mit milden, freundlichen Gebarden und sanften hellblauen Augen, der ihr freundlich zuspricht und ihr von den Blumen pflückt, welche sie rings umblühen. Aber Angelica weigert sich, sie anzunehmen. Denn es ist ihr, als hörte sie von fern die Stimme ihrer Mutter, und sehe einen weißen Schatten, drohend, warnend, zu sich herüberwinken. Der junge Mann bittet, fleht, fällt in die Knie und weint . . .

Aber, gerechter Gott, das sind ja nicht Thränen, die er weint, das sind ja lauter kleine, grüne glitzern- de Schlängelchen, die sich mit Blitzeseile an ihr em- porwinden und im Emporwinden immer größer, im- mer gewaltiger werden, riesengroß –! Und ein langer, schwarzer Schatten zugleich fährt quer über den Him- mel hin, sie hört das Gurgeln und Lachen des alten Sandmoll und hört wie das Stangenwerk pfeift und quiekt – und fühlt, wie die Schlangen ihre heißen ste- chenden Zungen ihr in die Schläfe bohren . . .

Der ist nun todt, hört sie eine Stimme sagen, die sie an Leonhard den Schulmeister erinnert, und nun kom- men die Andern an die Reihe. In offenem Sarge aber, in weißem Todtenhemd, sieht sie ihren Bruder liegen, der vorhin so plötzlich von ihrer Seite verschwunden war: mit zerschmetterter Stirn, die langen glatten Haa- re wild durcheinander gewirrt und von Blut geröthet.

Und wieder ist es ihr, als ob das nicht ihr Bruder wä- re, der im Sarge liegt, sondern sie selbst wäre es, le- bend, bewußt, mit wachen Sinnen, aber von unseliger Erstarrung gebunden, unfähig, auch nur den Finger zu rühren, oder den kleinsten Laut von sich zu geben . . .

Und jetzt legen sie den Sargdeckel auf sie und sie hört die Schrauben langsam ins Holz eingreifen und meint durch den geschlossenen Deckel hindurch ei- ne hohe, stolze Frau zu sehen, mit eingekniffenen, blassen Lippen, die sie noch nirgend gesehen hat und von der sie gleichwohl deutlich fühlt, es müsse ihre

Stiefmutter sein. Die Frau hat einen Hammer in der Hand und pocht, mit langsam abgemessenen Schlägen, die Schrauben im Sargdeckel fest; jeder Schlag dringt, durch das dröhnende Holz hindurch, in Angelica's Glieder und zu jedem flüstert die Frau leise, aber doch so, daß Angelica es deutlich vernehmen kann: Da hast du nun doch den Mann, den ich dir zugedacht hatte . . .

In tödtlicher Angst will sie aufschreien, kann nicht, fühlt, wie der Sarg in die Höhe gehoben wird, fühlt das Schaukeln und Schwanken des Leichenwagens . . .

Nicht doch, nicht das Schaukeln des Leichenwagens ist das, sondern wieder jener Meeresstrudel, mit dem sie schon einmal gerungen hat und der sie jetzt zum zweiten Mal hinabreißt in die unergründliche Tiefe. Schon fühlt sie, wie auch die letzte Kraft sie verläßt, fühlt, wie das Herz immer leiser, immer langsamer schlägt, und wie es jetzt still steht, ganz still . . .

Aber in demselben Augenblick auch fühlt sie sich von zwei starken Armen gefaßt, lichtweiße Schwingen rauschen neben ihr, es ist Jemand, der sie emporträgt, der sie rettet, mit jauchzendem Entzücken fühlt sie es . . .

Nur daß sie das Antlitz noch nicht sehen kann! Wie eine Purpurdecke liegt es zwischen ihnen, es ist ihr, als ob durch den Vorhang hindurch zwei liebe, treue, wohlbekannte Augen sie anblickten, die sie erkennt und nicht sieht, sieht und nicht erkennen kann – Sei nur ruhig, sagt die Stimme hinter dem Vorhang, so

sanft, so weich und doch so volltönend und stark, als wäre es Glockenklang: Gott macht ja Alles wohl, und wir haben uns ja geliebt, seit wir uns kannten –

O Retter, mein Retter, stammelt sie, und will den Schleier hinwegdrängen . . .

Und wacht auf von ihrem eignen Ruf und sitzt nun seit einer Viertelstunde schon, aufrecht, das zierliche Haupt in die weiße Hand gestützt, und sinnt nach über die peinliche Verwirrung dieses Traumes und über das Antlitz des Retters, das sie nicht sehen konnte und das sie dennoch, durch die purpurne Finsterniß hindurch, anblickte mit so lieben, treuen, wohlbekanntem Augen . . .

Ein leises Pochen an die Thür weckte sie aus diesem zweiten wachen Traume. Rasch sprang sie empor, warf ihr Morgengewand über und öffnete die Thür . . .

Schwester . . . ! Bruder . . . ! Und Küsse und Thränen . . . ! Sie hielt ihren Bruder in den Armen!

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE GESCHWISTER.

Wir verzichten darauf, das Entzücken zu schildern, mit welchem das Wiedersehen die beiden Geschwister erfüllte; wenn es möglich wäre, daß die Seele eines Menschen sich spaltete in sich selbst und die beiden getrennten Hälften, nach langer, einsamer Irrfahrt, flössen endlich wieder zusammen, das Entzücken könnte nicht größer, der Jubel der Wiedervereinigung nicht iniger, nicht seliger sein.

Aber ebenso verzichten wir auch, den Schmerz zu schildern, der, mitten durch diesen Jubel hindurch, Angelica's Herz durchbebte, indem sie das Aeußere des geliebten Bruders betrachtete. Sie war darauf gefaßt gewesen, daß seine Briefe etwas vor ihr verheimlicht, und auch den Worten des Herrn Waller, in der Unterredung gestern Nacht, hatte sie wohl angemerkt, daß Julian's Gesundheitszustand nicht so unbedenklich war, als der Prediger selbst es gern dargestellt hätte. Aber nein, diese Blässe der eingefallnen, hohlen Wangen, dieses unheimliche Leuchten der großen, rastlosen Augen, diese Mattigkeit der Sprache, diesen ganz unaussprechlichen Ausdruck schmerzvoller Müdheit und Hinfälligkeit in der geliebten Erscheinung – dies hatte sie dennoch nicht erwartet! So heruntergebrannt, ihrem Erlöschen so nahe war die Lebenskraft dieses armen Knaben, daß selbst die Freude dieses Augenblicks kaum mehr ein flüchtiges Aufflackern hervorbringen konnte.

Julian entging der Eindruck nicht, den seine Erscheinung bei der Schwester hervorrief, so sehr diese selbst sich auch bemühte, jede Aeüßerung desselben zu unterdrücken.

Nicht wahr? sagte er, nach den ersten stürmischen Umarmungen, indem er matt an ihrer Seite niederglitt

und mit schmerzlichem Wohlbehagen das unstete Auge ausruhte auf Angelica's blendender, kraftvoller Fülle: Nicht wahr, meine Schwester? du findest mich auch recht verändert?

Denn wie die meisten Kranken dieser Art, liebte es auch Julian, von seinem Zustande zu sprechen. Aber wenn es von den Andern in der Regel nur deshalb geschieht, um ihre Befürchtungen widerlegt zu hören und sich Trost zu suchen aus ihren eignen Klagen, so war Julian dagegen über den endlichen Ausgang seiner Krankheit so klar, so sicher, er hatte, in den jahrelangen Leiden seiner Kindheit, sich mit dem Gedanken des Todes so vertraut gemacht, das Leben selbst hatte so wenig Reiz für ihn, daß er die Fortschritte seiner Krankheit nicht nur mit völliger Ruhe, sondern sogar mit einer gewissen stillen Befriedigung betrachtete und sich niemals gleichmüthiger, niemals inniger gestimmt fühlte, als wenn er sich, mit ganzer, voller Seele, in das Bewußtsein seiner nahen Auflösung vertiefte. Es war ihm ein Uebergang, eine Umwandlung wie jene andern, deren er in der Natur bereits so viele beobachtet hatte; wie viel Blumen, die Angelica ihm frisch und duftig aus den Bergen gebracht, hatte er schon verwelken, wie viel Raupen sich zu todten, leblosen Puppen einspinnen, wie oft schon, von seinem einsamen Fenster aus, die Blätter des Herbstes fallen sehen! Je weniger Julian von der Welt und dem Leben kannte, eine um so größere Bangigkeit empfand er davor.

Es deuchte ihn ein beneidenswerthes Schicksal, durch das Leben hingeleitet zu dürfen, leise, spurlos, wie ein leichtes Morgenwölkchen, das mit dem ersten Sonnenstrahl, der es berührt, in nichts zerflattert; hinüberzuträumen aus der Stille seiner Kinderstube in die noch tiefere, noch ungestörtere Stille des Grabes und da nun für ewig zu liegen in friedlichem Schlummer, in diesem kühlen Schoß der Erde, wo die geliebten Blumen hervorblühen und die kleinen flinken Käferchen nisten, mit deren staunender Betrachtung er sich so manche schmerzliche Stunde hinweggetäuscht – es war ihm ein Gedanke, süßer als Alles, was sein junger Kopf zu fassen vermochte! Nur Reinhold und Leonhard, vor Allem aber die geliebte Schwester verlassen zu müssen, dies nur that ihm weh. Und doch, war er von Reinhold und Leonhard nicht längst geschieden? nicht schon längst wie gestorben für sie? Ja schlimmer sogar: denn vielleicht, wenn er im Grabe lag, durfte sein Schatten doch die geliebten Freunde umgaukeln und ihnen Trost und Frieden zuführen. Was aber Angelica betraf, so wußte er sich so fest gegründet in ihrem Herzen, daß auch kein Tod und kein Grab ihn je daraus entfernen konnten.

Mit diesem ruhigen, ja innerlichst freudigen Tone war es denn also auch jetzt, daß er sie fragte: Nicht wahr? du findest mich recht verändert, liebe Schwester?

Angelica fühlte, wie ihr das Wasser in die Augen schoß und Angst und Schmerz ihr die Kehle zuzuschnüren drohten. Aber ihren Jammer muthig zurückkämpfend:

Freilich, mein Julian, sagte sie, finde ich dich verändert. Was du seit unsrer Trennung gewachsen bist! Du mußt ja größer sein jetzt, als deine kleine Schwester! Und wie stark, wie wohl du aussiehst! wie deine Augen glänzen! Warte nur! rief sie und zog seinen Kopf mit Ungestüm an ihren Busen, damit er die Thränen nicht sehen sollte, die ihr unaufhaltsam über die Wangen perlten: jetzt bin ich wieder bei dir, mein Julian, jetzt wollen wir wieder durch Wald und Garten streifen, und wollen uns Blumen suchen oder wollen am Röhrbrunnen sitzen in der Mittagschwüle, unter den alten Heiligen, weißt du noch? und wollen uns Märchen erzählen, wie ehemals . . .

Julian hatte sich leise aus der Umarmung losgemacht, er sah sie lange ruhig, lächelnd an und küßte ihr die Thränen vom Gesicht —

Gute Schwester, sagte er mit leisem Kopfschütteln . . .

Aber ein so schmerzlich bittender Ausdruck lag in dem Antlitz des armen geängstigten Mädchens, daß er den Rest des Satzes nicht auszusprechen wagte, sondern mit der Hand über die Stirn streichend, und die andere herzlich in Angelica's weiches Händchen einschlagend:

Gut, sagte er, wir wollen es, liebe Schwester – nämlich, wenn ich es kann.

Angelica, die sich von der Wendung, welche das Gespräch genommen, unsäglich beunruhigt fühlte, wünschte demselben eine andere Richtung zu geben.

Aber ist es auch recht, rief sie, daß du mir so zuvor- gekommen bist? Ich wollte dich überraschen, und nun bist du es, der mich überrascht hat! Schilt mich nur aus, lieber Bruder, ich bin eine schöne Langschläferin geworden in der garstigen Stadt. Aber woher weißt du auch schon, daß ich hier bin? Ich glaubte nicht, daß Herr Waller dich so bald von meiner Ankunft in Kenntniß setzen würde – nämlich weil . . . ich meine . . .

Den wahren Grund natürlich konnte Angelica ihrem Bruder nicht sagen, und die Lüge kam ihr so schwer an, selbst unter Umständen wie diese, daß sie vor Verlegenheit verstummte.

Doch hatte Julian den letzten Theil ihrer Rede gar nicht mehr gehört; seine großen Augen funkelten noch unheimlicher als sonst:

Nun, fiel er ihr in die Rede, mit einem Ausdruck von Altverständigkeit und Sicherheit, der, zusammengestellt mit dem Inhalt seiner Worte, etwas Erschütterndes hatte: das versteht sich ja ganz von selbst, du selber hast es mir ja gesagt, du kommst ja alle Nacht vor mein Bett, du und Reinhold und Leonhard auch. Herr Waller, setzte er mit geringschätzigem Lächeln hinzu, denkt immer, ich schlafe, und sagt, es wäre blos

im Traum, daß ich euch sehe. Aber ich weiß recht gut, daß ich wach bin und daß das keine Träume sind; sondern siehst du, Angelica, das ist so, wie es nach dem Tode sein wird . . .

Der Knabe verstummte, mit weitgeöffneten Augen vor sich hinstarrend. Doch hatte seine Erstarrung nichts Aengstliches, nichts Schreckhaftes, vielmehr es war wie eine tiefe Befriedigung, in welche sein Geist sich versenkte . . .

Banger Schauer durchrieselte Angelica's Glieder; sie wußte nicht, was antworten, und wollte den Bruder doch auch nicht in dieser Erstarrung lassen. —

Und waren wir denn auch heute Nacht wieder da? fragte Angelica mechanisch.

Ja wohl, erwiderte Julian mit völlig ernsthaftem Tone, indem er noch immer mit geisterhaften Blicken vor sich hinsah: in der dritten Stunde. Ich hörte, wie Herr Waller im Nebenzimmer eben ins Bette stieg; du hattest lange vor der Thür gestanden — ich sah dich recht gut, durch die Thür hindurch — mit ausgebreiteten Armen und hattest gewartet, bis Herr Waller zur Ruhe wäre und Niemand uns stören würde. Endlich ging die Thüre auf, und du kamst herein, ganz friedlich, und sagtest mir, daß du hier wärest und daß du bei mir bleiben wolltest alle Zeit, die ich noch am Leben wäre. Ich wußte es auch schon längst vorher, daß du kommen würdest, und mußte ordentlich lachen, wie du dahergeschritten kamst, gerade wie jetzt, im weißen

Morgenkleid – wenn nun doch, dünkte ich, Herr Waller dazu käme, da könnte er sich ja gleich überzeugen, ob das bloß Träume sind oder Wirklichkeit. Aber ich werde mich wohl hüten und Herrn Waller rufen, setzte er mit schadenfrohem Gekicher hinzu . . .

Angelica sprang empor: trotz des hellen Tages, der durch die Fenster strahlte, und trotz der so lang ersehnten Nähe des geliebten Bruders, fühlte sie sich gleichwohl von nächtlichem Grausen gepackt. Es dauerte einige Minuten, bevor sie ihrer Aufregung Herr werden konnte.

Und doch wirst du geschlummert haben, sagte sie endlich mit so viel Festigkeit, ja Strenge, als ihr möglich war: und der gute Herr Waller, um dir die Freude desto eher zu machen, wird an dein Bett getreten sein, und hat dir, während du halb schiefst, halb wachtest, die Neuigkeit meiner Ankunft erzählt.

Julian lachte bitter, so bitter – es schnitt Angelica'n ins Herz.

Herr Waller, erwiederte er nach einer Pause, ist auch wol der Mann dazu, mir eine Freude zu machen, er, der die letzte Freude abgestreift hat aus meinem armen, öden Leben und hat meinen Leonhard von mir hinweggetrieben ins Elend! O, Schwester (und ganz dicht rückte er dabei an sie heran und flüsterte ihr mit ganz heimlicher Stimme ins Ohr) . . . O, Schwester, glaub mir, was ich sage: der Herr Waller ist ein böser Mann!

Thu nie etwas, wozu Herr Waller dir räth, er meint es nicht gut, ich kenne ihn!

Verzeih, theurer Bruder, erwiederte Angelica, wenn ich einige Zweifel in deine Worte setze. Wie schmerzlich du unter Leonhard's Entfernung leidest, habe ich gewußt, bevor du es mir sagtest und auch ohne daß deine Briefe es mir verriethen. Daß du unter diesen Umständen eine Abneigung gegen Herrn Waller hast, ist natürlich, wenschon es mich überrascht, dieselbe so heftig zu finden, zumal da Herr Waller selbst mich versichert hat, daß ihr im Gegentheile Freunde wäret ...

Also hat er dich schon gesprochen? rief Julian: nimm dich in Acht, Schwester, er ist eine Schlange, daß er dich nicht auch umstrickt!

Du thust ihm wahrhaftig Unrecht, versetzte Angelica: ich habe allerdings bereits eine Unterredung mit ihm gehabt, eine sehr ernste und sehr ausführliche, in welcher er die freundschaftlichsten, ja zärtlichsten Gesinnungen gegen dich kund gab. Er denkt, zu meiner großen Freude, in den Hauptsachen überein mit mir: er selbst wird dafür Sorge tragen, daß Leonhard dir wiedergegeben wird; ja, er wird mir sogar auch beistehen, hoffe ich, den Zorn des Vaters gegen den Meister zu besänftigen und dir deinen Reinhold wieder zuzuführen ...

Mit spöttischem Unglauben schüttelte Julian das Haupt.

Der glatte Lügner, sagte er, daran erkenne ich ihn! Ich bin ein einfältiger Knabe, Schwester, und der dümmste Junge aus dem Dorf ist, was Welt und Menschen anbetrifft, zehnmal klüger als ich. Aber was Wahrheit ist, glaub mir, das weiß ich doch: und in diesem Manne, sag' ich dir, mit all seiner Gelehrsamkeit und all seiner feinen Bildung, seiner Beredsamkeit und seinem Ruhm, ist dennoch von Wahrheit keine Spur. Wie ich ihn sogleich wieder ertappe, rief er, indem helle Zornesröthe seine bleichen Wangen übergöß: er hat dich, sagst du, bereits gesprochen? er hat gewußt, daß du hier wärest – und als ich ihm heute Morgen auf den Kopf zusagte, du wärest hier (nämlich du selber hattest mir es ja gesagt), da lacht' er mich aus und schalt mich einen Träumer, bis ich wider seinen Willen heimlich aus dem Zimmer schlüpfte?! – Nun bin ich hier, theure Schwester, nun kein Wort mehr zwischen uns von jenem Armseligen, der nicht werth ist, daß wir die kostbaren Augenblicke an ihn verschwenden! Ach, er wird sie uns überdies nicht lange gönnen, weder er, noch mein Vater . . .

In der That erschien auch gleich darauf ein Diener, welcher Julian in Herrn Waller's Namen ersuchte, in sein Zimmer zurückzukommen, da es Zeit sei, Herrn Waller zum Gottesdienst zu begleiten. Denn so krank Julian auch war und so wenig er sonst sein Zimmer verließ, so war doch dies eine Pflicht, von der er, seit

seine Stiefmutter im Hause war, selten oder nie entbunden ward, auch nicht durch Herrn Wolston selbst. Und zwar dies Letztere einfach aus dem Grunde, weil Herr Wolston sich um das, was er Julian's Privatleben nannte (als ob das arme Kind noch ein anderes gehabt hätte!), die Eintheilung seiner Zeit also, seiner Arbeiten, Beschäftigungen, Vergnügungen, überhaupt nicht bekümmerte. Eine derartige, auf das Kleine, Einzelne gerichtete Sorgfalt lag einmal nicht in dem Charakter des kalten, weitblickenden Mannes; selbst dem übrigen so geliebten Sohne gegenüber, würde er sie, als unmännliche Sentimentalität, in die Weiberstube verwiesen haben. —

Gleichzeitig erschien ein zweiter Diener mit der Meldung an das gnädige Fräulein, daß der Commerzienrath bereit sei, sie zu empfangen.

Angelica, bestürmt von einem Meer von Zweifeln, aus dem nur Eine Nothwendigkeit sich klar und sicher herausstellte, diese nämlich, daß Julian aus seinen gegenwärtigen Verhältnissen herausgenommen werden müßte, nahm Abschied von ihrem Bruder, und bereitete sich zu dem peinlichen Gange, welcher ihr bevorstand.

## SECHSTES KAPITEL. DER LETZTE WILLE DER MUTTER.

Als Angelica in das Cabinet des Herrn Wolston trat, konnte derselbe, trotz der tiefen Abneigung, welche er

gegen seine Stieftochter empfand, eine gewisse flüchtige Regung von Wohlgefallen dennoch nicht unterdrücken, so glänzend, während Angelica's Abwesenheit aus dem väterlichen Hause, hatte die Knospe ihrer Schönheit sich entfaltet und als eine so stattliche Erscheinung, mit so viel Anmuth und Würde, kam sie dahergeschritten.

Aber in demselben Augenblick durchzuckte ihn auch der Gedanke an das blasse, kümmerliche Aussehen seines Julian; diese Rosen, die so frisch auf den Wangen des Engelchen blühten, diese Augen, so sprühend von Leben und Munterkeit, diese Lippen, so schwellend in schönster Jugendfrische, ließen das verbleichte, kranke Antlitz seines Sohnes, mit den erloschenen Augen, den hageren, blassen Lippen, nur doppelt schmerzlich vor seine Seele treten. Der Freibrief, welchen die Natur Angelica'n verliehen und vermöge dessen sie die Herzen aller Uebrigen, sich selbst unbewußt, mit stillem Zauber gefangen nahm, gereichte ihr in den Augen ihres Stiefvaters vielmehr nur zu neuem Vorwurf; mit stummem Groll fragte er das Schicksal, warum es Diese, seinem Herzen so fremd wie seinem Blute, mit so viel Liebreiz ausgestattet, daß er selbst, ihr Todfeind, sich der Rührung kaum erwehren konnte – und sein Liebling, sein Alles, der Einzige auf Erden, an dem sein Herz hing, sein Sohn schlich so bleich, so kümmerlich

einher? und kein noch so freundlicher Zuspruch, keine noch so schmeichelnde Bitte des bekümmerten Vaters konnte auf seinem Antlitz auch nur den leisesten Schimmer jener Freude hervorrufen, die selbst jetzt und in diesem Augenblick noch aus Angelica's Mienen in so entzückender Fülle strahlte?! – Erst jetzt fing Herr Wolston an, sie recht zu hassen. Sie hätte kommen können mit trotziger Miene, Zorn und Widerspruch auf der zierlich gewölbten Lippe, – er hätte es ihr vergeben wollen; aber daß sie kam mit Lächeln, daß sie kam mit einer Anmuth, einer Heiterkeit, welche fast sogar seinen Groll entwaffnete, das konnte er ihr niemals vergeben, niemals . . .

Wir brauchen wol nicht erst zu sagen, daß Herr Wolston bei alledem viel zu sehr Meister seiner selbst war, um von Allem, was in ihm vorging, sei es Haß, sei es Wohlgefallen, äußerlich auch nur das Geringste merken zu lassen. Die Unterhaltung bewegte sich anfangs in den herkömmlichen, nichtigen Redensarten der guten Gesellschaft, namentlich von Seiten des Commerzienraths, der absichtlich um so höflicher, ja so verbindlicher war, je mehr diese glatte Verbindlichkeit in Widerspruch stand mit dem natürlichen Verhältniß eines Vaters zu seiner Tochter, und je mehr er daher gewiß war, Angelica's Herz damit im Stillen zu verletzen.

Sogleich nach den ersten Begrüßungen brachte er das Abenteuer zur Sprache, welches Angelica fast auf der Schwelle des älterlichen Hauses begegnet war; er

bedauerte den Schreck, welchen sie gehabt, und versprach, ihr durch strengste Untersuchung des Vorfalls und unerbittliche Bestrafung der Schuldigen die Genugthuung zu verschaffen, die ihr, als Gast des Hauses (Gast sagte er, nicht Tochter), gebühre.

Vergebens versicherte die junge Dame, daß dem ganzen, ihr unerklärlichen Vorfall ohne Zweifel nur ein Zufall, ein Misverständniß höchstens zu Grunde liege, und daß Herr Wolston sie im Gegentheil verbinden werde, wenn er das ganze Ereigniß der Vergessenheit überliefere. Ein junges Mädchen, erwiederte er, die weder von Gesetz und Recht, noch von Handel und Wandel etwas verstehe, möge immerhin so denken, den Mann aber, der sich von dieser Modekrankheit der Sentimentalität gefangen nehmen lasse, würde er verachten. Es sei die höchste Zeit, daß diesen Grundsätzen vermeintlicher, falscher Humanität, mit welchen man heut zu Tage gerade die niedern Klassen des Volks mehr und mehr in Aufregung und Verwirrung zu setzen beginne, mit der ganzen Strenge des Gesetzes und der ganzen Energie nüchterner, männlicher Einsicht entgegengearbeitet werde.

Ich höre freilich, setzte er hinzu, daß der Professor, in dessen Hause Sie erzogen wurden, Angelica, selbst nicht ganz frei ist von jenen verderblichen Grundsätzen; ja nach einzelnen Aeüßerungen Ihrer Briefe an Julian muß ich schließen, daß sogar Sie selbst einigermaßen davon angesteckt sind. Ich habe keinen Werth

gelegt weder auf das Eine noch auf das Andere und thue es auch jetzt nicht. Sie sind meine Tochter nicht und ist es mir daher vollkommen gleichgiltig, in welchem Sinne Sie für gut befunden haben, sich auszubilden, – Nur das lassen Sie bei dem zeitweiligen Aufenthalt, mit welchem Sie mein Haus beehren, sich gesagt sein, daß, so weit der Kreis meiner Autorität reicht, kein Raum ist für irgend welche moderne, sogenannte humane Bestrebungen. Ich (und es war unmöglich in so wenig einfache Worte mehr Spott und mehr verwundende Kälte zu legen, als der Commerzienrath that) . . . Ich, wie Sie sich wol noch aus den Klagen Ihrer seligen Mutter entsinnen, bin ein Geldmensch, und muß es den Nachkommen jener Glücklichen, welche nicht nöthig gehabt haben, für Geld und Gut zu sorgen, überlassen, die Ideen der neuen Zeit zu verwirklichen – auf ihrem eigenen Gebiet, versteht sich.

Dieser Spott war um so grausamer, als der Commerzienrath sehr wohl wußte, daß Angelica das unglückliche Ende ihres Vaters, in Bankrott und Elend, nicht unbekannt war.

Aber so fest hatte das Engelchen (das dieses Namens in der That niemals würdiger war als in diesem Augenblick) sich vorgenommen, um ihres Bruders willen, jeder Herausforderung von Seiten des Herrn Wolston aus dem Wege zu gehen, daß sie sich auch jetzt noch stellte, als hätte sie die Anspielung nicht verstanden, und mit unbefangenster Tone theils von den kleinen

Erlebnissen ihrer Reise, theils von dem und jenem erzählte, was sich eben in der Hauptstadt Neues zuge- tragen. – Bei alledem war die Unterhaltung für beide Theile sehr peinlich, da beide ihre bestimmten Nebengedanken hatten, und jeder dem andern die Gelegen- heit ablauerte, dieselben endlich zur Sprache zu brin- gen. Am Peinlichsten natürlich für Angelica, da diese am Wenigsten gewohnt war, solche halbe, doppelsinni- ge Unterhaltung zu führen.

Endlich mochte es dem Commerzienrath, als einem praktischen Mann, leid thun um die schöne Zeit, die mit dieser Art von Unterhaltung verloren ging. Mit rascher Wendung daher den Dingen auf den Leib gehend:

Aber sind Sie wirklich so ganz allein gekommen, An- gelica? fragte er.

Angelica blickte ihn verwundert an. Mit meiner Kammerfrau, erwiderte sie, ganz gewiß.

Es überrascht mich, in der That, fuhr der Commer- zienrath in oberflächlichem Tone fort, und ich bin Ih- nen verbunden für diese unerwartete Mäßigung. Denn nach Ihren beiden letzten Briefen erwartete ich aller- dings nichts Geringeres, als daß Sie sofort in Beglei- tung eines Advocaten, vielleicht auch einiger Gerichts- diener kommen würden. Oder ist der junge Mann aus der Hauptstadt, der so eben bei mir war, der Secretair

des Ministers oder was er sonst ist, vielleicht einer Ihrer Advocaten, der das Terrain erst sondiren will? Bekannt wenigstens schien er mit Ihnen zu sein . . .

Es war Herr von Lehfeldt, den der Commerzienrath meinte. Derselbe hatte so eben seine Aufwartung bei ihm gemacht und die Briefe überreicht, mit denen der Minister, der, wie unsere Leser sich entsinnen wollen, der nahe Anverwandte der jetzigen Frau Wolston war, ihn dem Hause des Commerzienraths empfohlen hatte. Herr von Lehfeldt hatte den Commerzienrath dabei zugleich sowol über die Zwecke seiner Reise, als auch über die Absicht unterrichtet, welche seinem Incognito zu Grunde lag. Beide liefen ganz einfach darauf hinaus, daß der Minister ihn abgeschickt hatte, theils dem Schmuggelhandel nachzuspüren, der seit einigen Jahren an dieser Grenze in immer größerem Maßstab mit immer wachsenden Mitteln getrieben ward, theils und ganz besonders sollte er die Fabrikbevölkerung beobachten, über deren zunehmende Widersetzlichkeit allerhand beängstigende Gerüchte in die Hauptstadt gedrungen waren.

Herr Wolston empfand aus verschiedenen Gründen eine lebhafte Abneigung gegen Herrn von Lehfeldt. Einmal konnte er die vornehme Verwandtschaft seiner Frau überhaupt nicht leiden, da er nämlich sehr wohl wußte, daß es nur sein außerordentlicher Reichthum gewesen, was ihm die Hand der Baronesse erworben,

und daß diese Heirath, dessen ungeachtet, sowol in ihren als ihrer Verwandten Augen doch immer nur eine Misheirath blieb.

Außerdem aber beleidigte es seinen Stolz höchlich, daß der Minister für nöthig gehalten, einen eignen Beamten zur Beaufsichtigung seiner Fabrikarbeiter herzuschicken: als ob er selbst nicht Mannes genug dazu wäre, sie im Zaume zu halten, und als ob gegen das Uebergewicht, das sein Stand, sein Reichthum, vor Allem seine Klugheit und Erfahrung ihm gaben, die Bemühungen eines solchen Kundschafters vom grünen Tische nur überhaupt könnten in Anschlag gebracht werden. Ja so weit ging dieses Selbstgefühl, daß Herr Wolston im Stillen gar nicht daran glaubte, daß dies wirklich die Mission des Herrn von Lehfeldt sei: sondern er hielt es bloß für einen Vorwand, mit welchem derselbe ihn über noch andere, geheime Gründe seiner Hierherkunft zu täuschen suche. Wobei wir es einstweilen dahingestellt sein lassen müssen, welche andern geheimen Gründe bei dem Commerzienrath selbst zu diesem Argwohn beitrugen.

Gleichwohl, bei dem Gewicht dieser Empfehlungen, welche Herr von Lehfeldt mitbrachte, und bei den mannichfachen Rücksichten, die auch der Commerzienrath gegen den Minister zu nehmen, hatte er nicht umhingeconnt, sowol die Empfehlung selbst zu respectiren, als auch seinen Respect zu versichern vor dem

Incognito, welches Herr von Lehfeldt während seines Aufenthaltes in dem Fabrikort behaupten wollte.

Sie werden, hatte er ihm beim Abschied, mit halb kühlem, halb verbindlichem Lächeln gesagt, nun also von jetzt an der Maler Schmidt sein: und da ich leider, Geschäftsmann, wie ich bin, mich auf die schönen Künste gar nicht verstehe, meine Frau dagegen – die Cousine Ihres Chefs, wie Ihnen bekannt sein wird – eine sehr eifrige Liebhaberin derselben ist, so wollen Sie, zumal bei meiner sehr beschränkten Zeit, mich wol entschuldigen, wenn ich Sie ersuche, mehr auf die Unterhaltung meiner Frau, als auf meine eigene zu zählen.

Angelica, die nicht die mindeste Ahnung davon hatte, weder daß Herr von Lehfeldt im Dorfe, noch daß er soeben im Zimmer ihres Vaters gewesen, versicherte mit allen Zeichen der lebhaftesten und aufrichtigsten Verwunderung, daß sie durchaus nicht verstehe, was er meine.

Gleichviel, rief der Commerzienrath, so habe ich geirrt. Aber gestehen Sie selbst, Angelica, daß ich Ihren Briefen nach zu einer Annahme dieser Art berechtigt war. Oder wie? haben Sie mir nicht bereits schriftlich gedroht, einen Proceß gegen mich anhängig zu machen? ist es nicht in der That Ihre Absicht, mit den gehässigsten Anklagen aufzutreten – ich sage nicht, gegen Ihren Vater, aber doch gegen den Mann Ihrer verstorbenen Mutter? Ja was spreche ich von mir? Ihre

eigene Mutter ist es ja, deren letzten Willen Sie angreifen, die Sie noch verklagen wollen im Grabe selbst! Glauben Sie nicht, fuhr er fort, indem er die goldene Dose nachlässig zwischen den Fingern drehte, daß ich Ihnen dieser Absicht willen zürne: sie steht in solcher Uebereinstimmung mit Ihrem mir wohlbekannten Temperamente und ist dabei – Sie müssen einem Manne meiner Stellung diese Offenherzigkeit schon erlauben, Angelica – an sich so kindisch, so ohne alle Aussicht auf Erfolg, daß sie bei Weitem mehr mein Mitleid erregt als meinen Zorn . . .

Angelica, die wohl fühlte, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen und daß sie mehr als je festhalten müsse an der Besonnenheit und Ruhe, welche sie sich um Julian's willen gelobt, ließ absichtlich einige Augenblicke vergehen, bevor sie antwortete. Dann erst, mit so bescheidener wie fester Stimme:

Ich würde Ihnen dankbar gewesen sein, sagte sie, wenn Sie das Gespräch nicht gleich bei unserm ersten Zusammentreffen auf diesen Gegenstand gebracht hätten. Da es nun aber einmal Ihr Wille so gewesen ist, so füge ich mich. Ja, allerdings, ich kann und werde mich nicht ohne Widerstand einem Testamente fügen, welches, in dem wesentlichsten Punkte meiner Freiheit, mich auf eine durchaus unerträgliche, durchaus unerlaubte Weise beschränkt und die wichtigste Entscheidung meines Lebens von fremder Willkür abhängig macht! Ich kann und werde es nicht, weil ich nicht

glaube, daß Gesetz und Recht eine derartige willkürliche Verfügung überhaupt gestatten! weil ich mich nicht überreden kann, daß das überhaupt der Wille meiner Mutter gewesen ist – oder ist er es gewesen, nun gut, so ist sie selbst in dem Augenblick, da sie dies niederschrieb, ihres Willens nicht mehr mächtig gewesen! Erwägen Sie selbst: eine Mutter, welche, soweit ihre unglückliche Krankheit ihr verstattete, es ihrer einzigen Tochter niemals hat fehlen lassen an den rührendsten Proben mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit – eine Mutter, von der es gleichwol notorisch ist, daß ihr Gemüth in Verwirrung und sie nicht jederzeit Herrin ihres übrigens so klaren Verstandes gewesen – eine solche Mutter, wenige Monate, bevor sie im Irrenhause stirbt, errichtet, fern von ihrer Familie, in fremdem Lande, ein Testament, durch welches auf die wunderbarste, ja unerhörteste Weise vorausverfügt wird über die Hand dieser ihrer einzigen Tochter! Ich bin, nach dem Wortlaut jenes mütterlichen Testamentes, verpflichtet, bis zum Ablauf meines zwanzigsten Jahres meine Hand nicht nur überhaupt zu vergeben, sondern sie auch an den Mann zu vergeben, der Ihre Zustimmung haben – ja sprechen wir es nur geradehin aus, der mir von Ihnen bestimmt sein wird. Heirathe ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre nicht, oder heirathe ich ohne Ihre Zustimmung und Erlaubniß, so soll ich mit allen Ansprüchen an das älterliche Vermögen abgewiesen und

ein für allemal auf eine Rente beschränkt sein, so kümmerlich, daß ich kaum mein Leben davon fristen könnte und daß diese glänzende Erziehung, welche ich Ihrer Güte verdanke, mir vermuthlich nur zum Fluch gereichen würde. Wahrhaftig, rief sie, indem sie rasch aufstand und den Sessel zurückschob, das scheint mir eher die Erfindung eines Romanschreibers zu sein oder eines Bühnendichters, der um eine Intrigue in Verlegenheit ist, als das Testament einer Mutter, und niemals, niemals werde ich mich ihm unterwerfen – wenigstens, setzte sie mit größerer Fassung hinzu, nicht ohne zuvor allen Widerstand erschöpft zu haben, der in meinen schwachen Kräften steht.

Der Commerzienrath, während Angelica's heftiger Rede, hatte seine Ruhe keinen Augenblick verloren.

Ich überzeuge mich, sagte er, indem er mit verbindlicher Handbewegung sie aufs Neue zum Sitzen nöthigte, daß ich Ihnen in der That Unrecht gethan habe, Angelica, als ich voraussetzte, Sie hätten bereits Rücksprache mit Ihrem Advocaten genommen. Wäre dies der Fall und hätten Sie auch nur die oberflächlichste Meinung eines Sachverständigen eingeholt, so könnten Sie unmöglich selbst über den einfachen Thatbestand sich in solchen Irrthümern befinden, als Sie thun. Es ist freilich meine Sache nicht, Sie aufzuklären: indessen, da es Ihnen vielleicht eine Menge Verdrüßlichkeiten und Kosten erspart, so will ich gleichwohl den Versuch machen. – Zuerst setzt es mich nicht wenig

in Erstaunen, daß Sie, die eigene Tochter, den Irrthum des Publicums theilen, welches, in seiner erbärmlichen Klatschsucht, sich einbildet, als wäre Madame Wolston im Irrenhause gestorben. Wäre es nur meine Absicht gewesen, Madame Wolston im Irrenhause unterzubringen, so hätte ich können die Reise nach England sparen. Aber ich kannte ihren Gemüthszustand besser und hoffte, daß schon die heimatliche Luft an sich, ohne weitere ärztliche Kunst, genügend sein würde, ihre einigermassen erschütterte Gesundheit wiederherzustellen. Der Himmel hat es anders gewollt. – Jedenfalls aber gibt der Todtenschein, der sich dem Testamente beigeheftet findet und von dem auch Sie, Angelica, eine Abschrift in Händen haben, den unwiderleglichen Beweis, daß Madame Wolston in dem Gartenhause eines meiner Geschäftsfreunde gestorben ist, demselben Hause, in dem ihr, von ihrer Rückkehr nach England an, durch meine Fürsorge eine gastliche Stätte bereitet war, und das sie nicht anders als nur als Leiche verlassen hat.

Zum Zweiten, fuhr Herr Wolston fort, scheint es Ihrer Aufmerksamkeit völlig entgangen zu sein, daß das Testament Ihrer verstorbenen Mutter aufs Vollständigste und Erschöpfendste versehen ist mit all jenen Förmlichkeiten, welche gerade das englische Gesetz für dergleichen Acte vorschreibt; die genauesten und unverwerflichsten Zeugenaussagen, die in dem Testamente selbst vermerkt sind, bekunden sowol die Identität

der Person, als auch, daß Ihre verstorbene Mutter sich zur Zeit, da jenes Testament abgefaßt ward, im vollkommensten Wohlsein und im unzweifelhaftesten Gebrauch aller ihrer Geisteskräfte befunden hat. Wie Sie denn überhaupt wohl aus Ihrer eigenen Kindheit wissen sollten, Angelica, daß die Krankheit der verstorbenen Madame Wolston ihren Grund weit weniger in einer Zerrüttung oder auch nur Störung ihrer Geisteskräfte hatte, als in den peinlichen Erinnerungen, mit welchen ihre eigene Vergangenheit sie verfolgte und die ich Ihnen zur Warnung aufstellen würde, wenn dergleichen Warnungen, bei einem so hartnäckigen und eigensinnigen Character, wie der Ihre, von irgend einem Erfolg sein könnten. Sie wissen ja wol, welches unglückliche Ende der erste Mann der Madame Wolston, Ihr Vater, genommen, und welchen Antheil an dieser bejammernswerthen Katastrophe Madame Wolston sich selbst zuschreiben mußte . . .

Gut, unterbrach er sich selbst, da Angelica ihn mit stummer Geberde beschwor, diesen Gegenstand zu verlassen: Sie wollen nichts davon hören, und es liegt allerdings auch mir nichts daran, alte vergangene Historien aufzuwecken, die zur Entscheidung unseres Streites doch nichts beitragen könnten. Aber erinnern will ich Sie doch – oder wenn Sie es noch nicht gewußt haben und wenn Ihre verstorbene Mutter versäumt hat, das Gefühl der Dankbarkeit zu erwecken, welche Sie mir in der That schuldig sind – wohlan,

so mögen Sie es jetzt zuerst von mir hören, daß ich es damals war, ich, Angelica –! der sich Ihrer verlassen, verzweifelnden Mutter annahm, ihre zerrütteten Verhältnisse wiederherstellte, und sie in ein fremdes Land führte, in eine neue Umgebung, unter neue, mit ihrer Verschuldung unbekannte Menschen, wo sie hätte glücklich werden können, wenn Glückseligkeit nicht eben so wenig ihre Sache gewesen wäre, als – Glückseligkeit machen.

Das, sagte der Commerzienrath in demselben kalten, gemäßigten Tone weiter, führt mich auf den dritten Punkt, den Ihre Leidenschaftlichkeit Sie hat übersehen lassen. Die Rente, welche das Testament Ihnen für den Fall Ihres Ungehorsams aussetzt und die Ihnen, nicht ohne Grund, so kümmerlich erscheint, ist in der That der ganze Ertrag dessen, was Sie allenfalls Ihr mütterliches Vermögen nennen dürfen und worauf Ihre Ansprüche daher allein sich erstrecken können. Das Vermögen, an welches das Publicum jetzt denkt, wo es den Namen Wolston nennen hört, ist eben mein Vermögen, durch meinen Fleiß, meine Kenntniß, meine Entsagungen erworben; das Gesetz kennt keinen andern Erben desselben, als Ihren Bruder, meinen Sohn. Das Testament Ihrer Mutter daher, das Ihnen so abenteuerlich, so romanhaft erscheint, spricht im Gegentheil nur das ganz einfache, ganz prosaische Verhältniß aus, das in

den Thatsachen liegt und das nothwendig überall eintreten müßte, auch ohne das Testament und ohne mütterliche Vorausbestimmung, wo Sie sich in einem so wichtigen Schritt, wie Ihre künftige Verheirathung ist, meiner Autorität entziehen und damit auch den letzten Schatten kindlicher Abhängigkeit zerstören würden.

Finden Sie es nun, schloß der Commerzienrath seine Rede, nach diesem Allen noch angemessen, und namentlich finden Sie einen Advocaten, der es unter diesen Umständen noch unternehmen will, das Testament für ungiltig, falsch, oder was weiß ich, zu erklären – immerhin, Angelica, ich lege Ihnen nichts in den Weg, ja nicht einmal an den Mitteln will ich es Ihnen fehlen lassen, Ihren Advocaten zu – bezahlen. Ihr Geburtstag, wenn ich nicht irre, ist am Weihnachtabend?

Und als Angelica dies mit stummer Verneigung bejahte: Ganz richtig, sagte er, halb spöttisch, halb verbindlich, ich wußte ja doch, daß Sie als Weihnachtengelchen gekommen. Es sind also noch fast sechs Monate, bis Sie Ihr zwanzigstes Jahr vollenden und bis die Clausel des Testaments zur Anwendung kommt. Sie haben mithin auch noch vollkommen Zeit bis dahin, zu überlegen und zu prüfen, was Ihnen gut ist und was besser. Ja selbst wenn Sie eine Neigung haben oder wenn Sie eine bis dahin fassen sollten, und sie wäre nur irgend von der Art, daß ich sie billigen könnte, – theilen Sie es mir mit, wir wollen sehen, was

sich thun läßt, ich gebe Ihnen, bis zum entscheidenden Termin, in allem freie Hand. Aber nur ein ernstes Interesse für Ihre Drohungen, gutes Kind, können Sie mir unmöglich zumuthen, und noch weniger, daß ich mich darüber in persönlichen Zwist mit Ihnen einlassen soll; meine Zeit ist sehr beschränkt, wie Sie ja wol noch von früher wissen . . .

Das junge Mädchen, das den Zusammenhang der Dinge in der That noch nie in diesem Lichte betrachtet hatte, wußte im Augenblick nichts zu erwidern. Aber eben so wenig auch vermochte sie das Gefühl des Unrechts zu unterdrücken, das sie bei alledem aus dem streitigen Testament herauszuspüren meinte, und noch weniger den Argwohn, der schon seit Längerem in ihr rege war und der durch das Abenteuer von heute Morgen eine so wesentliche Nahrung erhalten hatte.

Aber so haben Sie, rief sie, mit all diesen Beweisführungen, die ich als unkundiges Mädchen weder zu prüfen, noch zu widerlegen verstehe, mir doch immerhin noch keinen Aufschluß gegeben, wie es einer Mutter, einer zärtlichen Mutter möglich war, die Zukunft ihrer Tochter auf eine solche Weise zu fesseln, und was überhaupt der Zweck dieser seltsamen Bestimmung sein sollte?!

Der Commerzienrath sah sie mit kaltem Lächeln an.

Nun, sagte er nach einer Pause, während deren er sehr ämsig den Deckel seiner Dose blank gescheuert hatte, ich dünke, das wäre einfach genug: eben weil

es eine zärtliche Mutter war. Ich denke mir, setzte er lauernnd hinzu, Madame Wolston hat in ihrer ersten unglücklichen Ehe – denn auch Ihr Vater, Angelica, war kein Tugendheld, wahrhaftig nicht! – erfahren, daß es nicht gut ist, wenn junge Damen bei ihrer Verheirathung nur allein der sogenannten Stimme des Herzens folgen: sondern daß es gerade hier Noth thut, auf den Rath älterer, einsichtiger Leute zu hören.

In ihrer zweiten Ehe sodann, fuhr er mit immer, bitterem Spotte fort, hat sie, denk' ich mir, gleichwohl empfunden, daß es doch überhaupt ein sehr großes Glück ist, verheirathet zu sein. Nun sehen Sie, diese beiden Erfahrungen und vielleicht auch eine gewisse Kenntniß Ihres Charakters, über den ich mich bereits genügend ausgesprochen, haben ihr, meine ich, jenes Testament eingegeben; sie hat Sie vor dem Einen beschützen und Ihnen gleichwohl das Andere nicht vor-enthalten wollen – da ist das Räthsel auf einmal gelöst, meinen Sie nicht?

Die junge Dame, die sich außer Stande fühlte, das Gespräch, in diesem Tone fortzusetzen und die zugleich auch, zu ihrem Schreck, bemerkte, wie die Zeit verstrich, ohne daß es ihr bis jetzt gelungen, denjenigen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der ihr doch bei Weitem am Meisten am Herzen lag, das Schicksal ihres Bruders – bat um die Erlaubniß, die Unterhaltung hier abbrechen und zu einem andern, wichtigern Thema übergehen zu dürfen. Mit rascher Wendung,

bevor noch Herr Wolston Zeit gehabt, die Erlaubniß zu ertheilen oder zu verweigern, ging sie zu Julian's Verhältnissen über. Mit der ganzen unwiderstehlichen Beredtsamkeit der herzlichsten schwesterlichen Liebe und mit dem ganzen Muth, den sie sich für diesen Augenblick gleichsam zusammengespart hatte, schilderte sie den schmerzlichen Eindruck, welchen Julian's verändertes Aussehen in ihr hervorgebracht; kein Kopfschütteln ihres Stiefvaters, kein drohendes Stirnrunzeln, kein geringschätziges Lächeln desselben konnte sie irre machen, den ganzen Inhalt ihrer Sorgen, ihrer Befürchtungen, ihrer Wünsche vor ihm auszuschütten.

War es nun die Wärme, mit welcher Angelica sprach und die endlich auch das kalte Herz des Commerzienraths entzündete, war es, weil der Gegensatz ihrer blühenden Frische ihm das hinwelkende Aeußere seines Sohnes erst recht fühlbar gemacht hatte, so daß er in Folge dessen wirklich ernstere Besorgnisse zu hegen anfang – genug, je länger Angelica sprach, je nachdenklicher ward Herr Wolston, je weicher wurden seine Züge, je mehr senkte sich das Haupt, das er sonst so stolz im Nacken trug –: bis endlich, da sie erschöpft inne hielt, die Angst der Vaterliebe alle andern Empfindungen aus seiner Seele verdrängt und er es fast vergessen hatte, daß es seine Feindin, die beneidete, verhaßte Angelica war, die zu ihm sprach . . .

Ich nehme an, sagte er, daß die Sentimentalität und Leidenschaftlichkeit, welche Ihre Mutter auf Sie vererbt, Sie die Dinge schlimmer ansehen läßt, als sie in der That sind. Aber es ist mein einziger Sohn, mein Alles, um den es sich handelt; gesetzt also, es wäre wirklich, oder doch wenigstens zum Theil wirklich so, wie Sie es schildern – was soll ich, was kann ich thun, es zu ändern? Ich bin reich, Sie wissen es – soll Julian reisen? soll er nach Italien, Griechenland? Ich bin reich, wie gesagt, und all mein Reichthum hat keinen andern Zweck, als nur meinem Sohn das Leben zu erheitern ...

Auf diesen Punkt eben hatte Angelica ihn zu führen gewünscht. In klarer, leidenschaftloser Weise, indem sie sich sorgsam bemühte, alle Eigenthümlichkeiten des Commerzienraths zu schonen, setzte sie auseinander, wie Julian bei dem weichen, empfindlichen Herzen, das er nun einmal habe und das er erst in spätern Jahren, nach dem verständigen Beispiel seines Vaters, werde bewältigen lernen, nothwendig einen, seinem Alter und seinen Neigungen entsprechenderen Umgang haben müsse. Vor Allem, trotz der vortrefflichen Wahl, welche der Commerzienrath in Herrn Waller getroffen, scheine es ihr, daß Julian noch immer mit krankhafter Sehnsucht an seinem ehemaligen Lehrer hänge, dem Leonhard ...

Der Commerzienrath, bei Leonhard's Namen, zuckte gleichgiltig die Achseln: er habe in der That nicht

das Mindeste gegen diesen Herrn Leonhard, und wenn sein Proceß beendigt sei, oder es sich sonst mit den gesetzlichen Vorschriften vertrage, so möge er in Gottes Namen wieder einige Unterrichtsstunden bei Julian übernehmen – natürlich unter Herrn Waller's Aufsicht.

Ermuthigt durch diesen Erfolg, der ihr von glücklichster Vorbedeutung schien, wagte Angelica mit ihrem zweiten Antrag hervorzurücken. Sie erinnerte Herrn Wolston, welche günstige Wendung vor sechs Jahren in der Entwicklung ihres Bruders eingetreten sei und wie sehr sowohl sein Geist als sein Körper gewonnen habe, damals, als er nicht auf den Umgang seiner Lehrer allein beschränkt gewesen sei, sondern als er zu Unterricht und Spiel einen Gefährten, einen Kameraden gehabt habe. Wenn es sich vielleicht thun ließe, ihm wieder eine ähnliche Gesellschaft zu verschaffen, ja wenn es vielleicht möglich sein sollte, denselben jungen Mann, der damals solch glücklichen Einfluß auf Julian geübt habe, wieder in das Haus zu ziehen –; sie wisse zwar sehr wohl, wie abgeneigt ihr Vater diesem Umgang wäre, mit vollem Recht ohne Zweifel . . .

Aber hier ließ der Commerzienrath sie nicht weiter sprechen; kaum daß er merkte, wohin sie zielte, als er, all seiner sonstigen Mäßigung vergessend, im fürchterlichsten Zorn aufsprang –

Angelica bebte, da der Sturm jetzt heranbrach, den sie so lange gefürchtet und den sie gleichwohl jetzt, sie mußte es sich selber sagen, einigermaßen leichtsinnig

herauf beschworen hatte —: wer hieß sie auch, die Sache so übereilen und so unvorbereitet mit der Thür ins Haus fallen?

Aber auf einmal, als hätte ein plötzlicher Gedanke den Commerzienrath überrascht, legte sich sein Zorn ...

Sie haben Recht, die Sache ist zu überlegen, Angelica, sagte er mit eigenthümlichem Schmunzeln: Sie haben vielleicht nicht Unrecht, der junge Mensch ist am Ende so übel nicht. Auch hat er sich ja, wie ich höre, bei dem Vorfall gestern Nacht um die öffentliche Ordnung und Sicherheit einiges Verdienst erworben, und es ist um so zweckmäßiger, daß ihm eine kleine Auszeichnung dafür widerfährt, je größere Schuld an dem Vorfall dagegen der eigene Vater, dieser Aufwiegler von Profession, zu haben scheint. Ich entscheide mich noch zu nichts, weder zu ja, noch zu nein. Aber da Sie dem Reinhold doch einigen Dank schuldig geworden sind, so will ich nichts dagegen haben, daß Sie ihm denselben persönlich abstatten und bei dieser Gelegenheit hinhorchen, wie der junge Mensch etwa gesonnen ist, und ob er geneigt sein möchte, irgend eine Stellung in der Umgebung Julian's wieder einzunehmen. Einstweilen wird es an der Zeit sein, daß ich Sie meiner Gemahlin, Ihrer Mutter, vorstelle: Ihren Arm, Angelica.

Welche Berechnung dieser so plötzlich veränderten Stimmung des Commerzienrathes zu Grunde lag, wer wollte es ergründen? Nur daß eine solche Berechnung

zu Grunde lag, und zwar eine fremdartige, von Niemand geahnte, das fühlte selbst Angelica aus seinem so plötzlich umgewandelten, seltsamen Benehmen heraus; ihre Reue, das Gespräch voreilig so weit geführt zu haben, verminderte sich trotz des scheinbar glücklichen Erfolges nicht, und mit doppelter Befangenheit daher folgte sie ihrem Vater zu der zweiten peinlichen Begrüßung, welche sie erwartete.

#### SIEBENTES KAPITEL. EIN EMPFEHLUNGSSCHREIBEN.

Schon hatte Angelica an der Seite ihres Vaters die geschmackvolle, mit Statuen und Gemälden reich verzierte Galerie erreicht, die zu den Gemächern der Baronesse führte, als Herr Wolston plötzlich ihren Arm losließ und, auf eine Gestalt deutend, die halb im Schatten hinter einem der Pfeiler lauerte:

Entschuldigen Sie mich, rief er, nur auf wenige Minuten, dort sehe ich eben einen Aufseher, dem ich noch in einem wichtigen Geschäft Bescheid zu ertheilen habe, ich stehe Ihnen sogleich wieder zu Diensten . . .

Angelica war dem Blick des Commerzienraths gefolgt – es war ihr lieb, daß er ihren Arm bereits losgelassen, so fühlte er doch wenigstens das Zittern nicht, das sie ergriff, als sie in der Gestalt, die jetzt frei zwischen den Säulen hervorkam, den – Sandmoll erkannte, den nächtlichen Gefährten ihres Vaters, der aber auch bei Tage, wie es schien, sehr unentbehrlich war in diesem Hause . . .

Während Angelica einstweilen in den Garten ging, winkte der Commerzienrath den Alten zu sich, stieg mit ihm herab in sein Cabinet, verriegelte vorsichtig die Thür.

Was hattest du oben zu schaffen, alter Schelm? herrschte er den Aufseher an.

Was wird's sein? Weibersachen, erwiderte der Angeredete mit seiner treuherzigsten, einfältigsten Miene, der gnädige Herr wissen ja, wie die gnädige Frau sind, alle Tage was Neues und alle Tage besorgt um das Seelenheil eines armen alten Mannes – ich kann sie gar nicht alle behalten, setzte er tückisch hinzu, die schönen Gebete und Sprüche, die ich hier im Hause lerne, auf meine alten Tage noch . . .

Aber so behalte jetzt dies, unterbrach ihn der Commerzienrath voll Ungeduld: es gibt zu thun für dich, paß auf, alter Schelm, daß du mir keine Verwirrung anrichtest. Ich habe dem jungen Mädchen Erlaubniß ertheilt, das Haus da drüben zu besuchen; hätte ich es ihr auch nicht erlauben wollen, so hätte sie es ja doch heimlich gethan – verstehst du meine Absicht, Alter?

Sandmoll grinzte und knackte vor Behagen.

Es ist zu viel Ehre, sagte er, daß ich die Gedanken des Herrn Commerzienraths errathen soll, wiewohl mir schon so etwas zu dämmern beginnt . . .

Mit dem Proceß gegen den Meister, fuhr der Commerzienrath fort, und der Haussuchung, von der wir heute früh sprachen, ist es, bei reiferer Ueberlegung,

noch in weitem Felde. Aber es bedarf dieser Mittel auch gar noch nicht; schon mit viel einfachern, viel geräuschlosern werden wir zum Ziele kommen. Existiren jene Schriften, welche wir vermessen, wirklich und befinden sie sich, wo du vermuthest, so ist kein Zweifel, daß sie damit um so unvorsichtiger herausrücken werden, je freiern Zutritt Angelica in dem Hause hat. Paß du also auf, und da du nach dem gestern Vorgefallenen nicht gut selbst so bald wieder das Haus betreten kannst, so stell deine Alte an – sie ist zuverlässig?

Sandmoll, statt aller weitem Antwort, begnügte sich, die unendlichen Arme betheuernd in die Höhe zu schwenken und mit drohender Geberde die Fäuste dazu zu ballen; vermuthlich wollte er damit ausdrücken, daß, wenn seine Lore einmal nicht zuverlässig sein sollte, es um sie geschehen wäre.

Gut, sagte Herr Wolston, so weißt du nun, wofür du zu sorgen hast. Wegen des Herrn von Lehfeldt, oder wie er hier heißen will, des Maler Schmidt, mach dir keine Gedanken weiter, es ist ganz gewiß nur ein Vorwand, wenn er sagt, er sei des Schmuggelns wegen da, ich glaube vielmehr, der junge Fant will sich selbst einschmuggeln irgendwo. Aber da, wie du gestern sagtest, einige Vorsicht immer gut ist, so Sorge, daß bei Zeiten die richtige Botschaft nach dem Forsthause kommt, du weißt schon, was ich meine, nach der alten Baracke dort oben, wo Ihr Gaudiebe Euer Wesen treibt – Ihr

seid, setzte er hinzu, indem er den Alten mit roher Vertraulichkeit auf die Schulter klopfte, doch nur dumme Teufel allzusammen, und wenn sie Euch heute kriegten, wie Ihr da seid, gegen mich könnte nicht einer von Euch zeugen, das merke dir, Alter, falls dir einmal ein Gelüste käme . . .

Angelica inzwischen hatte im Garten, wo sie die Rückkehr des Commerzienraths erwartete, eine unvermuthete Gesellschaft gefunden; kaum daß sie in den ersten Gang einbog, hörte sie sich bei ihrem Namen angedet und – Herr von Lehfeldt stand vor ihr.

Unmittelbar aus dem Cabinet des Commerzienraths hatte Herr von Lehfeldt sich zur Baronesse begeben, um ihr, als Herrin des Hauses, ebenfalls seine Aufwartung zu machen.

Doch war es keineswegs diese gesellige Rücksicht allein gewesen, was ihn zu ihr führte: sein Gönner, der Minister, hatte den jungen Mann ganz ausdrücklich und auch in dem, was den persönlichen Zweck seiner Reise bildete, dem Schutz und der Fürsorge der Baronin empfohlen. Schon am frühen Morgen, vom Gasthof aus, hatte er sich durch ein eigenhändiges Schreiben des Ministers bei ihr angemeldet; der Inhalt desselben war vortrefflich geeignet, das lebhafteste Interesse für den Empfohlenen hervorzurufen. Ja so lebhaft war dasselbe gewesen, daß die Baronin sogar den gewohnten Kirchgang darüber versäumt hatte.

Sie sind, theuerste Cousine, schrieb der Minister, eine kluge, einsichtsvolle Frau, welche, wiewohl Sie sich jetzt, wie ich höre, einigermaßen in die himmlische Domain zurückgezogen haben, doch auch den Lauf der Welt und die sündige, aber ach, so süße Schwachheit der Menschen kennen. Wir sind jetzt beide allmählig in die Jahre gerathen, von denen es heißt, sie gefallen uns nicht – oder wenigstens, da dies allerdings eine Offenherzigkeit ist, die sich nicht einmal der Cousin gegen die Cousine darf zu Schulden kommen lassen, in die Jahre, wo unser Blut kälter fließt, nur zu kalt vielleicht – wo wir Mitleid haben mit den Thorheiten unserer Jugend und davon wieder gut zu machen wünschen, was sich noch gut machen läßt. Bei alledem, sie waren süß, diese Thorheiten, nicht wahr, theuerste Cousine? Ach, unter uns gesagt, es ist doch eine elende Welt jetzt, und solch heißes Blut, solche wilden Streiche, solch seliger Leichtsinn, wie vor zwanzig Jahren in unserm Kreise, gibt es jetzt gar nicht mehr. Noch jetzt, trotz meines grauen Kopfes, mit einem Entzücken, das Sie, geehrte Freundin, ohne Zweifel sehr sündhaft finden werden und für das ich auch in der That mit Nächstem Buße thun will, so wie ich einmal Zeit dazu habe, gedenke ich noch jenes tollen Frühlings, den ich – vor wie lange ist es jetzt doch? vor zwei-, dreiundzwanzig Jahren, gleich nach dem Kriege, in Ihrer Nachbarschaft verlebte. Ich sehe voraus, daß weder Ihr Beichtvater, noch auch (was das Allerschlimmste wäre) Ihr Mann

Ihre Correspondenz zu sehen bekommt; dazu, bei aller Frömmigkeit, sind Sie doch wohl noch immer eine viel zu gebildete Frau, und darf ich es daher diesem Blatt wol immer anvertrauen: wir waren beide arge Weltkin-der damals, sehr arge, theure Cousine, und ließen, da natürlich weder der Vetter der Muhme, noch die Muhme dem Vetter zum Sittenrichter gesetzt ist, Einer den Andern seine tollen Streiche so ziemlich ungehindert treiben. Wie schön Sie damals waren, Cousine! wie die Sonne! und freigebig wie die Sonne, mit derselben Ge-rechtigkeit gegen Hohe wie Niedere, vertheilten Sie da-mals auch die Zeichen Ihrer Gunst . . .

Nun gut denn, fuhr der Briefsteller fort: ich, wie Sie wissen, unterließ nicht einem so liebenswürdigen Bei-spiel zu folgen; die glühende, zündende Atmosphäre, welche Sie damals, gleich einem Feuerkreis, um sich verbreiteten, erfaßte, umgekehrt, wie in der Geschich-te vom Jupiter und der Semele, auch mein sterbliches Gebein. Ich kann nicht erwarten, daß Sie sich meiner Aventuren von damals im Einzelnen erinnern sollten, auch dürfte vielleicht, aller Ihrer Nachsicht ungeach-tet, Einiges hinter Ihrem Rücken begegnet sein: oder Sie selbst, fromme Freundin, hatten wohl auch an An-deres und doch so Aehnliches zu denken – Genug, man wird, wie ich schon einmal sagte, alt, und da die Ehe mit meiner verstorbenen Frau, wie Sie sich entsinnen?

ohne Kinder geblieben ist, so wäre es mir ganz angenehm jetzt, wenn ich von den lebendigen Spuren, welche mein Aufenthalt damals in Ihrer Gegend zurückließ, noch Einiges wieder entdecken könnte.

Ja, ich glaube fast, die Entdeckung ist bereits gemacht. Sie kennen, wenigstens dem Gerüchte nach, die abenteuerliche Jugendgeschichte des jungen Mannes, dessen Wohl und Weh jetzt von dem Interesse abhängt, dessen Sie diesen meinen Brief würdigen werden; Sie erinnern sich auch, in Folge welcher Ereignisse er in mein Haus aufgenommen worden ist. Gestehe ich Ihnen nur offen, daß gleich damals, da ich, als Präsident des Gerichtshofs, diese Sache unter Händen hatte, ein Argwohn in mir aufstieg, ob der kleine struppige Vagabond mir nicht näher angehörte, als irgend Jemand ahnte, und ob ich nicht, wie jener glückliche Vater eines Schweinetreibers, von dem das Evangelium uns erzählt, sollte ein Kalb schlachten lassen und jubeln, daß der verlorene Sohn sich gefunden. Zwar das Gleichniß, wie ich so eben selbst bemerke, paßt nicht ganz. Allein, theure Cousine, mein Studium der Bibel ist auch noch ziemlich neu und macht keinen Anspruch darauf, so gründlich zu sein, wie das Ihre: weshalb Sie das unpassende Citat entschuldigen wollen.

Jedenfalls (hieß es im Briefe weiter) wissen Sie genug jetzt, um das eigentliche Ziel meines Anliegens zu errathen. Ich vermuthete, daß der junge Mann, den ich unter dem Namen des Herrn von Lehfeldt in meinem

Hause erzogen, und den ich in der That als einen Sohn meines Geistes betrachten darf, auch wirklich mein Sohn ist. Ja ich vermuthe es nicht blos, ich wünsche es auch: theils weil ich ihm wirklich einen bessern Ursprung gönne, als von den Landstreichern und Spitzbuben, aus deren Händen ich ihn empfangen, theils, weil ich, wie schon erwähnt, mich nach einem Erben meines Namens und meines Einflusses sehne, – und endlich zum Theil auch deshalb, weil, bei der Richtung, welche Serenissimus bekanntlich seit einigen Jahren eingeschlagen, es mir sogar nur zur höchsten Empfehlung gereichen und mich in der Gunst Sr. Durchlaucht nur befestigen könnte, wenn ich Gelegenheit fände, eine derartige Jugendsünde mit einigem Eclat wieder gut zu machen. Da nun der junge Mann, gewisser anderer Geschäfte halber, ohnedies in Ihrer Gegend zu thun hat, so hielt ich es jetzt für den geeignetsten Moment, die betreffenden Nachforschungen anzustellen. Mein Schützling, der nun hoffentlich auch bald der Ihre ist, wird sich Ihnen unter dem Namen eines Maler Schmidt vorstellen; es ist das ein Incognito, welches gewisser politischer Absichten halber nöthig ist, und das ich daher sowohl Sie, als Ihren Gemahl und Ihre übrige Umgebung ersuche, aufrecht zu erhalten. Er selbst ist mit dem allgemeinsten Inhalt dieses Briefes nicht unbekannt, wenn auch nur freilich mit dem allgemeinsten; er wird Ihnen in Allem, was Sie zur Sache thun möchten, an die Hand gehen, zumal da es

ja sein eignes, allernächstes Interesse ist, um das es sich handelt. Ob und welche anderen Interessen ihn noch in Ihre Nähe ziehen, lasse ich dahingestellt, und wird er Ihnen am Besten selber beichten, sobald diese Beichte nöthig sein sollte. Die Jugend hat nun einmal ihre Thorheiten, und zwar will Jeder seine eigenen begehen; gönnen wir denn, theure Cousine, den jungen Leuten die ihren, und freuen wir uns, daß wir die unsern gehabt haben und noch jetzt am Gedächtniß derselben unser frostiges Alter erwärmen dürfen.

#### ACHTES KAPITEL. IM BOUDOIR.

Dies also der Inhalt des Empfehlungsschreiben mit welchem Herr von Lehfeldt sich bei der Commerzienrätthin einführte: und begreifen unsere Leser hiernach leicht sowohl das ungewöhnliche Interesse, mit welchem dieselbe den jungen Mann empfing, als auch die eigenthümlich pikante Unterhaltung, die sich in Folge dessen zwischen Beiden entspann.

Schon für die Neugier unserer meisten Frauen, auch die unbefangenen, unbescholtensten nicht ausgenommen, haben Verhältnisse, wie der Brief des Ministers sie zur Sprache brachte, einen gewissen geheimnißvollen Reiz. Bei der Baronin aber kam dazu, daß sie, bei allem Anschein von Frömmigkeit und geistlicher Vertiefung, den sie um sich zu verbreiten liebte, dennoch im Grunde ihres Herzens noch gerade Frivolität und Lüsterheit genug besaß, um nicht nur an dem

lockern Ton des Briefes, sondern auch an dem zweideutigen, ja einer Frau gegenüber geradehin unziemlichen Auftrage, den derselbe ihr ertheilte, gleichwohl ihr heimliches Behagen zu finden.

Und vielleicht auch kamen noch andere Gründe dazu, Gründe, in der That, von entscheidender Wichtigkeit, ja deren ganze Bedeutung die Baronin selbst sich noch nicht einzugestehen wagte . . .

Mit forschenderem Ausdruck, als es die Sitte der guten Gesellschaft sonst verstattet, hatte sie ihr Auge auf dem Eintretenden ruhen lassen; er war schön, dieser junge Mann, sehr schön, es ließ sich nicht leugnen, und wer die Aeltern dieses Kindes auch waren, so brauchten sie sich desselben, wenigstens was sein Aeüßerliches anbetraf, nicht zu schämen! —

Herr von Lehfeldt jedoch, mit diesem vollkommenen gesellschaftlichen Takte, der ihm zu Gebote stand, hatte der Commerzienrätthin rasch über die kleine Verlegenheit hinweggeholfen, von der sie sich bei seinem Eintritt allerdings nicht ganz frei fühlte; eine so geschickte Mischung von Ernst und Scherz, von Frivolität und ehrerbietiger Zurückhaltung wußte er der Unterhaltung zu geben, wußte so zierlich über alles Zweideutige, Anstößige hinwegzuschlüpfen, und nicht bloß hinwegzuschlüpfen, nein: sondern in dem Hinwegschlüpfen zugleich es auch noch zu berühren und zu enthüllen; sein ganzes Benehmen gegen die Commerzienrätthin athmete dabei so viel feinsten geselligen

Anstand, so viel, mit zartester Galanterie vermischte Ergebenheit —: daß sie sich auch persönlich aufs Lebhafteste von ihm angezogen fühlte und ihn ihres kräftigen Beistandes bei den seltsamen Nachforschungen, die ihn hieher geführt, versicherte.

Sie sind Japhet, der seinen Vater sucht, sagte sie mit mildem, halb andächtigem, halb schalkhaftem Lächeln, und wenn Sie einer theilnehmenden Freundin bedürfen, gut, so weit mein Schutz reicht, soll Ihnen derselbe nicht fehlen. Ich erwarte so eben, fuhr sie fort, indem sie den Klingelzug in Bewegung setzte, einen Mann, der, so verwahrlost er auch übrigens von der Natur ist, sich doch auszeichnet durch seine Geschicklichkeit und Verschwiegenheit, auch in den schwierigsten Aufträgen. Auch in der Angelegenheit, welche Sie interessirt, möchte sich kaum ein geeigneterer Kundschafter finden lassen. Gehen Sie einstweilen in den Garten hinunter, er ist ziemlich geschmackvoll angelegt und wird Ihnen einige Zerstreuung bieten; in wenigen Minuten folge ich nach, um Ihnen mitzutheilen, was unser Kundschafter zur Sache meint, und was wir nun als das Nächste werden zu ergreifen haben.

Einem Anderen, als Herrn von Lehfeldt, hätte es schwer fallen müssen, hier sein Lächeln zu verbergen. Denn ganz ohne Frage war ja der Unterhändler, welchen die Baronin meinte, niemand anders, als der wohlbekannte Sandmoll, der schon von ihm selbst

in derselben Sache hinlänglich mit Aufträgen versehen war. So jedoch, mit völliger Ernsthaftigkeit, unter den lebhaftesten Ausdrücken seines Dankes, empfahl er sich und ging hinunter in den Garten, wo, wie wir bereits wissen, Angelica mit ihm zusammentraf.

Als er durch die Galerie schritt, die in das Boudoir der Commerzienrätin führte, sah er wirklich den Alten bereits des Eintritts harren. Natürlich, verrieth keine leiseste Miene weder an dem Einen noch dem Anderen, wie wohlbekannt sie mit einander waren. Der Sandmoll, nachdem die Baronin zum zweiten Male geschellt hatte, trat ein . . .

Wir sind schon einigemale in der Nothwendigkeit gewesen, Unterredungen mitzutheilen, welche von verschiedenen Personen mit dem alten Falschmünzer geführt wurden: und leicht mag es da geschehen sein, daß der rohe, plumpe Ton, welcher in der Mehrzahl ihrer Unterhaltungen vorherrschte, das Zartgefühl unserer Leser gekränkt hat. In diesem Fall haben sie dergleichen nicht zu besorgen: der Ton, in welchem die Baronesse mit dem Alten zu reden gewohnt war, war ganz so fein, so salbungsvoll, wie sie ihn meist zu führen pflegte —: womit wir freilich noch lange nicht behauptet haben wollen, daß die Sachen, welche zwischen ihnen verhandelt wurden, weniger unfein gewesen wären.

Oft schon, mein armer, verirrter Freund, sagte sie, indem sie die schwarzen, brennenden Augen gegen die

Decke kehrte (– auch der Sandmoll, der sich die wenigen Haare nach Möglichkeit gescheitelt hatte, stand vor ihr, mit einer solchen Geberde von Frömmigkeit und Demuth, und machte solch angestrengte Versuche, ebenfalls die Augen zu verdrehen, daß es sehr rührend anzusehen war –)

Oft schon, mein armer, verirrter Freund, sagte die Baronin, haben Sie mich versichert, wie leid es Ihnen thue um die Fehltritte und Sünden, denen Sie, wie ja wir schwachen Menschen alle, unterworfen gewesen sind, und wie eifrig Sie jede Gelegenheit ergreifen würden, den Schaden, den Sie theils selbst angerichtet, theils anrichten halfen, wieder gut zu machen, oder doch wenigstens aufzuwiegen bei Gott, so weit das möglich ist, durch den Eifer, mit dem Sie jetzt ebenso alles Gute unterstützen und befördern wollen, wie Sie ehemals, ach nur zu bereitwillig waren, der Schwäche der armen menschlichen Natur zum Werkzeug zu dienen . . .

Es mußten eigenthümliche Erinnerungen sein, welche die vornehme Dame bei diesen Worten überkamen. Denn sie ließ ihre Blicke dabei auf den Sandmoll fallen, mit einem Ausdruck, den man unter anderen Umständen fast als ein Zeichen von Vertraulichkeit und geheimem Einverständniß hätte betrachten mögen.

Doch war der Alte viel zu wohl geschult, um sich selbst dadurch aus der Rolle bringen zu lassen, die er für diesen Ort und diese Stunde einmal angenommen.

Alles, wie die gnädige Frau befehlen, erwiderte er, indem er den alten grauen Filz mit fast kindlicher Verlegenheit zwischen den narbigen Fingern drehte: um meines Erlösers willen, und des theuern Blutes, das er für uns Alle vergoß.

Wohl denn, fiel die Baronin rasch ein, so haben Sie hier die Gelegenheit. Es wird der Herkunft eines Kindes nachgeforscht, das vor zwanzig und einigen Jahren hier in der Gegend geboren worden ist – heimlich geboren . . .

Ich weiß nun, fuhr sie fort, indem ihr Athem immer mühsamer, immer verhaltener ward, daß Sie, mein Freund, zu eben jener Zeit den Auftrag hatten, ein Versteck aufzusuchen für ein Kind, das unter ähnlichen Verhältnissen geboren war . . .

Der Alte schüttelte langsam, zweifelnd den Kopf; seine klägliche Miene verrieth deutlich, wie leid es ihm jetzt thue, jemals zu Geschäften dieser Art die Hand gereicht zu haben, – nämlich wenn er es überhaupt gethan.

Sie brachten damals, sprach die Baronin weiter, indem ihr Auge jetzt mit derselben Festigkeit in den Teppich zu ihren Füßen bohrte, als es zu Anfang des Gesprächs gen Himmel gerichtet gewesen war – Sie brachten damals schon nach Verlauf weniger Monate ein Zeugniß bei, daß Gott die Frucht der Sünde hinweggenommen . . .

In den Schooß seiner Barmherzigkeit, Amen, näselte der Alte . . .

Aber noch ehe er Zeit gehabt hatte, seine ruchlose Betheuerung zu vollenden, war die Baronin plötzlich, blitzschnell, auf gleichen Füßen, vor ihm emporgesprungen; ihr bleiches, noch immer schönes Antlitz, auf das mehr die Macht der Leidenschaften, als die Macht der Jahre feine Linien gezeichnet hatte, erglänzte von einem Ausdruck von Wahrhaftigkeit und aufrichtiger, innerer Erregung, den es seit Langem schon verlernt; krampfhaft, mit den feinen, schmalen Fingern, faßte sie die Schulter des Alten:

Mensch, rief sie mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, und doch so bewegt, so inbrünstig war diese Stimme, daß selbst die taube Lore sie hätte verstehen müssen –: Mensch, sag mir die Wahrheit! Wobei beschwöre ich dich? Denn du glaubst ja keinen Gott, und deine Gedanken selbst sind Lästerungen! Aber wenn es irgend etwas gibt, das Gewalt über dich hat, sag mir die Wahrheit, ich beschwöre dich: starb jenes Kind damals wirklich? oder wenn es noch lebt, wo lebt es? wo?!  
...

Man hätte ein Fels sein müssen, um diesem Gemisch von Angst und Leidenschaft, Furcht und Sehnsucht, mit denen diese Worte hervorgestoßen wurden, zu widerstehen. Allein der Sandmoll bekanntlich war auch noch weit schlimmer als ein Fels: nur ganz leise nach

den kostbaren Ringen schielend, deren Druck er auf seiner Schulter fühlte:

Ach du mein gnädiger Himmel, sagte er, was die Frau Baronin mir altem Mann auch für einen Schreck einjagen! Ja wenn ich nicht so ein alter Mann wäre und wenn das lange Gefängniß, in das die Verleumdung böser Menschen mich gebracht, mein Gedächtniß nicht so geschwächt hätte! Ich erinnere mich gar nicht mehr an den Vorfall, dessen die gnädige Frau erwähnen – gar nicht mehr, bei Gott, und wer immer auch mich darnach fragen sollte, so werde ich immer nur aussagen, was die gnädige Frau mir vorsagen werden – nämlich, ich meine, weil ich selbst mich gar nicht mehr erinnern kann. Inzwischen, wenn ich vorhin recht gehört habe, so sprachen die gnädige Frau ja wol von einem Zeugniß, was man so nennt ein Scheinchen, ein Todtenscheinchen, das über den Tod des Knaben ausgestellt sei – Oder, unterbrach er sich selbst, war es vielleicht ein Mädchen? Ich, wie gesagt, weiß von nichts mehr und wenn ich gekreuzigt werden sollte noch diese Stunde, wie unser Herr Christus. Aber was ich sagen wollte, wo ein Todtenschein ist, meine ich, da muß doch auch wohl vermuthlich ein Todter gewesen sein

...

Die Baronin war zurückgetreten, ihre Arme hingen schlaff hernieder.

Scheine dieser Art können auch verfälscht werden, sagte sie, indem sie sich vergeblich bemühte, die kleinen, erloschenen Augen in dem wulstigen Antlitz des Alten aufzuspüren . . .

Ah, ah, röchelte Sandmoll, und diesmal in so misbilligendem Tone – es war klar, daß nur der Respect vor der Baronin ihn abhielt, sonst hätte er bestritten, daß es wirklich solche böse Menschen gäbe, die dergleichen Scheine verfälschen könnten.

Die Dame, tief aufseufzend, strich mit der Hand über die langen, schwarzen Locken.

Ich bin eine Thörin, sagte sie erschöpft, ich weiß es; nichts mehr von dieser Sache. Sie aber, mein Freund, bitte ich, und damit meine Bitte desto mehr Kraft habe, hier (indem sie ihm einige Goldstücke zuschob): denken Sie an die Frage, die ich Ihnen zuerst vorlegte, und benutzen Sie die Verbindungen, die Sie in der Gegend haben, Nachforschungen anzustellen, ob außer jenem Kinde, dessen Tod denn also gewiß ist, zur selben Zeit noch ein anderes unter ähnlichen Umständen geboren worden und wohin es gekommen . . .

Damit winkte sie ihm, hinauszugehen. Sandmoll ließ sich den Wink nicht zweimal geben; höchst vergnügt über die neue interessante Aussicht, die sich ihm eröffnete, schlich er hinter einen Pfeiler der Galerie, das Geschenk der Baronin nachzuzählen.

Dies war die Situation, aus der, wie wir bereits wissen, der Commerzienrath ihn zu sich rief. Auch was

dieser ihm anzuvertrauen hatte, ist unsern Lesern bereits bekannt: und so mögen sie sich selbst das teuflische Behagen ausmalen, mit welchem diese immer steigende Verwicklung der Dinge das schwarze Herz des Alten erfüllte.

### NEUNTES KAPITEL. TAUBE UND SCHLANGE.

Kehren wir denn jetzt endlich zu dem Engelchen zurück, das wir in dem Augenblick verließen, als es so unvermuthet beim Eintritt in den Garten auf Herrn von Lehfeldt traf.

Angelica hatte den jungen Mann ziemlich häufig in den geselligen Kreisen der Hauptstadt gesehen, zu deren beliebtesten Erscheinungen er gehörte, sowohl seiner glänzenden Bildung, seiner Kenntnisse und seines Witzes wegen, als auch wegen seiner Stellung im Hause des allmächtigen Ministers, vielleicht auch wegen des geheimnißvollen Anstrichs, der seine Herkunft wie seine ganze Erscheinung umgab.

Auch Angelica hatte sich viel und gern mit dem lebhaft geistreichen Manne unterhalten: wiewohl die Unterhaltung zwischen ihnen nur ein fortwährender kleiner Krieg gewesen war. Herr von Lehfeldt war ein Skeptiker, der es auch Angelica'n gegenüber nicht verhehlte, daß er die hohen Ideen von Wohl der Menschheit, ewigem Fortschritt und allgemeiner Glückseligkeit, welche der Professor in ihre Brust gepflanzt, zwar

sehr schön, sehr erhaben, sehr wünschenswerth finde – aber bei alledem auch ziemlich unausführbar.

Gleichwohl, auch bei diesem Widerspiel, das er ihr zu halten pflegte, war die Achtung, die er jenen Ideen an sich zollte, so aufrichtig, ja wo das Gespräch einmal ernster ward, zeigte der junge Mann ein so inniges, fast sehnsuchtvolltes Bedürfniß nach höherem geistigem Glauben und einen so tiefen Unwillen gegen sich selbst, weil er diesen Glauben nicht fest zu halten vermochte: daß Angelica ihm nie auf die Dauer hatte böse sein können, sondern sich im Gegentheil mit dem ganzen aufrichtigen Wohlwollen, das ihr natürlich war, für ihn interessirte.

Auch jetzt daher, da sie ihn so unvermuthet im Garten ihres Vaters traf, glitt ein Lächeln anmuthigster Ueberraschung über ihr liebliches Gesichtchen.

Aber nun hat man doch gewiß Recht, Sie einen wunderbaren Menschen zu schelten, Herr von Lehfeldt! rief sie: Ohne daß Sie Faust's Mantel haben, was in aller Welt verschafft mir diese Ueberraschung?

Still, um des Himmels willen, still, theuerste Miß! bat Herr von Lehfeldt (denn wie in der vornehmen Welt nun einmal das Fremde immer mehr gilt als das Einheimische, so hatte man auch in den Gesellschaften der Hauptstadt sich darauf entêtirt, die junge Dame, wiewohl sie von ihrer frühesten Kindheit in Deutschland eingebürgert war, doch immer noch als Engländerin zu behandeln und anzureden) . . .

Still, rief Herr von Lehfeldt mit komischem Pathos: und nennen Sie mich nicht bei einem Namen mehr, der schon zu den verfehmten gehört! Wie oft, schöne Freundin, habe ich Sie gewarnt vor den himmelstürmenden Ideen, mit denen der gute Professor Ihr allerliebstes Köpfchen erfüllt! wie oft nicht Ihnen prophezeit, daß ich Sie noch ganz gewiß dereinst als die schönste Staatsverbrecherin unseres Landes würde zu Protokoll vernehmen müssen! Und sehen Sie, fuhr er mit drolligem Seufzer fort, nun muß ich selbst das allgemeine Schicksal der Propheten theilen: Sie habe ich gewarnt und habe mich selbst nicht in Acht zu nehmen verstanden. Ach, Ihre staatsverrätherischen Lehren, lebenswürdigste Rebellin, haben einen nur zu gelehrigen Schüler an mir gefunden! Aber ernsthaft zu reden: Sie werden gehört haben, wie streng Serenissimus im Punkt der politischen Rechtgläubigkeit denkt, noch strenger sogar, als in der religiösen, und daß mein vortrefflicher Gönner, der Minister, wie in allen übrigen Dingen, so auch in diesem nur das getreue Echo Sr. Durchlaucht ist. Nun behauptet die böse Welt, ich hätte mir, bei Hofe selbst, ja an der Tafel Sr. Durchlaucht, gewisse unvorsichtige Aeußerungen zu Schulden kommen lassen, die um so unverzeihlicher wären, als sie nicht nur gegen jene Rechtgläubigkeit verstoßen, sondern auch eine schmeichelhafte Anspielung auf unsern Erbprinzen enthalten sollen. Unser Erbprinz, wie Sie wohl gleichfalls wissen, steht, wie die

Erbprinzen pflegen, in einigem Geruch des Liberalismus; aber eben deshalb auch steht er, sammt Allem, was irgend wie Lobredner oder Günstling des Erbprinzen aussieht, sehr schlecht angeschrieben bei dem alten Herrn. Ermessen Sie danach die doppelte Schwere meiner Vergehungen. Zwar was soll ich Sie lange aufhalten mit einem Histörchen, das vielleicht drei Tage lang die Pflastertreter der Hauptstadt beschäftigt, um demnächst vergessen zu sein auf ewig? Mit einem Worte denn: des Herrn Ministers Excellenz, um ihre unwandelbare Gerechtigkeit zu beweisen gegen Jedermann, haben mich für einige Zeit ins Exil geschickt – ein Exil, schöne Miß, setzte er mit verbindlicher Wendung hinzu, das ich natürlich nirgend anders nehmen konnte, als hier bei Ihnen. Denn gestehen Sie nur, daß Sie doch eigentlich an meinem Unglück Schuld sind und mich angesteckt haben mit diesem Gift politischer Neuerung, das mir jetzt so verderblich wird, mir armem, unschuldigem Tropf . . .

Der muntere Ton, mit welchem der junge Mann seine Geschichte vortrug, bewies Angelica zur Genüge, daß es sich hier um nichts Ernsthaftes oder Gefährliches für Herrn von Lehfeldt handelte. Froh, einen Ableiter für die ihr sonst so fremden Gedanken gefunden zu haben, mit denen sie seit ihrem Eintritt in das väterliche Haus zu kämpfen hatte, ging sie bereitwillig auf diesen Ton des Gespräches ein.

Ich bedaure Sie in der That, Herr von Lehfeldt, sagte sie . . .

Nein, nein, unterbrach sie der Angeredete: es ist bei uns wie in China, wo bekanntlich der in Ungnade Gefallene ganz zu existiren aufhört; auch der Name von Lehfeldt existirt nicht mehr, ich bin hier blos der Maler Schmidt . . .

Nun gut, mein Herr Maler Schmidt, sagte Angelica, so bedaure ich Sie gleichwohl: zwar nicht deshalb, daß Sie die Residenz für einige Zeit meiden müssen – das wird Ihnen sehr gut sein und Sie hoffentlich auf bessere Grundsätze bringen: aber doch deshalb, daß Sie sich keinen interessanteren Ort der Verbannung ausgewählt haben; Sie werden viel Langeweile hier empfinden.

Herr von Lehfeldt wurde plötzlich sehr ernst, man hätte sagen können, andächtig.

Gestatten Sie mir, theure Miß, sagte er, über diesen Punkt ein andermal mit Ihnen zu sprechen; es soll alsdann mit derselben Offenheit geschehen, mit der ich Ihnen schon immer eingestanden, daß ich im Grunde ein schlechter Mensch bin, wenschon Sie es mir noch niemals recht glauben wollten. Kleine Ursachen, wissen Sie, haben oft große Wirkungen: und so wäre es nicht unmöglich, daß auch dieses an sich so geringfügige Zerwürfniß mit dem Hofe bei mir Veranlassung würde zu jener Umkehr meines Wesens, die Sie, schöne Bußpredigerin, mir oft schon so dringend angerathen.

Ich will mich einmal hier an Ort und Stelle und mit eignen Augen überzeugen, was es denn eigentlich auf sich hat mit jenem socialen Elend, über das wir uns so oft freundschaftlich gestritten, und wie es mit der Ausführbarkeit jener erhabenen Ideen steht von Vervollkommnung der Menschheit, allgemeiner Glückseligkeit und unendlichem Fortschritt, die Sie mit so hinreißender Beredtsamkeit zu vertheidigen pflegten. Ich will – aber nein, nein, unterbrach er sich selbst, ein Mann soll nie sagen: das will ich thun, sondern immer nur: das habe ich gethan – und so schweige auch ich von den Plänen und Absichten, die mich gerade hier, in diesen ärmsten Winkel unseres Landes, unter diesen gedrücktesten, beklagenswerthesten Theil unserer Bevölkerung geführt haben. Namentlich um dieser Pläne willen war es nöthig, daß ich den Namen änderte, und der Minister selbst hätte mir keinen größeren Gefallen erweisen können, als durch diesen Befehl. Wird es doch dem armen, anspruchlosen Maler Schmidt vielleicht eher möglich sein, ein Vertrauen, ja eine Zuneigung zu erwerben, die dem Herrn von Lehfeldt, dem Günstling des Ministers, hätte ewig versagt bleiben müssen, und auf die er doch so hohen, hohen Werth legt . . .

Das Engelchen war viel zu unbefangen, um den Doppelsinn dieser Worte zu bemerken. Mit lauter, kindlicher Freude schlug sie in die Hände:

Nun, das ist rechtschaffen von Ihnen, rief sie: das freut mich! Sie haben es ja oft genug schon von mir hören müssen und von meinem Professor erst recht: Ihr Herren im Ministerium, pflegt Der zu sagen, regiert das Volk, beurtheilt, verurtheilt es, ohne es eigentlich zu kennen, ohne jemals mit ihm gelebt, mit ihm gelitten zu haben. Sie wollen es nicht so machen – wie brav das von Ihnen ist! und wie lieb ich Sie dafür habe! Mischen Sie sich nur ganz dreist unter die Leute hier, Herr Maler: sie sind ein wenig schlimm von Ansehen hier, es ist wahr, aber zuletzt doch nicht so schlimm, als man denkt, und am Allerwenigsten so schlimm, daß Liebe und Güte sie nicht am Ende doch noch bessern sollte. Und das soll auch von Ihnen gelten, mein Freund: so böse Sie sich oft auch gestellt haben, ich sehe schon, Sie werden am Ende doch noch ein guter Mensch . . .

Herr von Lehfelddt küßte ihr ehrerbietig die Hand: Wenigstens will ich es werden, und will es hier werden, theure Miß, sagte er ernsthaft . . .

Gerade in diesem Moment trat die Commerzienrätthin am Arm ihres Gemahls in den Garten; er hatte Angelica, sie Herrn von Lehfelddt aufsuchen wollen – und so hatten Beide sich auf dem Wege zusammengefunden. – Als die Baronesse Herrn von Lehfelddt erblickte, wie er Angelica die Hand küßte, berührte sie unwillkürlich mit raschem, leisem Druck den Arm ihres Gemahls: ein Zeichen, dessen geheime Bedeutung

Herr Wolston sehr wohl verstand, auf das er aber dennoch keine andere Antwort hatte, als nur ein unmerkliches verächtliches Achselzucken.

Die peinliche Scene der Vorstellung zwischen Mutter und Tochter wurde nicht wenig erleichtert dadurch, daß sie im Beisein eines Fremden stattfand. Das Gespräch wandte sich, nach den ersten kühlen Begrüßungen, auch hier wieder auf den Vorfall, der begreiflicherweise überhaupt das Tagesgespräch des Dorfes bildete, für Gering wie Vornehm, auf den Auftritt mit dem Engelchen vor der Schenke. Herr von Lehfeldt enthielt sich jedes Urtheils darüber und bedauerte nur den Schreck, den Angelica davon gehabt haben müsse. Die Commerzienrätthin dagegen stimmte ganz mit Herrn Wolston überein, daß die Sache aufs Genaueste zu untersuchen sei und alle Schuldigen aufs Strengste zu bestrafen. Nur darin wich sie von ihm ab, daß, während er gern dem Meister die Schuld als Rädelsführer zugeschoben hätte, sie dagegen den Heiner, den verdorbenen Candidaten, am Meisten beargwöhnte. Ich bewundere überhaupt, setzte sie, gegen Herrn Wolston gewendet, hinzu, Ihre Langmuth, mein Gemahl, daß Sie einen so anerkannt nichtsnutzigen Menschen nicht lieber ganz aus dem Dorf entfernen. Er ist eine wahre Landplage für die ganze Gegend, der Mensch; bald ist er hier, bald dort, bald hört man, er sei im Gefängniß, wo gewiß sein bester Platz wäre, bald heißt es gar, er habe Hand an sich selbst gelegt – und immer

wieder, kaum daß man denkt, man ist den Unhold los, taucht er von Neuem auf. Er ist wahnsinnig, es ist wahr, und man muß Mitleid mit ihm haben: aber mein Mitleid fühlt sich erkaltet, wenn ich bedenke, daß dieser Wahnsinn selbst nur die Folge seiner ruchlosen Ausschweifungen und Gotteslästerungen ist. Ein Theolog ursprünglich und herabgesunken zum Gotteslästerer – o mein Himmel, es ist ja entsetzlich, daß ein Mensch so sinken kann!

Es ist eben ein Vagabond, bemerkte Herr Wolston trocken, und die haben es so an der Art, bald zu verschwinden, bald wieder aufzutauchen; es ist ein gutmüthiger Kerl bei alledem, und wenn unter Denen, die in diesem Augenblick in der Kirche sitzen, keine schlimmern wären, wollt' ich gern zufrieden sein.

Die Baronin hatte keine Lust für jetzt, auf diese Streitfrage weiter einzugehen; sie nahm, mit geschickter Wendung, Herrn von Lehfeldt bei Seite und setzte ihn des Genaueren von dem Auftrag in Kenntniß, den sie dem Sandmoll ertheilt hatte.

Angelica benutzte diese Gelegenheit, sich von der Gesellschaft zu verabschieden; sie eilte auf ihr Zimmer, warf einige flüchtige Zeilen aufs Papier, durch welche sie Julian in Kürze von dem Resultat der Unterredung mit ihrem Vater unterrichtete, übergab das Blättchen ihrem Kammermädchen zur Besorgung, sobald Julian aus der Kirche zurückkäme, und trat dann, gestützt auf

die Erlaubniß des Commerzienrathes, ihren Weg zum Hause des Meisters an.

#### ZEHNTES KAPITEL. VOR DEM HAUSE DES MEISTERS.

Je näher Angelica dem verfallenen Hause des Meisters kam, desto lebhafter pochte ihr das Herz. Aber dieses Herzpochen selbst, wie verschieden von jenem, mit dem sie ihren Einzug in das prächtige Schloß ihres Vaters gehalten! Die Glocken läuteten eben den Gottesdienst aus, und auch dieser zufällige Umstand trug nur dazu bei, die feierliche, erwartungsvolle Stimmung zu erhöhen, in welcher Angelica sich befand. Es war ja der Gespieler ihrer Kindheit, der Freund ihrer Jugend, der Einzige, den sie neben ihrem Bruder gehabt hatte, den sie wieder begrüßen sollte! – Wie viel Veränderungen waren in ihrem eignen Innern vorgegangen, wie viel neue Menschen, neue Sitten, neue Ansichten hatte sie kennen gelernt, seit sie aus diesem kleinen, traulichen Kreise geschieden und er selbst aufgelöst war! Diese Armuth der Umgebung, diese, trotz der kirchlichen Feier, doch so unsaubern, so geräuschvollen Gassen, diese engen, kleinen Stege, wie kam ihr das so anders vor, als damals, wo sie ihre Mutter zum Krankenbett der armen Lene zu begleiten pflegte! Ob sie wohl noch lebte, die arme Dulderin? und wie wohl Reinhold sich inzwischen verändert hatte?

Denn nur wie ein Traum schwebte ihr das Abenteuer der gestrigen Nacht noch vor. Sie hatte wohl gehört und hatte es sich auch endlich wohl selbst wieder vor die Seele gerufen, daß es Reinhold gewesen, dem sie ihre Rettung verdankte: aber das Bild des Freundes selbst, wie er am Wagenschlag gestanden und sie mit kräftigem Arm und noch kräftigerem Wort vertheidigt, suchte sie vergebens vor ihr Gedächtniß zurückzuführen. – Mit tiefer Rührung erkannte sie die eigenthümliche Fügung des Schicksals, welche darin lag, daß gerade er bei jenem Auftritt zugegen gewesen, daß sie gerade ihm ihre Befreiung aus jener so mislichen Lage zu verdanken hatte. Ja gern überredete sie sich selbst, daß es nicht blos Schicksalsfügung gewesen, daß der werthe Jugendfreund vielmehr von ihrer Ankunft gewußt, daß er sie erwartet habe, und daß es ihm auf diese Weise möglich geworden, zu ihrem Schutz herbeizueilen.

Aber um so schwerer auch fiel ihr die Undankbarkeit aufs Herz, die sie sich im Augenblick ihrer Rettung gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen. Was er nur von mir denken muß, klagte sie bei sich selbst: er muß ja denken, ich wäre stolz und thöricht geworden in der fremden Stadt und hätte meines wackeren Gespielen vergessen! – Und darum nahm sie sich auch vor, doppelt freundlich gegen ihn zu sein und das alte Freundschaftsband mit doppelter Herzlichkeit wieder anzuknüpfen.

Eben, als Angelica an der Schenke vorüberging, stand die dicke Wirthin in der Thür; sie hatte schon lange darauf gewartet, Jemand aus dem Schloß zu sehen. Denn die Neugier stieß ihr fast das Herz ab.

Ah so, sagte sie, als sie das Engelchen den Weg zum Hause des Meisters nehmen sah: das Ding geht ja vortrefflich. Ja nun freilich, wenn solch eine junge, Dame mit Federhut und seidenem Schleppekleid kommt, da freilich wird der alte Griesgram wol freundlicher sein können . . .

Nämlich sie selbst, in aller Frühe, war ebenfalls schon in der Wohnung des Meisters gewesen; sie hatte ihm das Geld überbringen wollen, welches der tolle Heiner zu diesem Zweck bei ihr zurückgelassen. Der lange Karrenschieber zwar, der trotz des Sonntagmorgens schon wieder im Wirthshaus saß, hatte gemeint, das wäre eine ganz überflüssige Mühe, und sie möchte doch nicht so sündhaft umgehen mit dem wackern Bischen Geld. Wenn er wäre wie sie, würde er es dem rothen Konrad bei der Verzehrung allmählig in Abrechnung bringen oder auch dem Vagabonden selbst; dem armen nüchternen Narren, dem Meister, thäte es ja doch kein Gut . . .

So sehr die Wirthin in diesem letzteren Punkt auch einverstanden war, so erlaubte die Ehrlichkeit, die sie bei alledem besaß, ihr dennoch nicht, dem Rathschlag zu folgen und dem Gelde eine andere Bestimmung zu geben, als der tolle Heiner ihr aufgetragen: wobei wir

es unentschieden lassen, wie viel Antheil an dieser Ehrlichkeit die Furcht vor dem Jähzorn des Wahnsinnigen hatte.

In der That jedoch war es richtig so gekommen, wie ihr der Karrenschieber vorausgesagt. Der Meister, noch in fieberhafter Aufregung durch die Ereignisse der letzten Tage, hatte sich durch ihren Antrag aufs Tiefste gekränkt gefühlt; wie arm freilich, so arm, um die Almosen der Bettler und Wahnwitzigen anzunehmen, sei er doch noch lange nicht, noch werde er es jemals sein. Auch möge er kein Geld, das der Spielteufel zusammengekehrt, und an dem die Verzweiflung Derer haften, die es verloren.

Auch Margareth, an welche die Wirthin sich demnächst gewendet, war zur Annahme des Geldes nicht zu bewegen gewesen: und so hatte die Wirthin es wieder mit sich nehmen müssen, sowohl zu ihrem lebhaften eigenen, als auch zum stillen Verdruß des rothen Konrad. Nach der Versöhnung jedoch, die so eben erst zwischen ihm und Margareth stattgefunden, durfte er sich nichts davon merken lassen und schluckte also, statt andern Frühstücks, seinen Aerger stumm herunter.

Daher also diese Empfindlichkeit der Wirthin, mit der sie das Engelchen vorübergehen sah. Gleichwohl, als Angelica sie nach ihrer freundlichen Art begrüßte, konnte auch sie dem Zauber des holden Kindes nicht widerstehen; halb geschmeichelt und halb noch voll

Groll, unter tiefen Knixen, indem sie eiligst den Schürzenzipfel in die Höhe steckte:

Ein Engelchen ist sie, das ist wahr, brummte sie vor sich hin, aber leiden kann ich sie doch nicht . . .

Ueberhaupt befand die gute Frau Wirthin sich heut nicht in der rosigsten Stimmung. Sie hatte sich nicht wenig darauf gefreut, mit den beiden Gästen aus der Stadt, die sie gestern so spät noch bekommen, recht ein Erkleckliches zu schwatzen, und die Sonne ihrer wirthschaftlichen Majestät recht vor ihnen leuchten zu lassen. Allein, allein, wie zwischen den Leuten am Abend und den Leuten am Morgen wohl öfter ein gewaltiger Unterschied ist, so waren auch diese beiden gestern Abend so artigen, so gesprächigen Herren heute früh wie ausgetauscht. Der Junge, Blasse, der Maler, wie die Wirthin richtig herausgekriegt, war schon ziemlich zeitig auf Besuch gegangen, und auch der Andere, der Dicke, Vergnügliche, der ihr gestern so tapfer zugehört, hatte ihr heut kaum fünf Minuten Stand gehalten, so eilig hatte er es gehabt, seinem Gefährten nachzukommen.

Und richtig, was das Allertollste war und sie am Allermeisten ärgerte: alle Beide waren spornstreichs gelaufen – wohin? in das Haus des Meisters!

Das konnte nun, wie die Wirthin sich sogleich berechnete, Niemand anders gelten, als der schwarzäugigen Margareth, dem Kalkgesicht, von dem sie gar

nicht begriff, was nur die Männer davon haben könnten, noch dazu solche vornehme Herren aus der Stadt, die sollten es doch besser gewohnt sein und mehr Geschmack haben . . .

Aber auch unser behaglicher Florus selbst war ein wenig verduzt gewesen, als er, nach verschiedenen absichtlichen Um- und Seitenwegen, endlich glücklich vor das Haus des Meisters getrippelt kam – und wer stand in der Thür? und zählte dem Meister Geld in die hagere Hand? und sprach von den neuen Bestellungen, die er ihm aufgegeben? Herr von . . . Nein, bei Leibe nicht: Maler Schmidt, meinte Herr Florus.

Allein ob nun Herr von Lehfeldt oder Maler Schmidt, es ärgerte ihn immerhin abscheulich, sich in seinen besten Einfällen so von einem Andern überholt zu sehen. Denn gerade dasselbe hatte Herr Florus ja auch thun wollen!

Unsere Leser werden den guten Herrn Florus hoffentlich bereits hinlänglich kennen gelernt haben, um nichts Ueberraschendes in diesem Vorsatz zu finden, so sehr derselbe auch mit dem, was er bei dem Abenteuer des Engelchen geäußert hatte, in Widerspruch stand. Dieser Widerspruch war gerade eben die Natur des vortrefflichen Mannes: er schwor regelmäßig, was er eben in Begriffe stand zu thun, und that, wogegen er selbst noch den Augenblick zuvor aufs Lebhafteste eifert hatte. Nur daß dieser Widerspruch bei ihm mit

so viel drolliger Unbefangenheit gepaart war, daß derselbe wirklich alles Anstößige dadurch verlor und nur noch als eine ergötzliche, ja liebenswürdige Schwäche erschien. – Je mehr Herr Florus über die nächtliche Scene nachgedacht, je mehr war seine natürliche Weichherzigkeit in ihm hervorgetreten. Er stellte sich gern hart und that, als ob er für nichts in der Welt Sinn hatte als für gutes Essen, gutes Trinken und allenfalls noch gute Cigarren und ein gutes Ecartéchen. In Wahrheit aber war er der weichherzigste und wohlthätigste Mensch, der Niemand ungetröstet leiden sehen konnte.

Dazu nun kam noch, daß er hier irgend einen vortrefflichen poetischen Stoff, irgend eine interessante abenteuerliche Verwicklung merkte. Die Erfindung war, wie bei den meisten heutigen Poeten, seine starke Seite nicht, und wenn er behauptete, in diese Gegend gegangen zu sein, nicht blos der ärztlichen Verordnung halber, sondern auch um Stoffe zu suchen für seine erschöpfte Phantasie, so war das nicht halb so übertrieben, als er selbst es gern darstellte.

Und endlich und zuletzt traf auch die Voraussetzung der Wirthin bei Herrn Florus allerdings ein: er, der seinen Worten nach solch bitterer Weiberverächter, konnte gleichwohl in Wahrheit keiner Schürze widerstehen, er befand sich im Gegentheil in einer fortwährenden Verliebtheit, wenn auch freilich alle Tage in einer andern und immer nur einer höchst platonischen. Auch

die Augen der bleichen Margareth hatten es ihm angethan . . .

Voll Verdruß, von seinem Reisegefährten so überholt zu sein, kehrte er unbemerkt wieder um, lief hierhin und dorthin, guckte bald diesem, bald jenem Mädchen ins Gesicht, ging zuletzt sogar vor Langerweile ein Viertelstündchen in die Kirche – und fand sich endlich doch richtig wieder vor der Wohnung des Meisters, gerade in dem Moment, da Angelica darauf zugeschritten kam.

Auch Herr Florus war ein alter Bekannter Angelica's, man hätte sogar sagen können, ein alter Anbeter, wäre nicht die Art und Weise, wie Herr Florus anzubeten pflegte, wirklich ein wenig zu oberflächlich gewesen. Das junge muntere Mädchen hatte an dem schwerfälligen, drolligen Poeten tausend Spaß, und da Herr Florus, zu vielen Gebrechen, auch die seltene Tugend besaß, sich mit vielem Anstand und vieler wirklicher Liebenswürdigkeit aufziehen zu lassen, besonders von jungen hübschen Mädchen, so war das Verhältniß zwischen Beiden in der That ein höchst ergötzliches und anmuthiges.

Nun, da sieht man es ja gleich wieder, rief das Engelchen ihm lachend entgegen, wie Recht der Dichter hat: Nimmer, das glaubt mir, kommen die Götter, nimmer allein – kaum daß ich die Kunst der Malerei begrüßt

habe, so wandelt hier leibhaftig, in gewohnter, angenehmer Fülle, auch die Dichtkunst vor meinen überraschten Augen! Sie sind doch mit dem Herrn – Maler Schmidt gekommen, nicht wahr, liebster Freund?

Wie? was? Maler Schmidt? brummte der verdutzte Dichter. Also Sie wissen auch schon? Nun ja, meinestwegen, Maler Schmidt – hören Sie, fuhr er fort, indem er noch immer in einiger Verlegenheit seine neue Brille bald so, bald anders rückte, das war ja eine ganz verwünschte Geschichte gestern, meine Gnädigste, in der Sie steckten? Ich habe es Alles mit angesehen, ja, von Anfang an, und ich wäre Ihnen ganz gewiß auch sogleich zu Hilfe gekommen, hätte nicht der Maler Schmidt – ach dummes Zeug, unterbrach er sich selbst, ärgerlich über die Lüge, in die er sich eben verhaspeln wollte, und die viel zu unwahrscheinlich war, um bei irgend Jemand, der Herrn Florus kannte, Glauben zu finden: ich weiß gar nicht, was das in dem vertrackten Neste hier ist, Alles geht Einem der Quere, selbst die Worte im Munde, und ich danke ordentlich Gott, daß ich Ihnen begegnet bin, theure Miß: es ist das erste honette Gesicht, das ich hier noch zu sehen kriege, wahrhaftig, das ist es.

Sie kommen auch wohl, fuhr er fort, indem er auf die Wohnung des Meisters deutete, sich bei dem jungen Schlingel, Ihrem Retter von gestern, zu bedanken? Nun, das wollte ich just eben auch – ein beneidenswerther Schlingel das, auf Ehre! hat eine Beredsamkeit,

einen Gestus – wer sollte das bei solcher Art Leuten suchen? Aber ich habe es mir gemerkt, ja, wörtlich gemerkt, und bringe es vor mit Nächstem auf dem Theater, Sie sollen sehen, theure Miß, die Wirkung –! Aber kommen Sie, schöne Miß, ich war, wie gesagt, auch eben auf dem Wege, dem jungen Helden meine Reverenz abzustatten. Denn Sie wissen ja doch, daß die schöne Angelica keinen ehrerbietigern, treuern Verehrer hat, als mich, und werden es daher vollkommen in der Ordnung finden, daß ich sogleich geeilt bin, Ihren Retter aufzusuchen?

Und wirklich, bei der Schüchternheit und dem Ungeschick, welche Herrn Florus im Umgang mit der sogenannten niedern Klasse eigenthümlich waren, und über die sich Niemand mehr ärgerte, als er selbst, ohne sie gleichwohl ablegen zu können, war es ihm höchst angenehm, an dem Engelchen gleichsam einen Empfehlungsbrief, ja einen Schutz zu finden, mit dem er sich in das Haus des Webers und in die Nähe der schwarzäugigen Margareth einschmuggeln konnte.

Viel weniger Freude hatte das Engelchen selbst an dieser unvermutheten Begleitung, so gut sie Herrn Florus im Uebrigen auch leiden mochte; es lag ihr sehr daran, das erste Gespräch mit der Familie des Meisters, und namentlich mit Reinhold, ungestört und ohne fremde Zeugen zu führen.

Dennoch erlaubten theils ihre Gutmüthigkeit, theils auch eine gewisse Verlegenheit ihr nicht, die angetragene Begleitung abzulehnen. Auch tröstete sie sich damit, daß das ihr wohlbekannte fahriges Wesen des Poeten ihn wohl bald wieder fortführen oder auch in eine Unterhaltung mit irgend einem Dritten verwickeln würde, in Folge deren es ihr möglich wäre, Reinhold allein und unbemerkt zu sprechen.

#### ELFTES KAPITEL. ANGELIKA UND REINHOLD.

Angelica's Berechnung erwies sich als richtig. Zwar den Meister selbst trafen sie gar nicht zu Hause; er hatte sich mit dem kaum empfangenen Gelde sofort und trotz des Sonntags aufgemacht, neues Garn und andere Vorräthe einzukaufen, dergleichen die Bestellung des fremden Herrn, der heute früh so unerwartet, als solch ein rettender Bote des Himmels bei ihnen erschienen war, erforderte. Auch hatte er nicht unterlassen, einen Theil des Geldes zur Abzahlung seiner Steuerschuld zurückzulegen.

Der Eindruck jenes unvermutheten, für die Familie des Meisters so wichtigen Ereignisses schwebte noch auf den sonst so bleichen, kummervollen Gesichtern, als das Engelchen eintrat; man kann leicht denken, daß die Erscheinung des holden Mädchens sie nicht eben trüber machte. Margareth, über die heut ein ganz besonderer Glanz stiller Seligkeit gegossen war, wollte ihr

laut weinend die Hand küssen: O, rief sie, nun ist ja alles wieder gut, nun ist ja auch unser Engelchen wieder da!

Tief gerührt schloß Angelica sie ans Herz. Am allerstärksten aber war die Freude des Wiedersehens bei der kranken Lene. Sie saß hoch aufrecht im Bett, bemühte sich vergebens ihrer Freude Worte zu geben, konnte nur die dürren Arme weit vorstrecken und winken, und ach, so innig schmerzlich winken . . .

Ich wußte es ja, flüsterte sie ganz leise, da Angelica sich auf den Rand ihres ärmlichen Bettes niedergesetzt hatte und ihr mit liebenden Worten zusprach: ich wußte ja, daß ich nicht sterben durfte, bevor das Engelchen wieder da wäre – o, ich habe dir noch viel, viel zu sagen, du holdes Engelchen, und dann will ich auch gern sterben, wie gern! . . .

Für Herrn Florus inzwischen gab es zwischen diesen einfachen vier Wänden so viel Neues und Merkwürdiges zu sehen. Es war so sehr das erste Mal, daß sein Fuß eine derartige Wohnung überhaupt betrat, diese ärmlichen Geräthschaften, dieser Webstuhl, diese bleichen, verkümmerten Menschen, bis hinunter zu diesem blödsinnigen Großvater, an dem er sich nun vollends nicht satt sehen konnte – das Alles war ihm so interessant, so merkwürdig, daß er, wie man zu sagen pflegt, aus einer Verwunderung in die andere gerieth und sogar (es klingt unglaublich, entsprach aber dem Charakter des Poeten vollkommen) die schwarzäugige

Margareth vollständig darüber vergaß, besonders seitdem er in seinem Umherstöbern und Schnopern auch auf die andere Seite des Hauses gekommen war, und sich hier mit dem rothen Konrad, der dem närrischen fremden Herrn alsbald seine Schwäche abmerkte, in eine lange, lange Unterhaltung vertieft hatte, über Weberei, Armuth, Landleben, und was sie Mittags aßen und wie sie im Winter schliefen, und warum sie es sich denn gar nicht ein bischen behaglicher in ihrer Wohnung machten, die vier nackten weißen Wände, das wäre ja nicht ein bischen gemüthlich, und er, Herr Florus, könne gar nicht begreifen, wie nur ein Mensch darin aushalten könne . . .

Während dieser Unterhaltung, die schließlich damit endete, daß der gerührte Florus dem schlaunen Konrad einiges Geld in die Hand drückte, gewann Angelica die erwünschte Gelegenheit, mit Reinhold unter die Hausthür zu treten und, in geflügelter Eile, die langersehnten traulichen Worte zu ihm zu sprechen.

Zwar im Grunde des Herzens hatte sie nicht übel Lust, das Wiedersehen, statt, wie es ihre Absicht gewesen war, mit Gruß und Dank, vielmehr jetzt mit einer kleinen Strafpredigt zu begehen: so hölzern, däuchte ihr, war Reinhold's Benehmen, so kühl hatte er ihr herzliches Willkommen, so ungeschickt und linkisch ihre innige Danksagung erwidert.

Als sie jedoch jetzt mit dem theuren Jugendgefährten wieder zusammenstand auf derselben Stelle, wo

sie so manches Mal als Kinder zusammen gespielt, als sie ihm wieder in die lichten braunen Augen schaute, die, bei aller Kälte, welche in Reinhold's übrigem Wesen lag, sie gleichwohl so treu, so gut anschauten, als auch hier wieder die ganze Erinnerung vergangener, glücklicher Zeiten zugleich mit dem Bewußtsein ihrer gegenwärtigen sorgenvollen Lage sie überkam: so vermochte sie ihren Vorsatz nicht auszuführen und mußte, mitten unter ihren Thränen, ihn dennoch anlächeln.

Nun, wie du auch bist, Reinhold? sagte sie, indem sie ihn mit kindlicher Vertraulichkeit bei beiden Händen faßte: Alle freuen sich, daß das Engelchen wieder da ist, und blos du nicht? Bist du mir böse, wie? daß ich dich gestern nicht gleich erkannt und dir nicht gleich meinen Dank gesagt habe für deinen Beistand? Ach, guter Reinhold, ich that wohl so, als ob ich tapfer wäre: aber wenn du wüßtest, wie ich mich innerlich geängstigt habe . . .

O, böse, erwiderte Reinhold verlegen, indem er seine Hände sanft losmachte: wie wäre denn nur ein Tropfen Bluts in meinem Herzen, der böse sein könnte auf das Engelchen? Aber verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein, Sie sind jetzt eine große, vornehme Dame, es schickt sich nicht mehr – Wirklich sahen sie auch, wie die Wirthin mit noch einer andern Frau vor der Schenke stand und spöttisch zu ihnen herübergesticulirte; es war dasselbe ältliche dicke Frauenzimmer, dessen Kind Reinhold unter den Pferden hervorgerissen und das durch

ihre unmütterliche Sorglosigkeit die Veranlassung gegeben hatte zu dem ganzen Abenteuer.

Angelica fühlte sich wie von Blut übergossen. In ihrer Kindereinfalt hatte sie an jene Rücksichten, welche Gesellschaft, Rang, Reichthum, Verhältnisse aller Art zwischen sie legten, auch nicht im Entferntesten gedacht; ja es kränkte sie beinahe von Neuem, daß Reinhold, der, meinte sie im Stillen, sich noch viel eher darüber hinwegsetzen konnte, dieselben zuerst in Erinnerung brachte. Dennoch konnte ihr klarer, ruhiger Verstand nicht umhin ihm Recht zu geben; rasch zog sie die Hand zurück.

Sie haben Recht, Reinhold, es schickt sich nicht, sagte sie, und ich danke Ihnen, daß Sie mich zurecht gewiesen – ach, ich sehe wohl, es ist eben Alles anders geworden seitdem, und auch wir haben, fürchte ich, unsere guten Zeiten gehabt . . .

Diese Klage, entgegnete Reinhold, indem ein eigentümliches, fast bitteres Lächeln um seine Lippen spielte, hätte ich nirgend weniger als vom Munde des gnädigen Fräuleins erwartet: Sie haben so viel Schönes erlebt in dieser Zeit, so viel Vortreffliches gesehen und gelernt, der Reichthum Ihres Herrn Vaters ist so gewachsen, das Schloß, wie ich höre, ist noch so viel prächtiger geworden als ehemals, Ihre Ankunft im Schloß zieht gleich am ersten Tage so viel fremde Gäste herbei, daß ich meinen sollte, die glücklichen Zeiten für Sie, gnädiges Fräulein, gingen erst recht an.

Verwundert, dennoch ruhig, blickte Angelica zu ihm empor. Ist das, sagte sie, unser Freund Reinhold, der zu mir spricht? Ach, armer Reinhold, wie böse muß es Ihnen gegangen sein, daß Ihr Herz hat so krank werden können?

Die Reihe des Erröthens war jetzt an Reinhold. Ich habe um Verzeihung zu bitten, sagte er, wenn ich durch ein ungeschicktes oder übelgewähltes Wort das gnädige Fräulein beleidigt habe; das gnädige Fräulein mag daraus nur sehen, wie rasch die Hand des Elends den Schimmer jener Bildung von mir abgestreift hat, die ich mir einst in Ihrem Hause, in Ihrer Gesellschaft erwerben durfte – glauben Sie mir, gnädiges Fräulein, sie ist schwer, sehr schwer, die Hand des Elends . . .

Erst bei diesen Worten und auch jetzt mehr unwillkürlich als absichtlich blickte Angelica um sich, und wurde jetzt erst all diese Zeichen tiefsten Verfalles und bitterster Armuth gewahr, die aus jedem Winkel dieses Hauses, jeder Miene seiner Bewohner sprachen.

O, sagte sie rasch, dies muß geändert werden; armer Meister! armer Reinhold!

Daß sie dieser Familie kein Almosen bieten konnte, gerade sie am Wenigsten, das fühlte das junge Mädchen Augenblicks, und darum machte sie auch keinen Versuch, keine leiseste Andeutung dazu. Aber ebenso rasch stand auch der Entschluß in ihr fest, die

Dauer ihres Aufenthaltes im Dorf zu benutzen zu Begründung irgend welcher Einrichtungen und Anstalten, durch welche diesem Elend in einer zweckmäßigen und nachhaltigen Weise könne abgeholfen werden. Und zwar nicht bloß dem Elend des Meisters allein: im Hause des Professors waren Gegenstände dieser Art oft und gründlich durchgesprochen, die zweckmäßigsten Mittel, durch Erweckung eigener geregelter Thätigkeit dem Elend der Armen und Nahrungslosen abzuhelfen, mannigfach geprüft worden; sogar Angelica selbst hatte bereits an verschiedenen derartigen Vereinen Antheil genommen und sich nur deshalb wieder davon zurückgezogen, weil sie gefunden, daß es bei der Mehrzahl dieser Vereine weit mehr auf die Eitelkeit der Unternehmer, als wirklich auf das Bedürfniß der Armen abgesehen war. So schien es, besonders indem sie sich an das eben stattgefundene Gespräch mit Herrn von Lehfeldt erinnerte, ihrer leichtbewegten Phantasie denn allerdings ein Kleines, in Verbindung mit dem Ueberlegsamem, praktischen, vielgewandten Lehfeldt, Mittel aufzufinden, durch welche die Armuth dieser Bevölkerung überhaupt gelindert würde. Welchen Widerstand Pläne dieser Art bei ihrem Vater finden mußten, und wie wenig, nach der ausdrücklichen Erklärung desselben, gerade im Umkreis seiner Autorität der Ort war, ihre wohlwollenden, humanen Ideen zu verwirklichen, daran freilich dachte das gute Kind nicht . . .

Reinhold inzwischen hatte den Faden des Gesprächs wieder aufgenommen. Seien Sie überzeugt, sagte er, gnädiges Fräulein, daß ich das Glück, das unserm Dorfe und jetzt nun gar unserm armen Hause durch Ihre Rückkehr widerfährt, so tief empfinde, wie irgend Einer, und daß alle die Jahre Ihrer Entfernung her kein Morgen gewesen ist und kein Abend, daß ich nicht den innigsten Segen des Himmels herabgefleht habe auf Sie und Julian, den theuren Julian, meinen wie Ihren Bruder.

Wol öfters, fuhr er mit trübem Lächeln fort, habe ich, trotz des Verbotes von Ihrem Herrn Vater und trotz des Kummers, den ich den Meinen damit machte, mich in die Nähe des Schlosses geschlichen, und habe emporgesehen zu den Fenstern, ob ich nicht irgendwo das Antlitz meines Freundes erblicken könnte – ach, ich fürchte, er ist krank, noch kränker als ehemals: denn schon seit Langem bin ich keine Spur mehr von ihm gewahr geworden!

Heiße Thränen tropften aus Angelica's schönen Augen. Sie vermuthen recht, sagte sie, theurer Reinhold, mein armer Bruder ist in der That kränker als je, sehr krank, fürchte auch ich. Aber in Ihre Hand wird es gegeben sein, ihn zu heilen und ihm den Muth und die Freude wieder zu bringen, deren Mangel ihn eben krank macht.

Muth und Freude? wiederholte der junge Webersohn bitter: Sie reden von Dingen, gnädiges Fräulein, die ich

unmöglich Jemand mittheilen kann, weil ich selbst sie nicht mehr besitze. Hätten Sie erlebt, ja könnten Sie ahnen in Ihrem klaren glücklichen Sinn, was ich erlebt seit Jahren, wären Sie auf wenige Tage nur Zeuge gewesen oder dürften Sie es nur jemals sein – denn Gott behüte mich, daß ich Ihr reines frohes Leben trüben sollte mit dem Anblick solcher Schatten –! von dem Trauerspiel, das sich ohne Aufhören, ohne Aenderung, alle Tage, alle Nächte, abwickelt zwischen diesen Mauern; sähen Sie die Jammergestalt dieses zum Kind, ja unter das Kind herabgesunkenen Greisen, der bei alledem nicht sterben kann; sähen Sie das langsame qualvolle Hinscheiden meiner armen Tante; sähen Sie diese Verzweiflung meiner unglücklichen Schwester, diese faule Nichtswürdigkeit meines Schwagers; ja hätten Sie nur meinen Vater gesehen, nur ein Mal, ein einziges Mal, in einem Augenblick wie gestern . . .

Der junge Mann verstummte. Auch Angelica, aufs Tiefste erschüttert, wagte nicht die traurige Stille zu unterbrechen.

Erst nach einer langem Pause fuhr Reinhold fort:

Sie werden meine Muthlosigkeit schelten, gnädiges Fräulein, Sie werden verwundert fragen, wo mein ehemals so heiterer Sinn, meine sonst so kühnen Hoffnungen, meine Pläne und Träume geblieben sind. Ich thue es auch, ich schelte und frage mich selbst: aber ich finde doch keine andere Antwort, als daß man Muth und

Hoffnung und Leben nicht suchen darf bei – den Todten. Wir sind todt, allesammt, gnädiges Fräulein, wie diese Hütte uns hier umschließt: todt, hingewürgt von dem Verhängniß der Zeit, gegen das mein Vater sich vergebens auflehnt und das die Thätigkeit, zu der wir erzogen sind, nun einmal nicht mehr haben will. Auch sind wir es ja nicht allein: noch Hunderttausende unserer Brüder sind ja in derselben Lage, ich sehe das sehr wohl ein, und sehe auch ein, daß es gar nicht anders sein kann, daß wir die unerläßlichen Opfer sind, sein müssen für die neue Zeit, die neue Weltordnung, die über unserm Lande emporsteigt. Ihr Herr Vater mit seinen Maschinen hat doch Recht, und nur wir selbst tragen die Schuld unseres Unterganges. Aber Sie werden auch von einem Sohne, dessen Gehorsam das Einzige ist, womit er das kummervolle Leben seines Vaters noch erheitern kann, nicht verlangen, daß er soll klüger sein wollen als der Vater, und soll sich dem Verhängniß entziehen, das über jenen unrettbar geworfen ist. Betrachten Sie uns denn als Gestorbene, theures Fräulein, und wenden, o wenden Sie, deren ganzer Anblick nur Lust und Leben athmet, die Sie von Gott berufen sind, Freude und Glück zu verbreiten überall, wo Sie erscheinen – wenden Sie sich ab von diesem Hause der Todten, vergessen Sie uns, wie man die Todten vergißt, vergessen muß . . .

Nein, nein, rief Angelica, von Schmerz überwältigt, Sie sollen leben, Reinhold! leben und glücklich sein, ja Glück und Leben verbreiten!

Und mit geflügelten Worten (denn schon hörte sie, wie auch Herr Florus wieder in Anzug war: derselbe hatte sich endlich auch der schwarzen Margareth wieder erinnert, ohne jedoch das gehoffte Glück bei ihr machen zu können, im Gegentheil, sie hatte ihn sehr kalt und still abfallen lassen) erzählte sie in Kürze die Unterredung, welche sie in Betreff Julian's mit dem Commerzienrath gehabt hatte. Sie deutete auf die Möglichkeit hin, daß Reinhold der Eintritt in das Schloß wieder gestattet würde, und bat ihn dringend, sich für diesen Fall ihrem Bruder, für dessen Wiederherstellung, körperliche wie geistige, sie so viel davon hoffe und dessen Sehnsucht nach ihm so unüberwindlich sei, nicht zu entziehen.

Wieder indeß hatte sie den Schmerz, daß etwas, dessen bloßer Gedanke sie schon vor Freuden schwindeln gemacht hatte, von Reinhold vielmehr mit mistrauischer Kälte zurückgewiesen ward.

Sie vergessen, sagte er, gnädiges Fräulein, daß ich nicht freiwillig aus dem Hause Ihres Herrn Vaters geschieden bin, sondern gezwungener Weise, und nach

einer Behandlung, welche mir den längeren Aufenthalt daselbst unmöglich machte. Ich bin nur ein armer, elender Mensch, ein verhungerner Weber, weiter nichts, und die Bedienten Ihres Herrn Vaters dünken sich, nicht mit Unrecht, große Herren gegen mich. Gleichwohl, so niedrig ich bin, habe ich doch meine Ehre, gnädiges Fräulein, meine Ehre . . .

Und indem er dies Wort Ehre wiederholte, funkelte sein Auge so männlich, so tapfer, daß Angelica, so ungern sie seine Weigerung übrigens auch hörte, ihm dennoch nicht gram sein konnte.

Diese meine Ehre, fuhr der Webersohn fort, gestattet mir nicht, Ihren Antrag anzunehmen; es ist eine Sache, welche eine Dame vielleicht nicht so nachempfinden kann, aber genug, ich empfinde sie.

Ja, sagte Angelica schmollend, und davon, daß mein armer Bruder über Ihrem Ehrgefühl zu Grunde geht, empfinden Sie nichts . . .

Wohl, erwiederte Reinhold, nach einigem Bedenken: wäre dieser Grund der einzige, ich würde ihn dem Wunsche Ihres theuren Bruders und – Ihrem eignen, gnädiges Fräulein, vielleicht zum Opfer bringen. Aber bedenken Sie, daß weder mein Wille allein noch selbst auch der Wille Ihres Herrn Vaters die Entscheidung geben kann: sondern daß auch mein Vater eine Stimme hat in dieser Sache. Nach Allem, was ich über das Verhältniß zwischen dem Herrn Commerzienrath und meinem Vater weiß, und was allerdings bis auf diese

Stunde nicht ein Buchstabe mehr ist, als alle Welt weiß, zweifle ich sehr, daß es möglich sein wird, jemals die Einwilligung meines Vaters zu Ihrem Plane zu erhalten.

Angelica machte allerhand Vertröstungen, mehr freilich sich selbst als Reinhold zu überreden. Reinhold zauderte.

Gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, sagte er endlich, diese Sache, noch bevor mein Vater irgend etwas davon erfährt, mit unserm gemeinschaftlichen Freunde, meinem theuren Jugendlehrer Leonhard zu besprechen. Das Unglück, in welchem derselbe sich befindet, hat seinen Blick nur noch einsichtiger, noch milder gemacht. Auch wissen Sie ja, wie sehr er Ihrem Bruder, wie sehr er Ihnen selbst, wie sehr er uns Allen zugethan ist; er kennt alle Verhältnisse, alle Rechte und auch alle Pflichten: was er mir räth, dem will ich folgen und weiß zum voraus, theures Fräulein, daß auch Sie damit einverstanden sein werden.

Angelica wußte diesem Vorschlage nichts entgegenzusetzen; sie nahm nur noch Abrede, daß Reinhold, wenn möglich, noch heut mit Leonhard sprechen sollte, und verließ sodann, von dem Poeten begleitet, die Wohnung des Meisters.

#### ZWÖLFTES KAPITEL. DIE BERATHUNG.

Das armselige Hirtenhaus vor dem Dorfe, das dem Schulmeister Leonhard zum einstweiligen Aufenthalt diente und wo sonst kaum ein Laut gehört ward,

als nur Seufzer und unterdrückte Thränen, hallte am Nachmittag dieses Tages wieder von lautem, lustigem Gesang, von Scherzen und Flüchen.

Nämlich der tolle Heiner, mißvergnügt darüber, daß der Meister die Annahme seines Geldes verweigert, und fest entschlossen, wie er einmal war, es für sich nicht zu behalten, hatte demselben keine bessere Verwendung geben zu können geglaubt, als daß er es dem Schulmeister überbrachte. Es war dies auch eine jener Grillen, durch welche die Zerrüttung seines Hirns sich kund gab: gestern noch hatte er sich aufhängen wollen, weil er zu arm sei – und heute lief er den Leuten ordentlich nach und suchte, an wen er sein Geld verschenken konnte.

Auch die Form des Geschenkes war, für diese Verhältnisse wenigstens, abenteuerlich und verkehrt, wie eben nur der tolle Heiner sie erdenken konnte. Denn da er vorauswußte, daß auch der Schulmeister, der an Stolz und Zartgefühl dem Meister wahrlich nicht nachstand, das baare Geld von ihm ganz gewiß nicht annehmen würde, so hatte er allerhand Einkäufe dafür bei der Wirthin gemacht: Einkäufe, bei denen er weit mehr seinen Geschmack und seine Neigung zu Rathe gezogen, als die Neigung und das Bedürfniß des Schulmeisters. Das heißt also, außer einigen Broden und Fleischwaren, hauptsächlich Wein und Branntwein. – Zur Steuer der Wahrheit müssen wir jedoch hinzusetzen, daß dieser unpäßliche Einfall nicht ganz aus dem

verbrannten Hirn des Bettlers allein hervorgegangen: sondern auch die Wirthin und ihr Stammgast, der Karrenschieber, hatten darauf zugeredet, jene aus Gewinn-sucht, dieser aus natürlicher Querköpfigkeit, um nicht zu sagen Schadenfreude.

Mit dieser seltsamen Fracht beladen, war der tolle Heiner denn also in dem Schulmeisterhause erschienen; es hatte ihn nicht wenig überrascht, statt der Freude, welche er mit seinen Geschenken hervorzurufen gedacht hatte, sowohl vom Schulmeister, wie namentlich von der Schwester desselben, Anna, mit Verlegenheit, ja mit Vorwürfen empfangen zu werden. In der That gehörte die ganze Tollheit eines Verrückten oder die ganze schmutzige Berechnung einer gewinn-süchtigen Wirthin dazu, dem Schulmeister, diesem Muster von Nüchternheit und Mäßigkeit, gerade ein solches Geschenk in sein armes Haus zu bringen.

Am Verdrießlichsten darüber war Anna. Sie war ein Frauenzimmer von ernstem, fast strengem Charakter, in Mitte der Dreißiger; um ihren Bruder, den sie zärtlichst liebte, nicht verlassen zu müssen, war sie unverheirathet geblieben, und trug jetzt, durch ihre stille, geräuschlose Thätigkeit und ihren praktischen, fast männlichen Sinn, nicht wenig dazu bei, die mißliche Lage, in welche Leonhard gebracht war, zu erleichtern.

Dieser tolle Mensch, murrte sie leise vor sich hin, als der Vagabond höchst vergnügt seine Flaschen auspackte und sogleich auch, zur Probe, ob der Saft auch

gut sei, wie er sagte, eine derselben zu leeren anfang —: wird uns noch mehr in den Mund der Leute bringen, als wir es leider schon sind; du solltest ihn doch aus dem Hause weisen, Leonhard.

Aber dazu hatte Leonhard theils zu viel Achtung vor jenen Funken von Geist, Kenntniß und Bildung, die zu Zeiten in dem Unglücklichen aufblitzten, theils auch rührte ihn die Gutmüthigkeit, die bei alledem in dem Verfahren des Tollen lag. Und endlich war er auch viel zu resignirt in sein Schicksal, viel zu beschäftigt mit seinen eignen düsteren Gedanken, als daß es ihm nicht vollkommen gleichgiltig gewesen wäre, sowohl was um ihn her vorging, als was die Leute darüber sagen möchten. Ganz vorzüglich war dies heut der Fall, wo die Nachricht von der Rückkehr des Engelchen, die auch bereits bis zu ihm hinausgedrungen war, all seinen Gram und seine Sorgen mit verdoppelter Stärke wieder aufgeweckt hatte.

Er begnügte sich daher auf alle Vorstellungen und Aufforderungen seiner Schwester nur mitleidig mit den Achseln zu zucken, setzte sich in eine Ecke des Zimmers, von wo er die Aussicht auf das Schulgebäude hatte, und überließ sich den gewohnten traurigen Gedanken.

Den Tollen natürlich genirte das nicht im Allermindesten; wenn seine Gäste nicht trinken wollten, auch gut, so trank er allein. Nicht blos guter Wein, sagte er, eine Stelle aus Shakespeare parodirend, sondern

auch schlechter ist ein gutes geselliges Ding: und jeder Mensch, guter wie schlechter, vernünftiger und toller, mag sich wohl einmal davon begeistern lassen. – In der übermüthigen Laune, in der er sich befand, rückte er einen alten Tisch mitten in die Stube, setzte sich oben darauf, baute seine Flaschen und Vorräthe rings umher, zechte, sang, schrie – Es war ein wahres Glück, daß das Hirtenhaus so einsam lag, sonst wären gewiß die Vorübergehenden auf der Gasse stehen geblieben; schon jetzt wußte die arme Anna vor Verlegenheit nicht mehr, was anfangen.

Ich bin, schrie der Tolle, indem er eine geleerte Flasche auf seinen Knotenstock steckte und gravitatisch damit umherfocht wie mit einem Scepter, König Prospero auf der verzauberten Insel, dies ist mein Zauberstab und nun red' ich Euch an:

»Ihr Elfen von den Hügeln, Bächen,  
Hainen  
Und Ihr, die Ihr am Strand, spurlosen  
Fußes,  
Den ebbenden Neptunus jagt, und flieht,  
Wenn er zurückkehrt; halbe Zwerge,  
die Ihr  
Bei Mondschein grüne saure Ringlein  
macht,  
Wovon das Schaf nicht frißt . . . «

Der halbe Zwerg bist du, Schulmeister, und das Schaf auch: weil du nicht trinken willst von diesem grünen

sauren Tranke, mit dem das Essigfaß in der Schenke mich angeführt hat. – Aber es thut nichts bei alledem: »wenn das Faß leer ist, wollen wir Wasser trinken, vorher keinen Tropfen, also haltet Euch frisch und stecht an«, sagt Stephano: und Stephano ist ein gescheiter Bursch, weit gescheiter als Trinculo, obwohl der wieder den gescheitern Namen hat: Trinculo, prost Trinculo . . . !

In dieser Lage fand Reinhold die kleine Versammlung. Sowie der Bettler ihn erblickte, trommelte er vor Vergnügen mit den Füßen, daß die Flaschen rings um ihn tanzten und klirrten. Denn er liebte Reinhold mit einer ganz absonderlichen Zärtlichkeit und freute sich jedesmal, wo er ihn erblickte.

Ah, schrie er, mit den Worten Falstaffs aus der letzten Scene Heinrich's des Vierten: da kommt mein König Heinz, mein königlicher Heinz –

»Mein Fürst, mein Zeus! dich red' ich  
an, mein Herz!«

Und gleich darauf in die Worte übergehend, mit denen der alte Pandaros seiner Nichte Cressida den schönen Troilus empfiehlt: »O wunderschöner Jüngling und noch nicht drei und zwanzig! Hätte ich eine Grazie zur Schwester oder eine Göttin zur Tochter, er sollte die Wahl haben. O wunderschöner Held! Paris ist ein Quark gegen ihn und ich wette, Helena tauschte gern und gäbe noch Geld in den Kauf!«

Es dauerte einige Zeit, bevor der Wahnwitzige mit diesen und anderen Declamationen zu Ende kam und es Reinhold möglich wurde, die Absicht seines Kommens zu erzählen und den Rath der beiden Geschwister (denn auch auf das Urtheil der verständigen, überlegbaren Anna legte er großes Gewicht) einzuholen. – Der Bettler, sobald er hörte, wovon die Rede war, goß rasch noch eine Neige hinunter, stieg dann von seinem Tisch und setzte sich mit großer Ernsthaftigkeit zu den Uebrigen.

Der Schulmeister befand sich in viel zu niedergedrückter Stimmung, und war auch überhaupt viel zu eingeschüchtert durch seine jüngsten Schicksale, als daß er die entscheidende Meinung, um welche es Reinhold zu thun war, sogleich bei der Hand gehabt hätte. So muthvoll und tapfer dieser Mann, wo es die Verteidigung seiner pädagogischen und religiösen Grundsätze galt, so bedenklich, ja furchtsam war er in allen Dingen des eigenen praktischen Lebens. – Er verkante nicht, wie schwierig, nach einer so gewaltsamen, so öffentlichen Lösung, die Wiederanknüpfung des Verhältnisses mit dem Schlosse sein würde, und wie viel schwieriger noch die Fortführung, besonders, da an eine Aussöhnung der beiden Väter doch ein für allemal nicht zu denken sei. Auch konnte er nicht in Abrede

stellen, daß Reinhold dabei in eine schiefe, fast unwürdige Stellung gerathen mußte, und daß endlich bei alledem der Erfolg, den Angelica sich für ihren Bruder davon versprach, noch ziemlich unsicher.

Andrerseits jedoch war auch das Gefühl der Menschenliebe in Leonhard so lebendig, er selbst hing an Julian mit so viel Zärtlichkeit, hatte auch Reinhold, dessen Talente er gar nicht hoch genug anschlagen konnte, mit so viel Bedauern an den väterlichen Webstuhl, in den harten, unfruchtbaren Dienst der täglichen Nothdurft zurückkehren sehen, daß die entgegenstehenden Gründe dadurch fast wieder aufgehoben wurden. Auch freute er sich innigst über das thätige, energische Auftreten des Engelchen, das mit so kecker Hand in diese wirren Verhältnisse hineingriff: Verhältnisse, vor denen gewiß selbst der erfahrenste Mann sich gern zurückgezogen hätte und die gleichwohl sie, das unbefangene, unerfahrene Mädchen, mit dem frohen Muth der Unschuld zu lösen gedachte. – Wäre es nur auf Leonhard selbst dabei angekommen, gewiß, er hätte es nicht über das Herz gebracht, einem Plane des Engelchen seinen Beistand zu verweigern.

Und so schwankte er denn, unentschlossen, in seinen Aeüßerungen hin und her, und that mit allem Hin- und Herreden eben nicht viel mehr, als daß er die Schwierigkeit der Sache, so oder so, in beiden Fällen, weitläufigst darlegte.

Der Vagabond, der, wie schon gesagt, seit Beginn der Berathung ganz ernsthaft und vernünftig geworden war, konnte dieses unentschiedene Hin- und Herreden nicht länger mit anhören. Nachdem er schon mehrfach durch Murren und Schütteln seine Ungeduld zu erkennen gegeben, sprang er endlich auf und unterbrach Leonhard mitten im Satze.

»Ja und nein zugleich«, rief er mit einer bekannten Stelle aus König Lear: »das war keine gute Theologie!« Laß mich reden, Schulmeister! Zwar ich bin ein Toller und du bist –

»nicht toll: doch mehr gebunden wie  
ein Toller,  
Gesperrt in einen Kerker, ausgehun-  
gert,  
Gegeißelt und geplagt« –

Darum hast du keinen Verstand in dieser Sache, Schulmeister, solch ein kluger Mann du auch sonst bist. Höre mich an, Goldprinz, Zuckersöhnchen, fuhr er zu Reinhold gewendet fort: das Ende dieser ganzen gleißenden Bekehrung ist näher als Ihr Vernünftigen es denkt:

–

Geister, weiß und grau,  
Geister, roth und blau,  
Rührt, rührt, rührt,  
Rührt aus aller Kraft!

Ich höre (fuhr er fort) schon ordentlich dies Rumpeln in der Erde, wie ein großes Magenknurren, mit

dem das Erdbeben heranzieht, nächstens geht der Spectakel los, habt Acht! und bevor Einer von alle den klugen Kerlen noch Zeit gehabt hat, sich an die Nase zu fassen, –

»so werden

Die wolkenhohen Thürme und Paläste,  
Die hehren Tempel selbst, der große  
Ball,

Ja was daran nur Theil hat, untergehen  
Und, wie dies leere Schaugepränge  
platzt,

Spurlos verschwinden.«

Du bist mir zu schade, Junge, ich habe dich zu lieb mit deinen thörichten braunen Augen, als daß ich dich möchte so mit untergehen lassen. Und darum warne ich dich und befehle dir kraft des Geistes Flibbertigibbet welcher allmächtig ist in mir – »den Wein liebte ich kräftig, die Würfel heftig und mit den Weibern übertraf ich den Großtürken« – Was wollt' ich sagen? Ja so, das, wollt' ich sagen: der Humor von der Sache, mein Sohn, wie Korporal Nym es nennt, ein Mann, der sich auf Humore verstand, ist dies, daß du nicht wieder in das Schloß gehst, hörst du? Du bleibst, wo du bist, mein Sohn, – ach (und hier wieder schienen seine Sinne sich völlig zu verwirren, seine Augen stierten gläsern vor sich hin, indem sein Mund sich zu entsetzlichem Hohnlachen verzerrte): es ist ein verzaubertes Schloß geworden, das Zauberschloß der Armide ist es,

und du bist zu gut dafür, als Rinaldo dieser Zauberin zu dienen! Ich – ei ja, was liegt an mir? »Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte« –: und darum habe ich ein Recht, dir das zu sagen, so närrisch ich auch bin.

Auch Anna hatte die Musterungen ihres Bruders mit stillem Mißbehagen angehört. Von früh an hatte sie sich gewöhnt, Reinhold wie einen jüngeren Bruder, ja wie einen Sohn zu behandeln und einigermaßen zu leiten. Vielleicht, wer sie schärfer beobachtete, dem hätte es zuweilen scheinen mögen, als ob es nicht blos schwesterliche oder mütterliche Zuneigung war, was sie so besorgt machte um Reinhold's Wohl, sondern als ob eine leise, leise Ader noch anderer Leidenschaft damit zusammenflösse. Aber jedenfalls, wäre es auch wirklich so gewesen, so war diese Leidenschaft doch so rein, so edel, so frei von aller Selbstsucht, daß das Verhältniß dadurch sogar nur um so werthvoller, ja heiliger erschien. – Was den vorliegenden Fall anbetraf, so war auch Anna dem Gedanken an Reinhold's Rückkehr in die Familie des Fabrikanten aufs Aeüßerste, mit einer fast eifersüchtigen Heftigkeit, abgeneigt; so widerwärtig das Geschwätz des tollen Heiner ihr sonst auch war, so hatte sie doch diesmal ihre geheime Freude daran, weil es, wie verworren immer, doch ihre eigene Ansicht unterstützte.

Heiner, sagte sie, hat Recht, und ich schließe mich seinen Worten an –

Oho, oho, wieherte der Tolle:

»'s ist Fluch der Zeit, wenn Tolle führen  
Blinde« . . .

Anna, ungestört durch den Spott des Bettlers, legte in klarer, ruhiger Auseinandersetzung ihre Meinung dar. Sie bestätigte Alles, was ihr Bruder bereits gegen Angelica's Vorschlag gesagt hatte, und hob namentlich hervor, welchen Schein von Eigennutz und Unwürdigkeit es auf Reinhold werfen würde, wenn er, um eines Erfolges willen, der zunächst nur ihm selbst und seiner eigenen Person zu Gute käme, seine und seines Hauses so tief gekränkte Ehre preisgeben und sich aufs Neue den Anmaßungen und Feindseligkeiten des Commerzienraths, dem kränkenden Hochmuth seiner Gemahlin, endlich den Intriguen des Herrn Waller aussetzen wollte.

Ueberhaupt, setzte sie hinzu, wenn ich wäre wie du, Reinhold, und wäre so gescheit und hätte so viel gelernt, ich gäbe meinem Herzen einen Stoß, wie wehe es auch thun möchte, risse mich heraus aus all diesen elenden Verhältnissen und ginge tapfer hinaus in die weite Welt, wo ein Mensch von deinen Talenten und deinen Fähigkeiten ja unmöglich zu Grunde gehen kann. Du wirst sagen, daß die Rücksicht gegen deine Familie dir das verbietet, und zum Theil hast du darin Recht. Aber auch nur zum Theil. Sieh, wie vortrefflich dein Vater ist und wie sehr wir alle ihn verehren, so thut er dir doch mit seiner thörichten Abneigung gegen

die Studien, welche dir so lieb sind, und namentlich gegen dies Maschinenwesen, in welchem du selbst, wie ich höre, schon so hübsche Erfindungen gemacht hast, das äußerste Unrecht, dir sowohl, wie sich selbst. Setz' dich hin, nimm deine Papiere und Zeichnungen zusammen, arbeite was Rechtschaffenes aus, und dann gehe damit zu Leuten, die dergleichen zu würdigen verstehen und auch Geld und Interesse haben, es ins Werk zu setzen; es ist ja bei dem hohen Werth, der heutzutage aller Orten auf alle neuen mechanischen Erfindungen gelegt wird, geradehin undenkbar, daß du nicht auch dein Glück damit machen solltest. Dann, siehst du, wenn ich mir auf diese Art Geld, Ansehen, Rang erworben hätte, wenn ich selbst solch ein Mann geworden wäre, wie dieser Herr Wolston, der ja auch, wie man munkelt, nicht eben auf dem Geldsack geboren sein soll, siehst du, dann, aber auch nur erst dann, wollt' ich meinen Fuß wieder über die Schwelle des Schlosses setzen! Dann stellt' ich mich hin vor den Herrn Wolston mit sammt seinem Julian und seinem Engelchen und sagte: jetzt ist es was Anderes, jetzt, liebes Engelchen . . .

Es war wunderbar anzusehen, wie bei diesen Worten Anna's und Reinhold's Augen, die einen forschend, die andern erwartungsvoll, sich begegneten, wie Anna, im Begegnen der Blicke, verstummte und wie dann Beide verlegen vor sich nieder auf die Erde sahen.

Reinhold, der überhaupt seit seinem Gespräch mit dem Engelchen in eine gewisse Unzufriedenheit mit sich selbst gerathen war, konnte nicht umhin, das Richtige, das in Anna's Worten lag, anzuerkennen; diese so sicheren Hoffnungen, welche Anna in seine Fähigkeiten setzte, und dieser Respect, mit welchem sie von seinen Entwürfen und Zeichnungen sprach, schmeichelte ihm, um so mehr, als er wußte, daß sie gerade in diesem Punkt nur das Echo ihres sachverständigen Bruders war, und fachte den, unter der kalten Hand des Elends fast schon erloschenen Ehrgeiz des Jünglings wieder an. Er beschloß bei sich selbst, mit noch größerer Anstrengung als bisher jede freie Stunde für seine Studien zu benutzen, ja noch heut Abend, gleich wenn er nach Hause käme, wollte er sie wieder vornehmen und die gestern so unsanft unterbrochene Arbeit weiter fortsetzen. Was dann zuletzt aus dem Ganzen werden und ob es ihm möglich sein würde, den Widerstand, welchen der Vater seiner Geschäftigung entgegensetzte, zu besiegen – nun, der Himmel mochte es entscheiden.

Nachdem man auf diese Weise die Angelegenheit noch verschiedentlich durchgesprochen, vereinigte man sich schließlich dahin, daß Reinhold zwar den Antrag des Engelchen nicht mit runden Worten abweisen, aber seine Antwort doch so stellen sollte, daß sie selbst die Ablehnung sich daraus entnehmen könne.

Auch der Bettler war mit diesem Resultat zufrieden. Heda, schrie er, indem er die beiden Männer fast mit Gewalt nöthigte, ein Glas Wein mit ihm zu leeren: »hängt alle Männer, die das nicht können!« Und dann mit allerhand zusammengewürfelten Stellen aus dem Shakespeare'schen Wintermärchen: »Das ist ein allerliebster Kerl«, sagte er, »er hat Bänder von allen Farben des Regenbogens, spitziqe Häkeleien, Garn, Wolle, Kammertuch, Leinwand hat er —«

»Fahre wohl!

Der Tag wird trüb' und trüber, du  
kriegst wohl

Ein rauhes Wiegenlied —«

»Komm, Page,

Blick' mit dem Himmelsaug' mich an,  
du Schelm!

Mein Herz! mein Schatz . . . !«

#### DREIZEHNTES KAPITEL. FREUDENFEUER.

Um der Gedanken Herr zu werden, welche die verschiedenen Unterredungen des heutigen Tages in ihm aufgeweckt, vielleicht auch um sich desto ungestörter gewissen Träumen hinzugeben, die mit unwiderstehlicher Gewalt sein Herz umstrickten, ging Reinhold nicht unmittelbaren Wegs nach Hause zurück, sondern machte zuvor noch einen Gang ins Freie. Zwar mußte er sich selbst darüber schelten: für arme Leute, wie er

war, gibt es kein Spazierengehen, selbst der Genuß dieser allumgebenden, allgegenwärtigen Natur ist bei uns zu einem Privilegium geworden für die Wohlhabenden und Vornehmen, welche die Zeit dazu haben. – Deshalb wir uns denn auch nicht wundern und noch weniger es als Roheit verdammen sollten, wenn bei unseren sogenannten niederen Ständen der Sinn für die Natur im Allgemeinen so wenig entwickelt ist: gebt ihnen erst die Muße, gebt ihnen erst die Freiheit und Unbekümmertheit der Stimmung, die dazu gehört, und euer Urtheil wird vermuthlich anders ausfallen müssen. –

Aber der Sommersonntag lockte gar zu lieblich, der Himmel war so blau, die Berge so duftig, die Vögel trillerten so hell, so muthig, Reinhold selbst war das Herz so weich, so weh, und doch so voll ungewisser, seliger Ahnung, sein Kopf so glühend, sein Geist so voll von allerhand wundersamen, weitgreifenden Projekten und Plänen – nein, er mußte auch einmal zwei Stunden für sich haben, mußte auch einmal Trost und Kühlung suchen für das fieberhaft erregte Herz am milden, mütterlichen Busen der Natur!

Die Dämmerung war schon längst hereingebrochen, als er endlich in die väterliche Wohnung zurückkehrte. Der Meister war noch nicht wieder heim; Margareth war ebenfalls, gewisser häuslicher Besorgungen halber, über Feld. Nur Konrad war bei der kranken Schwägerin und dem armen gestörten Großvater zurückgeblieben; er hatte sich, zum Beweis seiner Besserung, aus freien

Stücken dazu erboten. Mit der Zeit indessen war ihm diese Gesellschaft doch ein wenig zu einförmig geworden; gar zu lieblich waren die Fiedeln von drüben, aus der Schenke her, erklungen, gar zu heiß hatte das Geld, das aus der Hand des Herrn Florus in seine Tasche geschlüpft war, ihn darin gebrannt . . .

Und dann, was die Hauptsache war, mußte er ja auch seinen Freunden und Bekannten die Neuigkeit erzählen, daß ein Kind unterwegs sei von der Margareth und dem rothen Konrad, ein leibhaftiges, lebendiges Kind! Man muß wissen, Welch außerordentlicher Werth gerade von dieser, der ärmsten Klasse der Gesellschaft, auf Fruchtbarkeit der Ehe gelegt wird, und wie der entgegengesetzte Fall bei ihnen noch immer als eine Art von Makel gilt, um die Ungeduld zu begreifen, von welcher Konrad brannte, unter seinen Wirthshausfreunden eine Neuigkeit zu verbreiten, die ihn selbst im ersten Augenblick so tief erschreckt hatte und die ihn gleichwohl jetzt so stolz, so übermüthig machte.

Kaum also, daß Lene ein wenig eingenickt war, hatte Konrad sich leise davongeschlichen; nur auf fünf Minuten, hatte er dem alten Großvater betheuert, der zu Lenens Häupten saß und ihr die Fliegen wehrte. Der Alte hatte so altverständlich genickt und so freundlich dazu gelächelt, Alles natürlich ohne den mindesten Verstand und Sinn und ohne auch Konrad's Worte im Entferntesten verstanden zu haben, daß dieser sich im vollen

Rechte glaubte, als er die fünf Minuten zu einer Viertel-, einer halben, einer ganzen Stunde ausdehnte . . .

Ja wie hätte er auch anders können? Die Leute wären ja alle so höflich, so zuvorkommend gegen ihn, es brachte sichtlich solchen angenehmen, fast respektvollen Eindruck hervor, daß er, der gestern so völlig ausgebeutelt geschienen, heute schon wieder so flott bei Gelde war, der Wein war so besonders schmackhaft heute, die Wendungen des gestrigen Spiels wurden mit so viel Sachkenntniß besprochen, der lange Karrenschieber wußte den verhaßten Vagabonden so trefflich nachzuahmen, und als Konrad endlich mit der Neuigkeit seiner bevorstehenden Vaterfreude hervorückte, war der Jubel unter den Genossen so allgemein und selbst die dicke Wirthin (die ihn sonst in der Regel etwas von oben herab behandelte: nämlich weil er selten bei Gelde war) schüttelte ihm heute so theilnehmend, so herzhaft die Hand: – daß er ja der größte Mensch von der Welt hätte sein müssen, hätte er eine so artige, liebenswürdige Gesellschaft vorzeitig verlassen und die gefüllten Gläser, die ihm von allen Seiten zugebracht wurden, unberührt ablehnen wollen. –

Und so befanden sich denn, als die Dämmerung hereinbrach, die beiden Kranken wiederum, wie in der Nacht zuvor, allein. Lene, welche der Besuch des Engelchen in eine ganz ungewöhnliche Aufregung versetzt hatte, warf sich in unruhigem Schlummer hin und her; sie träumte so laut und sprach so viel wirres, buntes

Zeug durch einander, bald mit dem Sandmoll, bald mit ihrem Bruder, bald auch, wie es schien, mit der verstorbenen Frau Wolston, daß selbst dem Alten des Geredes ein wenig zu viel ward, zumal da nun die Nacht immer schwärzer und schwärzer hereinbrach. Er konnte, wie wir schon früher erzählt haben und wie es bekanntlich bei den meisten Kranken dieser Art der Fall ist, die Dunkelheit nicht ertragen und dachte mit Entsetzen daran, wieder solche qualvolle Stunden zu erleben, wie gestern Nacht.

Wie denn nun drüben, in den Fenstern des Wirthshauses, Licht um Licht erglomm, wie die Lampen im Saal sich entzündeten und bald das ganze Haus mit den hohen, hellen Fenstern als Ein prächtiger, funkeln-der Lichtpalast dastand: so erwachte in dem zerstörten Hirn des Alten das kindische Gelüste, es auch so gut zu haben, wie die da drüben, und auch solch prächtiges Feuerwerk zu veranstalten. Leise, vorsichtig, vor stillem Vergnügen in sich hineinlachend wie ein Kind, das sich eine verbotene Freude bereitet, tappte er in die Küche, suchte nach Holz, fand keines . . .

Aber hatte nicht der Reinhold da, in der Ecke hinter seinem Webstuhl, die vielen prächtig weißen Papiere mit den seltsamen schwarzen Zeichen und Bildern darauf? Und gar erst die sauber geschnitzten Hölzchen und Räderchen, ei, wenn die brannten, das mußte ja eine wahre Pracht sein? Und der Reinhold ist ja so gut, der hat ihm noch nie ein böses Wörtchen gesagt,

auch nicht das allerkleinste, der trägt und streichelt ihn immer so sanft, so freundlich, wie sollte der dem alten Großvater die kleine Freude nicht gönnen? Ja vielleicht kommt er gerade selbst noch nach Hause, der Reinhold – geschwind, geschwind! damit der gute Junge das Feuerchen schon in Gang findet und sich freut über die Ueberraschung, die der alte närrische Großvater ihm bereitet hat!

Ganz leise also, damit nicht etwa die Lene darüber aufwachte und ihm die Ueberraschung verdürbe, aber auch ganz eilig und immer still in sich hineinkichernd, trug der Alte sämtliche Bücher, Papiere, Zeichnungen, Modelle auf dem Herd zusammen, schüttete sie über einander, mit einer Vorsicht und einer Ernsthaftigkeit, als ob es die schwierigste und wichtigste Unternehmung von der Welt wäre – und klatschte vor Freuden in die Hände und sang und tanzte, als die Flamme hoch in die Höhe züngelte und der graue Mann da neben ihm, der Schatten an der Wand, sich ebenfalls so freute über das Feuerchen und ebenfalls so in die Höhe sprang und tanzte, wie er!

#### VIERZEHNTE KAPITEL. ENTHÜLLUNGEN.

In diesem Augenblick kam der junge Meisterssohn nach Hause; so emsig auf dem Heimweg hatte er über seine mathematischen Probleme, nachgedacht und so deutlich standen gewisse schwierige Lösungen, die er gestern noch vergeblich gesucht, vor seinem Geiste,

daß er kaum die Zeit erwarten konnte, wieder über seinen geliebten Büchern zu sitzen.

Und siehe da, dies Alles jetzt, da er eintrat, war Staub und Asche . . .

Großvater! war das Einzige, was der entsetzte Jüngling hervorbringen konnte, da er die grauenvolle Zerstörung erblickte.

Nun? nun? fragte der Großvater, einigermaßen betreten, da er Reinhold's Bestürzung sah, aber doch noch immer mit einem gewissen innern Behagen über den allerliebsten Streich, den er verübt: bist du böse, mein Junge? Nicht böse sein auf den alten Großvater! Du hättest nur früher kommen sollen, mein Junge, ach, das war ein Feuerchen! Siehst du, wie so die schwarzen Dinger, die Räderchen, sich anfangen zu drehen von der Hitze – o, ich bin nicht so dumm, wie sie denken, ich verstehe mich recht gut auf solche Räderchen, ja, recht gut, ich will es den Andern bloß nicht sagen – und wie das schöne weiße Papier so knisterte, und zuerst wurde es ganz gelb, und dann wurde es braun, und dann hernach stoben die Funken und der schöne blaue Feuersdrache streckte seine blanke, leuchtende Zunge hindurch – nein, das war prächtig, zu prächtig, mein Junge . . . !

Reinhold rang die Hände: nur zu gründlich hatte der Alte aufgeräumt, nicht ein Blättchen, nicht ein Spänchen war liegen geblieben, die ganze Frucht seiner

mühsamsten Stunden vernichtet, die ganze Hoffnung seiner Zukunft zerstört in einem Augenblick!

Freilich war der Schade nicht unersetzlich. Diese Dinge lebten in Reinhold's Kopf und was er einmal gerechnet, einmal gezeichnet und geschnitzt hatte, das konnte auch wieder von ihm geschnitzt, gezeichnet und gerechnet werden. Aber woher die Zeit nehmen? und woher vor Allem den Muth? Den Muth – ach, vor wenig Augenblicken noch, ermuntert durch Anna's Zuspruch und an die Unterredung mit dem Engelchen denkend, hatte er dessen so viel gehabt, hatte wieder einmal so kühn, so hoffnungsvoll in die Zukunft geblickt: mußte jetzt diese Zerstörung seiner Lieblingspläne, ausgeführt in thörichtem Spiel, durch die Hand dieses blöden, kindischen Greises, mußte sie ihm jetzt nicht als ein Orakel, ein Fingerzeig des Schicksals erscheinen, daß er sich mit diesen Dingen überhaupt nicht mehr befassen solle? daß er sich geduldig fügen solle in das Elend seines Hauses und an nichts mehr denken, nichts mehr arbeiten, nichts mehr thun, was ihm Errettung aus diesem Elend versprach? Es war ein Gottesgericht, ohne Zweifel, und die Vorsehung selbst hatte den Blödsinn des Alten benutzt, ihm eine Lehre zu geben. Wie hatte er doch gesagt heut früh zum Engelchen? Es wäre ein Leichenhaus hier, hatte er gesagt, und sie alle wären bereits Gestorbene – gut: so war dies denn der Scheiterhaufen.

Mit mühsam errungener Fassung, und indem er immer nur mit halber Stimme das schmerzlich klagende: Großvater! Großvater!! wiederholte, führte er den Alten, der sich über den sichtbaren Schmerz des Enkels jetzt auch seinerseits zu betrüben anfang und allmählig in lautes Weinen ausbrach, in die Wohnstube zurück. Lene lag noch immer in unruhigem Halbschlummer, der Alte kroch wimmernd in sein gewohntes Winkelchen; kein Wort mehr ward zwischen ihnen gesprochen.

Nach einiger Zeit kehrte Anna[Margareth] heim; der Bruder hatte das Herz nicht, sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Auch ging sie, ermüdet von ihrer Wanderung und verstimmt über die Abwesenheit ihres Mannes, bald in ihre Wohnung hinüber.

Erst als in der späten Mitternachtsstunde der Meister selbst nach Hause kam, und Niemand mehr im Hause wachte, als nur Sohn und Vater, schüttete Reinhold seinen Kummer vor diesem Letztern aus. Denn zu dringend hatte der Vater nach der Ursache seiner Betrübniß gefragt und Reinhold selbst hatte zu viel Ehrfurcht vor ihm, als daß er ihn hätte durch eine Lüge täuschen mögen.

Der Eindruck, welchen Reinhold's Erzählung auf den Vater hervorbrachte, war gewaltig, weit gewaltiger, als Reinhold selbst, bei der ihm nur zu wohl bekannten Abneigung des Meisters gegen jene Richtung seiner

Studien, vorausgesetzt hatte: so daß er fast wieder bedauerte, ihm überhaupt nur von dem Vorgang erzählt und die Last des Kammers, welche den Meister überdies schon niederdrückte, dadurch noch vergrößert zu haben. Lange Zeit saß der Vater sprachlos, das Kinn auf seinen Weißdornstab gestützt, ihm gegenüber; die Dunkelheit ringsum, die nur sparsam von dem inzwischen emporgestiegenen Mond erhellt ward, und die unregelmäßigen, stöhnenden Athemzüge der beiden Schlummernden neben ihnen machten dies Schweigen nur noch drückender.

Endlich erhob sich der Meister, legte beide Hände sanft auf die Stirn des Sohnes – er war sonst, bei aller Zärtlichkeit, doch mit Liebkosungen dieser Art gegen seine Kinder äußerst sparsam – und sagte:

Ja wohl, mein armer, armer Sohn, ist das ein Fingerzeig des Schicksals! Es ist die Rache des Himmels, vollzogen durch denselben Mann und dieselbe Hand ...

Hier verstummte er, trat von Reinhold zurück und ging langsam einige Schritte durch die Dunkelheit auf und ab; es war sichtbar, daß er mit irgend einem bedeutenden und folgenschweren Entschlusse kämpfte.

Endlich wieder stand er still.

Reinhold, sagte er mit feierlicher Stimme, Reinhold, mein – Sohn, mein Kind, jawohl mein Kind, das Kind meines Kammers und meiner Schmerzen! Seit Langem kämpfe ich, dir ein Geheimniß mitzutheilen, das ich

dir in vielem Betrachte schuldig bin, und mit dem ich doch nur ungern deine reine, schuldlose Jugend vergiften möchte. Ich kann dir kein Erbtheil nachlassen, und so möchte ich dir auch nicht gern diesen Argwohn, diesen Haß, diese Hölle von Zweifeln zurücklassen, die mich quält. Aber es ist des Himmels Wille so, ich sehe es wohl: diese Stunde des Schmerzes hat dich mündig gemacht, mein Sohn, jetzt oder nie sollst du mein Geheimniß wissen . . .

Trotz der Dunkelheit, die zwischen ihnen herrschte, war es Reinhold doch, als könnte er sehen, wie das Antlitz des Vaters während dieser Worte immer bleicher, immer ernster ward; er konnte das Arbeiten seiner Brust hören und hörte, wie er, bald zögernd, bald stockend, vergeblich nach Athem rang.

Eine unendliche Bangigkeit ergriff die gegen alle äußere Gefahren sonst so tapfere Seele des jungen Mannes. Wie oft hatte auch ihn der Wunsch beschlichen, die Geheimnisse seines Vaters zu kennen? Nicht aus Neugier, wahrhaftig nicht, sondern nur ihm die Last derselben zu erleichtern . . .

Und jetzt dennoch, da er an der Schwelle dieser Geheimnisse stand, da schon auf der Lippe des Vaters das Wort schwebte, das so viel langjährige, bange Räthsel enthüllen sollte, wie gern wäre er dem Vater ins Wort gefallen! wie gern hätte er ihn gebeten, ihn mit einer Mitwissenschaft zu verschonen, vor der es ihn jetzt auf einmal schauderte!

Der Meister indessen war vor die beiden Schlummernden getreten und hatte sich überzeugt, daß sie wirklich schliefen; auch an die Thür hatte er gefaßt und den Riegel noch einmal angezogen.

Jetzt, mit derselben langsamen Feierlichkeit, trat er wiederum auf Reinhold zu, zog ihn in die Höhe:

Komm, sagte er, mein Sohn, in die Kammer, wo wir allein sind und Niemand uns belauschen kann; die Stunde ist da, ich fühle es, das Schicksal vollendet sich – und wir Menschen sind ja doch nur die Sklaven, vielleicht nur die Narren des Schicksals . . .

Er führte den Sohn in die Kammer, in der ihre Bettstatt aufgeschlagen stand. Sie war von allen Seiten umschlossen, ohne Ausgang ins Freie. Nur zu oberst an der Decke befand sich ein Fenster, das auf die Rückseite des Gebäudes führte, in den kleinen, mit Gerüll aller Art dicht besetzten Hof; dasselbe stand, wie des Sommers immer, offen und ließ die kühle, erquickliche Nachtluft frei in die dumpfige Kammer strömen.

Der Meister setzte sich auf die Schütte von Stroh und trockenem Laub, die ihnen gewöhnlich zum Lager diente; Reinhold, erwartungsvoll, bebend, zu seinen Füßen.

Noch immer schwieg der Meister; es kostete ihn offenbar einen unermesslichen Kampf, einen Schleier hinwegzunehmen, den er so lange, so sorgsam gehütet. Ja schon begann Reinhold wieder leichter zu athmen: denn er glaubte, der Vater sei von seinem Vorsatz

zurückgekommen, als der Meister endlich folgendergestalt anhub:

So wenig du auch sonst über deine Herkunft und die Geschichte deiner Familie weißt, mein Reinhold, so wird dir doch dies nicht unbekannt sein, daß unsere Familie, seit Menschenaltern, so weit das Gedächtniß derselben reicht, immer dasselbe Gewerbe getrieben hat, das Gewerbe, dem ich den Beinamen des Meisters verdanke und das erst uns jetzt, den unglücklichen Verspäteten, die Nahrung verweigert. Auch daß wir nicht in diesem Dorfe zu Hause sind, sondern ursprünglich einige Stunden weiter hinauf im Gebirge lebten, wirst du wissen. Mein Vater, der unglückliche Greis, den du als deinen Großvater liebst und ehrst, verdient den Beinamen des Meisters in noch viel höherem Grade, als ich selbst. Er besaß nicht nur im reichsten Maße alle jene Fertigkeiten, die ich ihm nur unvollständig abgelernt: sondern er war auch, gleich dir, mein Reinhold, eingeweiht in jene höheren Geheimnisse der Wissenschaft und der Kunst, vor denen es mir von jeher gegraust hat, ja die ich hasse mit einem Haß, den du erst von dieser Stunde an recht verstehen wirst. Das Geschäft des Webens ging damals noch besser als heutzutage. Auch war ich, ohne mich zu rühmen, in Allem, was sich mit der Hand leisten läßt, ein flinker und unverdrossener Arbeiter: so daß der Vater, ohne

seine nächste Pflicht gerade allzusehr zu vernachlässigen, sich fast ausschließlich seinen Projekten und Plänen widmen konnte, denselben, denen auch du, mein Reinhold, zu meinem Schmerz so oft schon die Ruhe deiner Nächte, das Nachdenken deiner Tage geopfert hast.

Gleich dir, sann auch der Vater nach über gewisse große künstliche Maschinen, welche die Handarbeit unsers Gewerbes immer mehr ersetzen und den Gewinn desselben ins Tausendfache steigern sollten. Die Maschine, die ihn beschäftigte und deren Herstellung, wie er uns von Jahr zu Jahr versicherte, ihm ganz gewiß nun mit Nächstem glücken würde, sollte alles bisher Bekannte überbieten und ganz neue, bis dahin unerhörte Vortheile gewähren.

Allein der Dämon, den Gott in dieses todte und doch so lebendige Räderwerk gebannt hat, und dem du, mein Sohn, wie ich hoffe, durch den heutigen Vorfall auf ewig entrissen bist, gewann auch über meinen armen Vater mit jedem Tage immer größere Macht; immer mehr ließ er sein eigentliches Gewerbe liegen, immer schwerer ward es mir, der ich ihm seit einigen Jahren die Schwiegertochter ins Haus geführt und schon für ein Kind, unsere Margareth, zu sorgen hatte, auch nur das Nothdürftigste unsers Unterhaltes zu erwerben. Dazu kamen die schweren Kriegszeiten damals, wo Verkehr und Handel fast stille standen; selbst

für Erfindungen, wie diejenigen, über denen mein Vater grübelte, hatte dazumal kaum irgend Jemand noch Sinn und Muth gehabt. War es nun die rastlose Anstrengung dieses Grübelns, war es dies ununterbrochene Rechnen, Denken, Brüten, bei Tag, bei Nacht, oder war es auch die beängstigende Voraussicht, daß er, selbst wenn die Erfindung ihm geglückt wäre, doch bei damaligen Zeitläuften Niemand finden würde, der die ruhigen Capitalien zur Ausführung geben würde – genug: die Stimmung unseres armen Vaters wurde immer düsterer, immer trüber. Ja wenn ich mir jetzt alle Umstände von damals vergegenwärtige, so kann ich mich kaum des Zweifels erwehren, ob er nicht damals, schon mit den Anfällen jener unglücklichen Krankheit gekämpft haben sollte, die seinen Geist kurz darauf völlig zerstörte. Bei lichtigem Tage war er wie ein Nachtwandler, Niemand von uns sah er noch an, kaum daß er sich das Nothdürftigste gönnte an Trank und Speise und Schlaf; unausgesetzt, ohne Rast, mit einer Beharrlichkeit und doch einer Unruhe, in der ich jetzt, wie gesagt, die Spuren des beginnenden Wahnsinns erkennen muß, brütete er ewig und ewig nur über seiner Maschine. Schon sahen Noth und Elend zu allen Ecken in unser Haus hinein, schon wollten wir Anderen, die wir von den Plänen unsers Vaters theils nichts verstanden, theils nichts erfuhren (denn mit unglaublicher Eifersucht bewachte er sie, selbst auch vor mir, dem eigenen Sohn), und die wir mithin seine Hoffnungen so

wenig als seine Befürchtungen zu würdigen wußten – schon, sage ich, wollten wir Andern im Stillen oft verzweifeln, wenn wir den sonst so muntern, so thätigen Mann jetzt so ganz in Trübsinn und scheinbare Unthätigkeit versinken sahen . . .

Horch, unterbrach an dieser Stelle der Meister seine Erzählung, rührte sich da nichts?

Reinhold sah hinaus in das Zimmer. Aber der Großvater sowohl, wie die Tante lagen in festem Schlaf.

Es wird der Nachtwind gewesen sein, sagte Reinhold, indem er wieder neben dem Vater Platz nahm, der das Fenster hin und her bewegt.

#### FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER LAUSCHER.

Endlich, fuhr der Meister fort, nach jahrelangem, verzweifelm Warten und Harren war der Tag erschienen, wo der Vater mit freudestrahlendem Gesicht in unsere Mitte trat und uns die Vollendung seines Werks eröffnete. Er war damals, durch die unaufhörliche geistige Anstrengung und die vielen Sorgen, mit denen er täglich zu kämpfen hatte, bereits in einen solchen Zustand der Aufregung gekommen, daß wir selbst kaum wußten, ob wir seinen Worten Glauben schenken sollten, oder ob die Erfindung, mit der er jetzt ins Reine gekommen zu sein behauptete, am Ende nicht bloß eine Täuschung war. Denn eine Prüfung seiner Berechnungen und Entwürfe, wie ich dir bereits sagte, gestattete er Keinem von uns, auch mir nicht, von dessen

Fähigkeit in diesem Punkt er überhaupt nur sehr gering dachte, – und ganz gewiß mit Grund, setzte der Meister bescheiden hinzu.

Aber dies siegreiche Lächeln und diese herzinnige, selige Freude, mit der er das Blatt, welches seine Zeichnungen und Anschläge umschloß, vor uns in die Höhe streckte, widerlegte jeden Einwand, vorausgesetzt, daß wir den Muth gehabt hätten, dergleichen zu erheben. Ihr habt genug jetzt gehungert, sagte er, nun ist das Elend am Ende, und wir werden nun alle reiche, reiche Leute.

Auch du, mein Sohn, wandte er sich zu mir, sollst deinen Antheil haben, nicht blos an dem Glück unserer Familie, sondern auch an der Arbeit, durch die es gegründet wird; ich weiß, daß dies Letztere dir zum Mindesten ebenso lieb ist wie das Ersten. Während Ihr noch dachtet – ja gesteht es nur, Ihr Schelme, Ihr habt es gedacht –! Euer Vater wäre am Ende wohl gar nur ein Faselhans und es könne solche Maschine gar nicht geben, wie die, über der ich brütete, habe ich bereits auch den zweiten, leichtern, doch noch immer nicht ganz leichten Schritt zu unserm Glücke vorbereitet. Auch er, trotz der schlechten Zeiten, ist mir gelungen. In der fernen Seestadt Hamburg habe ich ein Handelshaus aufgetrieben, welches mir meine Erfindung abkaufen und mich auch in Zukunft noch an dem Gewinne derselben will Antheil nehmen lassen. Daß die Herren meine Zeichnungen und Pläne vorher einsehen

wollen und sich überzeugen, daß es wirklich so ist, wie ich ihnen geschrieben, versteht sich von selbst und muß ich selbst so in der Ordnung finden. Uebrigens ist die Sache – sie war schwer, wahrhaftig sehr schwer, schaltete er mit leuchtenden Augen dazwischen, und ich bin oft an mir selbst verzweifelt, ob ich sie nur glücklich zu Ende bringen würde! Gleichwohl, da sie jetzt auf dem Papiere steht, so ist sie so klar, so leicht, ein Kind könnte sie begreifen, auch du, mein Junge, der du, so wacker du sonst auch bist, deinem Vater das doch gewiß nicht nachmachen solltest, was er gemacht hat! Ich zeig' es dir auch nicht, nein, auch dir nicht, mein Sohn: in so etwas gibt es keine Verwandtschaft, wer das wissen will, der erfind' es sich selbst oder gedulde sich!

Aber es thut auch nichts weiter, setzte er begütigend und den früher begonnenen Satz wieder aufnehmend hinzu, du sollst doch auch deine Ehre bei der Sache einlegen. Nach Hamburg ist ein gar weiter Weg, die Kriegszüge, die durch das Land gehen, machen ihn doppelt mühsam und gefährlich, ich alter, kränklicher Mann tauge dazu nicht. Da mußt du für mich eintreten, mein Junge: du bist jung, wacker zu Fuß, und hast Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Da, indem er mir das Papier überreichte, nimm meinen Schatz, mein Alles, ich vertraue ihn dir! Ich weiß, daß du dir eher würdest das Leben nehmen lassen, als ihn. Und auch das weiß ich, daß mein einfaches Verbot hinreicht, dich

von jedem vorwitzigen Blick in die Papiere abzuhalten; es soll sie durchaus Niemand sehen, Niemand, auch du nicht, als blos die Hamburger Herren, die sie mir abkaufen werden – hörst du, mein Junge? auch du nicht – schwör' es mir! auch du nicht!!

Ich kannte die Eifersucht meines Vaters und gelobte, was er verlangte. Gut, erwiderte er, du hast geschworen; nun geh, mein Junge, du trägst das Glück und die Zukunft deiner Familie, den Stolz der Kunst, den Ruhm oder die Verwerfung deines Vaters. Geh, geh, eile dich! Und wenn du dich auch am Ende hinbetteln mußt nach Hamburg: ein Wanderer, in Zeiten wie diese, kann auch wohl einmal betteln und zurück lassen dich die Hamburger Herren mit Extrapost fahren, ich sag's dir voraus, vor lauter Dankbarkeit und Freude –

Wieder horchte der Meister hier einige Augenblicke auf. Es muß, sagte er, ein Gewitter im Anzuge sein; es ist mir, als ob ich den Wind in den Bäumen gehen hörte ...

Auch Reinhold horchte auf. Es wird die Katze gewesen sein, sagte er, die auf den Boden klettert.

Du begreifst, mein Reinhold, erzählte der Meister weiter, mit welchem Herzklopfen und doch welcher Bereitwilligkeit ich den Auftrag des geliebten Vaters übernahm. Es war meine erste Reise, die ich antreten sollte, noch nie war ich aus unserm engen Gebirg herausgekommen. Mein gutes Weib ging eben mit ihrem zweiten Kinde (hier bekam die Stimme des Meisters

eine eigenthümliche Unsicherheit: doch war Reinhold viel zu gespannt auf die Fortsetzung der Erzählung, als daß er auf dergleichen hätte Acht haben können) – mit dir, mein Reinhold; ich verließ das Haus ungerne. Auch war der Auftrag an sich schwierig und nicht ohne Bedenklichkeit. Allein mit Recht erinnerte der Vater dagegen, daß derselbe, bei der Lage unserer Familie, keinen Aufschub gestatte, und auch eine so wichtige Angelegenheit in fremde Hände oder wohl gar auf die Post zu geben, sei unthunlich, zumal in diesen Kriegszeiten.

So, fuhr der Meister in seiner Erzählung fort, machte ich mich denn auf den Weg, mit wenig Geld, du wirst es mir glauben, aber dafür mit einem Ueberfluß von Muth und Hoffnungen. Das theure Documenta das uns Bettler, nach der Versicherung unsers Vaters, auf einmal zu reichen Leuten machen sollte, lag, wohl verwahrt, in einer fest zugeknüpften Mappe auf meiner Brust, dicht an meinem Herzen; wer es mir rauben wollte, mußte mir zuerst das Leben rauben. Doch brauchte ich in dieser Hinsicht keine Besorgniß zu hegen, da Niemand die Anwesenheit eines solchen Kleinods bei mir vermuthen konnte, eines Kleinods überdies, das nur dem Sachverständigen als solches gelten konnte, jedem Andern dagegen als eine zufällige, werthlose Schrift erscheinen mußte. Auch gehörte ich übrigens meinem Aeußern nach keineswegs zu der Art von Leuten, denen Räuber und Diebe nachzustellen pflegen. Ich übergehe die Schilderung einer Reise, von der mir in der

That fast nichts in der Erinnerung übrig geblieben ist, so sehr hat der endliche entsetzensvolle Ausgang alle anderen Eindrücke derselben hinweggewischt. Schon war ich seit geraumer Zeit ins flache Land herabgestiegen, schon war mein kleines Reisegeld längst verzehrt, und ich brachte mich kümmerlich weiter durch das Mitleid guter Menschen, meine Füße waren wund, ich war herzlich müde und sehnte mich unaussprechlich ans Ziel meiner Reise: als ich eines Abends – es war ein Sonntag wie heut, der Tag wird mir ewig, ewig unvergeßlich sein – bei sinkender Dämmerung an ein großes, breites Wasser gelangte. Das, sagten mir die Leute, wäre die Elbe, und die Thürme und Wälle dahinter am Horizont, das wäre Hamburg, das glückliche, reiche Hamburg, wo ja nun auch unser Glück und Reichthum beginnen sollte . . .

So mächtig wurden die Erinnerungen hier in dem Meister, daß er wiederum für einige Augenblicke verstummte; plötzlich fuhr er auf:

Es scheint doch wirklich, sagte er, ein Gewitter im Anzug zu sein, immer deutlicher höre ich den Wind draußen, du solltest doch lieber das Fenster schließen, Reinhold.

Aber Reinhold war zu sehr in Spannung über den Ausgang der Sache, er konnte den Vater nur mit stummer Bitte auffordern, in seiner Erzählung fortzufahren.

Ich habe, begann der Meister demnach von Neuem, viel Noth und Elend erlebt seitdem, du weißt es, mein

Sohn. Aber wenn ich zehntausend Jahre alt würde und so fluchwürdig übrigens das Andenken dieser Reise mir auch ist, so werde ich doch niemals dies Gefühl von Behaglichkeit und Wohlsein vergessen, mit dem ich, an diesem letzten Abend meiner Reise, meine müden Glieder in den Sand am Ufer streckte und auf die Thürme mir gegenüber schaute, die mehr und mehr im Abendnebel verschwammen. Der Strom zu meinen Füßen fluthete majestätisch im Abendgold: ja fluthe nur, fluthe nur, dachte ich, flüssiges Gold, bald schwimme ich auf deinem Rücken heimwärts, und auch unsre arme Hütte alsdann soll überfluthet werden von Gold!

Sowohl die Spannung, mit welcher Reinhold zuhörte, als die Aufregung, in welche den Meister seine eigene Erzählung versetzte, wurde immer größer, die Pausen, die er machte, immer häufiger.

Es ist doch gewiß, sagte er nach längerem Schweigen, daß uns Niemand hier hören kann? weder der Vater, noch meine Schwester Lene, noch sonst ein Mensch? Denn ich komme nun, o Sohn, an ein Geständniß, welches Wunden aufdeckt in meiner Brust, die nicht verharscht sind, noch jemals verharschen werden; an ein Geständniß komme ich, o Sohn, das mich selbst vielleicht zum Schuldigsten macht in dieser ganzen unglückseligen Begebenheit, und das ich nach so viel Jahren noch, und selbst vor dir, mein Sohn,

nicht ablegen kann, ohne daß jeder Blutstropfen erstarrt in meinen Adern und ich, in Verzweiflung und Reue, Hand anlegen möchte an mich selbst . . . !

Vielleicht! vielleicht! Gott allein sieht ja das Verborgene! setzte er nach einer Pause hinzu: Ich will gegen Niemand den Stein aufheben, so laut auch jeder Gedanke in meinem Hirn sich auflehnt gegen den Räuber unsers Glücks; auch du, mein Reinhold, wirst ihn nicht aufheben gegen mich, wenn ich schuldig bin. – Es war, wie ich dir erzählt habe, bereits am späten Abend, und da ich natürlich viel zu arm war, ein eigenes Schiff zu bezahlen, so mußte ich mich gedulden bis zum nächsten Morgen, wo wieder die Fähre gehen würde. Da die Nacht mild und stille war, so beschloß ich am Ufer im Freien zu übernachten. Ich hatte das schon häufig gethan auf meiner Reise, und fand diesmal um so weniger Bedenken, als ich obenein noch einen Schlafgefährten traf, einen jungen Mann, der sich mit mir in derselben Lage befand. Es war ein hübscher, wohlgewachsener Bursch, ungefähr in demselben Alter, wie ich, vielleicht auch einige Jahre jünger, mit offenem, frischem Gesicht und lebhaften, zutraulichen Augen. Redselig, wie er war, hatte er mir bald sein ganzes Schicksal und seine ganzen Pläne anvertraut. Stiefkind des Glücks gleich mir, ohne Aeltern, ohne Familie, hatte er den Vorsatz gefaßt, nach Amerika auszuwandern.

Sein ganzes Gepäck bestand in einem kleinen Arzneikästchen, mit allerhand Flaschen und Schachteln, Pillen und Pulvern. Er verstehe zwar, sagte er mit der ihm eigenthümlichen Offenherzigkeit, auch nicht das Allermindeste von der Arzneikunst; da er jedoch gehört habe, daß man damit bei den einfältigen Leuten in Amerika am Besten fortkomme, so habe er sich für sein letztes Geld so einigen Kram der Art zusammengekauft. Hülfe es nichts, so werde es ja wohl auch nichts schaden, und wem sein Tod bestimmt sei, der müsse ja doch sterben, sei es mit, sei es ohne Arzt.

So wenig mir das nun auch gefiel, so großes Gefallen hatte ich doch übrigens an der heitern, dreisten Weise meines Kameraden. Er war schon weit in der Welt umhergewesen und hatte tausenderlei Menschen und Verhältnisse kennen gelernt, von denen ich in meinem schlichten Sinn kaum eine Ahnung besaß. Auch in der schönen reichen Stadt Hamburg war er bereits gewesen, und wußte mir, da er hörte, daß hier das Ziel meiner Reise, mancherlei von ihren Herrlichkeiten zu erzählen. Ich im Gegentheil, schüchtern, wie ich von jeher gewesen, hatte große Bangigkeit vor der riesenhaften, fremden Stadt und dem Geschäft, das meiner daselbst harrte. Um so größer war meine Freude, da der neue Freund, als ich ihm den Namen des Handlungshauses nannte, an das der Auftrag meines Vaters lautete, auch dieses kannte und mir Straße, Wohnung und Persönlichkeiten gar deutlich zu schildern wußte.

Das seien gar reiche, große Herren, sagte er, und seit er wisse, daß ich mit denen zu thun habe, bekomme er ordentlich Respect vor mir; kleine Geschäfte machten die nicht, das sei ihm wohl bekannt, und könne er mir daher nur Glück wünschen, mit solchen Leuten in Verbindung zu stehen. Wie so nun ein Wort das andere gab, ich in der Freude meines Herzens, das Ziel meiner Reise so dicht vor mir zu sehen und so viel Gutes zu hören von den Leuten, von denen unser Schicksal jetzt zunächst abhing und vor denen ich mich bisher im Stillen so sehr gefürchtet hatte . . .

O Reinhold, unterbrach der Meister sich hier selbst, du kennst mich seit so viel Jahren, wir haben uns so viel Tage und Wochen einander gegenüber gesessen am Webstuhl, jeder bei seiner Arbeit – sag mir, bin ich ein Schwätzer? gehöre ich zu den Leuten, die den Mund nicht zähmen können und ihre Geheimnisse auf der Zunge tragen?

Reinhold konnte nicht anders, als, der Wahrheit gemäß, das Gegentheil versichern.

Gut, nahm der Meister den Faden seiner Erzählung wieder auf, es ist so, ich selbst darf es sagen: denn ich bin so geboren, es liegt einmal in meiner Natur so, auch wenn ich selbst anders sein wollte. Aber bei alledem, sei es jene Freude meines Herzens, sei es die Stille der Nacht und das muntre, zutrauliche Wesen meines Reisegefährten, oder auch sei es die Fügung Gottes, der dieses Elend nun einmal über uns beschlossen

hatte -: die ganze lange Reise hindurch war niemals auch nur das leiseste Wort über den Zweck meiner Reise von meinen Lippen gekommen; oft befragt von den gutmüthigen Leuten, die mir hier und da einen Zehrpennig reichten, hatte ich mich lieber als Landstreicher ausschelten lassen oder hatte wohl auch zu einer Nothlüge meine Zuflucht genommen, als daß ich nur irgend etwas von dem Schatz verlautete, den ich bei mir trug. Abst jetzt, Reinhold, jetzt – begreifst du es? ich begreife es nicht –! jetzt wurde mir das Herz weich gegen meinen Gefährten. Was konnte es auch schaden? Wir waren beide so ein Paar arme Bursche in diesem Augenblick, kaum noch die paar Schillinge hatten wir zur Ueberfahrt. Er war auf dem Wege nach Amerika; ich wollte ihm mit meiner Erzählung gleichsam ein Unterpfand mitgeben auf seine weite, weite Wanderschaft, daß Gott, wenn man nur ernstlich ausharrt, am Ende doch noch hilft, und daß kein Elend so groß ist, es findet zuletzt doch noch seine Rettung. Er hatte mir von seiner Herkunft, seinen Abenteuern, seinen Plänen erzählt. Ganz so offenherzig war ich nun freilich nicht; vielmehr dachte ich meine Sache recht klug zu machen, nannte eine ganz andere Landschaft, aus der ich käme, ein ganz anderes Dorf, in dem ich zu Hause wäre. – Denn mein Vater hatte mich ja ernstlich verwarnt, Niemand mit meinen wahren Verhältnissen bekannt zu machen. – Aber gerade die Hauptsache, ach, elender Schwätzer, der ich war, die erzählt'

ich ihm doch! Ich erzählte ihm, daß irgendwo von irgend Jemand eine Maschine erfunden, ein Geheimniß entdeckt sei, das ich bei mir trüge, mit dem ich nach Hamburg wollte und das für den, der es zu brauchen verstehe, ein wahrer Stein der Weisen werden müsse. Der junge Mensch nahm meine Nachricht ziemlich gleichgiltig, ja ungläubig hin. Zwar, sagte er, verstehe er vom Maschinenwesen nicht das Mindeste, schon wie ein bloßer Webstuhl aussehe, wisse er kaum, habe auch wahrhaftig keine Lust, sich dahinter zu setzen. Aber was ich ihm da erzähle, komme ihm doch ein wenig fabelhaft vor, eine Maschine mit solchen Erfolgen könne er sich gar nicht denken. Wie wenig Genaueres ich selbst nun auch von der väterlichen Erfindung wußte, so hielt ich mich doch verpflichtet, die Ehre meines Vaters gegen solche Zweifel zu vertheidigen, und plauderte also in meiner Jugendeinfalt Alles, was ich wußte und nicht wußte, bloß aus den gelegentlichen Aeüßerungen meines Vaters mir im Stillen zusammengereimt hatte, ehrlich heraus. Meinem guten Gefährten schien es sehr leid zu thun, daß er mich so in Eifer gebracht. Wir wollten die Sache gut sein lassen, sagte er, ich müsse es ja besser verstehen als er, und so wolle er mir schon glauben, daß diese Erfindung, wohlbenutzt, allerdings eine Quelle des außerordentlichen Reichthums werden könne. Nur das nehme ihn Wunder alsdann, daß wir uns damit an ein Hamburger Haus gewendet, da er vielmehr immer gehört, daß es

für dergleichen Unternehmungen nur Ein Land in der Welt gebe: England. In England allein hätten die Leute Geld und Muth und wüßten Erfindungen dieser Art zu benutzen; dahin hätten wir uns wenden sollen. Mit großer Herzlichkeit ermahnte er mich, ob ich das Papier mit den Zeichnungen und Anschlägen auch ja gut verwahrt habe, das sei, wie er ebenfalls gehört habe und wie es sich freilich auch denken lasse, eine Hauptsache bei solchen Dingen, daß sie geheim blieben in der Hand Eines Unternehmers.

Ueber diesen Punkt nun konnte ich ihn vollständig beruhigen. Ich trug das Document wohlverpackt, wie du gehört hast, unmittelbar auf der Brust, und keinen Morgen war ich aufgestanden, hatte keinen Abend mich hingelegt, ohne unvermerkt nach der Stelle zu fassen, wo es lag; ja wie oft selbst aus dem Schlaf war ich emporgefahren und hatte mich versichert, daß es noch da war! – Der junge Mensch schien an meiner Erzählung schließlich viel Freude zu finden; so sei es recht, sagte er, und er wolle sich meine Geschichte zum Troste dienen lassen, er werde ja auch irgendwo noch sein Stückchen Glück finden.

Unter diesen Erzählungen allmählig (berichtete der Meister weiter) war es völlig Nacht geworden. Doch schien der Mond hell, wir suchten eine Rinde Brod aus der Tasche, schöpften Wasser dazu aus dem Strom, und da die Nacht ein wenig kühl war, und es uns zu frösteln

begann, so nahm der Gefährte ein Fläschchen aus seinem Kasten, es sei Branntwein, sagte er, aber vom allerfeinsten, goß davon unter das Wasser und trank es mir zu auf gutes Glück. Es war ein wohlschmeckender kräftiger Trank, der neues Leben durch meine Adern goß. Bald darauf legten wir uns in den feuchten Sand, den gestirnten Himmel über uns; ich gedachte meines Vaters, meiner Frau, meiner Margareth und des zweiten Kindes, das meine Frau unter ihrem Herzen trug, dachte auch an Hamburg, an das Handelshaus, und wie gut es doch sei, daß ich diesen wackern Reisegefährten getroffen. So endlich schlief ich ein . . .

Licht! Licht!! schrie der Meister und sprang entsetzt in die Höhe, indem er mit krampfhaft zitternden Händen sich das Hemd von der keuchenden Brust riß: Licht!! ich kann das nicht so im Dunkeln erzählen, es erstickt mich . . .!

Bestürzt fuhr Reinhold in die Höhe, zündete die Kienfackel an.

Endlich hatte der Meister Kraft und Ruhe genug gewonnen, seine Erzählung fortzusetzen. Ich entschlief, sagte er, und auch im Traum setzten die Gedanken, unter denen ich entschlummert, sich fort. Da plötzlich war es mir – und wenn in diesem Augenblick, mein Sohn, ein Engel Gottes mit dem Richtschwert vor mir stände, und ich sollte sagen, ob es Wahrheit oder Traum gewesen, was mir begegnete, ich weiß es nicht, ich armer, unglückseliger Mann –! Aber, es war

mir, während ich schlummerte, als würden die Kleider über meiner Brust langsam zurückgeschoben, siehst du, Reinhold, so – so – Eine leise, leise Hand faßte hin – löste das Band, an dem die Mappe auf meiner Brust hing – nahm sie fort . . .

Der Meister hatte die Augen weit aufgerissen bei dieser Erzählung, die Hände hielt er vor sich hingestreckt, als wolle er etwas Entsetzliches abwehren, seine Stimme war hohl, als käme sie aus dem Grabe –

Ich rang und stöhnte und wollte den Schlaf von mir wälzen, der mit entsetzlicher Gewalt, wie Alpdrücken, auf mir lag: aber all meine Glieder waren gebunden, ich wollte schreien, vermochte es nicht . . .

So unheimlich war diese Erzählung, zumal in dieser einsamen Mitternachtsstunde, daß Reinhold dicht an den Vater gerückt war und ihn mit beiden Händen umklammerte –

Wie es weiter mit mir geworden, sagte der Meister, und wie ich wieder in ruhigeren Schlummer gerathen, weiß ich nicht. Als ich endlich erwachte, war mein erster Griff nach der Brust, unter das Hemd – Gottlob, es war nur ein Traum gewesen! da fühlt' ich ja den Schatz noch, fest und sicher, wie zuvor! Die Sonne stand schon hoch am Himmel, mein Gefährte wusch sich Gesicht und Hände im Strom, munteres Leben von Ab- und Zugehenden erfüllte den Strand, der Fährmann stieß vom Ufer; nach einer kurzen Stunde war ich mitten im Gewühl von Hamburg.

Leider war im Gedränge des Hafens mein guter Reisegefährte mir von der Seite gekommen. Ich bedauerte das, weil ich ihm noch meinen Dank schuldig war für die liebe Gesellschaft und für so manchen nützlichen, praktischen Rath, den er mir ertheilt. Aber immerhin, so wußte ich nun doch Straße und Haus meiner Handelsfreunde und hatte sie auch bald, nach kurzem Suchen, richtig erfragt. Es war ein schönes, blankes Haus mit hohen Scheiben und glänzenden Messinggriffen an den Thüren. Das Herz wollte mir wieder ganz klein werden, als ich in das hohe, gewölbte Comptoir geführt ward, wo die vielen Pulte standen und die Federn dahinter so ämsig kitzelten. Allein ich gedachte des theuren Vaters, wie stolz dem das Herz pochen würde, wenn er mich hier stehen sähe, und auch meines wackern Kameraden von gestern Abend gedachte ich, der sich ja noch so viel größere Dinge in der Welt versuchen wollte. Wie ich meinen Namen gesagt hatte, und woher ich käme, und daß die Herren wohl schon selbst wüßten, was meine Angelegenheit wäre, wurde ich in ein kleines Seitengemach geführt, wo die eigentlichen Principale saßen. Es waren ein Paar große wohlgenährte Herren, mit runden glänzenden Gesichtern, die mich verwundert von Kopf bis zu Füßen maßen und meinen schlichten Rock, meine zerrissenen Schuhe und die schlechte, abgetragene Kappe halb spöttisch, halb mitleidig betrachteten. Auch nahmen sie keinen Anstand, ihren Gedanken sogar Worte zu geben. Es sollte mich

doch wirklich wundern, sagte der Eine zum Andern, wenn an der Sache etwas wäre und von diesen armen bürgerlichen Leuten wäre ein Geheimniß entdeckt worden, an dem unsre besten Mechaniker sich bis jetzt noch den Kopf zerbrechen. Indessen, wer weiß, man hat der Beispiele mehre . . .

Laß dir dein eignes Herz sagen, lieber Reinhold (fuhr der Meister fort), was das meine empfand, als ich den Herren das Document wohlverschlossen überreichte, als ich das Papier rauschen hörte, als ich sah, wie die beiden Herren sich begierig in den Inhalt vertieften . . .

Hier schwieg der Meister.

Nun? und dieser Inhalt?! fragte Reinhold athemlos. Mit entsetzlicher Lache —:

Weißes Papier! rief der Meister, leeres, weißes Papier, nichts weiter!!

Reinhold taumelte entsetzt zurück . . .

Ob, sprach sein Vater weiter, indem er, in Gedanken vertieft, die glatten, dünnen Haare einzeln durch die Finger gleiten ließ, der Wahnwitz meines Vaters schon damals heimlich zum Ausbruch gekommen war, als er seine Maschine erdacht zu haben glaubte, ob das Documenta schon da er es mir übergab, nichts weiter enthielt als leeres Papier, oder was damit vorgegangen in der letzten Nacht, da jener entsetzliche Traum mich quälte — ich weiß es nicht! wage es nicht zu wissen, so furchtbarer Argwohn mir auch oft zuraunt, ich wüßte es —! Und ja, ja, ich weiß es ja doch, unterbrach er sich

selbst: O mein armer Kopf – ich werde wahnsinnig, gewiß, ich auch!! –

Die Handelsherren, hub er endlich aufs Neue an, zeigten sich sehr beleidigt, wie wir uns unterfangen dürften, solch kindisches Spiel mit ihnen zu treiben. Nur auf mein jammervollstes Bitten gaben sie mir ein kärgliches Geschenk, mit dem ich mich, den Tod im Herzen, in die Heimat aufmachte.

Als ich nach Hause kam und dem Vater die leeren Blätter entgegenstreckte, brach im selben Moment der langverhaltene Wahnsinn in ihm aus; meine Frau, vor Schreck, kam zur Unzeit nieder, sie starb; meine Schwester Lene krankt seitdem – Ich bin zu Ende, mein Sohn, sagte der Meister tonlos.

Eine furchtbare Pause! –

Und bist du wirklich zu Ende, Vater? fragte Reinhold mit derselben tonlosen Stimme, indem er sich langsam an ihm emporhob, daß ihre verwilderten Augen sich begegneten.

Der Meister winkte abwehrend mit der Hand.

Du bist es nicht, Vater, schrie Reinhold, dort, dort –! indem er mit der Hand über die Schulter hinweg nach der Richtung des Schlosses deutete . . .

Dort, wiederholte der Meister: du hast es gesagt, mein Sohn und auch ich, in tausend jammervollen Kämpfen, habe denselben Gedanken durchgerungen. Gleich als dieser Herr Wolston, wie er sich jetzt nennt, aus England hierher kam – er wußte ja nicht, schaltete

der Meister ein, daß ich aus dieser Gegend, ich hatte ihm eine ganz andere angegeben, auch hatten wir in Folge des Unglücks und um dem Gerede der Leute zu entgehen, unsere eigentliche Heimat verlassen. Niemand hier wußte Genaueres von uns, und er hatte also nicht den geringsten Grund in der Welt, diesen Ort zu meiden, noch konnte er auf irgend eine Weise hinter das wahre Sachverhältniß kommen. Gleich als er zuerst hierher kam, war ein Etwas in den Zügen dieses Herrn Wolston, ein Blick in seinen Augen, wenn er lächelte, ein Ton in seiner Stimme, wenn er mir schmeichelte, daß mich kaltes Grausen überfiel, so oft ich ihn erblickte. Daß er mich nicht sogleich erkannt hat, darf dich nicht Wunder nehmen: es war eine Nacht, eine einzige, daß wir zusammen waren, und die acht Jahre dazwischen hatten mich aus einem jugendlichen Mann zu dem gebrochenen Greis gemacht, der ich jetzt bin. Und vielleicht auch hat er mich erkannt, ach, er ist ja so schlau, so klug —! Lange Zeit, fuhr der Meister fort, kämpfte ich den Gedanken nieder, der dennoch immer wieder von Neuem in mir aufstieg und mir keine Ruhe ließ. Ich mochte seine Fabrik nicht betreten, mochte nichts hören von seinen Rädern und Maschinen, nichts sehen von dieser ganzen außerordentlichen Thätigkeit, welche das Geschäft des Herrn Wolston entfaltete. Denn wenschon, wie ich dir bereits gesagt habe, meine ganze Kenntniß von dem Project unsers unglücklichen Vaters sich auf bloße Vermuthungen, bloße

Andeutungen beschränkte, so fürchtete ich mich doch vor mir selber, ich möchte an irgend etwas, einem Stiftchen, einem Rädchen, eine Spur derselben erkennen. Hast du nicht auch davon gehört, daß Herr Wolston noch ganz besonders geheimnißvolle Maschinen hat und ganz besonders künstliche Erfindungen? – Und wenn es sich nun auch wirklich so verhielt und wenn mein Verdacht begründet war, welche Mittel hatte ich, mein Anrecht zu beweisen? welches Gericht der Welt hätte auf diesen Grund hin eine Klage angenommen? Was mein Vater mir anvertraut, war ein zusammengebundenes Stück Papier, vielleicht beschrieben, vielleicht leer, aber immerhin nur ein Stück Papier. Was dort drüben steht, bei Herrn Wolston, ist eine Fabrik, die ihre Hunderttausende werth ist unter Brüdern. Hat er in jener Nacht am Ufer der Elbe mich wirklich arglistig betäubt, hat er mir das Geheimniß meines Vaters abgetauscht und mir ein leeres Blatt dafür an die Stelle gelegt – es ist ein Betrug gewesen, ein Diebstahl, ganz gewiß: aber so hat er diesen Betrug so geschickt zu benutzen verstanden, so hat er das gestohlene Gut mit so viel eignem Fleiß, so viel eigener Arbeit so hoch zu verwerthen gewußt, daß ich mit meinen armseligen Ansprüchen dagegen in nichts verschwinde.

Aber thun wir ihm am Ende doch nicht Unrecht? fragte Reinhold, der, je länger er die Sache bedachte, je unschlüssiger ward.

Der Meister schüttelte bedeutungsvoll den Kopf. Sieh noch einmal nach, sagte er, ob wirklich Alles schläft, so will ich dir auch den Rest meines Geheimnisses sagen, und du wirst mir zugestehen müssen, daß wir ihm nicht Unrecht thun und daß er sich selber verrathen hat.

Lange Zeit, fuhr der Meister fort, nachdem Reinhold zurückgekehrt war, kämpfte ich jenen Argwohn nieder. Als aber endlich das Elend unsrer Lage immer drückender ward und als ich namentlich nicht mehr den Schmerz ertragen konnte, meinen armen blödsinnigen Vater in Noth und Mangel verkümmern zu sehen, während Jener da drüben schwelgte von den Früchten seines Geistes, da, als ich eben eines Tages bei ihm im Cabinete war, nahm ich meinen Muth zusammen und wagte, nur ganz von ferne, ganz leise, auf meinen Argwohn anzuspieren. Ich sprach von dem Wahnsinn meines Vaters, von Hamburg, von der Elbe und von jener Nacht an ihrem Ufer . . .

O Reinhold, Reinhold, schrie der Meister und rang die Hände, da hat er sich verrathen! In solchen Zorn geräth kein Mensch, der unschuldig ist! mit diesem Haß, mit dem er mich von da ab verfolgt, verfolgt kein Mensch seinen Nebenmenschen, der ihn mit nichts Anderem beleidigt hat, als nur mit einem Argwohn, einer Frage nur! Ich zweifle oft selbst wieder, auch seitdem noch – ach, ich weiß ja nicht mehr, was ich thue! Aber

immer wieder, wenn ich an die Wuth und das Entsetzen denke, das damals seine Züge verzerrte, und wenn ich den Haß überlege, mit dem er mich seit dieser Stunde verfolgt, und zu dem kein Grund auf Erden denkbar ist ohne diesen, so muß ich mich selbst schelten, wegen meiner Zweifel, und jede Fiber meines Leibes und jeder Tropfen meines Blutes schreien auf: Er ist es — —!

Laß nun, schloß der Meister seine Erzählung, dieses Geheimniß begraben sein zwischen mir und dir, den Einzigen, welche darum wissen; ich will nicht, daß außer uns ein Mensch noch ahne, was ja bei mir selbst nur Ahnung ist, wenn auch freilich eine entsetzliche —! oder daß irgend Jemand es benutze zu Anklagen und Erpressungen, die in der Sache nichts bessern und unserm Namen nur Schande machen könnten. Ich fordere keinen Schwur von dir, ich weiß, daß du mein Geheimniß bewahrst auch ohne Schwur; denn du bist ein Mann und bist viel zu stolz, viel zu rechtschaffen, um das Geheimniß wider meinen Willen zu benutzen. Bei alledem würde ich es selbst dir, mein Reinhold, nicht enthüllt haben — denn es ist ein jammervolles, verzweifelttes Geheimniß, ein Geheimniß, über das man toll werden kann, nicht wahr?! — wäre nicht auch mir der heutige Vorfall als ein Fingerzeig des Schicksals erschienen. Es ist der Fluch jener verhängnißvollen Erfindungen, es ist der Dämon der Maschine, der schon einmal meinen armen unglücklichen Vater um

das Licht seines Verstandes gebracht hat, und durch den auch heut deine Zeichnungen und Entwürfe, von denen du jetzt begreifen wirst, mein Reinhold, wie sie mein Herz zerrissen haben, zum kindischen Feuerwerk in die Hände des Blödsinnigen gegeben wurden. – Laß denn damit den Kreislauf des Verhängnisses vollendet sein, mein Sohn! Halte dich fest und treu zu dem Gewerbe deiner Väter, ja stirb auf ihm, wenn es sein muß, wie der Soldat auf seiner Waffe, stirb auf ihm, mein Reinhold, wie ich es thue . . . !

Noch immer schien es, als wäre der Meister nicht ganz zu Ende; er stand auf, setzte sich wieder, stand wieder auf, trat dicht vor das Lager seiner Schwester, dann vor Reinhold, sah ihm prüfend in die Augen – aber nein, er war doch wohl zu Ende. Sprachlos, mit stummem Händedruck winkte er Reinhold zur Gute nacht; bald empfing Jeden von ihnen das kärgliche Lager.

Aber während sie noch vergebens den Schlummer suchten, der sie floh, horch, da glitt es leise, leise über das Dach in die offene Bodenluke, mit ausgezogenen Schuhen die Treppe hinunter, hinein in die Stube, wo schon längst die schwarze Margareth in ruhigem Schlummer lag . . .

Es war Konrad, ihr Mann. Im Wirthshaus verspätet, hatte er sich vor seiner Frau geschämt an der verschlossenen Thür zu pochen, war über den Hofzaun gestiegen und unvermerkt aufs Dach geklettert, um durch die Bodenluke den Weg ins Haus zu gewinnen.

Da, wie er eben über dem offenen Kammerfenster hing, hatte er des Meisters Stimme gehört; mehr Anfangs aus Muthwillen als aus Arglist hatte er gelauscht

...

Und nun floh auch ihn der Schlaf. Dennoch, als er am nächsten Morgen aufstand, sich in die Fabrik zu begeben, meinte er im Stillen, die Nacht sei gleichwohl keine verlorene gewesen ...

VIERTES BUCH. DIE GUTEN WERKE.

ERSTES KAPITEL. DICHTERLEBEN.

Wir führen den Leser rasch über eine Reihe von Wochen hinweg, welche seit dem Schluß unsers vorigen Abschnittes vergangen sind. Der Sommer, der beim Beginn unserer Erzählung eben in seiner üppigsten Fülle stand, hatte schon längst dem Herbste Platz gemacht, und auch dieser fing bereits an, vom Winter verdrängt zu werden, ohne daß in den Verhältnissen, welche uns hier beschäftigen und die wir in jenen Sommertagen in so bedenklicher Verwirrung zurückgelassen haben, irgend eine bemerkenswerthe Veränderung stattgefunden hätte. Das Schicksal, so schien es, hatte nach jenen gehäuften Abenteuern und Verwickelungen eine Art von Waffenruhe beschlossen, während deren es selbst freilich nicht aufhörte, in geheimnißvoller Stille sein Rad zu drehen und sein Messer zu schleifen.

Auch die drei Gäste aus der Hauptstadt, welche sich damals, an demselben Tage, oder, genauer zu sagen, in derselben Nacht, auf so unerwartete und abenteuerliche Weise in dem Fabrikdorf zusammengefunden und durch ihre Erscheinung, wenn auch freilich aus sehr verschiedenen Gründen und in sehr verschiedenen Kreisen, zu so mannichfachen Gerüchten, Plänen und Anschlägen Veranlassung gegeben hatten, treffen wir, der vorgerückten Jahreszeit unerachtet, noch an derselben Stelle wieder.

Von dem Engelchen kann uns dies am wenigsten überraschen; wir wissen, welch peinliches Geschäft sie, gegen ihren eigenen Wunsch, an das Haus des Commerzienraths fesselte.

Schwerer möchte zu sagen sein, was die beiden Andern, den Poeten Florus und den angeblichen Maler Schmidt, so lange in der winterlichen Einsamkeit zurückhielt, – wenn nicht etwa auch diese Frage durch die Anwesenheit des Engelchen erledigt ist.

Mit besonderer Behaglichkeit hatte Herr Florus sich eingerichtet. So ungern er, seiner Versicherung nach, sich zu der Reise überhaupt entschlossen hatte und mit so viel Widerspruch und Seufzen er diese Gegend betreten, so schwer fiel es ihm jetzt, wieder davon loszukommen.

Aber freilich ist die Eitelkeit ein sehr mächtiges Motiv, für alle Menschen, sagt man, wie nun gar erst für einen Poeten, zumal von der Beschaffenheit des Herrn Florus. – Die Commerzienrätthin, als eine Dame von Bildung und gutem Ton, ließ sich nicht leicht etwas entgehen, auf zehn Meilen in der Runde, was irgend geeignet war, ihren Salon zu verherrlichen; ihr Gemahl, der die Poeten, die Maler, die Musiker allerdings zwar als die überflüssigsten Menschen von der

Welt, aber zugleich auch als das unvermeidliche Gefolge, den nothwendigen Hofstaat gleichsam des Reichthums betrachtete, ließ ihr darin, wie überhaupt in allen gesellschaftlichen Einrichtungen, gern und willig freie Hand.

Kaum daher, daß die Baronin in Erfahrung gebracht, welch berühmter Schriftsteller in ihrer Nachbarschaft angelangt, als sie Herrn Florus sogleich auch mit den schmeichelhaftesten Beweisen ihrer Aufmerksamkeit überschüttete; da sie hörte, daß er einige Zeit in dieser Gegend zu verweilen gedenke, so lud sie ihn ein, seine Wohnung im Schlosse zu nehmen und ihr Haus in allen Stücken als das seinige zu betrachten.

Wir kennen Herrn Florus bereits zur Genüge und wissen, daß er mehr Werth auf die kleinen Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens legte und die Entbehnung derselben schwerer empfand, als man es, wir lassen dahingestellt mit welchem Recht, mit einem poetischen Gemüth für vereinbar zu halten pflegt.

Es begreift sich hiernach, mit welcher Freude er die Einladung der Baronin annahm. Er hatte überhaupt alle Anlage zum Hofpoeten, so wenig er selbst sich darüber auch deutlich war, und so bitterböse er allemal ward, wenn seine Freunde ihn halb scherzend darauf aufmerksam machten. In einem stattlichen Schlosse zu wohnen, bei einer gutbesetzten Tafel, an der Seite einer geistreichen und noch immer anmuthigen Frau, die sich aufs Aeüßerste geschmeichelt fühlte, nicht nur

durch die Artigkeiten, welche Herr Florus ihr gelegentlich sagte, sondern noch weit mehr dadurch, daß die Artigkeiten, mit denen sie ihn überschüttete, von dem berühmten Mann so wohlgefällig aufgenommen wurden – nun ja doch, die Hand aufs Herz, das war ein Leben, völlig nach Herrn Florus' Geschmack.

Auch kam fast in allen seinen Novellen und Erzählungen ein derartiges Verhältniß vor, das er dann jedesmal mit sichtbarer Vorliebe des Breitesten schilderte; es ist, sagte er im Stillen zu sich selbst, als er von der dicken Wirthin, zum großen Leidwesen derselben, Abschied nahm und das enge Kämmerchen in ihrem Hause mit den behaglichen, wohlausgestatteten Gastzimmern im Schlosse des Fabrikanten vertauschte, – es ist wahrhaftig auch das Wenigste, was der Mensch verlangen kann, und nur eine ganz billige Ausgleichung des Schicksals, daß man es selbst und in Wirklichkeit auch einmal so gut bekommt, wie man es, zur Kurzweil der Leser, von den Kindern seiner Phantasie so oft erzählt und geschildert hat.

Außerdem aber hatte er noch einen andern Grund, um dessen willen ihm die Einladung der Baronin gerade in diesem Augenblicke höchst willkommen war. Sein Stern in der Hauptstadt – bei allen Schwächen und Wunderlichkeiten war er doch innerlich eine viel zu klare, viel zu nüchterne Natur, um sich selbst darüber zu täuschen – fing ein wenig zu verbleichen an; ein jüngerer Geschlecht von Poeten war unvermerkt

neben ihm aufgewachsen, Poeten, welche sich, vielleicht nicht zum Vortheil der Kunst, aber jedenfalls zum Vortheil ihres augenblicklichen Erfolgs, der politischen und socialen Fragen des Tages bemächtigt hatten und im Vergleich mit denen Herr Florus mit seinen zierlichen Taschenbuchnovellen, seinen sentimentalen Liederchen und historisch-romantischen Dramen sich denn allerdings ein wenig altfränkisch ausnahm.

Auch Herr Florus, bei all seiner Gutmüthigkeit, hatte doch nicht bloß Eitelkeit, sondern auch Ehrgeiz. Er hatte den Parnaß der Hauptstadt so lange, so ausschließlich beherrscht und war so allgemein anerkannt als der einzige Dichter von Ruf, welchen die ganze Landschaft aufzuweisen hatte, daß er diesen seinen Platz wenigstens nicht ohne Widerstand räumen wollte.

Was die jungen Leute können, dachte er, das kann ich auch. Gelbschnäbel, die sie sind! Ich bin länger beim Handwerk und kenne die Kunstgriffe besser als sie. Der Geschmack hat sich verändert, das Publicum ist von einer neuen Laune ergriffen, weiter nichts; es kommt bloß darauf an, sich in die neue Methode einzuarbeiten. Dergleichen kann dem Besten begegnen und wir selbst haben es schon öfters gehabt in diesen fünfundzwanzig Jahren, seit wir unsere ersten Verse drucken ließen, und haben uns immer glücklich oben behauptet; wohlan denn, wir werden auch jetzt hinter das Geheimniß kommen.

Es war somit in der That sein voller Ernst gewesen, als er Herrn von Lehfeldt, bei ihrem ersten seltsamen Zusammentreffen, den Zweck seiner Reise dahin angegeben hatte, daß er hier das Elend der armen Gebirgsbewohner studiren wolle. Er trug sich mit dem Plan eines großen, weitschichtigen Romans, den er ganz auf dem Boden der modernsten politischen und socialen Zustände aufbauen wollte; derselbe sollte Alles übertreffen, was in dieser Art noch erschienen war, und namentlich seine jungen Nebenbuhler auf einmal und gründlich aus dem Felde schlagen.

Leider nur, wie in den meisten menschlichen Dingen, war auch hier zwischen Plan und Ausführung eine weite Kluft: und das Musenpferd, das jederzeit so bereitwillig gewesen war, Herrn Florus in die Gefilde der alten Romantik zu tragen, weigerte sich dieselbe zu überspringen.

Und doch stand sein ganzer literarischer Ruf dabei auf dem Spiel. Schon lange vor seiner Abreise von der Hauptstadt hatte er selbst, verblümt und offen, von dem großen poetischen Werke gesprochen, mit dem er zurückkehren werde. Einige dienstbereite Zeitungen, wie das zu gehen pflegt, hatten seine Aeußerungen weiter verbreitet, sogar mit einem Buchhändler hatte er sich bereits in Verhandlungen eingelassen; der neue social-politische Roman des Herrn Florus war eine Thatsache, noch bevor eine Zeile davon niedergeschrieben war. Und als eben solche Thatsache stand es

auch bei ihm selbst fest, daß er sich ohne denselben nicht in die Hauptstadt zurückwagen dürfe.

Sei es nun aber, daß die einigermaßen abstoßenden und widerwärtigen Stoffe, auf welche er seine Gedanken jetzt mit aller Anstrengung gerichtet hielt, der angeborenen Weichheit seines Charakters widerstanden, sei es, daß ihm, wie den meisten deutschen Poeten, der Blick für die Wirklichkeit der Dinge gebrach, oder sei es endlich, daß er sich die Sache überhaupt zu leicht vorgestellt hatte, und daß in der That noch etwas mehr dazu gehörte als nur eine veränderte Manier – genug, Herr Florus hatte große Noth mit seinem Buche. Trotz allen Fleißes, den er darauf verwendete, rückte es nur höchst langsam vor; nachdem er einige Zeit hindurch an jedem nächsten Morgen regelmäßig wieder verworfen, was er an dem vorigen geschrieben hatte, hielt er es fürs Beste, den Gegenstand überhaupt bis auf Weiteres bei Seite zu legen, und zuvor noch, wie er meinte, einige praktische Studien zu machen.

Dazu hatte er denn nun in dem Fabrikdorf überhaupt, namentlich aber in dem Hause des Fabrikherren die allervortrefflichste Gelegenheit.

Auch war er wirklich überall in dem weitläufigen Gebäude zu finden, bald bei den Arbeitern im Maschensaal, bald (und dies Letztere allerdings noch etwas öfter) bei den Arbeiterinnen, bald unten im Comptoir, bald oben auf dem Trockenboden; nach Allem fragte

er, Alles ließ er sich auseinandersetzen, Alles trug er in sein Notizbuch.

Auch außerhalb des Schlosses, zwischen den Häusern des Dorfes wäre er gern umhergestrichen. Hier aber hinderte ihn seine Blödigkeit und sein Ungeschick, mit Leuten niederen Standes zu verkehren. – Am häufigsten war er noch im Hause des Meisters, wo die Bekanntschaft einmal eingeleitet war und wo seine Aufmerksamkeit sich zwischen der schwarzen Margareth und dem blödsinnigen Großvater theilte. Zuletzt aber blieb sie doch an diesem haften, da derselbe, wie er behauptete, bei weitem effectreicher und auch weit leichter zu verarbeiten sei. Alles, was er auf diese Weise sah und hörte, war ihm unsäglich neu und wichtig, Allem glaubte er eine poetische Seite abgewonnen zu haben, Alles wollte er in seinen Roman einschachteln.

Dennoch konnte er sich selbst nicht verhehlen, daß dieser bei alledem mehr und mehr ins Stocken gerieth. Jeden Morgen stand er mit dem festen Vorsatz auf, nun auch ganz gewiß wieder daranzugehen, jeden Abend bat er bei der Wirthin des Hauses im Voraus um Entschuldigung, wenn er etwa morgen nicht rechtzeitig zur Tafel erscheinen sollte, aber sein neuer Roman nehme ihn gar zu sehr in Anspruch – und wer regelmäßig, lange vor Mittagszeit, die Hände auf dem Rücken, mit einem höchst ernsthaften, kritischen Gesicht bald diesen, bald jenen Winkel der Fabrik durchstöberte,

bald wieder wie ein Spion durchs Dorf schlich, mit langem Halse bald hier in eine Thür, dort in ein Fenster guckend, und überall etwas zu fragen und zu erkundigen und nachzuforschen hatte, nur daß er die Einleitung dazu niemals recht finden konnte: bis endlich die Zeit zur Tafel glücklich herangekommen war und er wieder zur Seite der Baronin saß, dem Engelchen Aug' in Auge, und Anekdoten erzählte und gereimte Trinksprüche ausbrachte und, in seiner drolligen, halb trotzigigen Manier, den unendlich Geschäftigen und Liebenswürdigen spielte – nun versteht sich, das war kein Anderer als Herr Florus.

Ebenso sprach er zu Anfang jeder Woche mit großer Ernsthaftigkeit sein Bedauern aus, daß dies nun leider die letzte sein müsse, wo er die Gastfreundschaft eines so angenehmen Hauses genießen dürfe; aber diese Woche werde sein Roman fertig und da müsse er nun eiligst nach Hause, ihn drucken zu lassen – und jedesmal zu Anfang der nächsten Woche hatte sich noch wieder etwas nachzutragen, zu verändern oder umzustellen gefunden, so daß er seinen Aufenthalt immer wieder verlängern mußte.

Zuletzt hatten beide Theile sich so daran gewöhnt, Herr Florus immer abzureisen, seine Umgebung ihn immer bleiben zu sehen, daß Niemand mehr etwas Auffälliges darin fand. Und da diese Art geschäftigen Müßiggangs, in welcher er sich auf diese Weise erhielt, Herrn Florus außerordentlich zusagte, und da

andererseits auch seine Hausgenossen für manche verdrießliche, ja angstvolle Stunde einen immer heitern, immer mittheilsamen und dienstfertigen Gesellschafter an ihm hatten, so konnten beide Theile recht wohl damit zufrieden sein.

## ZWEITES KAPITEL. DAS OFFENE GEHEIMNISS.

Ganz anders hatte Herr von Lehfeldt sein Leben eingerichtet.

Auch ihm hätte die Commerzienrätthin gern ihr gastliches Haus angeboten. Denn bei der innern Unruhe und Oede, von der sie sich seit einiger Zeit befallen fühlte, war es ihr ein Bedürfniß, jederzeit so viel Menschen wie möglich um sich zu versammeln. Aber eine sehr natürliche Rücksicht auf die geheimnißvollen Beziehungen des jungen Mannes hatte sie davon abgehalten.

Doch war er so gut wie Herr Florus der tägliche Gast ihres Hauses und wurde bei jeder Gelegenheit aufs Sorgfältigste von ihr ausgezeichnet, wiewohl er selbst nur wenig Gefallen an diesem geselligen Treiben zu finden schien. Den größern Theil des Tages streifte er einsam, auf den entlegensten Pfaden, in Gebirg und Wald umher; selbst die rauhere Jahreszeit, welche eingetreten war, hatte keine Aenderung darin hervorbringen können.

Nicht selten verschwand er sogar auf Wochen gänzlich, um dann ebenso unerwartet wieder aufzutau- chen, Niemand wußte wohin noch woher. Allein Nie- mand hätte auch den Muth gehabt, ihn danach zu fra- gen, so sehr wußte er durch einen einzigen Blick seiner großen kalten Augen jede vorwitzige Frage abzuwei- sen, noch bevor dieselbe ausgesprochen war.

Anfänglich, um seine Maske als Maler aufrechtzuhal- ten, pflegte er bei diesen Streifzügen seine Zeichnen- mappe mit sich zu führen. Allein das war eine vergeb- liche Mühe. Nirgend, selbst nicht unter den Bewohnern des Dorfs, fand sein Incognito den geringsten Glauben mehr; überall wußte man oder glaubte doch zu wissen, daß dieser angebliche Maler Schmidt vielmehr ein vor- nehmer Herr aus der Hauptstadt, der nur zur Strafe in diese entlegene Gegend verwiesen sei.

Ueber Veranlassung und Zusammenhang dieses Er- eignisses gingen die seltsamsten Gerüchte. Die meisten liefen darauf hinaus, ihn als das Opfer einer Hofin- trigue darzustellen, welche eigentlich gegen den jun- gen Erbprinzen gerichtet gewesen sei und der dieser mysteriöse Fremdling sich mit edler Großmuth frei- willig zum Opfer gebracht habe. Ja, einen gewissen Winkel in der Schenke gab es, wo allabendlich eini- ge sehr feine Politiker, den wohlbekannten langen Kar- renschieber an der Spitze, ihren Kopf darauf verwet- ten wollten, daß dieser geheimnißvolle Fremdling nie- mand Geringeres sei als – der Erbprinz in Person!

So abgeschmackt diese Gerüchte nun zum größten Theil auch waren, so breiteten sie sich dennoch immer weiter aus und fanden auch außerhalb der Schenke immer mehr Glauben.

Ganz besondern Vorschub leistete ihnen die Wirthin; nicht nur ihre Redseligkeit, sondern auch ihr Vortheil führte das so mit sich. Seitdem Herr Florus ihrem Hause auf so schnöde Weise den Rücken gewendet, war der Maler desto höher in ihrer Gunst gestiegen; auch schmeichelte es ihrer Eitelkeit, eine so viel besprochene Person, den Gegenstand so vieler Auslegungen und Vermuthungen, schon so lange unter ihrem Dache zu beherbergen. Sie selbst zwar wußte über die Herkunft des Fremden nicht einen Buchstaben mehr, als in seinem Paß zu lesen stand: und das war und blieb der einfache, geheimnißvolle »Maler Schmidt«. Aber das hinderte sie nicht, ihren Gästen gegenüber, wenn die Rede auf den Fremden kam, jedesmal eine höchst überlegene, höchst bedeutungsvolle Miene anzunehmen. Sie ließ Jeden seine Meinung vortragen, selbst auch den Karrenschieber, ohne ein Wort dazwischen zu sprechen. Nur zum Schluß: Ihr seid Tröpfe, Einer mit dem Andern, pflegte sie zu sagen, und patschte dazu mit der rothen, fleischigen Hand dem Karrenschieber derb zwischen die magern Schultern.

Aber der Ausdruck, mit dem sie das sagte, und dies Schmunzeln, mit dem sie die Lippen vorsichtig einkniff, gleichsam damit ihr nicht wider Willen ein unvorsichtiges Wort entschlüpfte, gab deutlich zu verstehen, daß sie wohl noch mehr sagen könne, wenn sie nur eben mehr sagen wolle. Auch versäumte sie niemals, das Gespräch gleich danach auf die feine Wäsche und die prächtige Garderobe zu bringen, welche der Maler sich habe nachschicken lassen, sowie auf die vielen Briefe und Meldungen, aller Art, welche fast täglich bei ihm ein- und ausgingen.

Der Erfolg natürlich war ganz derjenige, den die Wirthin bezweckte: sie bestätigte, was sie zu leugnen schien, und machte sowohl ihren Gast als sich selbst täglich interessanter.

Jedenfalls indeß, wenn dies ein vornehmer Herr war, so konnte derselbe, je nach Gelegenheit, von außerordentlicher Herablassung und Leutseligkeit sein. In größerer Gesellschaft zwar, wo er von Mehren zugleich beobachtet ward, gab er nicht leicht jene Zurückhaltung auf, welche in seiner ganzen äußern Erscheinung ausgeprägt lag; das galt so gut von den glänzenden Soireen, welche die Baronin um sich versammelte, als von den Zechgelagen der Fabrikarbeiter, denen er nicht selten beiwohnte. Dagegen wer unter vier Augen mit ihm, zusammentraf, der wußte hernach nicht genug zu rühmen, wie gesprächig und theilnehmend der junge Herr sich zeigte. Forschte man freilich genauer nach,

so ergab sich in der Regel, daß er weit weniger selbst gesprochen, als den Andern zum Sprechen veranlaßt hatte. Aber Das ist es ja eben, was die meisten Menschen von einer guten Unterhaltung begehren; während Herr Florus das äußerste Maß von Umgänglichkeit erreicht zu haben glaubte, indem er die Leute fortwährend unter die Presse seiner Fragen legte und sich aufs Genaueste nach allen Einzelheiten ihres häuslichen und gewerblichen Lebens erkundigte – was denn in den meisten Fällen gerade den entgegengesetzten Effect hervorbrachte –: war Herr von Lehfeldt Meister in der Kunst, den Leuten die Lippen zu öffnen, ohne daß sie selbst es wußten, und Alles zu erfahren, ohne eine einzige Frage zu thun.

Besonderes Interesse schien er in dem Umgang, mit dem tollen Heiner zu finden; man sah sie nicht selten in der Einsamkeit des Waldes neben einander sitzen, den großen Hund des Malers, mit dem aufmerksamen, verständigen Gesicht zwischen sich, als ob er an den geheimnißvollen Gesprächen, die zwischen dem seltenen Paare gepflogen wurden, bedachtsam Antheil nähme. Auch in der Schenke, welche der Wahnwitzige, wie wir wissen, nur allzu häufig besuchte, verfehlte der Fremde nicht leicht, durch ein gemessenes Kopfnicken seine Bekanntschaft mit demselben anzudeuten.

Das Haus des Meisters dagegen hatte er nach jenem ersten Besuch in der Sonntagfrühe nicht wieder betreten. Zwar versorgte er ihn noch immer mit Aufträgen,

nicht eben allzureichlich und auch nicht immer ganz regelmäßig, dennoch so, daß der Meister, bei seinem Fleiß und bei dem unermüdlichen Beistand, welchen Reinhold ihm leistete, das nothdürftigste Auskommen dabei fand. – Diese Bestellungen, sowie der ganze Verkehr mit dem Hause des Meisters gingen sämmtlich durch die Hand der Wirthin, welche sich, wie man denken kann, nicht wenig darauf zu gute that, einem so vornehmen Herrn als Unterhändlerin zu dienen, besonders seitdem sie sich überzeugt hatte, daß ihr Verdacht in Betreff der schwarzäugigen Margareth vollkommen unbegründet gewesen.

Wie nun aber das Publicum, im Großen und Kleinen, in Städten und Dörfern, in politischen und andern Dingen, sich endlich an Alles gewöhnt und Alles ertragen lernt, so gewöhnte man sich in dem Fabrikdorf allmählig auch an die Anwesenheit des räthselhaften Fremden und lernte seine eigene Neugier ertragen. Der Maler Schmidt, der so oft verschwand und so oft wiederkam, von dem Jedermann wußte, daß er kein Maler war, und den doch, um ein Großes, Niemand anders anzureden gewagt hätte, mit diesen geheimnißvollen Verbindungen, die Jedermann beschäftigten und die doch Niemand ergründen konnte, war in Kurzem eine herkömmliche Person im Dorfe und gehörte zur Staffage

desselben – nun ja, ebenso gut und ebenso nothwendig, wie der ewig Abschied nehmende und doch niemals abreisende Herr Florus zur unentbehrlichen Stafage in dem Salon der Commerzienrätthin gehörte.

### DRITTES KAPITEL. WINDSTILLE.

Auch das Engelchen sogar sollte eine einigermaßen ähnliche Erfahrung machen. Unsere Leser entsinnen sich, mit wie viel Muth und zugleich mit wie viel Entsaugung ausgerüstet, die junge Dame das väterliche Haus betreten hatte; zum Handeln wie zum Leiden gleich entschlossen, hatte sie sich, im Bewußtsein ihres guten Rechts und gehoben durch das Gefühl ihrer schwesterlichen Zärtlichkeit, auf alle Angriffe des Hasses, auf jede Art von Anfeindung, Kränkung und Demüthigung gefaßt gemacht.

Aber nur auf Eines nicht: nicht auf die Unthätigkeit, zu welcher sie sich durch die Verhältnisse verurtheilt sah! nicht auf die Gleichgiltigkeit, mit welcher Herr und Frau Wolston über den Zweck ihrer Anwesenheit völlig hinwegsahen! nicht darauf, den bittersten Gram im Herzen, von der ängstlichsten Sorge gefoltet, gleichwohl äußerlich so ruhig, unter so nichtigen geselligen Zerstreungen dahinleben, einem Vater, von dem sie sich so gehaßt wußte, einer Mutter, die sie selbst so wenig achtete, täglich mit so gelassener Miene entgetreten zu müssen, wie dies Alles in der That nun schon seit Monaten der Fall war! Auf Sturm

und Unwetter hatte sie sich vorbereitet, diese Windstille dagegen, die sie hier fand, lähmte die Schwingen ihrer Seele und machte sie irre an sich selbst. Tag auf Tag, Woche auf Woche, ja endlich Monat auf Monat verrannen, immer näher rückte die Stunde, welche über ihr Schicksal entscheiden mußte – und gleichwohl geschah nichts, nicht einmal von ihr selbst, dasselbe zu ändern oder auch nur aufzuhalten.

Die Unterredung, welche sie am Tage nach ihrer Rückkunft mit Herrn Wolston gehabt hatte, war und blieb die einzige, welche er ihr über diesen Gegenstand verstattete; alle Versuche, das Gespräch noch einmal darauf zurückzulenken, alle Vorstellungen, alle Bitten, selbst alle schriftlichen Annäherungen, wurden von Herrn Wolston mit derselben kalten, lächelnden Höflichkeit zurückgewiesen, durch welche er das Herz des jungen Mädchens bereits in jenem ersten Gespräche so tief verwundet hatte.

Vergeblich beugte sie ihren Stolz so weit, die Vermittlung ihrer Stiefmutter, ja endlich sogar diejenige des Herrn Waller in Anspruch zu nehmen.

Denn daß das Gerücht nicht zu viel gesagt hatte über den Einfluß, dessen dieser Letztere im Hause des Commerzienraths sich erfreute, und daß es von ihm selbst nur eine sehr erklärliche Zurückhaltung gewesen war, wenn er denselben bei ihrer ersten Begegnung in Abrede gestellt, davon hatte das Engelchen sich längst überzeugen müssen. Andererseits aber hatte sie bei aller

Aufmerksamkeit auch nichts entdecken können, was den Argwohn ihres Bruders bestätigt hätte. Im Gegentheil, Herr Waller zeigte sich fort und fort als derselbe bescheidene, werthvolle, ja ergebene Mann, als der er sich ihr in der ersten Stunde vorgestellt hatte; selbst der Einblick, welchen Angelica ihm, in der Angst ihres Herzens, in ihre eigenen Verhältnisse gestattet und den er ihr auf die zarteste Weise erleichtert hatte, konnte ihn nicht um die Breite eines Haares aus dieser ehrerbietig gemessenen Stellung herausbringen.

Allein auch diese Vermittelungen schlugen fehl. Die Commerzienrätthin erklärte in kurzen bestimmten Worten, daß sie sich um die Verwandtschaft ihres Mannes ein für allemal nicht bekümmere; da ihr Gemahl es so wolle, und so lange derselbe es so wollen werde, sei Angelica Gast ihres Hauses und dürfe auf jede Pflicht der Gastlichkeit zählen, aber auch auf nichts weiter.

Und ebenso auch Herr Waller, so viel Theilnahme er Angelica auch bezeugte und mit soviel kluger Behutsamkeit er die ganze Angelegenheit behandelte, so konnte auch er ihr dennoch keine andere Antwort überbringen, als die Herr Wolston ihr bereits mündlich zu wiederholten Malen gegeben hatte: nämlich daß Alles, was sich über diese Sache sagen lasse, von ihm gesagt sei; brauche Angelica noch andern Rath und andern Aufschluß, so möge sie sich denselben von ihrem Advocaten geben lassen.

Freilich wohl, es war leicht gesagt, von ihrem Advocaten. Aber das vermehrte ja eben das Beängstigende ihrer Lage, daß auch der Justizrath, dem sie sich auf Anrathen des Professors noch während ihres Aufenthalts in der Hauptstadt anvertraut hatte, sie im Stiche zu lassen schien. – Wir werden binnen Kurzem noch die persönliche Bekanntschaft des Justizraths machen. Bis dahin genügt die Versicherung, daß sowohl seine Geschicklichkeit als seine Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben war; in einer fast funfzigjährigen Praxis als der erste Advocat der Hauptstadt anerkannt, ward er überall als ein Muster von Uneigennützigkeit und Redlichkeit verehrt. Mit dem Engelchen war er überdies im Hause ihres Erziehers bereits vor Längerm persönlich bekannt geworden und hatte das Behagen, das ihr munteres, frisches Wesen ihm erweckte, in seiner freundlich derben Weise gern und häufig kundzugeben. Auch noch bei ihrer Abreise hatte er ihr allen möglichen Schutz und Beistand versprochen und sie aufgefordert, ihm vom Stande der Dinge jederzeit treuen und ausführlichen Bericht zu geben; es müßte ja, hatte er gemeint, nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn er, der so manchem armen Schelm, zum Theil wider Verdienst und Würdigkeit, von Rad und Galgen geholfen, nicht solchem wackern, unschuldigen Kinde aus den Fallstricken eines zweideutigen Testaments sollte helfen können.

Und wenn der Justizrath nun, nach solchen Verheißungen und Zusicherungen, für Angelica dessenungeachtet schon seit Monaten so gut wie verstummt war, wenn er ihre dringendsten Mahnungen, ihre besorglichsten Anfragen und Bitten nur höchst sparsam, mit allgemeinen unsichern Vertröstungen, ja wohl gar mit Scherzreden beantwortete, für welche das arme geängstigte Mädchen, so wohl dieselben in der That gemeint sein mochten, unter diesen Verhältnissen doch keinen Sinn mehr hatte, noch haben konnte – woher konnte das kommen, was konnte es bedeuten, als daß auch er, der scharfsichtige, erfahrene Rechtsgelehrte, ihre Sache für verloren hielt? als daß auch er, dem die ganze Rüstkammer vieljähriger Erfahrung zu Gebote stand, gleichwohl für Angelica keinen Ausweg mehr sah, als entweder sich der schmachvollen Bedingung des mütterlichen Testaments zu unterwerfen oder aber allen Rechten und Ansprüchen widerstandlos zu entsagen?

Und wäre es nur dieses Letztere allein gewesen! So lebhaft das Rechtsgefühl des jungen Mädchens auch war und so sehr jede Fiber ihres Wesens unwillkürlich, instinctmäßig sich auflehnte gegen das Unrecht, das ihr, nach ihrer Ansicht, widerfahren sollte – nicht weil sie es war, der es widerfuhr, sondern überhaupt weil es ein Unrecht war –: so hatten dennoch diese bangen, peinlichen Monate, die sie im väterlichen Hause verlebte, ohne daß von Allem, um dessen willen sie die Schwelle desselben überschritten, sich auch nur das

Mindeste verwirklichen wollte, ihren Muth allmählig so erschüttert, ihr Herz, von der endlosen, quälenden Sorge, die es lautlos in sich verschließen mußte, war so müde, so mürbe geworden, sie sehnte sich mit so inniger, so schmerzlicher Sehnsucht hinaus aus diesem ganzen unklaren, unsichern Getreibe: daß sie ja gern auf jedes Recht und jeden Anspruch verzichtet hätte, – wäre es eben nur *ihr* Recht und *ihr* Anspruch allein gewesen!

Ja es gab Stunden, wo sie sich Vorwürfe darüber machte, das Haus ihres Stiefvaters überhaupt nur betreten und sich in einen Kampf eingelassen zu haben, der für sie schon kein Kampf mehr war, nur noch ein ohnmächtiges, würdeloses Unterliegen; es kam ihr vor, als sei sie herabgestiegen unter sich selbst und habe sich zur Mitschuldigen gemacht an den Anschlägen und Plänen, deren Spuren sie überall erblickte, und die um so schwerer auf ihre reine, klare Seele drückten, je weniger sie sich dieselben enträthseln konnte, dadurch allein schon, daß sie die, Gastfreundschaft dieses Hauses angenommen und sich dem geselligen Verkehr desselben angeschlossen hatte. Sie erschrak vor sich selbst, sie hätte auffahren mögen und sich bei den Händen nehmen, nur um sich zu überzeugen, daß sie es wirklich war, wenn ihr Blick zufällig in die Spiegel fiel, die in dem prächtigen Salon ihrer Stiefmutter von

allen Pfeilern prangten – und sie sah sich in den zierlichen Gewändern, welche die Sitte des Hauses ihr auferlegte, und sah sich wieder und immer wieder dem kalten, höflichen Lächeln ihres Stiefvaters gegenüber und ertappte sich selbst dabei, wie sie leere, nichtige Höflichkeiten mit ihm wechselte! Wie oft beschloß sie, all diesen Flitter von sich zu streifen und nicht länger eine Heiterkeit zu heucheln, von der ihr Herz doch längst nichts mehr empfand! wie sehnte sie sich nach Armuth und Niedrigkeit, wie leicht kam es ihr vor, jedem Besitzthum und jedem Vortheil der Geburt zu entsagen, nur um Wahrheit und Freiheit der Existenz dagegen einzutauschen! wie oft schon, in unwillkürlicher Bewegung, erhob sie ihren Fuß, den Staub dieser Teppiche von sich zu schütteln und hinaus zu schreiten in die kalte, finstre, freudlose Nacht, gleichviel wohin, wenn sie nur diese Unwahrheit und Lüge hinter sich hatte!

Aber nein, da fiel ihr Blick wieder auf das blasse, schwermüthige Angesicht ihres Bruders, das aus der Ecke seines Lehnstuhls so kalt, so still, so ernst in diese prunkvolle Umgebung hineinstarrte – Angelica selbst war zusammengeschaudert, als sich ihr das Gleichniß zum ersten Male aufgedrängt hatte, allein es half nichts, es kam immer wieder: wie das Antlitz einer Leiche herabstarrt auf die Pracht des Katafalk, auf welchen man sie erhöht hat – und das doch in demselben

Augenblick Glanz und Farbe und Freudigkeit gewann, da der Strahl ihres Auges dem seinen begegnete!

Denn wie fruchtlos der Aufenthalt im väterlichen Hause auch bisher für ihre eigenen Angelegenheiten gewesen war, für Julian war er es nicht geblieben.

Zwar von Dem, was sie ursprünglich beabsichtigt, war, wie wir bereits wissen, auch in Rücksicht auf ihren Bruder nichts zu Stande gekommen; Reinhold's Weigerung, in das Haus des Fabrikherrn zurückzukehren, hatte ihren weitgreifenden Entwürfen und Hoffnungen ein rasches Ende gemacht.

Auch von Leonhard's Wiedereintritt wurde kaum noch gesprochen. Die Untersuchung gegen denselben, versicherte Herr Waller, sei so gut wie geschlossen und habe, was er selbst kaum mehr zu hoffen gewagt, die Unschuld des wackern Mannes ziemlich deutlich ergeben; der Wiedereinführung in sein Amt stehe, aller Wahrscheinlichkeit nach, kein wesentliches Hinderniß mehr entgegen. Dann, aber auch nur erst dann, werde es an der Zeit sein, ihn auch in sein Verhältniß zu Julian zurückzuführen; es sei dies eine Rücksicht, welche man nicht nur der Vorschrift der Behörden, sondern weit mehr noch der Ehre des Hauses, ja Leonhard's eigener Ehre schuldig sei.

Julian, wie wir uns entsinnen, hatte die Hoffnungen und Entwürfe des Engelchen niemals getheilt. Die Anwesenheit der geliebten Schwester allein machte ihn schon so glücklich und erfüllte sein Herz mit einem so

schönen, tiefen Frieden, daß er nichts mehr wünschte, nichts mehr verlangte. Wie eine Blume, aus enger, dumpfiger Zimmerluft in den warmen, lebendigen Sonnenstrahl getragen, die welken Blätter emporrichtet und Kraft, Duft und Farbe gewinnt, so blühte Julian auf, sobald er mit Angelica zusammen war. Es war nichts Krankhaftes, nichts Leidenschaftliches in dieser Zärtlichkeit: ein schönes, glückliches Genügen, eine geistige Gesundheit gleichsam, die sein tiefstes Innere gleich einem Wunderquell durchrann. Auch körperlich sogar schien er ein Anderer zu werden, sobald Angelica sich ihm näherte; die müde Brust athmete freier, das gesenkte Haupt erhob, das matte Auge belebte sich, wie er nur den Klang ihrer Stimme hörte. Welch ein Fest war das gewesen, da er zuerst wieder, auf den Arm der Schwester gelehnt, in den Garten hinabgestiegen war und hatte gemeinsam mit ihr all jene Erinnerungsplätze und Denkmale ihrer Kindheit aufgesucht, die ihnen Beiden und noch einem Dritten, ach! so theuer waren!

Herrn Waller gebührte das Anerkenntniß daß er diesen wohlthätigen Einfluß des Engelchen nicht nur erkannte, sondern auch, ohne Eifersucht auf seine pädagogische Autorität, in aller Weise unterstützte. Unmerkbar, seit Angelica im Hause war, hatte er Julian's Leitung mehr und mehr in ihre Hände übergehen lassen; er selbst schien nur noch die Stelle eines beobachtenden, ja schützenden Freundes einzunehmen. Auch

Julian selbst blieb das nicht verborgen: aber dankbar dafür konnte er doch nur seiner Schwester sein, nicht Herrn Waller . . .

#### VIERTES KAPITEL. DIE RINGE.

Unter diesen Umständen war Julian denn auch durch Reinhold's Weigerung bei weitem nicht so überrascht worden, als Angelica es befürchtet hatte, und als sie selbst es im ersten Augenblicke gewesen war. Im Gegentheil, hatte er gesagt, er habe seinen Freund deshalb nur um so lieber. Wenn er selbst auch kaum noch ein Jüngling, ja nur noch ein Knabe sei, und sogar keine Hoffnung habe, jemals zum Manne heranzureifen, so empfinde er in seinem Unverstande doch so lebhaft wie Einer, daß die Ehre das Höchste des Mannes sei und daß keine Freundschaft, keine Zärtlichkeit, kein Mitleid selbst dem Manne jemals so über den Kopf wachsen dürfe, daß er darüber seine Ehre und seine Selbständigkeit in Gefahr sehe. Seine Schwester habe es gut mit ihm gemeint und er danke ihr dafür herzlich: aber Reinhold habe besser gewußt, was ihnen Allen wirklich gut sei. Was ihm zum Glücke denn noch fehle, seitdem er seine Schwester leibhaftig in den Armen habe, diese Schwester, in deren treuem, liebevollem Herzschlag er zugleich das Herz des Freundes pochen fühle? So glücklich, wie er jemals auf Erden werden könne, sei er jetzt, glücklicher sogar, als er jemals zu werden gehofft; ein Tropfen mehr noch in diesen

Becher der Freude würde das Gefäß selbst zersprengen, Angelica möge Reinhold nur ruhig gewähren lassen, es sei ihm selbst keine Entsagung; schon längst habe er sich ja daran gewöhnt, seine Freunde nur aus der Entfernung, nur wie vom Dämmer des Jenseit her zu lieben, ja sie selbst müßten, unwissend, dem Geisterrufe seines Herzens folgen, und müßten Nachts vor sein Bette treten, in unbelauschtem, traulichem Geschwätz die langen Stunden mit ihm zu verplaudern. Was er noch weiter brauche? und wenn es ja noch einer Verständigung zwischen Reinhold und ihm bedürfe, welches Herz ihre leisesten Gedanken besser verstehe, welcher Mund sie lieblicher aussprechen könne als Angelica's? —

Er hatte heimlich drei ganz gleiche Goldreife anfertigen lassen, mit Locken seines Haares; die wollten sie gemeinsam tragen, er, seine Schwester und Reinhold, und wie ein Jeder von ihnen seinen Ring anblickte, würde das Herz des Andern es empfinden, und sie würden beisammen sein, unsichtbar, und sich verstehen ohne Worte, selbst dann noch, wenn er schon längst im Grabe läge.

Es war kein leichter Gang gewesen für Angelica, da sie sich eines Tages aufmachte, im Auftrage ihres Bruders den Ring an Reinhold zu überreichen: die Erinnerungsgabe eines Lebenden, der sich selbst bereits unter die Todten zählte, ausgehändigt an einen Freund, der im ersten, freudigsten Augenblick eines langersehnten

Wiedersehens ebenfalls kein anderes Geständniß für sie gehabt hatte, als daß er nur noch ein todter Mensch sei und daß Glück, Muth, Hoffnung seit Langem weit, weit hinter ihm liege . . .

Aeußerlich zwar war Reinhold in den letzten Monaten ungleich gefaßter und ruhiger geworden, als Angelica ihn an jenem ersten Sonntagmorgen gefunden hatte; das unselige Ereigniß, welches den Abend desselben Tages für ihn beschlossen, hatte eine merkwürdige und tiefgreifende Aenderung in ihm hervorgebracht.

Ueber den Vorfall selbst war kein Wort wieder gesprochen worden, nicht einmal zwischen Reinhold und seinem Vater; ebenso wenig über das verhängnißvolle Geheimniß, in welches Reinhold in jener Nacht eingeweiht worden. Den alten Großvater behandelte er mit derselben ehrerbietigen Ergebenheit wie früher.

Auch zur Wiederherstellung jener Zeichnungen und Modelle, die ihn ehemals so lebhaft beschäftigt und auf die er so kühne Hoffnungen gebaut hatte, machte er nicht den geringsten Versuch; nicht bloß Lust und Muth, sondern selbst auch die bloße Erinnerung an diese Arbeiten schien völlig aus seiner Seele ausgelöscht. Wenn Leonhard oder Anna ihn nach dem Stande derselben fragten, that er in der Regel ganz fremd, als wüßte er gar nicht mehr, was sie meinten; wenn sie lebhafter in ihn drangen, so entschuldigte er sich theils mit den Bestellungen des geheimnißvollen Fremden,

welche ihn an den Webstuhl gefesselt hielten, theils mit den Verhältnissen seines Hauses überhaupt.

Und allerdings waren diese auch jetzt noch immer traurig genug und wenig geeignet, Arbeiten und Pläne zu befördern, wie diejenigen, zu welchen namentlich die Schwester des Schulmeisters ihn antrieb. Die Krankheit der Tante hatte in Besorgniß erregendem Grade zugenommen. Es ist früher erzählt worden, in welche unheimliche Aufregung die Kranke, nach der ersten freudigen Begrüßung, durch die Ankunft des Engelchen versetzt worden war. Diese Scenen wiederholten und steigerten sich fast mit jedem Tage. Es war ein unerklärlicher Widerspruch in dem Benehmen der Kranken: so lange Angelica nicht an ihrem Bette saß, wollte sie vergehen vor Ungeduld und Sehnsucht nach ihr – und wenn sie nun gegangen kam und wenn ihr melodischer Gruß an das Ohr der Kranken schlug, was war es dann, was bedeutete es, daß diese auf einmal so wild in die Höhe fuhr, mit angstvollen Blicken jetzt das Engelchen zu sich heranzog, dann wieder weit von ihm rückte, dicht an die ärmliche Wand heran, jetzt sprechen wollte, jetzt wieder verstummte und endlich unter bitterlichen Thränen bat, Angelica möge sie allein lassen, sie sei jetzt nicht im Stande, es sei noch nicht die Zeit jetzt, mit ihr zu sprechen?

Und kaum wieder daß Angelica den Rücken gewendet, was wollten diese jammervollen Bitten, diese schmerzlichen Selbstanklagen, mit denen sie dieselbe

wieder zurückzurufen suchte, um gleich darauf das alte Spiel mit ihr zu beginnen? Ueberall sonst, wo Angelica auftrat, verbreitete sie Heiterkeit und Freude um sich her; welch Geheimniß lag denn hier zu Grunde, durch welchen seltsamen Zusammenhang geschah es, daß die Nähe der jungen Dame gerade hier so anders wirkte, hier, wo sie mit so viel Ungeduld erwartet, mit so viel Freude begrüßt worden war?

Natürlich wurden die Kräfte der Kranken durch diese fortwährende peinliche Aufregung aufs Aeüßerste erschöpft; es war nicht wahrscheinlich, daß sie nur den Winter überleben würde.

Aber um das Maß dieser Widersprüche voll zu machen: dieselbe Frau, die sonst so voll Duldung und Ergebenheit gewesen, über deren Lippe während der ganzen jahrelangen Krankheit kaum je eine Klage gekommen war, wie bangte sie jetzt vor dem Tode! wie hing sie, voll verzweifelter Begier, sich an jede leiseste Hoffnung! wie verwirrte sich, in grauenvollsten Bildern, dieser sonst so klare, so gottergebene Sinn, sobald der Gedanke des Todes vor ihre Seele trat!

Der Meister litt unsäglich bei diesen Leiden seiner Schwester. Allein auch seine Angst und Unruhe schienen noch andere Quellen zu haben, als nur die zunehmende Krankheit der armen Lene. In stiller Nacht, wenn der Meister den Sohn längst in tiefem Schlummer glaubte, hatte Reinhold, wach gehalten durch den

Kummer, der auch auf seinem Herzen lastete, den Vater gesehen, wie er aufrecht stand am Bette der Kranken und Worte mit ihr tauschte – von Sarg, Grab, Sterben – Worte, so dunkeln, so grauenhaften Sinnes, daß Reinhold sich gern überredet hätte, es wäre Alles nur ein Traum . . .

Und dann wieder ein ander Mal, an einem Abend, da der Vater weggegangen war, wie er sagte, zum Besuch beim Schulmeister – Reinhold hatte seinen eigenen Augen nicht getraut: aber dennoch war es so, er hatte es zu deutlich gesehen, der Mond schien zu hell und so vorsichtig die beiden Gestalten sich auch in den Schatten der alten Schloßmauer versteckten, so hatte das Auge des jungen Mannes sie dennoch erkannt: – den Vater in heimlichem, ängstlichem Zwiegespräch mit dem Sandmoll, demselben Sandmoll, den er übrigens so tief verachtete, der sich in seinem Hause nicht mehr durfte sehen lassen, ja an dem er fast schon einmal zum Mörder geworden war?! –

Auch auf der andern Seite des Hauses hatten Kummer und Trübsal ihre Wohnung aufgeschlagen. Die Besserung, welche Konrad in der ersten stürmischen Aufwallung seiner Vaterfreude seiner Frau gelobt hatte, war nur von sehr kurzer Dauer gewesen; noch ungezügelter als früher überließ er sich seinen bösen Neigungen. Die Fabrik besuchte er wenig mehr; wenn

Margareth ihm Vorstellungen deshalb machte und, ihre Besorgniß aussprach, er möchte, bei solcher Unregelmäßigkeit, die Arbeit in derselben wohl ganz verlieren, lächelte er verschmitzt: weshalb sie sich denn jetzt auf einmal so sehr für die Fabrik interessire? Sie möge nur ganz ruhig sein, Herr Wolston werde sich wohl hüten, ihn wegzujagen; und wenn er die Fabrik gar nicht mehr besuche, so müsse Herr Wolston ihn dennoch in Lohn und Brot behalten, dafür sei er ihr gut, er kenne seinen Mann und habe seine Mittelchen.

Auch war es allerdings seltsam, daß es ihm, trotz dieser wenigen Arbeit und trotz der wüsten Lebensweise, welche er führte, doch niemals an Geld fehlte. Wenigstens nicht für die Wirthin, die ihn seit einiger Zeit zu ihren respektabelsten Kunden zählte. Er spielte, zechte, schwärmte, wie kaum ein Anderer im Dorf. Daß Margareth inzwischen zu Hause mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte, daran dachte er in seinem Leichtsinn nicht; genug, daß er dafür in der Schenke bei seinen Spiel- und Trinkgenossen in desto unbestrittenerem Ansehen stand. Freilich ging auch unter diesen allerlei seltsames Gemunkel über die Quellen, aus denen Konrad seinen Aufwand bestritt, besonders, da man auch ihn seit einigen Monaten in geheimnißvollem Verkehr mit dem alten Sandmoll erblickte.

Konrad hatte an diesem Gerede großes Behagen; es schmeichelte seiner Eitelkeit und gab zugleich seiner Schadenfreude Nahrung. Ich habe einen Drachen im

Schornstein, rief er, indem er die Würfel klappern ließ und rechts und links die Gläser vollschüttete, daß sie überströmten: Das ist's, ihr Narren, und nun laßt nur meine Margareth erst mit einem tüchtigen Jungen niederkommen, ich sag' euch, Das soll einen Kindtaufschmaus geben, im Schlosse da drüben sollen sie es nicht besser können!

Wirklich war Dies bei ihm zu einer Art von fixer Idee geworden. War es die rohe, sinnliche Natur des Mannes, der selbst für die reinste und edelste Freude, welche dem menschlichen Herzen vergönnt ist, keinen höheren Ausdruck kannte, oder war es seine Eitelkeit, welche sich schämte, ein leichtfertig gegebenes Wort wieder zurückzunehmen: kurz, seitdem er einmal, halb im Rausche und gedrängt durch die Neckereien seiner Kameraden, die ganze Gesellschaft, wie sie sich in dem Wirthshause zu versammeln pflegte, zum Taufschmause eingeladen hatte, war er von diesem Gedanken nicht wieder abzubringen. Im Gegentheil, es war sein Lieblingsgedanke geworden, den er unermüdlich ausmalte, selbst auch vor Margareth's Ohren, und Das nicht selten in Augenblicken, wo das arme Weib Mangel am Nothwendigsten litt.

Margareth hatte es sich zum Gesetz gemacht, weder ihrem Vater noch ihrem Bruder jemals mit Klagen über ihren Mann beschwerlich zu fallen. Auch hatte der Meister, wenigstens dem Anscheine nach, für Alles, was auf der andern Seite des Hauses vorfiel, kein

Auge; sogar die Großvaterfreude, welche ihm bevorstand, hatte ihn in kein besseres Verhältniß zu Konrad bringen können.

Reinhold freilich entging nichts von Allem. Allein da auch er sich längst hatte überzeugen müssen, daß alle gütlichen Vorstellungen an seinem Schwager verloren waren, so konnte die unglückliche Lage seiner Schwester nur dazu dienen, die Last seiner eigenen zu vermehren.

Und doch, wie schon gesagt, ertrug er dies Alles äußerlich mit der vollkommensten Fassung, als hätten die entsetzlichen Enthüllungen jener Nacht ihn auf einmal zum Manne gereift, war sein ganzes Wesen jetzt so fest, so ruhig, so gleichmüthig geworden, daß Angelica ihre herzliche Freude daran hatte. Ach, es war eine ähnliche Täuschung wie diejenige, in welcher das arme junge Mädchen sich in Betreff Julian's erhielt; auch hier ahnte sie nicht, welcher Abgrund unter dieser scheinbar so ruhigen Oberfläche sich verbarg. Wer mit allen Hoffnungen und allen Wünschen abgeschlossen hat, für den ist es freilich leicht, gefaßt und gleichmüthig zu erscheinen. Dies war Reinhold's Fall. Das unglückliche Geheimniß, welches sein Vater ihm in jener Nacht anvertraut, lag auf ihm mit Felsenwucht; fort und fort, im Innersten der Seele, arbeiteten seine Gedanken daran und vermochten es dennoch nicht zu lösen. Das war es, warum er jetzt so ruhig und still erschien: ganz andere

Gedanken hielten ihn gefangen, über ganz andern Dingen, in unheimlicher Stille, brütete sein Geist; er hatte keine Zeit, sich um das Uebrige zu grämen. Nur mitunter, wenn er am Webstuhl seinem Vater gegenüber saß – mechanisch, von der Arbeit hinweg, irrte sein Blick hinüber zum Dach des Schlosses und unwillkürlich, wie gelähmt, fiel seine Hand nieder und das muntere Schnurren der Räder verstummte, daß der Vater verwundert in die Höhe sah: und nun begegneten sich die beiden bleichen, kummervollen Gesichter, begegneten sich in demselben Schmerz, derselben stummen, fürchterlichen Frage – ja wohl, da seufzte er tief auf, da, an diesem schmerzlichen Zucken des Herzens, an dieser Glut, die ihm da aus dem Auge blitzte, an dieser Faust, die sich unwillkürlich ballte, da, fühlte er und mußte sich selbst eingestehen, daß seine Ruhe nur eine erlogene war, und daß dies dem Anscheine nach so schweigsame, so stille Herz im Gegentheile Dämonen beherbergte, vor denen er selbst sich entsetzte! –

Aber auch diese Dämonen schwiegen, sobald er mit dem Engelchen zusammen war, die beruhigende Macht ihrer Erscheinung, die an der kranken Lene auf so wunderbare Weise verloren ging, übte wenigstens auf Reinhold noch den ganzen alten Zauber. Mit schmerzlicher Ironie gedachte er jetzt selbst, der verwegenen

Wünsche, die er ehemals vielleicht genährt – sie waren vorbei, ganz vorbei jetzt – und mit desto offenerer Seele, von keiner Hoffnung, keiner Furcht mehr bewegt, gab er sich dem Glück dieser zauberischen Nähe hin. Wie ein Kranker, der mit dem Leben längst abgeschlossen hat, am Morgen vor seinem Tode noch einmal den schönen warmen Strahl der Sonne trinkt, noch einmal, zum letztenmal, das schon halbumflorte Auge an der Pracht der Schöpfung weidet, so innig, so andächtig und doch zugleich mit so ruhiger Entsagung hing Reinhold an der theuren Jugendfreundin. Hätte er noch einen Wunsch, eine Hoffnung genährt, o gewiß, er würde sich gerettet haben vor dem klaren, milden Glanz dieser Augen, die so sanft, so tief in seine Seele schienen. Jetzt aber, was hatte er zu fürchten? Er durfte so glücklich scheinen, weil er in der That so tief unglücklich war.

Auch den Ring, welchen Angelica ihm in Julian's Namen überbrachte, nahm er mit derselben ruhigen, beinahe heitern Fassung hin. Er hielt das Geschenk des Freundes wie ein Heiligthum; um kein Aufsehen zu erregen, trug er es auf der Brust verborgen, zunächst am Herzen. Und wenn er Angelica erblickte und sah den kleinen unscheinbaren Reif an ihrem Finger und fühlte den Druck des seinen auf seiner Brust, da war es ihm, als wäre er selbst an der Stelle des kranken Julian, ja als lägen sie Alle, Alle schon in der stillen, traulichen Gruft, und diese drei Seelen, so geschieden durch

Schicksalsschluß und Eigensinn der Menschen, dürften frei und ungehindert, in seligem Entzücken, ineinanderfließen. —

Unter diesen Umständen konnte denn auch der Verkehr mit dem Hause des Meisters, so fleißig Angelica ihn auch erhielt, ihr im Ganzen nur wenig Trost in ihrer kummervollen Lage gewähren. Nur mit dem einzigen Reinhold war es ihr gelungen, das alte herzliche Einverständniß wiederherzustellen. Oder wenigstens glaubte sie es so, und Reinhold selbst, bei der ehrfurchtsvollen Ergebenheit, welche er der jungen Dame zollte, fand eine schmerzlich süße Befriedigung darin, sie in diesem Glauben zu erhalten.

Doch wurde ihm Das bald recht schwer gemacht, und zwar von Niemand geringeres als von Angelica selbst. Eines Herzens bedürftig, in das sie ihre Angst und ihre Sorgen ausschütten konnte, hatte sie mehr als einmal schon im Begriff gestanden, den ganzen Stand ihrer Angelegenheiten an Reinhold zu entdecken und bei seinem, wie es ihr schien, so klaren, so festen, so gemäßigten Sinne Rath und Beistand zu suchen in den mancherlei Zweifeln, von denen sie sich hin- und hergerissen fühlte.

Allein jedesmal wieder hielt eine ihr selbst unerklärliche Scheu ihr das Wort auf der Lippe zurück; so fest sie es sich immer aufs Neue vornahm, so unmöglich fiel es ihr dennoch, gegen Reinhold von der seltsamen Clausel des Testaments Erwähnung zu thun. Sie

zürnte mit sich selbst deshalb und klagte sich, in ihrer kindlichen Einfalt, desselben Mangels an Vertrauen an, durch den Reinhold ihr beim ersten Wiedersehen so viel Kummer bereitet hatte. Aber der Instiant des Herzens war mächtiger als ihr noch so ernstlich gemeinter Vorsatz; und wenn ihr Leben von diesem Worte abgehängt hätte, sie hätte es dennoch nicht aussprechen können – zu Jedermann, wenn es sein mußte, selbst zu Herrn von Lehfeldt – aber nur zu Reinhold nicht!

Reinhold seinerseits hatte viel zu viel Ehrfurcht vor Angelica, als daß er auch nur durch die leiseste Frage, die zarteste Hindeutung hätte an ein Geheimniß rühren mögen, welches, wie er wohl merkte, Angelica absichtlich vor ihm verbarg. Auch hatte er seit jener unseligen Nacht eine sehr begründete Scheu vor allen vertraulichen Mittheilungen und Enthüllungen . . .

Auf diese Weise kam denn in das Verhältniß der beiden jungen Leute eine gewisse absichtliche Zurückhaltung, eine Spannung, möchten wir es nennen, wenn nicht auch dieser Ausdruck schon viel zu herb wäre, welche auch den Gleichmuth, den Reinhold äußerlich angenommen, allmählig zu erschüttern drohte und besonders dem Engelchen wie eine wirkliche Schuld auf dem Gewissen lastete.

Am allermeisten aber peinigte sie das seltsam räthselhafte Benehmen der kranken Lene. Daß die Geheimnisse, mit denen dieselbe rang, in genauem Zusammenhange mit Angelica's eigenem Schicksale standen.

Das unterlag für diese selbst keinem Zweifel mehr. Aber nur wie den Schlüssel dazu finden? da der Zustand der Kranken kein ernsthafteres Eindringen verstattete.

Aber gerade diese Geheimnisse, von denen das Engelchen sich auf Schritt und Tritt umgeben sah, bestärkten sie wiederum in dem Entschlusse, das Feld zu behaupten. Es lag ein gewisser trotziger Muth in der Natur dieses jungen Mädchens, der durch die Gefahren, von denen sie sich auf allen Seiten umlagert wußte, erst recht herausgefodert ward. Selbst von ihrem eigenen, so dringenden Interesse abgesehen, fühlte sie sich schon durch ihren Wahrheitssinn allein genöthigt, den dunklen, räthselhaften Mächten in ihrer Umgebung Stand zu halten, ja das eigene Interesse verschwand allmählig gegen das höhere, das unparteiische Interesse der Wahrheit. Das Testament der Mutter, diese Ueberzeugung stand in ihr fest, war falsch; sie durfte nicht nachgeben, durfte nicht vom Platze weichen, nicht blos um ihre eigene Ehre, die Ehre der todten Mutter, nein, um die Ehre der Wahrheit selbst zu retten!

Unzählige Male, in den trüben, bangen Wochen, die auf diese Weise für sie dahinschlichen, gedachte sie des Traumes, der sie in der ersten Nacht, die sie im väterlichen Hause zugebracht, so gewaltig erschüttert hatte. Diese Besorgnisse und Zweifel, die sie unablässig hin- und herwarfen, diese Anschläge, Pläne und Intriguen,

die sie rings um sich her in geheimnißvoller Thätigkeit wußte, ohne ihnen doch entrinnen zu können – ja wohl, das waren jene Räder und Schrauben, die ihr im Traume immer näher und näher gerückt waren und immer begieriger, immer unvermeidlicher mit eisernen Armen nach ihr geschnappt hatten; diese einförmigen, unthätigen Wochen, die sie hier verleben mußte, und die in unmerklichem Verlaufe sie der entscheidenden Stunde immer näher und näher führten, da war er ja, jener unabsehbare, endlose Meeresstrudel, der sie damals mit so unwiderstehlicher Gewalt in seine furchtbare Tiefe herabgespült hatte! Werden auch die übrigen Szenen jenes entsetzlichen Traumes sich verwirklichen? die übrigen alle – vielleicht nur bis auf die letzte?!

#### FÜNFTES KAPITEL. DIE BARMHERZIGE SCHWESTER.

Es ist das eigentlich Herzerhebende an solchen Charakteren wie derjenige, welcher den Mittelpunkt dieser Erzählung bildet, daß Noth und Misgeschick ihre Heiterkeit wohl vorübergehend trüben, den festen, klaren Grund ihres Wesens aber dennoch nicht erschüttern, geschweige denn zerstören kann. Die angeborene Schwungkraft dieser unverwüstlich freudigen Gemüther schnellt immer und immer wieder in die Höhe; selbst innerlich beängstigt, haben sie gleichwohl kein dringenderes Bedürfniß, als wenigstens nach außen hin noch Trost und Freude zu verbreiten.

Wir erinnern uns des edlen Vorsatzes, der in Angelica während ihrer ersten Unterredung mit Reinhold so rasch und plötzlich aufgestiegen war; sie wollte, wie es früher erzählt ist, ihren Aufenthalt im Dorfe benutzen, gewisse Einrichtungen und Veranstaltungen zu treffen, durch welche nicht bloß der äußerlichen Noth, sondern ganz besonders auch dem sittlichen Elend dieser Bevölkerung entgegengearbeitet würde.

Ihr nächster Zweck war dabei gewesen, auf eine würdige und unmerkliche Weise die Hand zu bieten zur Linderung jenes Elends, dessen Anblick sie im Hause des Meisters so schmerzlich überrascht hatte. In naher und natürlicher Anknüpfung an das traurige Ereigniß, welches sie beim Eintritt in ihre Heimat empfangen, hatte sie sich der armen aufsichtlosen Kinder der Fabrikarbeiter annehmen wollen; es sollte, wenn auch fürs erste nur in kleinstem Umfang und mit den bescheidensten Mitteln, ein Wartehaus für die verlassenen Kleinen gestiftet werden, bei welchem Reinhold zmd Leonhard, in Gemeinschaft mit ihren Schwestern, die Aufsicht führen sollten.

Auf diesen Plan jetzt kam Angelica zurück. Ober besser gesagt: sie hatte ihn, mitten in ihrem eigenen Drangsal, keinen Augenblick aus dem Gesicht verloren. War sie doch selbst solch eine arme Waise, schutzlos hinausgeworfen, preisgegeben von der stiefmütterlichen Laune des Schicksals, vielleicht, wie bald! zertreten unter seinem Hufschlag; es war ihr eine süße

Befriedigung, sich, solange sie selbst es noch vermochte, jener unglücklichen Wesen anzunehmen, in denen sie, wenn auch in anderer Form, die Genossen ihres eigenen Schicksals zu sehen meinte, und für die Milderung ihres Looses zu sorgen, zu derselben Zeit und an derselben Stelle, wo das Loos für sie selbst allem Vermuthen nach so unglücklich fiel.

Es wird unsern Lesern wunderbar, vielleicht unglaublich erscheinen, woher dem jungen Mädchen nur der Muth kam, einen so kühnen, den Umständen nach so höchst schwierigen, ja fast schlechthin unmöglichen Plan bei sich zu nähren.

Und wirklich war es auch ein Wunder anzusehen, welche Gewalt der Liebreiz des holden Kindes auch in dieser Angelegenheit über Jeden übte, Jung wie Alt, Vornehm wie Gering, mit dem sie in Berührung kam, und wie keine Roheit so wild, kein Trotz so hartnäckig, keine Schlechtigkeit so verstockt war – vor dem Anblick des Engelchen und seinem heitern, milden, verständigen Zuspruch mußten Roheit, Trotz und Schlechtigkeit sich überwunden geben.

Vielleicht, bei der Schilderung, die wir oben von der Erziehung des Engelchen im Hause des Professors entworfen haben, sind einige unserer Leser auf den Verdacht gerathen, als sollten sie es hier zu thun bekommen mit einem jener philosophischen Frauenzimmer, einer jener demonstirenden, theoretisirenden, politisirenden Schönheiten, wie unsere neueste Cultur deren

leider so viele erzeugt und wie sie nur allzu oft in unsern Tagen den heimlichen Ueberdruß der Gesellschaft und bald auch die offene, stadtkundige Plage der armen Kreuzträger, ihrer Männer, bilden.

Aber dies wäre ein Irrthum, den wir zu berichtigen eilen. Nicht der unglückliche Drang, den socialpolitischen Blaustrumpf zu spielen, noch weniger gar das coquette Gelüste, sich zur künftigen Parlamentsfrau heranzubilden, hatte Angelica dieser Art von Interessen zugeführt; dergleichen Gelüste lagen dieser reinen, unverbildeten, echt weiblichen Seele überhaupt unaussprechlich fern. Vielmehr was sie dazu geführt hatte, war zunächst und ganz einfach der Vorgang und die Anweisung ihres Lehrers, des Professors, gewesen.

Wir haben schon früher einige Andeutungen gegeben über die freisinnige, im besten Sinn humane Richtung, welche der Professor verfolgte. In genauem Zusammenhange mit dieser Richtung stand es auch, daß er alle Werke der öffentlichen Wohlthätigkeit, alle Fürsorge und Pflege der Armen vornämlich, wenn nicht ausschließlich in die Hände der Frauen gelegt und diese selbst hierzu, als zu einem wesentlichen Theil ihres Berufes, ausdrücklich erzogen und vorbereitet wissen wollte. Alles Elend der Zeit, pflegte der Professor zu behaupten, komme von dem Müssiggang, zu welchem die Mehrzahl unserer Frauen, wenigstens in den sogenannten gebildeten Ständen, erzogen werde und der

in vielen Fällen zugleich ein Müsiggang des Herzens und der Seele sei. Die Frauen seien die wahren, natürlichen Hüterinnen alles Edeln und Göttlichen im Leben; auch die politische Gemeinschaft (und nur dieser, nicht der kirchlichen, wollte der Professor Recht und Pflicht der Armenpflege zugestehen) müsse sie als solche anerkennen, und zwar hauptsächlich dadurch, daß sie die Frauen mit der Pflege der Armen, der Wartung der Kranken, der Erziehung der hülfbedürftigen Jugend, kurzum mit allen jenen Werken der Barmherzigkeit und Bruderliebe, welche der Gemeinde obliegen, gleich wie mit einem bürgerlichen Ehrenamte, förmlich und feierlich betraue. Nur auf diese Weise erhalte der enge häusliche Kreis, in dessen ausschließlicher Begrenzung das moderne Weib sich nun einmal auf die Dauer nicht mehr wohl fühlen könne, noch wohl fühlen dürfe, seine wahrhafte und allein würdige Erweiterung; ja, es werde auf diese Art auch denen noch ein Haus gegründet und eine Familie gebildet, die etwa selbst so unglücklich wären, kein Haus und keine Familie zu haben. – Mit beredten Worten führte er aus, welchen höhern Werth der Zauber weiblicher Anmuth den Werken der Wohlthätigkeit selbst verleihe, und wie viel glücklichere Erfolge daraus hervorgehen müßten, nicht nur für Diejenigen, welche die Wohlthaten unmittelbar empfangen, sondern auch für das ganze Gemeindeleben, den Staat, die Gesellschaft, die Menschheit selbst. – Der Professor gab zu, daß es noch lange

dauern werde, bis der Staat diesen Beruf der Frauen begreife und benutze. Allein weil das Gute niemals zeitig genug geschehen könne, so erzog er die ihm anvertrauten jungen Mädchen einstweilen so, als ob die Zeit, auf welche er hoffte, wirklich bereits gekommen wäre, und als ob der Staat die Frauen in der That schon als seine geborenen Almoseniere anerkannt hätte. —

Die Richtigkeit dieser Grundsätze zu prüfen oder gar die weltgeschichtlichen Folgen zu erörtern, die sich nach der Ansicht des Professors daraus ergeben mußten, ist hier natürlich kein Raum. Genug, daß Angelica, einmal in diese Richtung gebracht, dieselbe mit all dem Eifer ergriff, und daran festhielt mit all der Ausdauer, all der Gewissenhaftigkeit, all der Lust am Thun und Handeln, Schaffen und Wirken, welche ihr angeboren war. Sie war überhaupt eine praktische, keine theoretische Natur; wenn sie sich hin und wieder, namentlich in ihren Unterhaltungen mit Herrn von Lehfeldt, in ein Wortgefecht einließ über politische oder gesellschaftliche Fragen, so sollte das nach ihrer eigenen Absicht eben nur ein Wortgefecht, eine anmuthige Unterhaltung, ein Spiel sein, mit einem Wort, wie das gesellige Leben deren mit sich bringt und erfordert. — Weshalb es denn auch so leicht war, sie in dergleichen Gesprächen zu überholen und in Verwirrung zu setzen. In größern Kreisen vermied sie es sogar standhaft, sich in Unterhaltungen dieser Art überhaupt nur einzulassen; es sei das nicht schicklich, meinte sie, für Frauen.

Dagegen, wo es darauf ankam, diese Grundsätze der Humanität, der Wohlthätigkeit, und Menschenliebe, die sie von ihrem Lehrer empfangen hatte, und auf deren theoretische Begründung sie um so lieber verzichtete, je mehr die Autorität des verehrten Lehrers ihr selbst genügte, nun auch praktisch durchzuführen, wo es darauf ankam, durch Fleiß, Thätigkeit und bescheidene Unterordnung gleichsam die Probe zu machen auf jene socialen Principien, welche ihr Lehrer so eifrig verfocht: da konnte Niemand bereiter, Niemand unermüdlicher sein als Angelica; da konnte Niemand besser jene kleinen Künste der Weiblichkeit, jenes Schmeicheln, Drohen, Nachgeben, Ermuntern in Ausübung bringen, als es alsdann, zur Erreichung so edler Zwecke, von ihr geschah; da endlich war keine Verhandlung so mislich, keine Besorgung so mühsam, kein Dienst so unscheinbar, sie unterzog sich allen mit Verstand und Anmuth, und brachte eben dadurch alle glücklich zu Ende. – Sie müsse sich bei Zeiten gewöhnen, pflegte sie in solchen Fällen zu sagen, der Welt etwas zu nützen, und nebenher auch sich selbst. Niemand sei es an der Wiege gesungen, wie noch dereinst sein Schicksal sich wende, und vielleicht wäre es auch für sie einmal noch ein rechtes Glück, wenn sie wenigstens zur Lehrerin oder Krankenpflegerin tauglich befunden würde.

Angelica hatte bei solchen Aeufferungen die verhängnißvolle Clausel im Testament ihrer Mutter im

Sinne. Das Publicum indeß, das von diesem Verhältniß natürlich keine Ahnung hatte, faßte diese und ähnliche Reden eben nur als wohlberechnete Kundgebungen der Eitelkeit, als eine kleine coquette Schwäche auf, die ihm gerade bei der Millionäirstochter sehr am Platze schien, und freute sich im Stillen, somit auch an Angelica jenen kleinen Schatten gefunden zu haben, ohne den die Welt, wie sie ist, sich nun einmal nichts Glänzendes denken mag, und ohne die sie namentlich eine Erscheinung gleich dem Engelchen kaum nur würde verziehen haben. Doch würde alles dies begreiflicherweise noch lange nicht hingereicht haben, den Widerstand des Commerzienraths zu brechen, einen Widerstand, der in dem ganzen Charakter und der ganzen Stellung desselben aufs Allertiefste begründet lag und der überdies gerade in diesem Fall, der verhaßten Persönlichkeit Angelica's gegenüber, doppelt heftig hervortreten mußte – hätten die Absichten des jungen Mädchens nicht von sehr verschiedenen Seiten her so unerwartete wie kräftige Unterstützung gefunden.

Freilich auch aus sehr verschiedenen Motiven.

Am Ersten und Lautesten für Angelica's Pläne erklärte sich die Commerzienrätthin. Oder vielmehr so hatte Angelica es einzurichten gewußt, daß die ganze Idee bei ihrer Stiefmutter zuerst entstanden, von ihr zuerst ausgesprochen schien; sogar die Baronin selbst glaubte es nicht anders. – Trotz der Kälte, mit welcher dieselbe das Engelchen empfangen hatte und mit der

sie es auch fortdauernd behandelte, konnte nun doch nicht eigentlich sagen, daß sie den Haß ihres Gemahls gegen ihre Stieftochter theilte. Abneigung allerdings hatte auch sie gegen das Engelchen. Doch war diese Abneigung nicht größer, als sie bei einem verblühenden, alternden Frauenzimmer, von dem Charakter und den Lebensschicksalen der Baronin, gegen eine jung aufblühende, allbewunderte Schönheit, wie Angelica, nothwendig sein mußte; es war mehr eine instinctmäßige, unwillkürliche Abneigung, als ein bewußter absichtlicher Haß und daher auch ohne jene Färbung des Ingrimms und der Leidenschaft, welche das Benehmen des Commerzienraths gegen Angelica, trotz der Mühe, die er sich deshalb gab, doch nicht jederzeit verbergen konnte, wenigstens nicht vor Angelica's eigenem Bewußtsein.

Ferner war die Baronin in das geheimnißvolle Testament eingeweiht. Und wie nun jedes Frauenzimmer, das verheirathet ist, an jedem Frauenzimmer, das verheirathet werden soll, ein ganz eigenthümliches Interesse nimmt, ganz besonders, wenn es bei dieser Verheirathung selbst eine Stimme hat oder zu haben glaubt: so wurde binnen kurzem auch Angelica für ihre Stiefmutter ein Gegenstand, wir wagen nicht zu sagen der Theilnahme, aber doch der Aufmerksamkeit, vor Allem der Berechnung und der Intrigue.

Dazu kam nun noch, daß die Baronin allmählig in Erfahrung gebracht, in wie wenig schmeichelhaftem Ruf,

dem Ruf des Stolzes, des Hochmuthes, der Hartherzigkeit (um von Schlimmern zu schweigen), sie bei der Bevölkerung des Dorfes stand, und wie wenig vortheilhaft für sie die Vergleiche ausfielen, welche man zwischen ihr und der ersten, bei all ihren Seltsamkeiten und trotz ihrer unglücklichen Krankheit doch so mildherzigen, so wohlthätigen Frau Wolston anstellte.

An und für sich zwar würde diese Erfahrung die Baronin ziemlich ruhig gelassen haben. Denn sie war in der That, wofür sie galt, stolz, hochmüthig, von hartem, verschlossenem Herzen. Was so geringe Leute wie die Bewohner des Dorfs über sie meinen möchten, war ein Gegenstand, der sie schlechthin nicht kümmerte; es machte ihr mehr Freude und selbst wenn sie die Wahl gehabt hätte, würde sie es vorgezogen haben, von ihnen gefürchtet zu sein, als geliebt.

Allein seitdem nun das Engelchen gekommen war und seit nun überall, wohin sie hörte, alle Lippen überflossen von der Mildthätigkeit, der Sorgfalt und Anstelligkeit des jungen Mädchens, da erwachte die Eitelkeit der Dame – Eitelkeit, wohl zu merken, nicht Eifersucht. Denn um auf Angelica eifersüchtig zu sein, dazu war ihr dieselbe nicht nur viel zu gleichgültig, sondern auch von ihrer eigenen Ueberlegenheit war sie dazu viel zu fest durchdrungen.

Die Baronin setzte sich also, wenn wir es so nennen dürfen, moralisch in Positur; sie beschloß zu zeigen, daß, wenn sie sich bisher um Niemand im Dorf

gekümmert, Dies eben nur aus Geringschätzung und nur deshalb geschehen sei, weil sie es selbst so gewollt habe, daß aber, sobald sie anders wolle, sie auch ebenso herablassend, ebenso mildthätig, ebenso hülfreich sein könne, wie das junge, unerfahrene Mädchen, das doch endlich nichts hatte und nichts vermochte als das bischen ungeschickten guten Willen. Wie ganz anders mußten diese Dinge sich gestalten, wie viel wirksamer mußte diese Wohlthätigkeit, wie viel erfolgreicher diese Unterstützung werden, wenn sie selbst, die Herrin des Dorfes, mit der bekannten Energie ihres Charakters, der Macht ihres Ansehens, der Fülle ihres Reichthums sich an die Spitze stellte!

Noch einige andere Motive spielten mit hinein, Motive von so räthselhafter, so geheimnißvoller Natur, daß die Baronin sie gern vor sich selbst verborgen hätte: aber nein, gleich Blutflecken, die an ein Verbrechen mahnen und die kein Wasser und keine Thräne hinwegbringt, drängten sie sich immer und immer wieder in den Vordergrund.

Die Ankunft des Herrn von Lehfeldt hatte die Baronin, wie unsere Leser bereits aus ihrem ersten Gespräch mit demselben und noch deutlicher aus der darauf folgenden Unterredung mit dem Sandmoll gemerkt haben werden, in eine höchst peinvolle Aufregung versetzt. So gleichgiltig es ihr war, was das gemeine Volk

von ihr dachte und über sie urtheilte, mit so ängstlicher Vorsicht war sie von jeher darauf bedacht gewesen, ihren Ruf in der Meinung Derjenigen zu bewahren, die mit ihr von demselben Range, das heißt also Derjenigen, die sie im Grunde ihres Herzens überall nur als vorhanden anerkannte. Sie konnte sich selbst nicht verhehlen, daß bei aller Vorsicht ihr dies gleichwohl nicht immer gelungen war, und daß es Zeiten gegeben hatte, wo das heiße Blut und die jugendliche Leidenschaft mächtiger gewesen als die Vorsicht; es gab Geheimnisse in ihrem Leben, von so banger, so peinlicher Beschaffenheit, daß sie sich selbst auf keine andere Weise davor hatte retten können als durch Vergessenheit.

Aus dieser war sie zunächst durch den Brief des Ministers, sodann aber und in noch viel höhern Grade durch die Erscheinung des Herrn von Lehfeldt aufgeschreckt worden. Den Brief, soweit er auf die Abenteuer ihrer Jugend zurückging, konnte sie verschmerzen, sogar belächeln.

Der Minister hatte ganz recht, sie kannten sich Beide viel zu genau, als daß sie nöthig gehabt hätten, sich vor einander zu verstellen oder Eines die Indiscretion des Andern zu befürchten. Aber das Geheimniß, das die Herkunft des Herrn von Lehfeldt bedeckte, und das sie in so bedenklicher Weise an gewisse Geheimnisse ihres eigenen Jugendlebens erinnerte, drohte sie zur Verrätherin zu machen an sich selbst. Sie fühlte

– und fühlte zum ersten mal in ihrem Leben, daß es doch noch etwas Höheres, etwas Heiligeres gebe, als jene kalte äußerliche Rücksicht, jenen glatten gesellschaftlichen Anstand, den sie bis dahin als das wahre Palladium ihres Lebens verehrt hatte. – Kein Mensch ist so verderbt, kein Herz so leer gebrannt, daß nicht noch irgendwo ein Funke höherer Empfindung verborgen läge, daß nicht noch irgend ein Moment käme, wo, und wenn es eben nur für den Moment wäre, der ursprüngliche Adel der menschlichen Natur sich auch in ihm herstellte. Für die Commerzienrätthin war dieser Moment gekommen, seitdem sie angefangen hatte, die räthselhafte Herkunft des jungen Mannes mit den Räthseln ihres eigenen Lebens in Verbindung zu setzen. Warum sie das gethan, warum sie, unter so viel tausend Möglichkeiten, gerade an dieser mit so zäher Festigkeit festhielt, dafür wußte sie sich selbst keinen völlig ausreichenden Grund anzugeben. Aber eben das Unwillkürliche, Dämonische dieser Ahnungen, die so plötzlich in ihr aufgetaucht waren und die sie seitdem nicht wieder von sich abzuschütteln vermochte, ließ ihr dieselben um so bedeutungsvoller erscheinen. Sie fühlte sich seit der Ankunft des Herrn von Lehfeldt mehr und mehr in einen völlig veränderten, fast traumhaften Zustand versetzt. Fort und fort, ein kleines armes Grab stand vor ihren Augen, ein Grab, das sie nie gesehen hatte, für das ihr bisher kein Winkel des Gebirgs verschwiegen, kein Abgrund tief genug gewesen

war – und das sie nun auf einmal hätte aufgraben mögen in verzweiflungsvoller Neugier mit diesen ihren eigenen Nägeln! Ein Wort schwirrte vor ihren Ohren, unablässig, in Schlaf und Wachen, das noch nie von einer menschlichen Lippe war an sie gerichtet worden, das sie nicht zu flüstern gewagt hatte, selbst nicht in der Stille der Nacht, in der Einsamkeit ihres Zimmers, wo kein Mensch sie belauschen konnte, so fürchtete sie sich vor dem Wort – und von dem es ihr jetzt zuweilen däuchte, als wäre es das süßeste Wort der Welt, und dieser eine kleine Laut müßte im Stande sein, alles Lärmen und Treiben der Gesellschaft, ja selbst ihr Zischen und Spötteln zu übertönen, und nie gekannte, unendliche Befriedigung in ein Herz zu gießen, dessen schauerliche Oede sie jetzt zuerst – und jetzt mit viel Schauder erkannte! Wir wollen die Commerzienrätin nicht besser machen, als sie wirklich war. Deshalb dürfen wir nicht verschweigen, daß auch noch andere sehr weltliche, sehr verwerfliche Rücksichten sich in diese Empfindungen mischten. Julian ging seiner Auflösung mit raschen Schritten entgegen; darüber konnte wohl die egoistische Liebe eines Vaters, wie Herr Wolston, oder die leichtgläubige Zärtlichkeit einer Schwester, wie Angelica, sich täuschen, nicht aber der klare, scharfe Blick einer Frau, gleich der Baronin. Das ungeheure Vermögen ihres Gemahls war alsdann ohne natürlichen Erben, es fiel, nach aller vernünftigen Berechnung, sowie

nach der ausdrücklichen Bestimmung des zwischen ihnen errichteten Ehevertrags, nach Herrn Wolston's Tode ihr zu – und wem nach ihrem eigenen? Die Stimme des Herzens, die nach einem Erben ihres Bluts verlangte, konnte sie vielleicht wieder zur Ruhe bringen, die Stimme der Habsucht und des Ehrgeizes nicht.

Der Sandmoll, gleich als hätte er gewußt, in welchen innern Kämpfen und Schwankungen seine Gebieterin sich befand, that durch seine Nachrichten das Seine, den qualvollen Zustand derselben noch zu vermehren.

Unsere Leser entsinnen sich, welcher Auftrag ihm zu Theil geworden. Aber so gewandt der verschmitzte Alte sich sonst in dergleichen Geschäften zu erweisen pflegte, so unsicher und ungeschickt zeigte er sich in diesem Falle.

An Nachrichten zwar ließ er es der Baronin nicht fehlen, im Gegentheil er überhäufte sie damit. Nur Schade, daß in der Regel eine der andern widersprach; die Spur, die er heute entdeckt, hatte ihn morgen bereits im Stich gelassen; was er in der einen Stunde als sicherste Neuigkeit gemeldet, beeilte er sich selbst, in der nächsten zu widerrufen. Mit wie viel frommer Emphase nicht hatte er der Baronin widersprochen, als sie die Echtheit des Todtenscheins in Zweifel gezogen! Und gleichwohl wenige Tage später kam er herbeigeschlurft: es wäre allerdings nicht ganz unmöglich, daß die gnädige Frau doch recht gehabt, er wolle Niemand etwas Böses nachsagen; aber die Frau im Gebirge, der

das bewußte Kind damals übergeben worden, scheine in der That nicht so ehrlich und zuverlässig gewesen zu sein, als er, in der Einfalt seines Herzens, geglaubt. Er habe neuerlich allerhand zweideutige Streiche von ihr erfahren, denen zufolge sie allerdings wohl eine Person gewesen, zu welcher man sich einer derartigen That versehen könne. Aber leider sei sie verschollen und todt, ganz unzweifelhaft todt, schon seit fünfzehn Jahren; woher also etwas Genaueres erfahren?

Und dann gleich darauf kam er wieder geschlichen: nein, er habe dem Dinge weiter nachgedacht und da sei er dahintergekommen, daß er der armen todtten Frau am Ende doch unrecht gethan. Zwar habe er selbst keinen Begriff davon, wie man einen falschen Schein ausstellen könne: Allein jedenfalls gehöre mehr Kunst und mehr Einsicht dazu, als jene bäurische Frau gehabt haben könne. Auch wäre ja ihr eigener Vortheil an das Leben des jungen Pfleglings geknüpft gewesen; ob sich denken lasse, daß sie selbst einen Todesfall erdichtet, der sie um alle Vortheile gebracht, welche sie von dem Lebenden würde gehabt haben? – Von einem zweiten Kinde zu wissen, das ungefähr zu derselben Zeit unter ähnlichen Umständen zur Welt gekommen sein sollte, gab er zuweilen zu, andere male wieder wollte er nie etwas davon vernommen haben. Ja es gab Tage, wo er sich vollkommen unwissend stellte und überhaupt von gar keinem Kinde, weder einem ersten

noch einem zweiten, jemals das Geringste gehört zu haben behauptete.

Machte die Baronin ihn auf diese und ähnliche Widersprüche aufmerksam, so entschuldigte er sich bald mit der Gedächtnißschwäche, welche sein Alter und seine lange Gefangenschaft ihm zugezogen, bald auch mit seinem Dienstefter gegen die gnädige Frau, der ihn, bei seinem schwachen guten Herzen, wohl ab und zu verleite, mehr nach ihren Wünschen zu sprechen, oder nach Dem wenigstens, was er in seiner Einfalt für ihre Wünsche halte, als er in Wahrheit verantworten könne. Die gnädige Frau möge deshalb nicht auf ihn zürnen, noch ihm ihren christlichen Beistand entziehen; so werde er zuletzt wohl noch des Teufels Herr werden, den er gleich allen Menschen in sich trage und der ihm denn zuweilen auch, wider Wunsch und Willen, die eigenen Worte im Munde verkehre.

Daß seine Gebieterin ihm dabei jede seiner Neuigkeiten, die unerheblichsten, unwahrsten nicht ausgenommen, mit baarem Gelde aufwiegen mußte, brauchen wir natürlich gar nicht erst hinzuzusetzen. Aber noch mehr als die Habsucht, fühlte die Bosheit des Alten sich in diesem Verhältniß befriedigt. Diese stolze, herrschsüchtige Frau, war sie nicht in seine schmutzige, schwielige Hand gegeben, gleich einem Rohr, das er biegen konnte nach seinem Willen? Ob dies feurige Auge lächeln oder sich in Thränen verschleiern, diese fein gewölbte Wange in Scham erglühen oder in

Angst erblassen sollte, hing es nicht ab von einer Miene seines garstigen Angesichts, einem Hauch nur seines unreinen Mundes? Die Nächte dieser Frau selbst, ob sie sich schlaflos, verzweifelnd zwischen ihren seidenen Decken umherwälzen oder ob ein schmeichlerischer Traum ihr Trost zuflüstern sollte – waren nicht auch ihre Nächte in seiner Gewalt? Geld ist süß, ganz gewiß: aber noch süßer war dem Alten das Bewußtsein dieser Herrschaft, die er über seine eigene Herrin übte; seine ganze niedrige Seele erhob sich und er mußte lachen vor sich selbst, wenn er dachte, daß die reichste, die vornehmste, die mächtigste Frau des Dorfes zitterte vor ihm, dem ehemaligen Zuchthäusler!

Was inzwischen Herrn von Lehfeldt selbst anbetraf, blieb der Sandmoll standhaft bei der Behauptung, daß derselbe in der That sein Sohn. Allein mit so viel Eiden und Betheuerungen er diese Aussage auch bekräftigte, so kannte die Commerzienrätthin ihn doch viel zu wohl und verstand sich zu gut auf dieses unheimliche, boshafte Glitzern der kleinen versunkenen Augen, auf dies Näseln, Quäken, Händefalten, als daß nicht bei alledem ein Stachel des Zweifels in ihrem Herzen hätte zurückbleiben sollen. –

So zwischen den verschiedenartigsten Stimmungen hin- und hergeschleudert, mit einem Geheimnisse ringend, dessen Enthüllung sie ebenso sehr fürchtete als hoffte, ging die Baronin mit einer fast leidenschaftlichen Begier auf die Pläne ein, welche Angelica ihr so

geschickt, als wären es die ihren, untergeschoben hatte. – Die Gesinnung, die im Mittelalter Klöster stiftete und Kirchen weihte, nicht blos um Vergebung für begangene Sünden zu erkaufen, sondern selbst für das Böse, was man noch erst zu thun gedachte, für die verbotenen Wünsche, die man noch hegte, glaubte man die Zustimmung des Himmels damit erkaufen zu können, ist keineswegs unter uns ausgestorben, wenn sie sich auch nicht mehr so augenscheinlich, in so großartiger Weise äußert. – Auch dem Verfahren der Baroin lag etwas Aehnliches zu Grunde. Trotz der Lockerheit ihres Lebenswandels, und so entblößt sie von allem ernstem sittlichen Gehalt auch war, war sie dennoch von jeher überzeugt gewesen, unter einer ganz besondern, ganz unmittelbaren göttlichen Führung zu stehen; aristokratisch durch und durch, war sie auch fest überzeugt, ein besonderes Lieblingskind der Vorsehung zu sein. Die Vergehungen und Fehltritte ihrer Jugend, weit entfernt sie in diesem Glauben zu erschüttern, hätten sie im Gegentheil erst recht darin befestigt. Wie oft nicht hatte sie das göttliche Gebot übertreten! welche bedenklichen Geheimnisse hatte sie zu verbergen gehabt! wie oft nicht war sie in der Gefahr gewesen, zu Schanden zu werden vor der Welt! Und jedesmal wieder hatte die Vorsehung ihr herausgeholfen, jedesmal hatte sie ihr Mittel an die Hand gegeben, sich dem drohenden Untergange zu entziehen; wo alle Rettung verloren schien und kein Ausgang mehr zu sehen,

hatten sich plötzlich Wege vor ihr eröffnet, die allerdings an sich eben nicht die löblichsten waren, die zu beschreiten sie aber gleichwohl keinen Anstand nahm, da unzweifelhaft Gott selbst es war, der sie ihr gewiesen.

Einen solchen Weg, wie ehemals den äußern, so jetzt den Gefahren und Verlegenheiten ihres eigenen Innern zu entfliehen, erblickte sie denn nun auch in dieser Werkthätigkeit, zu welcher sie durch Angelica's heimliches Anstiften ermuntert ward. So peinvolle Gegenstände, wie diejenigen, in welchen die Baronin sich seit Ankunft des räthselhaften Fremden befand, lassen überhaupt jede Beschäftigung, welche den Geist nach außen leitet, als willkommene Rettung erscheinen; um sich selbst zu entfliehen, thun die Menschen so unendlich viel Böses, warum nicht, wenn die Gelegenheit es so mit sich führt, auch einmal etwas Gutes? Die Commerzienrätthin aber, nach ihrer eigenthümlichen Denkweise, schmeichelte sich damit zugleich auch, die Gunst des Himmels zu erkaufen, sei es um ihn mit der Vergangenheit auszusöhnen, sei es um ihn zu bestechen für die Zukunft. Diese forcirte Wohlthätigkeit, der sie sich auf einmal hinzugeben anfang, entriß sie nicht nur den unbequemen Gedanken des Augenblicks, sondern sie fand darin namentlich auch eine trostreiche Beruhigung wegen des Künftigen; hatte der Himmel sich ihrer so oft erbarmt, als sie noch eine Sünderin

war, in den Verlockungen und Irrthümern der Welt befangen, um wieviel kräftiger mußte er sich ihrer nicht erst jetzt annehmen, seitdem sie, nach der buchstäblichen Verheißung des Evangeliums, die Hungrigen speiste und die Nackten bekleidete?

Wir brauchen wohl kaum erst zu erwähnen, daß sich bei dieser Entscheidung die Stimme des Herrn Waller, den wir ja recht eigentlich als den geistlichen Rath der Baronin kennen, von entscheidendem Einfluß gewesen war. Dies Verhältniß ist indessen wichtig genug, um damit ein eigenes Kapitel zu eröffnen.

#### SECHSTES KAPITEL. EIN STUDENT DER THEOLOGIE.

Es gibt Charaktere, welche von der Natur selbst bestimmt scheinen, sich überall, wo sie mit einander in Berührung kommen, feindselig entgegenzutreten; ja von einem dunkeln Instinct getrieben, suchen sie sich sogar gegenseitig auf, um sich zu bekämpfen: die einen, weil ihre natürlichen Anlagen in der That in unerträglichem Widerspruch mit einander stehen, die andern im Gegentheil, weil sie einander zu ähnlich sind.

Wir lassen für den Augenblick noch unentschieden, zu welcher von beiden Gattungen Herr Waller und Herr von Lehfeldt gehörten.

Nur daß eine geheime und grundsätzliche Eifersucht zwischen Beiden bestand, das konnte Niemand entgehen, der die beiden jungen Männer längere Zeit mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hatte.

Dieselbe schrieb sich sogar schon von ihren Studentenjahren her. Als Herr von Lehfeldt die Universität bezog (es war eine der kleinern Universitäten Mitteldeutschlands und fast nur von Angehörigen des eigenen Landes besucht), hatte Herr Waller bereits im Begriff gestanden, dieselbe zu verlassen.

Herr Waller war niemals gewesen, was man einen flotten Studenten nennt. Nicht durch seine Schuld. Im Gegentheil, das Blut brauste ihm eben so wild durch die Adern, sein Herz klopfte eben so stürmisch, dürstete eben so sehr nach Jugendlust und Jugendthorheit, wie irgend Einem; auch waren sein Muth und die Energie seines Willens nicht geringer als sein Ehrgeiz.

Aber die große Armuth, in der er aufgewachsen war, und die Abhängigkeit von fremder Unterstützung, in welcher er namentlich als Student lebte, verbunden mit der Rücksicht auf seine künftige Stellung als Geistlicher, gestatteten ihm nicht, seiner jugendlichen Leidenschaft zu folgen; von der Natur nichts weniger als zur Entsagung bestimmt, sah er sich gleichwohl vom Schicksal zu täglich neuen Entsagungen verdammt.

Sein erfindsamer Geist indessen wußte auch diesen Widerspruch auszugleichen. Um mehre Jahre älter als die Mehrzahl seiner Genossen, war er Allen an Kenntnissen und Reichthum der Bildung, so wie namentlich an Selbstbeherrschung und zäher Ausdauer des Charakters überlegen; gerade die Abhängigkeit seiner

äußeren Lage hatte sein Auge frühzeitig für die Eigenenthümlichkeiten seiner jedesmaligen Umgebung geschärft und ihn vertraut gemacht mit ihren Einseitigkeiten und Schwächen.

Je seltener nun diese Eigenschaften in studentischen Kreisen, je leichter fiel es Herrn Waller, sich vermittels ihrer eine Stellung zu gründen, wie sein Ehrgeiz sie verlangte. Indem er seine geistige Ueberlegenheit vorsichtig, mit kluger Berechnung der Verhältnisse, nicht sowohl selbst geltend machte, als sie gelegentlich von Andern zur Geltung bringen ließ, indem er sich ferner geflissentlich so weit wie möglich außerhalb des eigentlichen akademischen Treibens stellte und überall nur der resignirte, unbetheiligte, über die blos studentischen Interessen weit hinausgeschrittene Zuschauer sein wollte, gelang es ihm unvermerkt, sich das allgemeine Vertrauen seiner Kameraden und damit ein Ansehen und einen Einfluß zu erwerben, die kaum größer gedacht werden konnten. Ohne selbst förmlich dazu zu treten, wurde er die Seele einer studentischen Verbindung, die sich in vielen Stücken der ehemaligen Burschenschaft näherte; nur freilich ohne deren politische Färbung.

Es war eine ernsthafte, fast asketische Gesellschaft; nie sah man die Mitglieder derselben auf der Mensur, noch beim lauten, jubelnden Zechgelag; die Verachtung jener burschikosen Vergnügungen, auf welche

Herr Waller nothgedrungen hatte Verzicht leisten müssen, war durch ihn zu einem ausdrücklichen Gesetz der jugendlichen Genossenschaft erhoben worden.

Es war gewiß kein geringer Beweis für das Ansehen, in das er sich gesetzt hatte, und kann als Maßstab dienen für die Ueberlegenheit, mit welcher er seine Umgebung beherrschte, daß selbst diese Abweichung vom studentischen Herkommen ihm nicht blos verziehen ward, sondern die fast ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, welche man ihm zollte, sogar noch erhöhte. Gerade die Consequenz, mit welcher er sich den Traditionen des Studentenlebens entzog, ohne dabei doch von seinen Ansprüchen auf vollste persönliche Geltung nur das Mindeste nachzulassen, bestärkte seine Gefährten in der Ueberzeugung, daß sie es hier mit einer ungemeinen Persönlichkeit zu thun hätten.

Nur der einzige Herr von Lehfeldt bezeigte keine Lust, diese Ehrfurcht zu heilen. Ehrfurcht lag überhaupt nicht in seinem Charakter; der frivole Ton, der in dem Hause des Ministers herrschte, hatte nur allzu bereiten Anklang in ihm gefunden. Eben so ehrgeizig wie Herr Waller, und eben so geübt in der Kunst, sein innerstes Denken und Wollen in undurchdringliche Schleier zu hüllen, hatte er sowohl die Mittel, auf welche Herr Waller seine studentische Autorität gegründet, als die Zwecke, welche er damit verfolgte, im ersten Augenblicke durchschaut.

Und zugleich auch im zweiten stand der Entschluß in ihm fest, diese Autorität selbst zu bekämpfen. Der außerordentliche, fast märchenhafte Glückswechsel, den er so frühzeitig erfahren, hatte den natürlichen Uebermuth des jungen Mannes aufs Aeüßerste gesteigert. Nachdem ihm dieses Seltsamste einmal gelungen war, nachdem der arme, verstoßene Bettelknabe, der Genosse der Diebe und Falschmünzer, sich aus der Nachbarschaft des Zuchthauses, das schon für ihn geöffnet stand, in die Höhe gearbeitet hatte zum Liebling und Pflegesohn des allmächtigen Ministers, wovor jetzt hätte er noch sollen zurückscheuen? was, nachdem er sich mit so bewundernswerther Leichtigkeit in die Bedingungen seines neuen Standes gefunden, hätte er noch sollen für unerreichbar halten? welche Autorität anerkennen, vor welcher Verlegenheit sich zurückziehen? Die Zuversicht, die er in sich selbst und seinen Stern setzte und deren letzte Wurzel die unaussprechbarste Weltverachtung war, trieb ihn vorwärts, wie mit Adlerflügeln, in Ernst und Spiel, im Großen wie im Kleinen; es ließ ihm keine Ruhe, es war ein wahrhaftes Bedürfniß seiner Natur geworden, die Ueberlegenheit seines Geistes wie seines Glücks in immer neuen Kämpfen zu erproben und einen Wettstreit einzugehen mit Allem und Jedem, was irgend Bedeutendes in seiner Nachbarschaft auftauchte. Die theologische Duckmäuserei, welcher, wie er behauptete, Herr Waller sein Ansehen verdankte, widerstand ihm aufs Tiefste; je mehr

er mit seinem angeborenen Scharfsinn herausföhlte, daß es kein selbständiger, freier Entschluß, nur leidi-ger Zwang der Noth war, was die Waller'sche Aske- tik hervorgebracht, desto größeres Vergnügen fand er darin, seinerseits vor den Augen des verschmachten- den Nebenbuhlers den Becher studentischer Lust bis auf den Grund zu leeren. Mit Geldmitteln reichlich, so- gar überflüssig versehen, überdies Meister in allen kör- perlichen Uebungen und eben so unüberwindlich auf dem Fechtboden wie hinter der Flasche, war er bald der Mittelpunkt eines Kreises geworden, der sich in al- len Stücken als das offene Gegenspiel desjenigen kund gab, als dessen Seele wir Herrn Waller kennen: eben so übermüthig und wild, wie jener zurückgezogen und schweigsam, in ungezügelter Lustigkeit die studentische Sitte ebenso weit überbietend, wie jener dahinter zurückblieb. —

Jede Gewalt ist süß, jede wird mit Eifersucht be- hauptet, mit Schmerz und Grimm niedergelegt, wäre es selbst nur die eingebildete Gewalt studentischen An- sehens. Herr Waller, in der irrthümlichen Meinung, als habe er es hier nur mit dem gewöhnlichen Uebermuth eines neuen Ankömmlings zu thun, hatte, Herrn von Lehfeldt anfangs ein wenig mehr von oben herab, mit mehr Ueberhebung und Herbigkeit behandelt, als es sonst in seiner schmiegsamen Weise lag und als ihm namentlich in diesem Falle die Klugheit geboten hätte.

Bald jedoch, und zu seiner schmerzlichen Beschämung, hatte er sich überzeugen müssen, daß dieser wüste, ausgelassene Student, dieser Anführer und Häuptling bei jedem wilden, kecken Unternehmen, ihm an Geist, Kenntnissen und Erfahrung zum Mindesten ebenbürtig war. Zu spät hatte er einlenken wollen; die Versuche, welche er machte, sich Herrn von Lehfeldt persönlich zu nähern und eine freundschaftliche Verständigung mit ihm ins Werk zu setzen, lieferten diesem nur den Beweis, daß ihm nicht mehr ein Nebenbuhler, nur noch ein Besiegter gegenüber stand.

Verschiedene unangenehme Reibungen, anfangs zwischen den beiderseitigen Anhängern, dann zwischen den beiden Parteihäuptern persönlich, brachten das erschütterte Ansehen des Herrn Waller völlig zum Sturz. Es war ein Glück für ihn, daß er, wie schon erwähnt, im Begriff gestanden hatte, die Universität zu verlassen, so konnte er die Wahlstatt wenigstens unter gutem Vorwande räumen, und seine Niederlage wurde um so früher vergessen. Aber der Stachel derselben blieb in seiner Brust zurück und erneuerte sich, so oft er in späterer Zeit mit Herrn von Lehfeldt wieder zusammentraf.

Und dies war denn allerdings sehr oft der Fall, da, wie wir bereits wissen, Herr Waller als Candidat in derselben Hauptstadt lebte, wo Herr von Lehfeldt auch die Bekanntschaft des Engelchen gemacht hatte. Die Kluft in den Verhältnissen der beiden jungen Männer war

hier natürlich noch weit größer als auf der Universität. Herr Waller hatte den jungen Studenten vor Jahren mit dem Anspruch empfangen, von ihm als Respectsperson behandelt zu werden; jetzt umgekehrt war Herr von Lehfeldt, der sich immer öffentlicher als der anerkannte Günstling des Ministers geberden durfte, für den armen, schutzbedürftigen Candidaten eine Respectsperson geworden, und zwar eine sehr mächtige, sehr einflußreiche. Der Minister selbst (wir erinnern an den Brief den er an die Commerzienrätthin geschrieben und den wir früher mitgetheilt haben) war der frommen Richtung, welcher Herr Waller sich angeschlossen, keineswegs geneigt. Im Gegentheil, sie war ihm von Herzen zur Last, und gern hätte er sich ganz von ihr losgemacht. Aber der Fürst selbst, sein Herr, hatte sich in den letzten Jahren mehr und mehr von ihr umspinnen lassen; um seine eigne Stellung nicht aufs Spiel zu setzen, mußte der Minister sich wenigstens äußerlich in gutem Vernehmen mit ihr zu erhalten suchen.

Herr Waller kannte diese Verhältnisse, ja seine eigene Zukunft war zum großen Theil mit darauf berechnet. Aber desto schwieriger und peinlicher gestaltete sich unter diesen Umständen seine Beziehung zum Hause des Ministers, das doch ein Supplicant, wie er, nun einmal nicht vernachlässigen durfte. Er wußte, daß man ihn eigentlich von Herzen ungern sah, wußte, daß der Beifall, den er in der Stadt als Kanzelredner fand, im Salon des Ministers nur von heimlichem

Achselzucken begleitet war, und daß namentlich Herr von Lehfeldt keine Gelegenheit versäumte, die ganze ätzende Lauge seines Witzes über den neuen Johannes, wie er ihn spöttisch zu nennen pflegte, auszuschütten – wußte das Alles und mußte doch fort und fort den ergebensten Diener machen vor dem Minister und durfte doch mit keinem Blick, keiner Miene die tiefe, ingrimmige Abneigung verrathen, die ihn gegen Herrn von Lehfeldt, dies übermüthige, verwöhnte Kind des Glücks, erfüllte!

Herr von Lehfeldt war nicht boshaft, Herr Waller selbst ihm nicht wichtig genug, als daß er ihm hätte sollen bei dem Minister zu schaden suchen. Es war vielmehr ein Triumph für ihn, den alten akademischen Nebenbuhler gelegentlich unter seine schützenden Fittige zu nehmen; sogar an der Berufung des Herrn Waller in die wohldotirte Stelle im Dorfe des Commerzienraths war Herr von Lehfeldt nicht ohne fördernden Antheil geblieben. Aber so großmüthig freilich, seinen Nebenbuhler die Schonung nicht fühlen zu lassen, die er ihm erwies, war er nicht; es war eben ein Triumph, den Herr von Lehfeldt feierte, und dem Uebermuth seines Wesens entsprach es vollkommen, den Ueberwundenen selbst zum Zeugen desselben zu machen.

SIEBENTES KAPITEL. DIE NEBENBUHLER.

Und nun denke man sich diese beiden jungen Männer, wie das Schicksal sie plötzlich wieder auf demselben entlegenen Fleck Erde, unter demselben Dache, in demselben Netz von Intriguen, ja setzen wir es nur gleich hinzu – unter dem Strahl desselben schönen Auges zusammenführt! Es war überhaupt nicht wohl denkbar, daß zwei junge Männer so lange, so nahe in der Nachbarschaft eines so entzückenden Wesens leben konnten, wie das Engelchen, ohne von verzehrender Eifersucht erfaßt zu werden; was stand hier erst bevor, wo zwei alte Nebenbuhler unter einem so flammenden Gestirn wieder zusammentrafen? War das Herz des Herrn von Lehfeldt wirklich so mit Eis umpanzert, hatte der fromme Geistliche sich wirklich so losgemacht von allen weltlichen Leidenschaften und Wünschen, war Angelica in ihrer unvergleichlichen Anmuth und Liebenswürdigkeit Beiden wirklich so fremd, so gleichgiltig, daß die Flamme der Eifersucht, welche seit so lange schon zwischen diesen beiden Männern glimmte, durch dieses Zusammentreffen nicht aufs Neue zur wilden, vernichtenden Flamme angefacht werden mußte?

Herr von Lehfeldt, der auf dieses Zusammentreffen seit Längerm vorbereitet war und genügende Zeit gehabt hatte, sein Benehmen gegen Herrn Waller im voraus zu überdenken, hatte sich mit ziemlicher Leichtigkeit darein gefunden.

Um so unvorbereiteter dagegen traf die Begegnung Herrn Waller. Es hatte ihn lange nichts so tief, so feindselig berührt, als da er an jenem Sonntag Mittag bei der Rückkehr aus der Kirche in den Speisesaal des Commerzienraths getreten war – und das Erste, was er erblickte, wohlbehäglich in der Mitte zwischen Herrn und Frau Wolston, der schönen Angelica gegenüber, war Herr von Lehfeldt gewesen, mit diesem selben klaren Lächeln, dieser selben vornehm kalten Freundlichkeit, die ihn schon so oft in stille Verzweiflung gesetzt hatte.

Herrn von Lehfeldt, wie wir bereits wissen, stand jeder Ton zu Gebote, den er etwa anzuschlagen für geeignet hielt. Und so war es denn auch nicht ohne tiefe Berechnung, daß er in der ersten einsamen Unterredung, welche er mit Herrn Waller hatte, gerade den längst verklungenen Ton der Studentenjahre anschlug. Nachdem er dem Prediger das Allgemeinste über den Zweck seiner Reise eröffnet und ihn im Namen des Ministers angewiesen hatte, wie weit und auf welche Weise er denselben seinerseits zu unterstützen habe, wandte er sich sogleich auf die häuslichen Verhältnisse im Schlosse, zu denen Herr Waller sichtlich in so naher Beziehung stand.

Nun aber das muß man dir lassen, sagte er (denn so wenig es übrigens zu den Verhältnissen paßte, eine so besondere Genugthuung gerade hatte Herr von Lehfeldt darin gefunden, das studentische Du zwischen

ihnen aufrecht zu erhalten, trotz aller demüthigen Einrede, welche die Bescheidenheit – oder, daß wir das Ding besser bei seinem Namen nennen: der verletzte Stolz des jungen Geistlichen dagegen erhoben hatte) ...

Aber das muß man dir lassen, Pfaff, sagte er, daß du dich zu betten verstehst ...

Das Wort Pfaff war der Spitzname, welchen Herr von Lehfeldt seinem Nebenbuhler schon als Student gegeben; war es die Erinnerung an jene Zeit oder was sonst, genug, kein Dolchstoß hätte dem Ohr des Predigers weher thun können als dieses Wort Pfaff, so breit hingeworfen, aus so tiefer Kehle, mit diesem Anflug unaussprechlichen, geringschätzigen Mitleids, wie es zwischen den feinen Lippen des Herrn von Lehfeldt hervorkam.

Herr Waller faltete die Hände noch graziöser und neigte das Haupt mit mildem Lächeln noch zierlicher seitwärts, als er sonst zu thun pflegte.

Ich verstehe nicht, sagte er, was mein Gönner meint; die arme, mühselige Stellung, die ich in diesem Dorfe einnehme, kann ja doch nur das Mitleid, nicht den Neid meines theuren Freundes erregen.

Neid, wiederholte Herr von Lehfeldt achselzuckend, nun freilich, davon sind wir weit entfernt; so viel Sünden du sonst auch an mir zu bessern hättest, Pfaff, von dieser einen weiß ich mich frei. Aber laß dies Händefalten und diese Johannesmiene, du mußt ja doch wohl

wissen, daß ich dich kenne, noch von Alters her, und daß die theologischen Kunststückchen bei mir nicht verfangen. Du hast dich gut gebettet, sage ich: eine bequeme Stelle, ein reicher Patron, zur Herrin eine Betschwester, die eben noch hübsch genug ist, um an Das zu erinnern, was sie ehemals gewesen – und zu alledem das hübsche kleine Ding von Stieftochter – du hast sie wohl schon früher gekannt? Ah ja, man kennt deine Schliche, Pfaff: wie stehst du mit ihr? Es wäre keine schlechte Partie für solchen Hauskaplan, wie du bist ...

Erröthete Herr Waller jetzt? wurde er zornig? nahm er die Ehre einer Dame in Schutz, der er vor wenig Stunden erst so viel Ergebenheit gelobt hatte? – Nichts von dem allen: er fixirte Herrn von Lehfeldt einige Augenblicke lang mit gutmüthigem Schmunzeln, hob dann den Finger zu schelmischer Drohung in die Höhe und sagte:

Verrathen, mein bester Herr von Lehfeldt! ich fürchte sehr, verrathen! So fragt weder die Neugier, noch die Freundschaft: so, mein Theuerster, fragt allein die Eifersucht ...

Herr von Lehfeldt fuhr zornig in die Höhe:

Ich glaube, Pfaff, sagte er, du hast dich überstudirt; ich und solch ein Mädchen! Mir steht wohl eine andere Zukunft bevor und auf andere Partien bin ich angewiesen als auf eine solche Misheirath.

Der Prediger zuckte bedeutungsvoll die Brauen, indem ein spöttisches, fast hämisches Lächeln über die geistreichen Züge dahinflog. Doch unterdrückte er den Einfall, der ihm auf die Zunge gestiegen war, und wiederum in seine gewöhnlich geistlich-weltmännische Haltung zurückfallend:

So sind wir also Beide unbetheiligt, sagte er, und können ohne Eifersucht und ungestört von Liebesgedanken die Geschäfte verfolgen, die uns obliegen.

Der Inhalt dieses Gesprächs wiederholte sich seitdem in immer neuen Formen, bald deutlicher, bald versteckter, noch unzählige male; Jeder von Beiden, suchte dem Andern zu beweisen, daß er sich ganz nothwendig um die Hand Angelica's bewerben und dadurch den Frieden in der Familie, wenn irgend möglich, wiederherstellen müsse – und Jeder glaubte gerade darin nur den Beweis zu finden, daß der Andere sich in der That mit diesem Gedanken trage. Wie groß auch die Spannung, die zwischen den verschiedenen Gliedern dieses Kreises herrschte, zwischen Niemand war sie größer als zwischen Herrn von Lehfeldt und dem Prediger. Wie zwei gleich geübte, gleich aufmerksame Schachspieler, beobachteten sie sich gegenseitig; kein Zug konnte gethan, kein Finger erhoben werden, keine Miene sich verändern, ohne daß der Andere es sofort wahrte. Man mußte so völlig unbefangen, von so wahrhaft kindlichem Sinne sein, wie das Engelchen, oder so vertieft in die Gebilde seiner Phantasie und so

blind gegen alles wirklich Vorhandene, wie Herr Florus, um nichts von dieser Nebenbuhlerschaft zu merken.

Desto mehr merkte die Commerzienrätthin davon. Wir wissen, wie verhaßt derselben Alles war, was einem öffentlichen Skandale ähnlich sah. So gleichgiltig ihr das Schicksal ihrer Stieftochter daher auch war, so lebhaft wünschte sie dennoch, die Katastrophe, welche in Folge des mütterlichen Testaments bevorstand, auf dem Wege gütlicher Ausgleichung zu beseitigen. Eine Heirath, welche sich die Billigung des Herrn Wolston versprechen durfte, war hierzu ohne Zweifel das geeignetste Mittel, ja sogar das einzige, das sich überhaupt erdenken ließ.

Die Baronin glaubte sich ein Verdienst zu erwerben, nicht bloß um Angelica, sondern noch viel mehr um ihren Gemahl, ja um die Ehre ihres Hauses selbst, indem sie auf dies Mittel hinarbeitete und sein Gelingen aus allen Kräften zu erleichtern suchte. Weit entfernt daher, dem Verkehr der jungen Dame mit den beiden Bewerbern (denn das waren sie für die Phantasie der Baronin nun schon ganz unzweifelhaft) irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen, unterstützte und beförderte sie denselben vielmehr auf alle Weise.

Mit Beiden, sagen wir. Denn in der That konnte die Baronin bei sich selbst noch zu keiner rechten Entscheidung gelangen, welchem von Beiden sie den Vorzug geben sollte. Daß die Ehe mit einem so unbedeutenden, so eigensinnigen und verbildeten Dinge, wie das Engelchen, immer und unter allen Umständen ein Opfer, und daß daher Keiner besonderen Grund hatte, sich seines Glückes zu freuen, darüber freilich war ihr selbst nicht der geringste Zweifel. Aber wurde nicht durch dieses Opfer zugleich auch die zarteste und dauerndste Verbindung mit ihr selbst erkaufte? Wenn sie also in Zweifel schwebte, wem von Beiden, Herrn von Lehfeldt oder dem Prediger, sie das Opfer zumuthen sollte, so war es nur deshalb, weil sie ungewiß war, wem von Beiden sie den Preis desselben am liebsten gönnte.

Es war dies mit eine Veranlassung, ihre Ungeduld in Betreff des Geheimnisses, mit dessen Enthüllung sie den Sandmoll beauftragt hatte, noch zu vermehren. War diese wunderbare Ahnung, die sie immer und immer wieder beschlich, so oft sie Herrn von Lehfeldt erblickte, ein Irrthum, gab es kein anderes Band, durch welches derselbe ihrem Herzen noch näher angehörte, nun wohl, so mochte er wenigstens ihr Schwiegersohn werden. Betrog ihre Ahnung sie dagegen nicht, war sie ihm wirklich schon jetzt und noch viel näher, viel unmittelbarer verwandt, o freilich, da konnte von diesem

Plane keine Rede mehr sein, da wäre das ja eine Misheirath für Herrn von Lehfeldt gewesen, und der gute, sanfte, gottergebene Herr Waller mochte alsdann das Opfer bringen.

So fest hatte die Commerzienrätthin sich in diese Intrigue eingesponnen, daß sie sogar die Gelegenheit suchte, nicht nur gegen ihren Gemahl, sondern sogar gegen Angelica selbst einige Andeutungen davon fallen zu lassen.

Aber diese Letztere, in ihrem unschuldsvollen Sinne, verstand sie nicht – und Herr Wolston, indem er den Deckel seiner Dose noch langsamer, noch bedeutungsvoller auf- und niederklappte als gewöhnlich, erwiderte auf all ihre Vorschläge und Andeutungen nichts als jenes halb gleichgiltige, halb mitleidige Achselzucken, das so oft bei ihm, besonders in der Unterhaltung mit seiner Gemahlin, die Stelle einer ausführlichen Antwort vertreten mußte.

#### ACHTES KAPITEL. DIE WARTESCHULE.

Nach dieser Auseinandersetzung werden unsere Leser jetzt begreifen, von welcher Wichtigkeit das Project, welches Angelica ihrer Stiefmutter in die Hände gespielt hatte, für die beiden Nebenbuhler wurde, und mit welchem Eifer sie sich gegenseitig bemühten, die Verwirklichung desselben zu befördern. War es doch das sicherste Mittel, sich die Dankbarkeit der

jungen Dame zu gewinnen und zugleich auch die Baroin selbst zu verbinden; wer es verstand, die Eitelkeit der Einen zu befriedigen, durfte damit zugleich auch hoffen, dem Herzen der Andern näher zu treten.

Am offensten und lautesten sprach sich Herr von Lehfeldt zu Gunsten des Planes aus. Wer die übrigen Beziehungen des jungen Mannes kannte oder wer gar in die geheimnißvolle Absicht seiner Sendung eingeweiht gewesen wäre, hätte sich allerdings darüber verwundern mögen. Angelica dagegen fand es vollkommen in der Ordnung; hatte er ihr nicht mit Hand und Mund gelobt, sich von seinen frühern leichtfertigen Grundsätzen zu bekehren? Hatte er, verstoßen aus dieser Welt des leeren, höfischen Glanzes, es sich nicht zur ausdrücklichen Aufgabe gestellt, statt dessen auch einmal die Kehrseite des Lebens kennen zu lernen und dem Elend und der Verwilderung, über die er bisher nur hochmüthig die Achseln gezuckt oder gar als harter Richter den Stab gebrochen hatte, einmal wirklich Auge in Auge zu sehen? Es war eine große Freude für Angelica, wenn sie den jungen Mann jetzt so eifrig bemüht sah, ihren Plan zu unterstützen und die Schwierigkeiten, welche seiner Ausführung entgegentraten, hinwegzuräumen; es schien ihr das ein Unterpfand zu sein für die Aufrichtigkeit jener Umwandlung, welche er ihr gelobt hatte, und so bescheiden sie sonst auch war, so konnte sie sich doch eines kleinen Stolzes darüber nicht erwehren.

Auch die besondere Anstelligkeit und Gewandtheit, mit welcher Herr von Lehfeldt sich dabei den Grillen der Commerzienrätthin fügte, belustigte sie nur; indem es ihm dem Anscheine nach nur darum zu thun war, die Wünsche der eiteln Frau zu erfüllen, ließ er bei alledem doch auf eine für Angelica selbst höchst deutliche, höchst schmeichelhafte Weise hindurchfühlen, daß ihm sehr wohl bewußt war, wo eigentlich der Urheber dieses ganzen Projekts zu suchen und in welchem Kopfe, welchem Herzen dasselbe entstanden.

Ganz von selbst und ohne daß Herr von Lehfeldt es irgend gesucht hätte, ja ohne daß Angelica selbst nur eine Ahnung davon hatte, entwickelte sich auf diese Weise zwischen den beiden jungen Leuten eine Art geheimem Einverständnisses; es wurden, in aller Unschuld und Heiterkeit, versteckte Anspielungen zwischen ihnen gegeben und verstanden, doppelsinnige Reden wurden gewechselt, Blicke ausgetauscht – Anspielungen, Reden, Blicke, welche die Eifersucht des Herrn Waller ins Unerträgliche steigerten! Aber warum, werden unsere Leser fragen, ließ Herr Waller selbst sich diese Vortheile entgehen? Herr Waller, der durch sein Verhältniß zu Julian bereits eine so bevorzugte, so vertrauliche Stellung zum Engelchen einnahm und der überdies durch seinen geistlichen Beruf, so hätte man meinen sollen, recht eigentlich darauf angewiesen war, so wohlthätige, so wahrhaft fromme Absichten, wie diese, zu unterstützen?

Aber nein, so einfach war das Verhältniß, welches Herr Waller zu Angelica's Plänen einnahm, keineswegs. Gerade was ihn ihr hatte nähern sollen, entfernte ihn von ihr; gerade der durch Stand, Pflicht und Verhältnisse am meisten geeignet schien, ihr Vorhaben zu unterstützen, war, wenn auch nur ganz in der Stille, ihr entschiedenster und thätigster Widersacher.

Wir kennen bereits den Ehrgeiz, der in der Brust des jungen Geistlichen loderte, und wissen, durch welche äußern Lebensbedingungen derselbe nur immer heftiger angeschürt worden war. Je weniger sein persönlicher Ehrgeiz sich hervorwagen durfte, desto bereitwilliger hatte Herr Waller sich in das Bewußtsein seines geistlichen Standes versenkt. Der geistliche Hochmuth war der Deckmantel seines weltlichen geworden, sein unbefriedigter persönlicher Ehrgeiz rettete sich hinter den Stolz des Priesters, des auserkorenen, gottbegnadeten. Darum konnte er so sanft, so schmiegsam, so unterwürfig scheinen – es kam ja endlich doch Alles seinem priesterlichen Ansehen zu gute; darum war er so anspruchslos im Umgange mit den Vornehmen, so herablassend, so geduldig im Verkehr mit den Niederen – durch Beides, hier wie dort, breitete er seine priesterliche Herrschaft aus; darum endlich leistete er dem Anscheine nach so bereitwillig Verzicht auf allen Glanz und alle Lust des Irdischen – so wußte er ja, daß auf diesem dunkeln Grunde der Glanz seines priesterlichen Ansehens nur desto heller leuchtete!

Dieselben Rücksichten walteten auch in diesem Falle. Gerade als Geistlicher war Herr Waller Plänen, wie Angelica sie hegte und wie jetzt Madame Wolston sie so geräuschvoll ins Werk zu setzen strebte, bei weitem mehr ab- als zugeneigt. Daß die Armen unterstützt, die Unwissenden unterrichtet, die Verwilderten erzogen und gebessert wurden, gut, es mochte sein, und auch dagegen hatte er nichts einzuwenden, daß die Mildthätigkeit der Privatpersonen sich damit beschäftigte. Aber nur die Leitung des Ganzen mußte bei ihm, mußte bei der geistlichen Macht und Würde bleiben; es war ihm sehr recht, wenn die Frömmigkeit der Baronin nachgerade sich an guten Werken etwas fruchtbarer zu werden anfang als bisher – aber nur, daß es überall sein Rath sein mußte, welcher diese Wohlthätigkeit bestimmte, seine Anweisung, die sie regelte, seine Hände, die ihre Gaben vertheilten.

Herr Waller kannte, Angelica's Lehrer, den alten Professor, zu genau und war zu wohl unterrichtet über die Grundsätze, nach denen derselbe die Erziehung des jungen Mädchens geleitet hatte, um nicht zu wissen, daß seine Wohlthätigkeit und die Wohlthätigkeit des Engelchen zwei völlig verschiedene, ja feindselige Dinge waren. Die eine unterstützte den Menschen, um ihn frei zu machen, sie wollte den Armen vor Allem von dem Bewußtsein seiner Armuth entladen und ihm

das Gefühl menschlicher Würde, menschlichen Rechtes wiedergeben; nicht ein Almosen geben, nein, eine Pflicht wollte sie erfüllen, eine Schuld zurückzahlen, welche schon allzu lange war versäumt worden. Die Wohlthätigkeit des Herrn Waller dagegen sollte zuerst und vor allem Uebrigen als eine Gnade empfunden werden, eine Gnade des Himmels, ausgetheilt durch Menschen, welche er selbst zu diesem Zwecke ausersehen und bevorzugt hatte; nicht erheben wollte sie das menschliche Bewußtsem, nicht den Armen zu eigener Thätigkeit, eigener Anstrengung ermuntern, nicht ihn aufrichten an dem erhebenden Gefühle, daß doch am Ende er selbst es sei, dem er seine Rettung verdanke – ganz im Gegentheil: diese Mildherzigkeit wollte die Herzen der Armen zuvor zerknirschen, die äußerliche Unterstützung sollte erkaufte und verdient werden durch die unbedingtste innerliche Abhängigkeit; es kam weit weniger darauf an, dem Bedürftigen zu helfen, als den Gebesserten, Besserung Gelobenden, ja selbst nur den Unterwürfigen, Folgsamen zu belohnen. Armuth und Elend zu beschränken, immerhin, es war etwas: aber das Reich Gottes auszubreiten und die Priester als die eigentlichen Statthalter und Lehenträger dieses Reiches in ihrem Einfluß zu bestärken, das eigentlich war der Punkt, um den es sich handelte, und nur darum eigentlich verlohnte es sich, Werke der Wohlthätigkeit zu verrichten und zu befördern.

Herr Waller hatte sich keineswegs begnügt, diese Grundsätze theoretisch zu hegen, sondern gewandt und energisch, wie er war, hatte er dieselben auch überall in seinem Wirkungskreise zur Ausführung zu bringen gesucht. Wir erinnern an die Worte, welche die Diebslore gelegentlich fallen ließ, da wir dieselbe zuerst kennen lernten. Drohungen und Bußpredigten auf der einen, Geschenke und kleine Vertraulichkeiten auf der andern Seite, heute schöne fromme Gesangbücher und morgen noch schönere warme Strümpfe – urtheile man über den Werth dieser Mittel, wie man wolle, aber gut berechnet waren sie, wenigstens für diese Umgebung und für eine Gemeinde, wie Herr Waller sie hier hatte. Mit ihnen hatte er Zutritt gefunden zu dem harten, verstockten, in Gräuel und Bosheit aller Art gleichsam verschütteten Herzen der alten Diebsgefährtin; ihr verdankte er's, daß er vor der unkeuschen, befleckten Phantasie dieses Weibes dastand, nicht anders denn als ein Heiliger, ein Gesandter Gottes, vor dessen leisesten Winken sie hinschmolz wie weiches Wachs – dasselbe Weib, dessen harter, verstockter Charakter sich weder vom Scharfblick des alten Sandmoll jemals völlig durchschauen, noch von seinen Mishandlungen hatte beugen lassen!

Und wie in diesem Falle, so war es ihm noch in unzähligen andern geglückt; es war ein wahres Netz geheimen Einverständnisses und unscheinbaren, darum

nur um so wirksamem Einflusses, das Herr Waller über seine Gemeinde ausgesponnen hatte.

Und nun hätte er selbst diesen Einfluß aufs Spiel setzen, hätte wenigstens die Unbeschränktheit desselben zerstören sollen, indem er ein Unternehmen beförderte, wie Angelica es beabsichtigte? Zugeben hätte er sollen, daß Anspruchslosigkeit und unbefangenes menschliches Mitleid ihn von einer Stelle verdrängten, wo er bisher seiner geistlichen Herrschsucht mit so viel Geschicklichkeit und mit so sichtbarem Erfolg eine so sichere Herrschaft bereitet hatte? Nimmermehr! Herr Waller war und blieb vor allem Priester, Priester in dem Sinne, wie wir es so eben auseinandergesetzt haben; selbst die glänzende Flamme der Eifersucht, selbst die brennende Gluth der Liebe (wenn sein Herz ja fähig war, dergleichen zu empfinden) durfte nicht diesen priesterlichen Heiligenschein durchkreuzen, mit welchem er sein Haupt umwoben.

Sogar daß die Ausführung jener Pläne zunächst in die Hände der Madame Wolston übergegangen, konnte ihn nicht völlig beruhigen. Freilich war er auf diese Art gewiß, daß von Dem, was Angelica eigentlich beabsichtigte, von dieser wahrhaft menschlichen, auf das Menschliche gerichteten, an das Menschliche anknüpfenden Wohlthätigkeit, fürs Erste nur herzlich wenig zur Ausführung kam; ein so durchweg eitles, selbstsüchtiges Geschöpf, wie die Baronin, konnte, das wußte er zum voraus, auch den Dienst des Erbarmens und

des Mitleids nur zu einem Dienst der Eitelkeit und der eigenen Selbstsucht machen. Auch unterlag es bei der großen Herrschaft, welche er sich über das Gemüth der Madame Wolston erworben hatte, allerdings keinem Zweifel, daß sie ihn, wie überall, so auch in diesem Stück als ihren Vertrauten und Rathgeber gebrauchen würde.

Allein erstlich hatte er sich seit der Ankunft des Herrn von Lehfeldt überzeugen müssen, daß diese Herrschaft doch noch keineswegs so sicher begründet, noch auch so unbeschränkt war, als er selbst vielleicht geglaubt hatte und daß schon jede neue, piquante Erscheinung genügte, das Herz seiner Gönnerin, auf einige Zeit wenigstens, von ihm abzulenken.

Und zweitens auch kannte er den ungünstigen Ruf, in welchem Madame Wolston bei den Dorfbewohnern stand, zu genau und sah daher auch zu deutlich voraus, welchen Widerstand das an sich so verständige, so nützliche Unternehmen gleichwohl bei der Bevölkerung finden würde, und zwar dies lediglich deshalb, weil die verhaßte Herrin sich an die Spitze desselben stellte: als daß es ihn hätte locken sollen, die Ehre der Unternehmung unter diesen Umständen und in einer so misliebigen Gesellschaft zu theilen. Die Baronin sollte sein Werkzeug sein, und nicht blos sein, sondern auch vor den Menschen so erscheinen, niemals aber

umgekehrt; nicht er sollte unterstützen, was sie erdacht, sondern im Gegentheil, sie sollte die Wege wandeln, wissentlich und unwissentlich, auf welche er sie gewiesen.

Hätte Herr Waller also nur diese seine nächsten Zwecke ins Auge fassen wollen, so würde er sich dieser Warteschule, mit deren Entwurf die Baronin alle Tage deutlicher und dringlicher hervortrat, haben offen widersetzen müssen. Herr Waller jedoch zeichnete sich vor vielen Andern seiner Richtung namentlich auch dadurch aus, daß er eben so stark, ja noch stärker war in der Geduld als im Eifer; nur dadurch beherrschte er seine Umgebung so sicher, daß er seiner selbst so völlig Meister war. Es wäre ihm ein sehr Leichtes gewesen, das Vorhaben der Baronin zu vereiteln; er brauchte es bloß nicht zu unterstützen, brauchte bloß nicht den Fürsprecher und Vertheidiger desselben bei Herrn Wolston zu machen, so war, bei der außerordentlichen Abneigung, welche dieser dagegen hegte, das Scheitern desselben außer Zweifel. Aber Herr von Lehfeldt hatte sich des Planes einmal angenommen, schon war er dadurch in die Rolle des Vertrauten gekommen, bei der Mutter sowohl wie bei der Tochter – wie hätte Herr Waller dieser Herausforderung widerstehen, wie hätte er kurzzeitig genug sein können, durch seinen Widerspruch oder auch nur durch seine Gleichgiltigkeit die Gunst Beider gleichmäßig aufs Spiel zu setzen?

Er unterstützte denn also den Plan der beiden Damen eifrigst, aber freilich nur so weit sie ihn sahen, und auch da nur in seiner Art. Er ging im Dorfe von Haus zu Haus, notirte überall mit vielem Geräusch und einem Aufheben, dessen es in Wahrheit gar nicht bedurft hätte, die Kinder, welche er für geeignet hielt, in die beabsichtigte Anstalt aufgenommen zu werden, ermahnte dabei auch die Väter und Mütter, die große Güte der Frau Baronin anzuerkennen und sich mit Demuth in ihre gottgefälligen Absichten zu fügen.

Allein in einer solchen Weise that er dies Alles und so geschickt wußte er dabei seine Worte zu setzen, daß die Wirkung gerade die entgegengesetzte ward. Den Kindern malte er aus, Alles freilich in sanften Worten und mit milder, väterlicher Geberde, welche strenge Zucht sie ins Künftige genießen würden, und wie nun ein- für allemal keine Rede mehr sei von diesen Scherzen und Spielen, diesen jugendlichen Thorheiten und Streichen, in denen sie sich bisher, dem Himmel sei es geklagt, so wohl gefallen; sondern wie sie nun, früh von ihren Aeltern abgeholt, den ganzen Tag würden in der engen Stube sitzen müssen und beten und singen, und wenn nur Einer zum Fenster hinausblicken wollte, klapp, da schlänge gleich die Ruthe darein – Alles natürlich zu ihrer Besserung und weil sie ja seinen bisherigen milden Ermahnungen kein Gehör geschenkt.

Eben so stellte er auch den Aeltern vor, welch eine Schmach das sei und wie tief sie gesunken waren, daß

man ihnen jetzt sogar ihre Kinder wegnehmen müsse, tiefer noch als der Vogel im Walde und das Thier auf dem Felde, deren jedes doch wenigstens seine Jungen bei sich habe und sie pflege und warte, bis daß sie erwachsen wären. Aber freilich wohl, sie wären ja auch schlimmer als das Thier im Walde; das Gefieder des Raben wäre weiß gegen die Schwärze ihrer verstockten, ungläubigen Gemüther.

Wie oft, rief er, mit einem Ausdruck, in welchem Zorn und Mitleid mit einander kämpften, habe ich euch nicht ermahnt und gewarnt, o, ihr Unseligen! wie oft, in Ernst und Güte, euch nicht den Weg gezeigt, den Weg des Heils, auf welchen der Herr euch führen will durch den Mund seiner Gesalbten, seiner Priester! Aber ihr verschlosset eure Ohren und verhärtetet eure Herzen. Nun bricht das Gericht herein – arme Thoren, ich kann euch nicht mehr helfen; nun beugt euch wenigstens in Demuth und küßt die Ruthe, die euch züchtigt!

Die Wirkung, welche diese und ähnliche Reden hervorbrachten, ist nicht schwer zu ermessen. Es war überdies seit einiger Zeit eine seltsam aufgeregte Stimmung im Dorfe. Waren es die gehäuften Abenteuer jener Nacht, da das Engelchen ankam, die noch immer nachwirkten; war es jenes Beispiel thätlicher Widersetzlichkeit, welches der Meister damals gegeben hatte und das, zur großen Ueberraschung der Dorfbewohner, noch immer ungestraft geblieben war; waren es

vielleicht auch die wunderlichen Gerüchte, welche sich an die Erscheinung des Fremden knüpften: genug, die Gemüther waren mehr als je von einer seltsamen Aufregung ergriffen, einer Erwartung, einer Spannung auf etwas Außerordentliches, Ungemeines, das sich begeben sollte, und von dem doch gleichwohl Niemand zu sagen wußte, worin es bestehen oder woher es kommen würde.

Eben so wenig ließ sich auch der Ursprung dieser Stimmung selbst nachweisen; sie schien in der Luft zu liegen, mit den dicken, schweren Herbstnebeln schien sie gekommen zu sein, diese allgemeine Gährung und Unzufriedenheit, dieser Argwohn und Mismuth, von dem sich Jeder ergriffen fühlte, ohne zu wissen, woher er stammte und warum er sich eben jetzt so heftig äußerte. Der Winter war ungewöhnlich mild, das Elend schien in Folge dessen geringer, als es sonst um diese Jahreszeit zu sein pflegte; gleichwohl, als ob ein Zauberer, ein umgekehrter Rattenfänger von Hameln durch das Land gezogen wäre, waren alle Herzen in höherm Grade als je zuvor mit Groll und Unzufriedenheit erfüllt.

Einzelne Zufälligkeiten trugen noch dazu bei, diese üble Stimmung zu erhöhen. Herr Wolston hatte den Bau eines neuen, großartigen Fabrikgebäudes begonnen; neue, verbesserte Maschinen waren aus England verschrieben worden. Schon war der Bau unter Dach,

die fremden Werkmeister, welche die Maschinen aufstellen sollten, waren bereits angekommen; waren dieselben erst im Gange, so waren damit wiederum ein paar Hundert Menschenhände entbehrlich geworden, so mußte der karge Arbeitslohn aufs Neue herabsinken, so mußte das Elend der gedrückten Bevölkerung noch höher steigen.

So wenigstens behaupteten die Dorfbewohner selbst. Möglich, daß sie irrten; denn wer hätte sie in Herrn Wolston's Pläne eingeweiht?

Aber genug, sie glaubten es so, ja sie gefielen sich ordentlich in dem Gedanken an die Gefahr und das neue Elend, das ihnen bevorstehe, so sehr, daß wir Niemand hätten rathen mögen, einen Versuch der Belehrung mit ihnen anzustellen.

Auch gab sich, die Wahrheit zu sagen, Niemand diese Mühe. Im Gegentheil, einige Lieblingsredner der Schenke hatten sich ein ordentliches Gewerbe daraus gemacht, ihre Zuhörerschaft durch immer neue und immer schreckhaftere Gerüchte in Unruhe zu setzen. Am meisten excellirte in dieser Hinsicht der tolle Heiner; die ganze groteske Phantasie dieses zerrütteten Kopfes schien noch einmal zu erwachen, indem er, mit Farben, die um so sicherer wirkten, je greller sie gewählt waren, den allgemeinen Nothstand ausmalte, in welchen das Dorf mit Nächstem gerathen würde.

Aber es geschieht euch recht, setzte er dann in der Regel mit Hohnlachen hinzu: habt euch das Fleisch

von den Knochen gearbeitet, und nun nehmen sie euch die Knochen obendrein, sich allerliebste Spielsachen, Kochlöffelchen und Würfel daraus zu drehen – heda, Würfel her! Würfel!

... dem Narrenkönig  
Gehört die Welt ...

Vivat der Müssiggang! und den Teufel auf die armen Schlucker, welche sich mager arbeiten, damit Andere feist werden!

Der Karrenschieber, der ebenfalls allerhand Verdächtiges über die nächste Zukunft zu munkeln pflegte, fand in diesen Reden allemal große Weisheit. Sogar die Wirthin, deren Vortheil allerdings sehr wesentlich dabei betheiligt war, daß ihre Gäste zwar arm waren, aber doch nicht allzu arm, machte ein ganz nachdenkliches Gesicht dazu, besonders wenn der Maler Schmidt dabei saß.

Denn ohne daß dieser ein Wort in das Gespräch hingeworfen hätte, lag doch in diesem leisen Wiegen des Kopfes, mit welchem er dasselbe dann wohl begleitete, so wie in der hastigen Art, wie er Glas und Flasche plötzlich von sich rückte und in sich gekehrt, mit kurzem düstern Gruß, die Gaststube verließ, – es lag in diesem Allen, sagen wir, so viel schmerzliche Zustimmung, daß es Niemand entgehen konnte, am wenigsten der Wirthin, welche, wie wir wissen, die Augen stets überall hatte – oder doch zu haben glaubte.

Unter diesen Umständen waren denn die Reden, mit welchen der Prediger die beabsichtigte Warteschule bei den Leuten zu empfehlen suchte, wie Oel ins Feuer gegossen. Noch lange bevor zur Ausführung des Plans geschritten ward, ja zu einer Zeit bereits, da es noch sehr fraglich war, ob derselbe nur jemals zur Ausführung kommen würde, befand sich die gesammte Bevölkerung des Dorfs bereits in der lebhaftesten Widersetzlichkeit dagegen. Alles, versicherten die Männer, wollten sie sich gefallen lassen, Hunger und Durst und Arbeit, daß sie umfielen; aber nur bei ihren Kindern, da höre der Spaß auf, die seien ihr eigen, Niemand (das wollten sie wenigstens hoffen) habe ihnen etwas dazu gegeben, und so wollten sie dieselben auch in Zukunft allein durchbringen. Sie, die Väter, hätten auch nichts gelernt, und wären auch, Gott bessere es, Tagediebe und Hallunken gewesen von Klein auf. Aber ein vernünftiges Leben sei es gewesen bei alledem; ihre Kinder sollten es nicht anders haben als sie, weder besser noch schlechter, und wenn sie selbst in der Hölle braten sollten, nun gut, ihre Kinder brauchten auch keine Engel zu werden.

Am ungeberdigsten in dieser Hinsicht zeigte sich der rothe Konrad; mit Leib und Leben schwor er sich, ehe er seinen Jungen dermaleinst in ein solches Sklavenhaus (wie er es nannte) gebe, lieber wolle er ihm mit eigener Hand den Schädel eindrücken.

Es war dies etwas spaßhaft eigentlich von ihm, da die Gefahr für ihn jedenfalls noch am weitesten im Felde war. Indessen, das blanke baare Geld, das er, wie wir bereits gehört haben, seit einiger Zeit sehen ließ, so wie namentlich die Aussicht auf den großen Taufschmaus, den er seinen Kameraden versprochen hatte, ließen seine Zuhörer über dergleichen kleine Bedenken hinwegsehen. Ein Kind, dessen Eintritt in die Welt mit solchem Glanz gefeiert werden sollte, war eine Respectsperson, auch noch bevor es geboren, das versteht sich, und es war eine Abscheulichkeit, ja der Gipfel aller Abscheulichkeit, ganz gewiß, eine Warteschule zu errichten, in die möglicherweise auch ein so ausgezeichnetes Geschöpf wie das Kind des rothen Konrad gebracht werden sollte.

Und doch war ja der Zorn der Männer noch wahres Kinderspiel gegen diesen Zorn und diese Wuth, mit welcher die Frauen, eine wie alle, sich gegen das beabsichtigte Unternehmen erhoben. Vielleicht, wenn sie gewußt hätten, daß der Plan dazu ursprünglich beim Engelchen entstanden, hätten sie leidenschaftloser darüber geurtheilt. So jedoch war schon der einzige Umstand, daß die Commerzienrätthin als die Schöpferin dieses Planes galt, vollkommen hinreichend, alle Weiber zu geschworenen Feindinnen desselben zu machen.

Die bösen Gerüchte, welche von der Baronin umgingen, alle harten Beschuldigungen, die jemals gegen sie

erhoben worden, alle Ueberhebungen des Hochmuths und der Eitelkeit, welche sie sich jemals hatte zu Schulden kommen lassen, tauchten aufs Neue hervor. Ob es ihr denn gar zu sehr leid sei, fragte man höhnisch, keine eigenen Kinder zu haben, und ob der Schade sich denn wirklich in keiner Weise gut machen lasse, daß sie so begierig sei, Mutterstelle an Fremden zu vertreten.

Andere erinnerten an das offenkundige Misverhältniß, in welchem sich Madame Wolston zu ihrer Stieftochter befand; so möchte sie doch erst das Engelchen behandeln, das gute, sanfte, fromme Engelchen, wie dasselbe es verdiene, bevor sie daran denke, andern Leuten eine Mildthätigkeit aufzudrängen, nach welcher Niemand verlange.

Zwei Frauen besonders zeichneten sich durch die Heftigkeit ihrer Angriffe aus: erstlich die Wirthin, welche überhaupt keine Kinder hatte und die überdies, wenn sie deren gehabt hätte, durch ihren Wohlstand sicher genug gewesen wäre, dieselben in der Warteschule der Baronin sehen zu müssen – und zweitens jene wüste, unordentliche Mutter, die wir zuerst mit der Branntweinflasche in der Hand in der Schenke kennen gelernt haben und deren Kind alsdann unter die Pferde des Wagens gerathen war, welcher Angelica in die Heimat getragen. Gutwillig, so versicherte diese, gäbe sie ihren Jungen nicht, und wenn sie wüßte, daß er von

der Baronin mit Rosinen und Mandeln gefüttert würde; zwei Landjäger wenigstens müßten kommen, ihn zu holen – und die möchten auch noch sehen, wie sie lebendig wieder zum Hause hinaus kämen.

Dabei hatte sie die Linke in die Seite gestemmt und mit der Rechten focht sie in der Luft, daß es sauste.

Alles jubelte und klatschte Beifall. Der tolle Heiner aber, das gefüllte Glas hoch über dem Kopfe schwingend, schritt mit tollem Gelächter auf sie zu:

Seht da, rief er, eine Römerin: Gebär mir Söhne, stolze Römerin . . . !

Und die stolze Römerin nahm das Glas, machte die mächtigen Schultern noch weiter, und goß es hinunter – der tolle Heiner selbst hätte es nicht besser können.

#### NEUNTES KAPITEL. MINE UND GEGENMINE.

Aehnliche Mittel, mit ganz ähnlichem Erfolge, wandte Herr Waller auch bei dem Commerzienrath selbst an. Nur freilich mußten die Fäden hier bei weitem feiner gesponnen werden. Der Commerzienrath, bei der Ueberlegenheit seines Verstandes und bei seiner verschlossenen, einsylbigen Natur, war für fremden Einfluß überhaupt nur sehr schwer zugänglich; schon der leiseste Verdacht, daß ein Einfluß auf ihn geübt werden sollte, würde genügt haben, jeden derartigen Versuch zu vereiteln.

Herr Waller machte darin allerdings eine Ausnahme, aber auch nur dem Anscheine nach. Der Fabrikherr, wie früher erzählt worden, liebte es, den jungen Prediger um seine Meinung zu befragen; und das keineswegs blos in solchen Dingen, welche dem Beruf und der Kenntniß des Predigers zunächst angehörten, sondern auch in recht weltlichen, ja sogar in diesen am meisten. In Wahrheit jedoch kam es ihm dabei weit weniger darauf an, die Meinung seines Günstlings zu vernehmen, als vielmehr darauf, seine eigene vorgefaßte von ihm bestätigt zu hören. Er hatte die verwandte Natur in Herrn Waller erkannt, den Entwurf und Ansatz gleichsam zu dem, als was er sich selbst mit so vielstolzer Genugthuung fühlte: von nüchternster Verständigkeit, ohne Leidenschaft, ohne Sentimentalität, mit unerschütterlicher Consequenz nur Dasjenige verfolgend, was Herr Wolston sein Recht, Herr Waller seine Pflicht nannte – und was doch in der That bei Beiden Eins und Dasselbe war, nämlich der eigene Vortheil; so war ihm eine eigenthümliche Empfindung, Herrn Waller, ungefähr wie der Meister den Schüler, zum Echo seiner Entschlüsse zu machen und in der Zustimmung, der Bewunderung des jungen Mannes sich selbst zu spiegeln.

Allein dieser Schüler war der Meisterschaft weit näher, als Herr Wolston es ahnte. Herr Waller durchschaute seine Stellung auch in dieser Hinsicht vollständig; er wußte sehr wohl, daß in demselben Augenblick,

wo er sich einen Widerspruch gegen den Willen seines Gönners erlauben würde, dieser selbst ihn würde fallen lassen, und daß daher jede Absicht, die er bei Herrn Wolston durchzusetzen gedachte, sich so einkleiden und so auftreten mußte, als ob es vielmehr nur Herrn Wolston's eigene Absicht wäre. Herr Wolston war nicht allein zu stolz, sich selbst zu verstellen: er hielt sich auch für zu klug, als daß es irgend eine Vorstellung geben könnte, die er nicht sofort durchschaute.

Dadurch wurde das Vorhaben des jungen Predigers wesentlich erleichtert.

Es war in einer jener glänzenden Abendgesellschaften gewesen, welche die Commerzienrätthin um sich zu versammeln liebte, wo sie zuerst mit ihrem Project gegen ihren Gemahl herausgerückt war. Sie hatte es mit all der Emphase gethan und all dem Aufwand von frommen Redensarten, der ihr gelegentlich zu Gebote stand und an dem doch, wie wir wissen, Niemand weniger Geschmack fand als ihr eigener Gemahl. Herr Wolston hatte in seiner sarkastisch ablehnenden Art geantwortet und sogar noch etwas herber als gewöhnlich, eine etwas peinliche Scene war in Anzug gewesen: als eben noch zu rechter Zeit Herr Waller das Wort ergriffen und den Gegenstand durch allerhand historische und moralische Erläuterungen in das Gebiet allgemeiner neutraler Betrachtung hinübergespielt hatte.

Absichtlich erging er sich dabei viel weitläufiger, als sonst seine Art war. Ein geistreicher Mann muß, wenn

die Umstände es erfordern, auch schon einmal langweilig sein können; als Herr Waller seinen Vortrag über den Begriff, und das Recht der Wohlthätigkeit, über Armenpflege, Warteschulen, Rettungshäuser u. s. w. endlich schloß, fühlte die Gesellschaft sich so übersättigt von diesem Gegenstand, daß wenigstens für heute Abend Niemand mehr Lust empfand, ihn wieder aufzunehmen, und auch Herr und Frau Wolston hatten Zeit gewonnen, in das gewöhnliche vornehme Gleis ihres Umgangstons zurückzukehren.

Als Herr Waller den Commerzienrath dann einige Tage später allein traf, bat er mit diesem Gemisch von Demuth und Zurückhaltung, das ihn so vortrefflich kleidete, um Entschuldigung bei ihm, daß er ihn neulich mit so pedantischen Auseinandersetzungen gelangweilt habe.

Sie wissen, sagte er, daß es sonst meine Art nicht ist, den Prediger mit in die Gesellschaft zu nehmen; wenigstens gebe ich mir Mühe, diese Unart meiner meisten Amtsbrüder abzulegen, und wenn mir doch noch hier und da etwas theologische Schwerfälligkeit anklebt, so ist mir ja in Ihrem Hause und Ihrem bildenden Umgang eine Schule eröffnet, in welcher ich diese Schwäche mit der Zeit hoffentlich besiegen werde. Aber vorgestern, ich muß es gestehen, war mir der theologische Eifer dennoch über den Kopf gewachsen. Wer kann die edlen Absichten, welche Ihre Frau Gemahlin hegt, dankbarer anerkennen als ich? Das Elend unter den

niedereren Volksclassen ist überall groß, auch hier ganz gewiß, und der Gedanke, demselben entgegenzuwirken, indem man die geistige und sittliche Entwicklung der Jugend zu heben sucht, darf nicht ganz ohne Weiteres verworfen werden. Ich brauche Ihre Geduld über diesen Gegenstand nicht weiter zu ermüden, da Sie selbst ja erst kürzlich bei einer widerwärtigen Veranlassung die Erfahrung erneuert haben, wie verderbt diese Volksklassen sind, und wie wenig selbst diese einzig richtige, diese wahrhaft väterliche Zucht, mit welcher Sie, Herr Commerzienrath, Ihre Untergebenen behandeln, im Stande ist, alles Anstößige bei Seite zu räumen . . .

Der Prediger deutete damit auf die Untersuchung hin, welche der Commerzienrath in Betreff der Vorgänge bei Ankunft des Engelchen hatte einleiten lassen. Es waren dabei jedoch so viel verworrene, wüste Geschichten zum Vorschein gekommen, es hatte in diesem allgemeinen Durcheinander von Trunk, Spiel, Liederlichkeit so schwer gehalten, nur die einzelnen That-sachen festzustellen, daß der Commerzienrath, vielleicht auch noch durch andere Rücksichten bewogen, es vorgezogen hatte, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Der Commerzienrath verstand die Anspielung; sie erfreute ihn eben nicht und winkte er dem Prediger daher mit ziemlich kalter Miene fortzufahren.

Aber so sicher hatte dieser sein Ziel im Auge und so gewiß war er über den Weg, den er dabei einzuschlagen hatte, daß ihn selbst die augenblickliche Misstimung seines Gönners nicht irre machen konnte. Auch kannte er ja die Mittel, dieselbe zu besänftigen.

Das ist das wahre Unglück der Zeit, sagte er, indem er, nur in etwas wortreicherer Fassung, einen Gedanken wiederholte, der zu den Lieblingssätzen des Commerzienraths gehörte und auf den derselbe, als auf ein wahres Axiom von Weisheit und Lebenswahrheit, sich nicht wenig zu Gute that —: das ist das wahre Unglück der Zeit, und daher kommt all diese unselige Verwirrung, an der wir leiden, daß ein Jeder glaubt, es sei schon an dem guten Willen genug, dessen er sich bewußt ist, und Alles, was nur mit guter Absicht unternommen wird, müsse darum auch wirklich gut ausfallen. Auch die Absicht Ihrer Frau Gemahlin, ich wiederhole es, ist höchst ehrenwerth; aber die Ausführung — die Nachsicht und Güte, an welche Sie mich gewöhnt haben, gibt mir den Muth, es offen vor Ihnen auszusprechen — dünkt mich höchst gefährlich. Ich habe es Ihnen früher selbst nicht glauben wollen, und es ist dies auch wieder einer von den Punkten, in denen ich Ihrer bessern Einsicht zu Dank verpflichtet bin: der Mensch ist nicht geschaffen durch Güte gelenkt zu werden; er braucht einen starken, eifernden Gott, den er fürchtet, ein strenges Gesetz, das ihn mit Schrecken erfüllt, ein mahnendes Gewissen, das ihn ängstigt und

durch diese Beängstigungen belehrt und leitet. Diese modernen Versuche, alle Unebenheiten des Lebens in Güte auszugleichen, sind höchst gefährlicher, ja höchst strafbarer Natur; denn sie erschüttern und verderben die ewige Ordnung Gottes. Nicht das Herz mit seinen schmeichelnden Leidenschaften und seinen warmen, weichen Empfindungen hat Gott uns zur Richtschnur des Lebens gesetzt: sondern das ernste, strenge, unerschütterliche Gesetz, das er unserm Gewissen eingegraben. Es wäre unziemlich von mir gewesen, ich weiß es, hätte ich der Frau Commerzienrätthin offen widersprechen und ihr nachweisen wollen, daß diese sogenannten humanen Einrichtungen vielmehr im Gegentheil nur dazu angethan sind, das Volk noch immer trotziger, immer hochmüthiger und also noch immer elender zu machen. Allein ich vermochte auch nicht einen schweigenden Zuhörer abzugeben bei so viel schönen, so viel liebenswürdigen Irrthümern, die aber doch immer Irrthümer bleiben; darum bemächtigte ich mich dieses Gegenstandes, um ihn wenigstens durch einige allgemeine Betrachtungen in ein geeigneteres Licht zu rücken . . .

Und glauben Sie, fragte der Commerzienrath lächelnd, daß Sie mit all Ihrer theologisch-historischen Weisheit und all Ihren schönen Redensarten von Einrichtung und Zweck der Gesellschaft meine Frau bekehrt haben? Guter Prediger, meine Frau ist eine Frau – und diese Art von Wohlthun ist jetzt eine Mode.

Sie sprechen es richtig aus, fiel der Prediger mit Lebhaftigkeit ein, eine Mode! und einem so geistreichen Menschenkenner, wie der Herr Commerzienrath, ist es auch nicht unbekannt, daß Moden vergänglich sind, um so vergänglicher, je rascher sie sich verbreiten und je weniger Widerstand ihnen geleistet wird. Wo ein so starker Arm die Zügel führt, wie hier, da hat es keine Gefahr. Es thut gar nichts, daß das Volk seit einiger Zeit immer widerspänstiger, immer aufsätziger wird: Sie haben die Macht, diesen Hochmuth zu brechen, und werden wissen, wann die Zeit dazu gekommen ist. Sie daher mögen es auch ruhig geschehen lassen, daß die Kenntniß von Plänen und Projecten, wie Ihre Frau Gemahlin dieselben nährt, sich unter den Leuten verbreitet und die Gemüther mit ungewissen Hoffnungen, thörichten Erwartungen täglich mehr in Aufregung versetzt; Ihre Autorität ist zu anerkannt, Ihre Macht zu fest, Sie brauchen sie nicht noch fester zu gründen. Wäre es anders oder könnte es Ihnen überhaupt darum zu thun sein, mit Einem Schlage die ganze Nichtigkeit dieser Theorien zu beweisen, o wahrhaftig, man könnte ja nichts Besseres thun, als ihnen freien Lauf lassen und ihre Ausführung sogar befördern! Sie sind zu nachsichtig, zu zärtlich gegen Ihre Frau Gemahlin; Sie werden ihr diese Verlegenheit ersparen, in welche sie sich versetzt sähe in demselben Augenblick, wo sie an die Ausführung ihres Vorhabens ginge. Durch nichts – auch dies habe ich von Ihnen

gelernt, mein theurer Gönner – kann ein Irrthum so gründlich zerstört werden als dadurch, daß man seine ganze Consequenz sich vollständig erfüllen läßt. Denke ich mir diese Warteschule, welche Ihrer Frau Gemahlin so sehr am Herzen zu liegen scheint, errichtet; denke ich mir die feine, vornehme Frau inmitten dieser unsauberen Kinder, dieser keifenden, widerspänstigen Mütter; denke ich mir die Enttäuschung, welche sich der Leute selbst bemächtigen würde, wenn nun einmal eine sogenannte humane Einrichtung bei ihnen zu Stande gekommen wäre, und siehe da, es wäre nichts, weder für die Gebenden noch für die Empfangenden – und denke ich mir dann zu alledem, wie Sie, Herr Commerzienrath, mit Ihren klaren, verständigen Principien und Ihrer auf Lebenserfahrung gestützten heilsamen Strenge in dies Chaos guter Absichten und edler Bestrebungen hineintreten, und wie es da auf einmal dem Verstocktesten gleich Schuppen von den Augen fallen müßte, wie viel heilsamer Ihre Strenge als all dieses ohnmächtige humanistische Getreibe . . .

Der Prediger konnte seinen Satz nicht vollenden; der Commerzienrath, mit seinem behaglichsten Schmunzeln, klopfte ihm auf die Schulter:

Noch, sagte er, ist die Noth nicht so groß, glaube ich, und ich selbst, wie Sie wissen, liebe es nicht, eine Macht zu zeigen, deren Besitz mir ohnedies gewiß ist. Aber wenn es einmal so käme, so ist das ein Gedanke, den ich schon selbst zuweilen genährt habe . . .

Von da ab setzte der Commerzienrath den Plänen seiner Gemahlin bei weitem nicht mehr diesen schroffen, feindseligen Widerstand entgegen als früher; es war ihm weniger ein Gegenstand des Zornes als des Spottes; weshalb er ihn jetzt auch wohl selbst zur Sprache brachte.

Die Baronin, zufrieden, nur wenigstens so weit gekommen zu sein, ließ sich die Spöttereien gern gefallen; verstärkten sie ihr doch nur den Reiz dieses Dulderebewußtseins, in dem sie sich überhaupt so wohl gefiel und das sie für so manches Misliche ihrer Ehe hinlänglich entschädigte.

Unter diesem Necken und Spotten ließ der Commerzienrath es denn geschehen, daß allerhand Einrichtungen für die Warteschule getroffen wurden, als ob dieselbe wirklich mit Nächstem eröffnet werden sollte. Daß es mit seiner Einwilligung geschehe, konnte freilich Niemand sagen. Aber auch das Gegentheil ließ sich nicht behaupten; es war eben ein Gemisch von Ernst und Scherz, eine halb spielerische Laune, bei welcher die letzte Entscheidung noch immer vorbehalten blieb.

Die Commerzienrätthin betrieb ihre Anstalten mit großem Geräusch; der armen Angelica wollte oft das Herz brechen, wenn sie an ihren einfachen praktischen Plan zurückdachte und nun sah, wozu Eitelkeit und Selbstsucht denselben entstellten. Es war ein förmliches Comité gebildet worden, bei welchem Herr Florus als Protokollführer sich besonders thätig erwies.

Die Baronin präsidirte mit großer Würde; Correspondenzen wurden angeknüpft, Berichte verlesen, kurz, es wiederholte sich das ganze nichtige Schauspiel, das Angelica schon ehemals bei den vornehmen Frauen der Residenz hatte kennen gelernt und von dem sie sich schon damals mit so viel Unlust abgewendet hatte.

Auch jetzt nahm sie daher an diesem Allen keinen persönlichen Antheil. Das Wenige, was sie von ihrem ursprünglichen Plane noch retten zu können glaubte, hatte sie dem Herrn von Lehfeldt anvertraut, dessen Gewandtheit und Thätigkeit, wie wir schon früher gehört haben, sich auch in diesem Falle so glänzend bewährte.

Herrn von Lehfeldt war es denn auch vorbehalten, die Sache endlich zur Entscheidung zu bringen und die unumwundene Zustimmung des Commerzienraths auszuwirken. Es war Alles in soweit vorbereitet, und fehlte nichts mehr als nur noch ein geeignetes Local. Madame Wolston wollte eines der vielen Nebengebäude dazu benutzt wissen, die zu dem alten Klosterbau gehörten und die meist leer, in halber Verfallenheit, standen.

Aber sei es, daß der Commerzienrath überhaupt bisher nur sein Spiel getrieben hatte, oder sei es auch, daß sein Humor sich verlor, da er die Sache jetzt so nahe an der Ausführung erblickte, mit einem mal, wie die Angelegenheit bis zu diesem Punkte gediehen war,

wollte er überhaupt nichts mehr davon wissen; er weigerte sich nicht nur, eine geeignete Räumlichkeit anzuweisen, sondern ersuchte seine Gemahlin auch, mit der gewohnten strengen Miene, denn nun doch endlich von diesen Thorheiten abzustehen.

Und hier war es nun, wo Herr von Lehfeldt sich, so zu sagen, in die Bresche warf und durch einen unvermutheten kühnen Angriff den Sieg plötzlich auf die Seite seiner Verbündeten brachte.

Aber nun, rief er, soll unser vortrefflicher Commerzienrath doch sehen, daß man mit einer Versammlung, in welcher schöne Damen, fromme Priester, berühmte Poeten und prädicatlose Vagabonden bei einander sitzen, nicht ungestraft sein Spiel treiben darf! Es fehlt nichts weiter als ein Local? und alles Andere haben Sie uns früher bereits zugestanden? O charmant, auch das Local ist gefunden: die ehemalige Försterwohnung, rechts an der Heerstraße, die jetzt schon seit Jahren leer steht, gehört, wie Sie wissen, der herzoglichen Kammer; es ist ein wenig weit dahin, ich geb' es zu: aber diese kleine Turnfahrt alle Morgen wird der hoffnungsvollen Jugend erst recht von Nutzen sein. Nun also denn: ein einziges Wort des Herrn Ministers an Serenissimus, bei dem, wie Sie ebenfalls wissen, dergleichen Anstalten in ganz besonderem Wohlgefallen stehen – und das Haus ist der Frau Baronin zu Diensten.

Oder irre ich, wendete er sich leichthin an den Commerzienrath, und stände das Gebäude nicht mehr unbenutzt . . . ?

Der Commerzienrath schlug unwillkürlich die Augen zu dem Fragenden empor; Herr von Lehfeldt blickte ihn ebenfalls an, so ruhig, mit solchem gleichmüthig unbefangenen Lächeln –

Es war eine Secunde nur, daß die Männer sich anblickten; dann ließ Herr Wolston sich nachlässig in den Armstuhl zurücksinken. Nein, sagte er, ebenfalls mit dem gleichgiltigsten und gutmüthigsten Lächeln, das seine harten Züge nur jemals gemildert hatte: für so hartherzig ich in diesem edlen christlichen Kreise auch gelte, so könnte ich das doch nicht über mein Gewissen bringen, die kleinen barfüßigen Teufelchen jeden Tag die Stunde Wegs laufen zu lassen bis zu dem alten Jägerhause. Ich gebe mich gefangen, gnädige Frau; der Vorschlag unseres Freundes (und auch dies wieder sagte er mit einer Betonung, die, so unmerklich sie war, doch von Herrn von Lehfeldt sehr wohl verstanden ward) hat meinen Widerstand erschüttert; sprechen Sie mit meinem Baumeister, er wird Ihnen einen geeigneten Platz anweisen, das Kreuz Ihrer Barmherzigkeit zu pflanzen.

Denken Sie jedoch nicht, meine Gnädige, fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, daß ich deshalb die Waffen schon völlig strecke.

Nein, ich habe ritterlich, wie Sie mich ja wohl kennen, nur für gleichen Wind und gleiche Sonne gesorgt; der Kampf selbst soll jetzt erst recht beginnen. Versuchen Sie denn, wie weit Sie mit Ihren modernen humanen Principien kommen, ich will bei meinen alten vielgescholtenen praktischen bleiben. Almosen oder Arbeit, Warteschule oder Maschinensaal – machen wir die Probe, womit man am weitesten kommt und was die brauchbarste Generation erzieht! An demselben Tage, was gilt die Wette? wo Sie, meine Theure, Ihre Warteschule eröffnen, eröffne ich das neue Fabrikgebäude; Sie werden fromme Lieder singen lassen, werden warme Strümpfe und Brezeln vertheilen, ich werde die Oefen rauchen, die Räder rasseln, die Maschinen arbeiten lassen – wie wäre es, wenn wir beide Festlichkeiten vereinigten auf denselben Tag? Zum Beispiel, setzte er nachlässig, mit einem spöttischen Augenblinzeln gegen Angelica hinzu, auf den Weihnachtsabend. Es ist ja so ein Festtag, ein Festtag, wie man zu sagen pflegt, für Jedermann . . .

Die Baronin nahm den Vorschlag mit großer Genugthuung an. Sie besaß eben so viel Neigung als Geschicklichkeit für allerhand Arrangements und Decorationen, und so entwarf ihre geschäftige Phantasie denn auch jetzt sogleich den Plan zu einem doppelten Festzuge, mit dem sie die Eröffnung des neuen Fabrikgebäudes wie der Warteschule verherrlichen wollte: die Arbeiter mit ihren Aufsehern und Werkzeugen auf der einen,

die Wartekinder in festlicher Tracht auf der andern Seite, von ihr selbst und dem Prediger geleitet. Es half dem Poeten nichts, daß er, wie gewöhnlich, die große Arbeit seines Romans vorschützte: die Baronin sprach ihre Erwartung, er werde sie bei den betreffenden Einrichtungen mit seinem künstlerischen Geschmack unterstützen, namentlich durch einige Liedertexte, welche dabei öffentlich abgesungen werden sollten, mit so viel Bestimmtheit aus, daß kein Widerspruch möglich war.

Auch Herr Waller mußte sofort in die Hauptstadt schreiben, ein paar junge Seminaristen, von einer durch ihre strenge kirchliche Richtung bekannten Anstalt, zur Uebernahme der Schule einzuladen – nur versuchsweise, wie er Angelica versicherte: da ja auf jeden Fall der gute Leonhard binnen Kurzem in seine Stelle wieder eintreten müsse, wo es alsdann Leonhard's Sache sein werde, das Nähere wegen des Unterrichts und der persönlichen Beaufsichtigung der Kleinen zu ordnen.

Angelica jedoch, wie wir schon vorhin angedeutet haben, war alle Lust und Freude an ihrem eigenen Werk vergangen, seitdem dasselbe in so ganz andere Hände gerathen und dadurch allerdings zu etwas so ganz Anderm geworden war. Nicht nur auf sich selbst war die junge Dame ungehalten, daß sie diese Wendung, in dieser Umgebung und bei diesen Verhältnissen, nicht sogleich vorausgesehen, sondern auch Herrn

von Lehfeldt wußte sie nur wenig Dank für die unvermuthete Art und Weise, wie er die Sache zuletzt doch noch bei dem Commerzienrathe durchgesetzt hatte.

Sie haben einmal, sagte sie, das Vorrecht, der Mann des Geheimnisses zu sein; ich weiß es und habe mich darein ergeben, in der Hoffnung, daß Sie, reuiger Sünder, wie Sie sind, sich auch in diesem Punkte allmählig bessern werden, und daß das Geheimniß dieser Verbannung das letzte, in welches Sie sich verstricken. Aber, arge Täuschung! Sogar mit Herrn Wolston, wie ich jetzt merke, stehen Sie in geheimnißvoller Beziehung – ja, Sie thun es, leugnen Sie nicht! Ich darf keinen Anspruch machen auf diplomatischen Scharfsinn; daß jedoch Ihr Vorschlag mit dem alten Jägerhause nicht ernst gemeint sein konnte und daß das Ganze zwischen Ihnen und Herrn Wolston nur eine abgekartete Sache war, ei nun, um das zu merken, dazu ist der Verstand eines Frauenzimmers denn allenfalls auch noch hinreichend.

Herr von Lehfeldt küßte der schönen Strafpredigerin ehrerbietig die Hand.

Nur bevorzugten Naturen, erwiderte er, gleich Ihnen, ist es gegeben, das Gute stets auch nur durch gute Mittel ins Werk zu sehen; wir andern sündhaften Menschenkinder müssen eben sehen, wie wir zurechtkommen. Und wie dürfen Sie auf die Geheimnisse schelten, setzte er in einen leichtern Ton übergehend hinzu, da ja Sie selbst, schöne Freundin, das größte Geheimniß

dieses Hauses sind, der eigentliche Mittelpunkt für all diese Fäden und Anschläge, die sich hier im Verborgenen kreuzen? Schütteln Sie das schöne Haupt nicht so verwundert: Dies zum Wenigsten ist kein Geheimniß, ich wiederhole nur, was Jedermann weiß und worüber unser Prediger – meinen Sie nicht? – wohl allenfalls genauern Aufschluß geben könnte – nämlich wenn die Verschwiegenheit dieses würdigen Mannes nicht eben so groß wäre wie seine Frömmigkeit. Denken Sie nicht, daß dies ein Vorwurf sein soll. Herr Waller steht Ihrem Herzen näher, ganz natürlich – wegen Ihres Bruders, meine ich; und so muß ich in Geduld abwarten, bis Sie mich etwa würdig finden werden, auch mich in Ihr Vertrauen zu ziehen. Einstweilen glauben Sie mir, daß Sie keinen treuern und aufmerksamern Diener haben als mich; wenn ich mit Geheimnissen umgehe, so sind auch diese Geheimnisse nur zu Ihrem Dienste. Vertrauen Sie denn nicht mir, aber vertrauen Sie der Zukunft; wo der heitere Stern Ihres Auges scheint, da muß auch das dichteste Gewölk sich endlich doch verziehen und der Himmel eben so klar und rein werden, wie Ihre Seele.

#### ZEHNTES KAPITEL. EIN VERTRAULICHER BERICHT.

Da diese Vertröstung auf die Zukunft unsern Lesern jedoch vermuthlich etwas zu allgemein gehalten sein mochte, so schalten wir hier noch zum Schluß dieses

Abschnittes das Bruchstück eines vertraulichen Berichtes ein, welchen Herr von Lehfeldt um diese Zeit an seinen Gönner, den Minister, schrieb. Wir haben früher einen Brief des Ministers an Madame Wolston mitgetheilt, der mancherlei Einblick in die Vergangenheit der Personen verstattete, mit deren Schicksalen wir uns hier beschäftigen; so wird dieser Bericht geeignet sein, uns nicht nur eine Uebersicht über die gegenwärtige Lage der Sachen zu gewähren, sondern auch einen Blick in die Zukunft wird er uns eröffnen und uns auf das zunächst Bevorstehende vorbereiten.

Wie recht hatten Sie doch, schrieb er, mein theurer, väterlicher Gönner, und wie oft in diesen Tagen wiederhole ich mir die Lehre, mit welcher Sie mich entließen: nämlich daß der Mensch keinen größern Feind hat als die Furcht, und daß wir uns vor nichts in der Welt fürchten sollen, als nur vor der Furcht selbst! Auch ich, Sie wissen es, übernahm den Auftrag, mit welchem Sie mir ein so kostbares Unterpfand Ihres Vertrauens gegeben haben, gleichwohl nicht ohne geheimes Widerstreben; nicht nur meinen Kräften mistraute ich, ob sie einer so vielfach verwickelten Aufgabe gewachsen wären, sondern es hatte mir auch überhaupt etwas Peinigendes, diese Gegend wieder zu betreten, an welche sich so düstere, so räthselhafte Erinnerungen für mich knüpfen. Auch diese Räthsel aufzulösen, habe ich noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, wenn schon die bekannte Hartnäckigkeit des Alten mir die

Arbeit sehr erschwert. Allein auch ihn halten wir ja an Fäden, die gar nicht mehr Fäden sind, sondern in der That recht dauerhafte, recht handfeste Ketten. Er selbst hat eine Ahnung davon, ich sehe ihn Ihrer Vorschrift gemäß nur selten und stets ohne Zeugen. Aber es ergötzt mich in tiefster Seele, wie der alte graue Sünder sich da unter der Last seiner Furcht krümmt und windet; wäre es ihm möglich, ich glaube, er ergriffe gern die Flucht vor uns. Daß er das Werkzeug des Commerzienraths, wie in allen andern Dingen, so auch in der bewußten Angelegenheit, ist ohne Zweifel. Der Commerzienrath selbst scheint die Sache höher anzuschlagen, als wir es eigentlich im Sinne haben; auch scheint er sich persönlich nicht so gedeckt zu haben, wie ich es bei seiner sonstigen unleugbaren Klugheit vermuthete. Als ich ihn vor einigen Tagen, nur ganz scherzweise, an das Jägerhaus erinnerte, fuhr er innerlich zusammen: innerlich, sage ich, denn seines Aeußern ist er allerdings in hohem Grade Meister, und man muß ein so genaues Studium aus ihm gemacht haben und seine verwundbare Seite so kennen wie ich, um die Bewegung seines Innern überhaupt nur zu bemerken. Auch dieser sonst so feste, so besonnene Mann hat also seinen Herrn, vor dem er sich beugt: die Furcht, mit unserer Zollbehörde in eine etwas unangenehme Berührung zu kommen . . .

Zum Ruhme jedoch muß ich ihm nachsagen, daß dies auch die einzige Furcht ist, die er kennt, und

daß er im Gegentheil übrigens durch den verwegenen Muth, mit dem er die Unzufriedenheit seiner Untergebenen herausfordert, uns unbewußter Weise aufs Glückliche in die Hände arbeitet. Auch der Alte hat sich, freilich ebenfalls ohne es zu wissen, in dieser Hinsicht große Verdienste um uns erworben, und ich erlaube, mir deswegen ihn zum voraus Ihrer Gnade zu empfehlen, wenn endlich die Mine platzen wird und unser guter alter Schelm zu seiner großen Verwunderung, statt zu prellen, vielmehr auf einmal der Geprellte sein wird. Er ist wie geschaffen dazu, Haß und Unzufriedenheit zu verbreiten; selbst eine geduldigere Bevölkerung als die hiesige würde es auf die Dauer nicht ertragen, von einem solchen Menschen gehetzt und geknechtet zu werden. – Das Ereigniß in der Nacht meiner Ankunft, von dem ich Ihnen in meinem ersten Bericht meldete, wirkt noch immer nach. Herr Wolston wollte eine große Untersuchung deshalb einleiten; aber die Saat ist noch nicht reif, und so habe ich jenen Vorsatz hintertrieben. Der sogenannte Meister wird von mir, Ihrer Anweisung gemäß, unterstützt, nicht eben reichlich, aber doch so, daß er das Leben dabei fristet und daß sein Trotz gegen den Fabrikherrn sich frisch erhält.

Hier jedenfalls muß der erste Schlag fallen; die abergläubische Ehrfurcht, mit welcher die Masse den Meister betrachtet, und diese, wie ich glaube, nicht ganz grundlosen Gerüchte von einem intimen Verhältniß

welches früherhin zwischen ihm und Herrn Wolston bestanden, prädestiniren ihn gleichsam, die Bresche für uns zu eröffnen.

Auch jener tolle Candidat, über den Sie bereits mehrmals Meldung von mir erhalten haben, sowie der Schwiegersohn des Meisters, ein nichtsnutziger, verlorener Mensch, voll Faulheit, Eitelkeit und Hochmuth, wirken, ein Jeder in seiner Art, vortrefflich für unsere Zwecke. Der Vagabond, mit seinem verlumpten poetischen Genie und seinen wahnwitzig abenteuerlichen Einfällen, ist von mir völlig zum Apostel des Aufruhrs angeworben. Mir persönlich traut er nicht, das merk ich wohl: allein die Dinge, die ich ihm erzähle, sind so sehr nach seinem Sinn, und entsprechen so völlig seiner wüsten Einbildungskraft und den geheimen Wünschen seines ungebändigten Herzens, daß er sie mit wahrer Wollust verbreitet. Auch daß Konrad ihm zum Spion gesetzt ist, merkt er, wie ich glaube; allein so erbittert ihn das nur um so mehr und wird im entscheidenden Moment nur dazu dienen, die Verwicklung zu steigern. – Ueberhaupt, wenn unsere verschiedenartigen Veranstaltungen und Intrigen auch sonst noch keinen directen Vortheil gebracht hatten, so haben sie uns doch den wesentlichen Dienst erzeigt, die Bevölkerung des Dorfes, durch diese geheimnißvollen, abenteuerlichen Beziehungen und Einwirkungen, die sie überall verspürt, in eine erwartungsvolle und aufgeregte Stimmung versetzt zu haben, eine

Stimmung, die, wie ein langsam, leise gährender Most, mit Nothwendigkeit und schon ganz aus sich selbst eine plötzliche Explosion erzeugen muß.

Den größten Dienst von Allen aber (fuhr das Schreiben fort) leisten uns die Frauen. Eure Excellenz entsinnen sich des Berichtes, den ich früher über die socialistischen Umtriebe der Miß Angelica abgestattet. Es ist die reine kindliche Einfalt, mit der sie es thut; ja das Fräulein hat gewiß selbst gar keine Ahnung davon, was diese Dinge eigentlich bedeuten. Uns aber ist ein großer Vortheil daraus erwachsen, besonders seitdem Ihre Frau Cousine, meine hochgeehrte Gönnerin, sich dieser Pläne angenommen hat. Sie hatten mich hinlänglich auf den Charakter der Frau Commerzienrätthin vorbereitet; so hat mich auch diese neueste Wandelung desselben nicht überraschen können. Ihre Frau Cousine – Eure Excellenz wollen meine Freiheit verzeihen – unterliegt dem allgemeinen Fluch der Sterblichkeit: sie wird mit jedem Jahre ein Jahr älter. Auch scheint Ihr Brief sie einigermaßen derangirt zu haben; es genügt ihr nicht mehr, blos fromm zu sein, sie will auch gute Werke thun. Gute Werke, in der That! Denn wenn ich nicht ein Stümper bin in meinen Berechnungen, so wird gerade diese Warteschule, welche Ihre gnädige Cousine im Begriffe ist einzurichten, und mit der sie ein so christliches Werk zu thun gedenkt – gerade diese, sage ich, wenn nicht alle Berechnungen mich täuschen, wird uns die geeignetste Gelegenheit

bieten, unsern langgehegten Plan zur Ausführung zu bringen und diese gesammte fromme Sippschaft, die Eurer Excellenz geprüfte Staatsweisheit vom Ohr des Fürsten zu entfernen droht, in ihrer ganzen unbehülflichen Ohnmacht darzustellen, den armseligen Menschen, den Waller, mit eingerechnet.

Auch die Speculation der Pfaffen ist in der ersten Anlage allerdings nicht falsch; auch sie rechnen auf die Furcht. Aber Menschenfurcht bekanntlich ist mächtiger denn Gottesfurcht. Die Schrecken des Jenseit, mit welchem unsere vortrefflichen Pfaffen Seine Durchlaucht ängstigen, sind weit; die Schrecken des Aufruhrs, die wir ihm zeigen werden, sind nahe. Die Partie steht in jedem Betracht günstig für uns, das Pulver ist ausgestreut – ein Wink von Ihnen, gnädigster Herr, und der Spectakel geht los, so lärmend, so furchtbar, für Diejenigen nämlich, welche überhaupt Furcht kennen, daß nicht blos Serenissimus selbst, sondern auch seine geistlichen Rathgeber froh sein sollen, sich unter Ihren Schutz flüchten zu dürfen! Daß es uns selbst an den nöthigen Mitteln nicht fehle, das Feuer, das wir angeschürt, auch zur rechten Zeit wieder zu löschen, dafür wird Ihre Weisheit Sorge tragen und vertraue ich in dieser Hinsicht ganz Ihren Veranstaltungen. Auch kann es gar nicht schaden, wenn die Gluth unsern Nebenbuhlern erst ein bischen auf die Nägel brennt; so wird man die Finger in Zukunft nicht wieder so weit ausstrecken. Ich komme mir vor wie der Commandant

eines Branders; geben Sie denn das Zeichen und seien Sie um mein eigenes Schicksal unbesorgt. —

Zuletzt kam noch eine Nachschrift, die wir unsern Lesern ebenfalls nicht vorenthalten wollen.

Indem ich, schloß Herr von Lehfeldt seinen Bericht, die letzten Worte noch einmal durchlese, muß ich der Warnung gedenken, mit welcher Sie so gütig waren, Ihren letzten Brief zu schließen. Ja wohl, mein väterlicher Gönner, ist das Feuer eines schönen Weiberauges das gefährlichste, in dem wir stehen können; aber wenn es mir jemals möglich wäre, mich über die Ueberlegenheit zu täuschen, welche Ihr Genius behauptet, das Verhältniß, auf welches Sie hier anspielen, würde gerade geeignet sein, meinen Wahn zu zerstören und mich aufs Neue daran zu erinnern, welch ein Schüler ich bin gegen Ihre Meisterschaft! Es wäre Ihnen eben genehm, schreiben Sie, wenn ich mir die Beschwerden dieses Winterfeldzugs, wie Sie es nennen, durch ein zärtliches Abenteuer versüßen wollte. Zärtliches Abenteuer — o theuerster Meister, was sind wir junge Generation doch für ein schwerfälliges Geschlecht, daß wir den Zauber dieses Wortes gar nicht mehr verstehen! Wollte ich Ihre gütige Erlaubniß benutzen, es würde der einzige Punkt werden, in dem auch ich mich dem allgemeinen Dämon Furcht ebenfalls unterwerfen müßte — der Furcht nämlich, daß es nicht bei dem zärtlichen Abenteuer bliebe, sondern

daß (o beschämendes Geständniß) eine ganz ernstliche Leidenschaft daraus würde . . .

Und die, wie Eure Excellenz mir oft gesagt haben, ist ja doch das Hauptsächlichste, wovor ein Diplomat sich hüten muß.

FÜNFTES BUCH. DER JUSTIZRATH.

ERSTES KAPITEL. DIE VERTRAUTEN.

So war wieder eine Reihe von Wochen ins Land gegangen und das verhängnißvolle Weihnachtsfest stand dicht vor der Thür.

Angelica befand sich in einer Aufregung des Gemüths, die ihr jede Gesellschaft fast unerträglich machte, nur diejenige ihres Bruders ausgenommen. – Die ungewöhnlich milde Jahreszeit übte auf Julian's Gesundheit den glücklichsten Einfluß. Zwar wurde seine Wange mit jedem Tage hohler, seine Blässe immer abschreckender, seine Stimmung dagegen war frisch und muthvoll, wie sie es seit Langem nicht gewesen.

Beinahe täglich, bald auf Angelica's Arm gestützt, bald auch allein, machte er kleine Spaziergänge zwischen den herbstlich entblätterten Bäumen des Parks; die feuchte, milde Luft war seiner kranken Brust eben so wohlthätig, als das tiefe Schweigen in der Natur, diese feierlich traumhafte Versunkenheit, welche dieser Jahreszeit eigenthümlich ist, seinem Gemüth zusagte.

Auch hatte er in so weit gute Tage, als weder der Commerzienrath noch Herr Waller sich in dieser Zeit viel um ihn bekümmerten. Herrn Waller ließ die Baronin, deren fromme Eitelkeit in demselben Grade zunahm, je näher der Tag kam, der sie befriedigen sollte,

kaum mehr von ihrer Seite: während der Commerzienrath ebenfalls alle Hände voll zu thun hatte, das neue Fabrikgebäude zur Eröffnung in Stand zu setzen.

Dasselbe sollte nach Julian's Namen benannt, gleichsam unter sein Patronat gestellt werden; auch bei den Einweihungsfeierlichkeiten hatte Herr Wolston ihm eine bevorzugte Rolle zugedacht. Wie wir wissen, war Herr Wolston sonst kein Freund von dergleichen Festlichkeiten. In diesem Falle jedoch, wo er es darauf abgesehen hatte, der thörichten Pinselei der Weiber, wie er es nannte, die Spitze zu bieten, und wo es zugleich die Verherrlichung seines einzigen Sohnes und Erben galt, war ihm nichts prächtig, nichts pomphaft genug. Eine Menge Einladungen waren ausgeschrieben; ja damit es an nichts fehlte, was bei dergleichen Festlichkeiten herkömmlich ist und zum guten Ton gehört, vielleicht auch um in keinem Stück hinter seiner Gemahlin zurückzubleiben, hatte der Commerzienrath dem Herrn Florus ebenfalls keine Ruhe gelassen, bis derselbe ihm zugesagt, auch diese Gelegenheit mit einem Festgedichte zu verherrlichen.

Käme es auf mich an, mein bester Herr Florus, hatte der Commerzienrath dabei hinzugesetzt, indem er dem Dichter so starr über die Brille hinweg in die Augen sah, daß derselbe vor Verlegenheit nicht wußte, wohin er die Brille rücken sollte . . .

Käme es auf mich an, mein bester Herr Florus, ich würde Sie gewiß nicht incommodiren. Denn warum?

Ich frage nach der Poesie überhaupt nicht viel, – weit weniger, fügte er mit einem Lächeln hinzu, das vermuthlich verbindlich sein und die etwas anstößige Offenherzigkeit dieses Geständnisses begütigen sollte, in der That aber sehr malitiös ausfiel: weit weniger jedenfalls, als nach den Poeten selbst. Indessen meine Frau, so wie die hochadeligen Gäste, welche uns beehren werden, sollen doch sehen, daß ich, obgleich nur ein schlichter Fabrikant, ein bloßer herzloser Geldmensch, doch ebenfalls zu leben verstehe; was meine Frau für ihre schmutzigen Bettelkinder veranstaltet, daran darf es meinem Julian zum Wenigsten nicht fehlen. Schonen Sie sich also nicht, mein bester Herr Florus, machen Sie das Verschen recht hübsch, recht nett, recht nach dem neuesten Geschmack. Mein Prediger wird eine Musik dazu setzen und die Chorknaben werden es absingen; dies ist neu und wird meiner Frau imponiren, weil es an ihr eigenes Genre streift. Wie gesagt, schonen Sie sich nicht und rechnen Sie – indem er mit seinem beliebten Manoeuvre den Deckel der Dose gegen den Aermel rieb – auf meine vollste Dankbarkeit.

Kann väterliche Liebe und Fürsorge weiter gehen? Nach den Begriffen des Herrn Wolston gewiß nicht; er glaubte seine ganze Pflicht gegen Julian damit erfüllt zu haben und überließ ihn desto ungestörter dem Umgang mit Angelica.

Allein mit so inniger Zärtlichkeit diese auch an dem Bruder hing und so glücklich es sie für Augenblicke

machte, denselben jetzt verhältnißmäßig so gesund und wohl zu sehen, so war der Kummer, der auf ihrem Herzen lastete, doch zu groß, die Angst, die ihr die Seele zusammenschnürte, zu mächtig, als daß selbst der Anblick des lächelnden Julian und sein unbefangenes, heiteres Geplauder sie auf mehr als nur auf Momente hätte davon befreien können. Der Tag, der auf immer über ihre Zukunft entscheiden, der – denn welchen andern Entschluß hätte sie noch fassen können? – ihre Trennung von dem Hause, von der Familie und damit also auch von diesem geliebten Bruder selbst auf immer aussprechen mußte, stand dicht bevor; schon wurde er nicht mehr nach Wochen, nur noch nach Tagen gezählt. Der Justizrath war seit geraumer Zeit völlig verstummt; Angelica zweifelte nicht, daß es nur deshalb geschehen, weil er die Unhaltbarkeit ihrer Sache eingesehen hatte und sich ganz davon loszumachen wünschte.

Und doch, so viel Respect sie auch vor der gelehrten Einsicht des Justizraths hatte, so konnte sie doch bei alledem die Stimme ihres Herzens nicht zum Schweigen bringen, die ihr unablässig, in Schlaf und Wachen, zurief, daß hier ein Spiel mit ihr getrieben werde, ein arglistiges, ein verbrecherisches Spiel, ein Spiel mit dem Heiligsten, was es für sie auf Erden gab und selbst noch über die Erde hinaus: mit ihrer Freiheit, ihrer schwesterlichen Liebe und dem geheiligten Andenken ihrer

Mutter. Sie mußte, ja ganz gewiß, und ob alle Menschen sie verließen, mußte dennoch das Geheimniß zerreißen, das hier obwaltete und dessen Fäden sich namentlich auch zur kranken Lene hin erstreckten.

Das Befinden dieser Letztern hatte sich in den jüngsten Wochen wiederum verschlimmert. Aber in demselben Grade war auch ihr Benehmen gegen das Engelchen seit einiger Zeit sanfter und gleichmäßiger geworden. Wenn dasselbe in die niedere Stube hineingeschritten kam, zwischen den klappernden Webstühlen hindurch, an dem wortkargen Meister und dem eben so schweigsamen Reinhold vorüber, vor ihr Bette, und der Glanz dieses lieben Antlitzes ging nun klar und still, wie der Mond, über dem armseligen Lager der Kranken empor: da schien es auch, als ob die junge Dame den gewohnten Einfluß wieder gewonnen hatte, die Fluth ihrer Seele legte sich und sanft, freundlich, wie am ersten Tage, nickte sie ihr lächelnd zu und flüsterte:

Bald, nun bald, liebes Engelchen, ich fühl' es, nun ist die Stunde da, nun sollst du bald Alles wissen . . .

Aber weiter durfte Angelica auch nicht in sie dringen, wenn nicht sogleich wieder ein heftiger Ausbruch der wildesten und abenteuerlichsten Phantasien erfolgen sollte.

In dieser Lage der Dinge, da jede Minute, die ungenützt verrann, die Entscheidung eines ganzen Menschenlebens mit sich führte, entschloß Angelica sich

denn endlich zu einem Schritt, von dem sie, wie wir wissen, bisher eine so gerechte wie natürliche Scheu zurückgehalten hatte. Was auch hinter diesen Räthseln verborgen lag und welche Pläne Herr Wolston gegen sie im Schilde führte: Angelica, das schien ihr selbst außer Zweifel, mußte denselben zuvorzukommen suchen; sie mußte gar nicht erst abwarten, bis das Testament von Herrn Wolston gegen sie geltend gemacht ward, sondern sie selbst mußte als Klägerin gegen ihn auftreten und vor Allem die Echtheit des mütterlichen Testaments, oder zum wenigsten doch die rechtliche Gültigkeit der darin enthaltenen Bestimmung anfechten.

Von Anfang an war dies ihre Absicht gewesen; sie hatte für einige Zeit davon zurückkommen können, so lange sie die Hoffnung hegen durfte, sich auf gütliche Weise mit ihrem Stiefvater zu verständigen. Jetzt war hierzu jede Aussicht verschwunden, und zugleich hatte der Argwohn, mit welchem sie das väterliche Haus betreten, in der Zwischenzeit so mannigfache Nahrung erhalten; jetzt gab es nichts mehr zu überlegen und zu zaudern, das Schwert war ihr gleichsam in die Hand gedrückt, sie hatte nur die Wahl, ob sie es gegen ihren Angreifer kehren wollte – oder gegen sich selbst.

Herr Waller konnte ihr in dieser Angelegenheit nichts mehr nützen, der Beistand, den sie brauchte, mußte vor Allem ein rechtsverständiger sein. Und so,

trotz alles Widerstrebens, lenkte sich ihr Auge denn immer und immer wieder auf Herrn von Lehfeldt.

Herr von Lehfeldt war Jurist; wen sie noch über ihn gesprochen, hatte seine Geschäftskenntniß, seinen Scharfblick und seine Energie gerühmt. Auch hatte er ihr in den Monaten, die sie jetzt zum größern Theil gemeinschaftlich verlebt, so viel Proben aufrichtiger und ehrerbietiger Ergebenheit geliefert, daß sie es in der verzweifelten Lage, in welcher sie sich befand, nicht nur als ein Recht, sondern auch als eine Pflicht der Freundschaft betrachtete, sich ihm zu entdecken und seinen Rath, seinen Beistand in Anspruch zu nehmen. Auch jetzt noch, sie konnte es sich nicht verbergen, regte sich etwas in ihr – es war nicht Mißtrauen, nicht Abneigung, o gewiß nicht: dennoch, so fest ihr Entschluß auch stand, Herrn von Lehfeldt in das Geheimniß zu ziehen, so wußte sie doch selbst noch nicht, wie es ihr nur möglich sein würde, das erste Wort an ihn von der Lippe zu bringen!

Aber eben so fest stand auch noch ein zweiter Entschluß bei ihr: Herr von Lehfeldt sollte alsdann nicht der Einzige bleiben, dem sie ihr Vertrauen in dieser für sie so hochwichtigen Angelegenheit schenken wollte. Es gab noch einen andern, einen ältern Freund, der ihrem Herzen noch theurer war und dem sie unmöglich ein Recht verweigern durfte, das sie im Begriffe

stand, einem Fremden einzuräumen. Und wenn Reinhold auch nie eine Sylbe von Dem erfuhr, was zwischen ihr und Herrn von Lehfeldt verhandelt werden sollte, und wenn er selbst auch keine Ahnung davon hatte, welchen Schritt sie zu thun im Begriff stand – sie hätte es sich selbst nicht verzeihen können, ihr Gerechtigkeitsgefühl (so wenigstens nannte sie es bei sich selbst) gestattete ihr nicht, daß Reinhold, der Freund und Gefährte ihrer Jugend, ihrem Vertrauen ferner stehen sollte als eine Bekanntschaft, die von so viel jüngerem Datum war!

Vielleicht kam auch noch etwas Anderes dazu; vielleicht war es auch ein gewisser mädchenhafter Instinct, der sie dabei leitete, da allerdings das Vertrauen einer jungen Dame, das sich gleichzeitig an zwei Freunde wendet, viel unverfänglicher erscheint und viel gesicherter ist vor jedem Mißbrauch, als wo es Einem allein geschenkt wird. So unmöglich es ihr schien, Herrn von Lehfeldt oder gar erst Reinhold allein die unselige Geschichte des mütterlichen Testaments und die wunderliche Bedingung, die sich für sie daran knüpfte, zu erzählen, so leicht fand sie sich in den Gedanken, und ein so natürliches Verhältniß schien es ihr, diese Angelegenheit mit beiden Freunden gemeinsam zu berathen. Verstand Reinhold auch nichts von dem juristischen Verhältniß, so kannte und achtete sie doch übrigens seinen klaren, natürlichen Verstand, Auch war er

mit allen Verhältnissen ihres Hauses seit langen Jahren, ja so lange beinahe, als sie selber denken konnte, bekannt. Und sein Herz endlich, das wußte sie, war rein und treu wie Gold; es gab keins, selbst ihren Bruder nicht ausgenommen, das es treuer und inniger mit ihr meinte . . .

Somit war der Entschluß der jungen Dame denn gefaßt: durch Reinhold wollte sie Herrn von Lehfeldt um eine Zusammenkunft bitten lassen, welcher Reinhold selbst beiwohnen sollte, und in der die drei Freunde alsdann gemeinschaftlich die Maßregeln besprechen wollten, die für den Augenblick zu ergreifen wären.

## ZWEITES KAPITEL. EIN BEICHTVATER.

Es war in den Nachmittagsstunden eines trüben, regigten Tages, als das Engelchen sich mit diesem Entschluß aufmachte, das Haus des Meisters zu besuchen. Die Witterung war etwas kälter, als sie bisher gewesen; ein feiner, dichter Sprühregen schlug Angelica'n, indem sie aus dem Portal des Schlosses trat, ins Gesicht, so daß sie den Schleier dichter zusammenzog und sich fester in den weichen Mantel wickelte. So lange und reiflich Angelica ihren Vorsatz auch erwogen hatte und so fest sie diesmal auch entschlossen war, so konnte sie dennoch, da sie sich jetzt so dicht an der Ausführung sah, ein gewisses Gefühl von Beklemmung nicht unterdrücken. Unwillkürlich, statt geraden Weges auf

das Haus des Meisters zuzugehen, lenkte ihr Fuß seitwärts in eine der vielen Gassen, die sich hier durchkreuzen. Sie mußte, so überredete sie sich selbst, ihre Gedanken zuvor noch einmal ordnen und Wort und Ausdruck zum voraus abwägen. Der Aufschub, den sie damit gewann, war außerordentlich gering; allein bei so peinlichen Unternehmungen, wie diejenige, welche das Engelchen jetzt vor sich hatte, ist Einem auch der geringfügigste Aufschub schon von großem Werth.

So, ohne auf ihren Weg eben viel zu achten, schritt sie gedankenvoll, lautlos zwischen Hecken und Zäunen, über Brücken und Brückchen dahin; die Erinnerung ihrer Kindheit diente ihr instinctmäßig zum Führer; auch kam es ihr jetzt nicht darauf an, ob der Umweg, den sie nahm, etwas größer oder kleiner ausfiel.

Alles ringsum war still und einsam. Der Abend dämmerte bereits; hier und da in einer der niedrigen Hütten flammte ein trübes Licht auf. Kein Mensch war zu sehen weit und breit. Aber ja, da gingen doch zwei Gestalten vor ihr – zwei Gestalten – sie hatten sich des schlechten Wetters wegen ebenfalls bis hoch hinauf vermummt . . .

Aber wenigstens die eine derselben erkannte das scharfe Auge des Engelchen dennoch; es war der Prediger Waller. Die andere, in abenteuerlich bettelhaftem Anzuge, einen schmutzigen, vielfach gestickten Mantel über Kopf und Schultern gezogen, schien eines jener unglücklichen verarmten Weiber zu sein, wie deren

so viele in dem Fabrikdorf lebten. An und für sich betrachtet, hatte das Beieinandersein dieser beiden Personen nicht das mindeste Auffällige; es war bekannt, daß Herr Waller den Schatz seiner geistlichen Tröstungen bereitwillig auch an den Aermsten im Dorf verteilte und auch in andern weltlichen Dingen, bei Unglücksfällen und Trübsalen aller Art, vielfach zu Rathe gezogen ward.

Und so würde auch das Engelchen nicht den geringsten Anstoß daran genommen, ja vielleicht kaum darauf gemerkt haben, wenn nicht das Gespräch, das der Prediger mit seiner Begleiterin führte und bei dem Angelica, indem sie in der engen winkligen Gasse mit ihrem leisen Schritt hinter dem Paare daherwandelte, zur unfreiwilligen Zuhörerin ward, ihre Aufmerksamkeit allerdings aufs Aeüßerste in Anspruch genommen hatte.

Das Weib, ohne Zweifel aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn, hielt sich zwei ganze Schritte hinter demselben. Vermuthlich durch diesen Umstand genöthigt, hob der Prediger seine Stimme etwas lauter, als es sonst seine Gewohnheit war. Auch konnte er es ja unbedenklich thun, da die Straße, wie schon erwähnt, im Uebrigen wie ausgestorben war.

Hätte Angelica ahnen können, daß es hier ein Geheimniß zu belauschen gab, sie würde rasch vorübergegangen sein. So aber dachte sie nicht auf tausend Meilen daran; ganz mechanisch, indem sie ihren Weg

dahinwandelte, ließ sie die Töne an ihr Ohr schlagen; erst als sie gehört hatte, was sie offenbar nicht hören sollte, wurde ihr klar, daß es sich hier um ein Geheimniß handele.

Und also hat er Euch wieder geschlagen, der Unhold? fragte der Prediger in herzlich bedauerlichem Tone.

Die Gestalt neben ihm, statt aller weitem Antwort, zog die Schultern in die Höhe und schüttelte sich, daß die Fetzen des Mantels wild über ihrem Haupte flatterten.

Und warum hat er Euch wieder geschlagen? fuhr der Predigers fort: weil Ihr ihn gewarnt hattet vor der Rache Gottes, nicht wahr? und ihn aufgefordert, sein schuldbeladenes Gewissen vor dem Ohr des Predigers, dem Geweihten des Herrn, zu erleichtern?

Das Weib hielt einen Augenblick den Fuß an, mit weit vorgestrecktem Kopfe, als ob sie über das Gehörte erst nachsinnen müsse. Dann mit einer Stimme, so hohl, so klanglos, daß Angelica davor erschrak, doppelt erschrak, weil ihr auf einmal eine dunkle Erinnerung aufstieg, als ob sie dieselbe in früherer Zeit schon einmal vernommen habe –, mit einer solchen hohlen, klanglosen Stimme erwiderte das Weib:

Nein, weil er das Beten nicht leiden kann, sagt er, und weil ich dem Herrn Prediger seine Geheimnisse verrathe.

Das ist der Lohn der Gerechten vor dem Herrn, sagte der Prediger mit Salbung, daß sie von der Welt verfolgt und gemartert werden. Halt aus, fromme Dulderin, und fahre fort, dem Herrn zu dienen in seinem Priester: so wirst du Vergebung deiner Sünden empfangen und die Krone des ewigen Lebens, Amen. Den Fleck also, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, wo er neulich die Papiere vergraben hat, kennst du und bist gewiß ihn wiederzufinden? Das Weib besann sich wieder einige Secunden, dann nickte sie heftig mit dem Kopf und stieß ein höhnisches Gelächter aus.

Ich werde ihn wiederfinden, sagte sie, so wie es der Herr Prediger befiehlt!

Die Sache, entgegnete Herr Waller, hat noch keine Eile; der Herr ist langmüthig auch in seinem Zorn, und es dauert lange, bevor sein Arm den Schuldigen ergreift. Aber wenn er ihn ergreift, dann zerschmettert er ihn auch und schleudert ihn hinab in ewige Qual, hörst du, Weib? in ewige ...!

Das Weib schüttelte sich wiederum, aber diesmal offenbar vor Frost; eine hagere dürre Hand fuhr zwischen den Lumpen hervor und haschte nach dem Rockzipfel des Predigers, ihn an die Lippen zu drücken.

Mit majestätischer Ruhe wehrte Herr Waller die Zeichen der Unterwürfigkeit ab.

Es ist gut, Weib, sagte er: aber es ziemt sich nicht, wo die Leute es sehen könnten; Ihr müßt erst weit frömer werden und weit kräftigere Beweise Eurer Buße

geben, bevor es Euch gestattet ist, dem Geweihten Gottes öffentlich den Rock zu küssen. Aber wie steht es mit dem Uebrigen? Seid Ihr noch nicht dahinter, ob dieser sogenannte Maler Schmidt wirklich –

Das Weib ließ den Prediger nicht zu Ende reden; sie warf die Arme in die Luft mit geballten Fäusten –

Dann wieder schüttelte sie das Haupt: Das ist der Punkt, sagte sie, darüber kann ich nicht hinweg; es ist zu gräßlich von ihm – zu gräßlich – Aber ich weiß nichts, Herr Prediger, von dieser Geschichte nichts, bei meiner Seelen Seligkeit . . .

Es wird sich finden, versetzte der Prediger in strengem Ton, kommt morgen nach dem Frühgeläute zu mir – nicht aufs Schloß, ins Pfarrhaus mein' ich, durch die Hinterthür, rechts am Brunnen, wo Euch Niemand gewahr wird. Euer Mann ist nicht zu Hause, wie?

Wieder eine Pause. Droben, beim gnädigen Herrn, erwiderte das Weib sodann: o sie haben jetzt viel zu thun, ich weiß es, der gnädige Herr und der Alte; es ist ein Gewitter im Anzug, seit Langem, ich weiß es –!

Ihre Stimme wurde ganz laut, indem sie diese letzten Worte sagte, und ganz triumphirend. Der Prediger stand still, indem er feierlich seine rechte Hand auf die schmutzige Schulter des Weibes legte.

Ihr haßt den Alten wohl sehr? fragte er.

Das Weib zauderte einige Augenblick. Dann mit einem Ausdruck, vor welchem das Engelchen erbebt:

Wenn Gott und mein Herr Prediger es mir erlauben, erwiderte sie – sehr.

Es war das jedenfalls ein höchst unchristliches Bekenntniß. Aber solch milder Seelenhirte konnte Herr Waller zuweilen sein, daß er es dennoch verzieh.

Das ist das Vorrecht, sagte er, welches Gott den Gerechten verliehen hat, daß sie den Ungerechten hassen und Verfolgen dürfen, und ihr Haß und ihre Verfolgung ist keine Sünde, sondern Gott wohlgefälliger als Duft der Brandopfer und liebliches Räucherwerk. Du gehst nun dorthin? indem er auf das Haus des Meisters deutete, das in der Dämmerung, kaum mehr erkennbar, vor ihnen lag.

Seine Begleiterin nickte bejahend.

So thu, fuhr der Predger fort, was der Herr dir aufgetragen hat durch meinen Mund: es sind verstockte Herzen in dem Hause da, suche sie mürbe zu machen – Gott will uns nicht blos fromm wie Tauben, sondern auch klug wie Schlangen – Geh! und thu, wie ich dir geheißsen!

Mit diesen Worten schlug er seinen Mantelkragen noch höher hinauf und verlor sich mit eiligen Schritten in ein Seitengäßchen.

Angelica, vor Ueberraschung über das Gehörte und vergebens einem Zusammenhange darin nachspürend, war unwillkürlich stehen geblieben; ihr Auge wurzelte vor ihr auf dem Boden, als ob sie da die Lösung des Räthsels finden könnte. Wem gehörte diese Stimme,

die ihr so widerwärtig klang und dennoch so bekannt? Wer war dies Weib? Zu welcher Verbindung stand der Prediger mit ihm? Und welcher neue geheimnißvolle Abgrund that sich hier vor ihren entsetzten Blicken auf?

### DRITTES KAPITEL. DIE GUTE FRAU.

Als sie das Auge wieder in die Höhe schlug, war das Weib verschwunden. Nur wenige Schritte noch, und sie sah sich am Hause des Meisters.

Hart an der Schwelle trat ihr Margareth entgegen. Dieselbe war ihrer Entbindung nahe; aber ihr verweintes Auge, so wie das ganze gedrückte, abgehärmte Wesen des unglücklichen Weibes verrieth nur allzu deutlich die Bangigkeit, mit welcher sie dieser verhängnißvollen und doch so heiligen, so seligen Stunde entgegenging.

Ah unser Engelchen, sagte sie, mit einer Stimme, in der Freude und Verlegenheit mit einander zu kämpfen schienen. Wie gut sind Sie, gnädiges Fräulein, daß Sie noch so spät und bei diesem bösen Wetter nach der armen Tante sehen wollen –

Mein Besuch, gute Margareth, erwiderte das Engelchen, gilt für diesmal weniger deiner Tante, als deinem Bruder, unserm Reinhold . . .

Er ist nicht zu Hause, sagte die junge Frau rasch und mit einem Ausdruck, als ob ihr etwas das Herz erleichtert hätte: er ist zu Leonhard, glaube ich.

Das Engelchen war einen Augenblick unschlüssig, ob sie den Freund dort aufsuchen sollte. Doch scheute sie sich theils vor der späten Stunde, theils auch wäre ihr in diesem Augenblicke, sie konnte sich selbst keine Rechenschaft geben weshalb, die Anwesenheit von Leonhard's Schwester unbequem gewesen.

Gut, sagte sie nach kurzem Bedenken, so laß mich bei dir eintreten; ich habe einen Auftrag für Reinhold, der mir wichtig ist, und den ich ihm aufschreiben will.

Dem armen Weibe traten die Thränen in die Augen. Konrad liegt in der Stube, er ist – unpäßlich, sagte sie, indem sie beschämt vor sich auf die Erde blickte.

Die Wahrheit war, daß Konrad vor einer Stunde fuchswild, im schlimmsten Rausch, nach Hause gekommen war. Der alte Sandmoll, von dem, wie unsere Leser, in Erinnerung an jenen Auftrag, welchen Herr von Lehfeldt dem Alten bei ihrem Zusammentreffen unter der Galgenfichte ertheilte, längst errathen haben) Konrad seit einiger Zeit seinen Unterhalt bezog, hatte ihm auf einmal und ohne weitere Angabe von Gründen erklärt, daß diese Quelle aufgehört habe zu fließen. Konrad, hatte der Alte gesagt, thue mit dem Vagabonden doch nichts als spielen und trinken; der müsse ja eben so närrisch sein, wie der tolle Heiner selbst, der Konrad dafür noch bezahlen wolle. Und mit dem Wochenlohne in der Fabrik sei es für die nächste Zeit auch nur so ein Ding; Konrad wisse wohl selbst, wie nachlässig er seit Monaten in der Fabrik gewesen,

und wie viel Strafgeder ihm angeschrieben. Es gehe stark auf Neujahr zu, wo die Kassen revidirt und die Bücher in Ordnung gebracht würden. Auch für Konrad sei jetzt die Zeit der Abrechnung gekommen. Hoffentlich habe er seine gute Zeit benutzt und sich einen hübschen Pfennig zusammengespart. Sonst, hatte der Alte hinzugesetzt, indem er sein gräulichstes Gesicht dazu geschnitten und mit den Fingern geknackt hatte, so lustig, so gemächlich, daß Konrad nicht übel Lust verspürte, ihm dafür die Kehle zusammenzudrücken – sonst möchte es wohl nicht ganz gut um ihn stehen für die nächste Zeit; wo der Storch überm Hause klappe, da sei Geld eine doppelt nützliche Sache, das wisse man wohl.

Aber eben so gut wußte natürlich auch der Alte selbst, daß Konrad in der ganzen Zeit an nichts weniger gedacht hatte, als zu sparen; es war nur seine herkömmliche eingefleischte Bosheit, die ihn das sagen ließ.

Im Gegentheil, Konrad hatte noch Schulden gemacht obendrein, theils bei der Wirthin, die einem solchen flotten Gast denn schon freilich einigen Credit hatte gewähren müssen, theils auch bei dem langen Karrenschieber, der in der letzten Zeit, da es mit den Erfindungen und Projekten doch gar nicht mehr gehen wollte, sich auf die Geldgeschäfte gelegt hatte und seinen Freunden gelegentlich kleine Summen gegen große

Zinsen verschaffte. – Daß der Karrenschieber dies Geschäft nicht aus eigenen Mitteln betreiben konnte, war freilich klar genug; auch behauptete die böse Welt, daß es eigentlich die Wirthin sei, welche dahinter stecke.

Konrad hatte in seinem Aerger nichts Besseres gewußt, als sich einen tüchtigen Rausch dazu zu trinken; dann war er nach Hause gegangen, um beide, Rausch wie Aerger, zuerst an seiner armen Frau auszulassen und sie dann, wenn möglich, zu verschlafen.

Selbst der Ehrfurcht gebietende Zustand, in welchem Margareth sich befand, hatte Konrad nicht davon zurückhalten können. Die Zeit, wo er unter Thränen und Gelübden das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, zum Zeugen seiner Besserung anrief, war längst vorüber; nur in der Schenke vor seinen Zechbrüdern rühmte er sich noch und stolzirte mit dieser Vaterschaft und dem prächtigen Kindtaufschmaus, den er geben wollte; zu Hause, vor den Ohren seines unglücklichen Weibes, hatte er schon seit Langem wieder blos Seufzer, Klagen, Flüche über den Zuwachs von Noth und Elend, welchen das Kind ihnen bringe.

Auch heute wieder hatte er sie überschüttet mit einer solchen Fluth von Vorwürfen und Verwünschungen und hatte dazu solche entsetzlichen, solche abenteuerlichen Drohungen ausgestoßen, gegen Margareth, ihren Vater, den Commerzienrath, daß Margareth in der

Angst ihres Herzens es vorgezogen hatte, sich hinaus zu flüchten auf die kalte Hausflur, um nur diesen furchtbaren Drohworten zu entgehen.

Da saß sie nun auf der Thürschwelle, fast schon seit einer Stunde; der dicke Regen schlug ihr in das feine Angesicht, sie fröstelte über den ganzen Leib, und Thränen, schmerzlich bittere Thränen flossen ihr über die hagern Wangen und vermischten sich im Herniederfließen mit den kalten Regentropfen – Thränen, mit denen sie Gott bat um ihren Tod und den Tod ihres armen ungeborenen Kindes!

Aber dennoch, als Angelica jetzt in ihre Stube wollte – lieber die rechte Hand hätte sie sich abhacken lassen, als daß sie ihr die Wahrheit gesagt hätte; sie blickte beschämt vor sich auf die Erde . . .

Konrad liegt in der Stube, sagte sie, er ist unpäßlich . . .

So muß ich die Tante also doch stören, erwiderte Angelica, ich werde in der Stube drüben ein Schreibzeug finden, nicht wahr? Damit wollte sie auf die Wohnung des Meisters zuschreiten.

Aber Margareth vertrat ihr hastig den Weg.

Sie können jetzt nicht hinein, gnädiges Fräulein, sagte sie, indem sie in wachsender Verlegenheit Angelica's kleine weiche Hand begütigend zwischen die ihren

nahm: es ist ein Besuch darin – ach Gott, ein widerwärtiger Besuch, der Sie nur unangenehm berühren würde; Ihr Auge ist zu gut, zu schön für solchen Anblick ...

Angelica, halb vor Verwunderung, halb von der jungen Frau gedrängt, war einige Schritte zurückgetreten ins Freie; sie stand, ohne es selbst zu beachten, gerade so, daß ihr Auge auf die Fenster des Meisters gerichtet war.

In demselben Augenblick flammte in der Stube desselben die Kienfackel auf, die ihm Abends zu seiner Arbeit zu leuchten pflegte; ihr ganzes erstes, grelles Auf lodern fiel auf eine Gestalt, welche hoch aufrecht an Lenens Bett zunächst dem Fenster stand.

Es war dieselbe Gestalt, welche Angelica so eben erst im Gespräch mit Herrn Waller belauscht hatte: und in demselben Augenblick auch und mit derselben Blitzeshelle, wie die Fackel aufleuchtete, schoß es ihr durch den Sinn – es war die Diebslore, die unheimliche Gefährtin des alten Sandmoll, dieselbe, die mit ihrem todtenkopfähnlichen Antlitz und der abschreckenden Roheit ihres Betragens ihr schon als Kind so viel gespenstiges Grauen erregt hatte!

Unwillkürlich, als hätte etwas Unreines sie berührt, fuhr das Engelchen zusammen und richtete dann einen langen, fragenden Blick auf Margareth.

Margareth verstand den Blick wohl; sie preßte beide Hände gegen das Antlitz, um die gewaltsam hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

O Gott, rief sie unter Schluchzen, das ist ja auch, was ich nicht verstehen kann und was mich beinahe toll macht vor Schmerz und Angst, daß jetzt solche Menschen wagen dürfen, ihren Fuß über die Schwelle meines Vaters zu setzen! O glauben Sie; gnädiges Fräulein, wir sind sehr, sehr unglücklich – hier wie drüben, es ahnt kein Mensch, welchen Jammer dieses Dach verbirgt!

Es ist nichts, sagte Angelica, indem sie die weinende Frau zu beruhigen suchte, das plötzliche Licht hatte mich geblendet; wer auch in euer Haus kommt, Recht und Unschuld wohnen darin, und das sind Schätze, die euch Niemand wegtragen kann. Das sei dein Trost, gute Margareth . . .

Und gleich darauf, mit plötzlichem Einfall, setzte sie hinzu: Aber bin ich nicht eine Thörin, daß ich nach Feder und Papier verlange, da es weit einfacher ist, ich bitte dich selbst, meinen Auftrag an deinen Bruder zu bestellen?

Wirklich schien es dem Engelchen in diesem Augenblick, als ob der Schritt, den sie zu thun im Begriff stand und der sie innerlich noch immer ein wenig beängstigte, dadurch, daß sie Margareths Vermittelung dabei in Anspruch nahm, noch unverfänglicher, fast

hatte sie sagen mögen, noch erlaubter wurde. Sie fuhr also fort:

Ich wollte deinen Bruder bitten, einen Auftrag für mich zu übernehmen, an den Herrn Maler Schmidt . . .

Hier plötzlich verstummte sie. Denn in diesem Moment erst fiel ihr ein, daß sie auf dem besten Wege war, das Incognito des Herrn von Lehfeldt aufs Spiel zu setzen, ein Incognito, um dessen Bewahrung er sie so dringend gebeten hatte, und das sie jedenfalls auch einem so vertrauten Freunde wie Reinhold nicht ohne Herrn von Lehfeldt's ausdrückliche Bewilligung preisgeben durfte.

Aber war vorhin Angelica beim Anblick der Diebslore zusammengefahren, so hatte jetzt der Name des Malers Schmidt aus dem Munde des Engelchen eine ganz ähnliche Wirkung auf Margareth. Sie trat zwei Schritte zurück, maß Angelica mit befremdeten Blicken von oben bis unten; dann in lang gedehntem Ton und mit einem Ausdruck von Spott, so zurückhaltend und doch so scharf, wie man ihn bei einem Weibe dieses Standes kaum gesucht hätte:

Ah freilich, sagte sie, also haben die Leute doch Recht: an den Herrn Maler Schmidt . . .

Angelica verstand nicht, was das seltsame Benehmen des jungen Weibes meinte; aber auch ohne es zu verstehen, fühlte sie sich verletzt davon. Wer hat Recht? fragte sie hastig.

Verzeihung, gnädiges Fräulein, erwiderte Margareth, noch immer in demselben befremdlichen Tone: es fuhr mir nur so heraus. Mein Bruder ist ohne Zweifel jeden Augenblick bereit zu jedem Auftrage, mit dem Sie ihn beehren werden. Mit dem Herrn Maler Schmidt jedoch hat er, so viel ich weiß, keine Bekanntschaft, gar keine, gnädiges Fräulein, und hätten Sie das, dünkte ich, weit näher, da der Herr Maler Schmidt ja täglich, wie ich höre, im Schlosse ist. Der Herr Maler Schmidt ist überhaupt nur ein oder zwei Mal im Hause bei meinem Vater gewesen, um Arbeit zu bestellen, seitdem nicht wieder –

Aber wenn Sie doch einmal einen Noten an den Herrn Maler Schmidt gebrauchen, unterbrach sie sich selbst, hier, wenn ich recht höre, kommt einer; es ist der sogenannte tolle Heiner, ein Bischen confus im Kopf, wie Sie wohl wissen, gnädiges Fräulein, aber sonst eine redliche Seele und der genaueste Freund, wie ich höre, des Herrn Maler Schmidt.

#### VIERTES KAPITEL. DIE UEBERRASCHUNG.

In der That war es der Vagabond, der, mit lauter Stimme ein Lied vor sich hinsingend, auf das Wirthshaus zuschritt. Wie er die beiden Gestalten vor dem Hause des Meisters erblickte, eilte er in hastigen Sprüngen auf sie zu.

Er schien in seiner tollsten Laune zu sein: »Weißhändig Kind«, rief er Margareth an:

ein süßes Wort mit dir  
Maskirte Frau'n sind Rosen unerschlossen,  
Doch ohne Maske gleich Damaskus Rosen . . .

Du mußt artig sein, Heiner, sagte Margareth: es ist unser gnädiges Fräulein, bezeig' ihr deinen Respect.

Der Vagabond machte einen abenteuerlichen Kratzfuß:

Wo ist die schöne Majestät von Dänemark?

fragte er spöttisch und antwortete sich selbst sogleich mit einer andern bekannten Stelle: »Sie sagen, die Eule war eines Bäckers Tochter – Gott segne Euch die Mahlzeit, wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können« . . .

Angelica war von der Nähe des Wahnsinnigen und noch mehr von der plötzlichen Umwandlung, welche mit Margareth vorgegangen, von dem Augenblick an, wo die Rede auf den Maler Schmidt gekommen war, so in Verwirrung gesetzt, daß sie kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Margareth, die sonst so bescheidene, so schüchterne Margareth, führte das Wort statt ihrer.

Das gnädige Fräulein, sagte sie, hat einen Auftrag an den Herrn Maler Schmidt . . .

Der Vagabond grinzte über das ganze Gesicht. Er strich sich die Haare aus der Stirn, als ob er erst recht

gründlich nachdenken müßte; dann in singend plapperndem Tone:

»Dieser Mann, mein Fräulein«, sagte er, indem er eine Stelle aus Troilus und Cressida recitirte, »hat sich die Eigenthümlichkeit von allerlei Thieren angeeignet: er ist so kühn wie der Löwe, so täppisch wie der Bär, so langsam wie der Elephant; ein Mann, in dem die Natur so viele Launen gehäuft hat, daß seine Tüchtigkeit in Thorheit untergeht, seine Thorheit durch Verständigkeit gewürzt ist: Niemand besitzt eine Tugend, von der er nicht einen Anflug bekommen hätte, noch irgend Jemand eine Unart, von der ihm nicht etwas anklebte ...«

Es war schwer zu entscheiden, ob er von sich sprach oder von seinem Freunde, dem sogenannten Maler Schmidt. Und eben so unverständlich war auch die Anspielung, mit der er plötzlich seine Rede schloß:

... Nur den ich ehre,  
Den Klügern, fürcht' ich, nicht den Narren –

rief er: »Heda, meine Kutsche! Gute Nacht, Damen! gute Nacht, süße Damen! gute Nacht!« Und dann auf einmal wieder umkehrend:

»Da ist Raute«, sagte er zu Angelica: »wir können sie auch Reue, Gnadenkraut nennen, bringt sie Eurer schönen Frau Mutter, der lebendigen meine ich, nicht der todtten, sie soll ihre Reue mit einem Abzeichen tragen:

Sie trugen ihn auf der Bahre blos,

Heynon nonny, nonny hey nonny;  
Und manche Thrän' fiel in des Grabes  
Schoos –  
Fahr' wohl, meine Taube!« ...

Angelica hatte sich vor Unbehaglichkeit und innerm Grausen dicht in ihren Mantel gewickelt. Erst als sie den Vagabonden hinter der hellerleuchteten Hausthür der Schenke verschwinden sich, athmete sie wieder auf. Sie wollte ein strenges Wort an Margareth richten, durch deren Benehmen sie sich tief verletzt fühlte; aber das Herz war ihr zu schwer, und die Thränen standen ihr näher als die Worte.

Das ist ein wüster Abend, sagte sie: Gute Nacht, Margareth; geh hurtig in dein Bett, du bist krank, glaube ich ...

Damit, den Schleier noch dichter vor das Antlitz ziehend, wendete sie sich um und eilte mit beflügelten Schritten an der lärmenden Schenke vorüber in das Schloß zurück.

Hart an der Brücke wartete ihrer noch ein neuer Schrecken. Sie begegnete dem Sandmoll, der hier, die langen Hände auf dem Rücken, auf und nieder wandelte, sichtlich auf Jemand wartend. Er grüßte sie respektvoll; Angelica'n aber däuchte es, als ob zwischen seinen Gruß ein hämisches Kichern drang – schnell, schnell über die Brücke hin die Stiegen hinauf – erst als das Kammermädchen an der Thür ihres Zimmers ihr entgegenleuchtete, fühlte sie sich in Sicherheit.

Und doch stand ihr sogleich wieder eine neue Uebersaschung bevor. Das Kammermädchen übergab ihr ein Billet, das inzwischen von Herrn von Lehfeldt für sie angekommen war. So war, das junge Mädchen durch das eben Erlebte in Verwirrung gesetzt, daß sie im ersten Augenblick dachte, Herr von Lehfeldt könnte ihre Einladung schon erhalten haben, und dies nun wäre die Antwort. Flammende Röthe übergieß sie, da sie das Briefchen erbrach.

Aber nein, das wäre ja ganz unmöglich gewesen; es waren ja wenige Minuten erst, seit sie mit Margareth und dem tollen Heiner von ihm gesprochen . . .

Gleichwohl mußte sie das Briefchen zwei Mal lesen, bevor sie selbst erst wußte, was es enthielt. Die Schuld des Briefchens war das nicht: es war ein in klaren, verbindlichen Ausdrücken abgefaßtes Abschiedsbriefchen, mit welchem Herr von Lehfeldt, zu einer unvermutheten Reise genöthigt, sich bei ihr empfahl. — Herr von Lehfeldt war so oft in dieser Zeit verreist und wieder gekommen, ohne der Gesellschaft weder vorher noch nachher etwas darüber zu sagen oder selbst eine neugierige Frage anders als ausweichend zu beantworten, daß Angelica nicht umhin konnte, sich über diese ungewohnte Aufmerksamkeit zu verwundern. Jedenfalls war die Reise des Herrn von Lehfeldt, gerade in diesem Augenblick, ein neuer, höchst empfindlicher Schlag für sie; die seltsame Wendung am Schluß, mit

welcher er auf eine nahe und auch für Angelica entscheidende Rückkehr anspielte, konnte ihr nur wenig Trost gewähren, so dunkel war dieselbe gehalten.

Auch hatte sie keine Zeit, jetzt darüber nachzudenken, da bald darauf der Bediente erschien, der sie zur Abendtafel ins Zimmer der Commerzienrätthin entbot.

Die Gesellschaft war heute ungewöhnlich klein und schweigsam. Herr Waller hätte sich entschuldigen lassen, da amtliche Verrichtungen ihn nöthigten, im Pfarrhause zu bleiben. Herr Florus war müde vom Versmachen; auch hatte er Briefe aus der Hauptstadt bekommen, die über die wachsende politische Aufregung im Lande berichteten und einen baldigen gewaltsamen Ausbruch in Aussicht stellten. Herr Florus, wiewohl eben im besten Zuge einen politisch-socialen Roman zu schreiben, hatte doch vor Allem, was einer politischen oder socialen Bewegung ähnlich sah, einen gründlichen Widerwillen. Vielleicht mischte sich auch etwas Furcht darein; die Hauptsache indeß blieb für ihn, daß dergleichen Bewegungen, wie er behauptete, den literarischen Markt verdürben. Alle Welt, pflegte er zu sagen, mochte Revolutionen wünschen, er wolle nichts dagegen einwenden, es sei das eine Geschmackssache, über die sich nicht streiten lasse; aber nur wenn ein Poet es thäte, so wäre das der reine Wahnwitz, der reine Selbstmord wäre das. In Versen und Romanen nähme sich dergleichen allerdings vortrefflich aus; aber das sei nur eben die Sache, daß in politisch erregten

Zeiten Verse und Romane von Niemand mehr gelesen würden – und gekauft nun erst gar nicht.

Auch Herrn von Lehfeldt's plötzliche Abreise hatte die Gesellschaft einigermaßen verstimmt; besonders die Baronin, die schon mit ziemlicher Entschiedenheit erklärte, falls Herr von Lehfeldt nicht bis dahin zurückkäme, so könne weder von der Eröffnung der Warteschule, noch auch von Einweihung der neuen Fabrik die Rede sein; so unentbehrlich war ihr, von andern geheimnißvollern Motiven abgesehen, der feine Anstand und die vornehme Manier des jungen Fremden bereits geworden, daß sie es für unmöglich hielt, ohne ihn ihr Haus in gebührendem Glanze zu zeigen.

Herr Wolston weidete sich einige Zeit lang an der Schweigsamkeit der kleinen Gesellschaft, am meisten an der üblen Laune seiner Gemahlin. Dann endlich, einen Brief aus der Tasche ziehend, mit langsamer und nachdrücklicher Stimme:

Trösten Sie sich, meine Gnädige, sagte er, Ihr Cavalier wird Ihnen ersetzt werden; ein neuer Besuch hat sich so eben angemeldet, zwar nicht ganz so jung mehr und vielleicht auch nicht ganz so liebenswürdig, wie der Herr Maler Schmidt, aber dennoch, trotz seiner Jahre, noch immer ein Mann von gutem Aplomb und dem besten Humor von der Welt – mein alter Geschäftsfreund, der Justizrath . . .

Und indem er das Wort aussprach, ließ er den Brief nachlässig vor sich auf den Tisch fallen und sah Angelica, die schweigend ihm gegenüber saß, mit einem langen, vernichtenden Blicke an.

Alles Blut war dem jungen Mädchen aus dem Herzen gewichen, sie saß da – sie wußte selbst nicht, war sie lebend, war sie todt . . .

Die Neuigkeit wurde besprochen, wie man über dergleichen Dinge zu sprechen pflegt. Die Baronin drückte ihre Verwunderung aus, daß ein Mann in so vorgerücktem Alter sich noch in so schlechter Jahreszeit zu einer Reise entschlossen hatte.

Je nun, meine Beste, erwiderte der Commerzienrath gleichgiltig: was wird es sein? Geschäfte –

Dabei hörte er nicht auf, Angelica mit seinen stehendsten, höhnischsten Blicken zu fixiren. Wie er mir schreibt, fuhr er fort, will er mich um Rath fragen wegen eines Güterankaufs in der Nähe, zu welchem er Auftrag hat. Es scheint noch immer viel überflüssiges Geld in der Welt zu sein, und bei den kritischen Zeitkäufen thun die Leute wohl, es sicher anzulegen. Der Justizrath hat einen sehr weiten Geschäftskreis, wer weiß, wer ihm den Auftrag gegeben; ich denke mir, daß vielleicht irgend eine reiche Erbin . . .

Hier brach Herr Wolston plötzlich ab, als ob er es nicht der Mühe werth fände, den Satz zu vollenden, leerte rasch sein Glas und hob die Tafel, mit einem flüchtigen Compliment gegen das Engelchen, auf.

Dem Engelchen war wie im Traum, die Worte, die sie so eben vernommen hatte, summten ihr im Kopf wie Glockenton. Sie würde das Ganze für eine Erfindung des Commerzienraths gehalten haben; aber nein, die Bosheit, die, für sie allein verständlich, in seinen Worten gelegen, und dieser giftige, durchbohrende Blick, mit dem er seine Erzählung begleitet hatte, bewiesen ihr nur allzu deutlich, daß es sich in der That so verhielt. Daß der Justizrath um ihretwillen komme, das war gewiß; ja sie durfte nicht zweifeln, daß auch Herr Wolston selbst über Veranlassung und Zweck dieses Besuchs völlig im Klaren war. Mehr als jemals schwankte sie zwischen Hoffnung und Furcht; hatte sie dem Justizrath vielleicht doch Unrecht gethan? war er inzwischen gleichwohl für sie thätig gewesen? und erschien er jetzt noch im letzten, äußersten Moment, ihr Trost und Rettung zu spenden? Als sie gleich darauf auf ihr Zimmer ging, durch die langen, stillen Corridore dahin, an der Thür ihres Bruders vorüber, schien der Strahl seiner Lampe durch die Ritzen der Thür, gerade wie in jener ersten Nacht, die sie unter dem väterlichen Dache zugebracht. Die Erinnerung an damals stieg bewältigend auf in dem armen, geängstigten Mädchen; wie damals, beugte sie ihre Knie vor der verschlossenen Thür und sandte ein flammendes Gebet gen Himmel, um Schutz für sich und ihren Bruder.

Dann suchte sie ihr Läger und entschlief mit demselben Spruch wie damals: Gott wird es wohl machen. —

Aber ihr Schlummer diesmal war ruhig und sanft und von keinen schreckhaften Träumen gestört.

#### FÜNFTES KAPITEL. UNTERHANDLUNGEN.

Einige Tage später traf der Justizrath denn auch wirklich ein. Derselbe war damals bereits ein hoher Sechziger, sein Kopf eisgrau, das Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht. Aber dieser Kopf selbst stand noch so fest im Nacken, die Augen in diesem Antlitz funkelten so keck, die ganze Gestalt, trotz ihrer ungewöhnlichen Größe und Hagerkeit, trat noch so straff, so sicher daher, daß man ihn kaum für einen Fünfziger hätte halten mögen. Er glich überhaupt mehr einem Soldaten als einem Rechtsgelehrten; nicht nur seine Haltung, sondern auch seine barsche Stimme und diese kurze polternde Art, mit der er seine Sätze hervorzu stoßen pflegte, hatten etwas Militairisches. Seine Collegen in der Hauptstadt nannten ihn auch nicht anders als den alten Husaren – hinter seinem Rücken natürlich; denn dem alten Herrn dergleichen ins Gesicht zu sagen, hätte Niemand den Muth gehabt.

Doch war der Beiname wirklich nicht übel gewählt, nicht nur was sein Aeußeres betraf, sondern namentlich auch in Anbetracht seines übrigen Verhaltens. Im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Amtsgenossen war der Justizrath ein abgesagter Feind aller Förmlichkeiten und Weitläufigkeiten; er ging gern gerade auf die

Sache los, die herkömmlichen Advocatenkniffe, behauptete er, seien längst verbraucht, und der sei jetzt der Schlaueste, der der Ehrlichste sei.

Ob das nun freilich wirklich und vollständig seine Meinung war, müssen wir dahingestellt sein lassen; Leute, die ihn seit Jahren kannten, wollten wissen, daß diese Geradheit und dies biedermännisch rauhe Wesen, in welchem der Justizrath sich gefiel, eben auch nur eine andere Axt von Schlaueit sei.

Allein auch unter Denen, welche dieser Gesinnung anhängen, war doch Niemand, der die Güte seines Herzens und die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit seines Charakters in Zweifel gezogen hätte.

Auch im Hause des Commerzienraths befolgte er die gewohnte husarenmäßige Taktik. Angelica hatte sich nicht anders vorstellen können, als daß er sich natürlich zuerst mit ihr besprechen werde; wie viel hatte sie ihm nicht mitzutheilen! wie viel mehr noch von ihm zu erfragen! Ja auch einen ganzen Vorrath freundschaftlicher Vorwürfe und Anklagen hatte sie sich für ihn zurechtgelegt, die sie, trotz seines Augenblitzens und trotz seiner polternden Stimme, bei erster Gelegenheit an den Mann zu bringen gedachte.

Aber es kam vollkommen anders. Ein flüchtiges: Courage, mein Schatz! das er ihr unter den ersten geräuschvollen Begrüßungen zuraunte, war Alles, was

sie am Abend seiner Ankunft in Betreff ihrer Angelegenheiten von ihm zu hören bekam. Auch am folgenden Morgen wartete sie vergeblich auf seinen Besuch. Der Justizrath wohnte, als Gast des Herrn Wolston, im Schlosse; es war eine unsäglich peinvolle Lage für das junge Mädchen, den Mann, auf den allein jetzt noch ihre ganze Hoffnung gerichtet war und der ihr Schicksal gleichsam in Händen trug, so nahe zu wissen, unter demselben Dach mit ihr, und dabei doch in derselben Ungewißheit verharren zu müssen, die nun schon seit Monaten mit entsetzlicher Schwere auf ihr lastete. Endlich, im Lauf des Vormittags, schickte sie zu ihm herüber, ihn um eine Unterredung zu ersuchen. Allein ihr Kammermädchen kam unverrichteter Sache wieder: der Herr Justizrath sei bei Herrn Wolston im Cabinet ...

Die beiden Männer hatten anfangs von gleichgiltigen Dingen gesprochen; Herr Wolston, als hätte er keine Ahnung von der eigentlichen Absicht seines Gastes, war die Zuvorkommenheit und Aufmerksamkeit selbst. Aber plötzlich hatte der Justizrath den Gegenstand verändert.

Sind wir doch, sagte er, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Commerzienrath, ein paar Narren, daß wir uns stellen, Einer gegen den Andern, als wüßten wir nicht, was wir von einander wollen, und verbringen die schöne Zeit mit unnützem Geschwätz. Nun ja doch, Sie sollen den Triumph haben, Sie sind der Schlaueste von uns Beiden

und der Zurückhaltendste, es ist, wie Sie sich denken: ich komme wegen der kleinen Person da, wegen des Engelchen . . .

Auch jetzt noch begnügte der Commerzienrath sich, seinen Gast mit höflicher Verwunderung anzusehen.

Hören Sie denn nicht, zum Wetter? Wegen des Engelchen! wiederholte der Justizrath, indem er vor Ungeduld vom Sessel aufsprang.

Herr Wolston erhob sich ebenfalls. Ich bin ganz Ohr, sagte er mit verbindlichem Lächeln, wenschon ich nicht begreife . . .

Der Justizrath hatte mit langen, dröhnenden Schritten das Cabinet durchmessen; dann, dicht vor dem Commerzienrath stehen bleibend und ohne viel Umstände ihm seine Hand auf die Schulter legend:

Herr Wolston, sagte er, Sie sind ein gescheiter Mann, ich weiß das, ein verwünscht gescheiter Mann . . .

Herr Wolston verneigte sich ein wenig, anscheinend um sich für das Compliment zu bedanken. In der That jedoch benutzte er dies Manoeuvre nur, sich von der allzu vertraulichen Annäherung frei zu machen; er trat zwei Schritte zurück, dicht ans Fenster, und die Hände auf dem Rücken, sich leicht an das Gesims anlehnend, sah er dem Justizrath mit unerschütterlicher Ruhe fest in die funkelnden Augen hinein.

Sie sind ein gescheiter Mann, Herr Wolston, wiederholte der Justizrath, und ich, Dank den funfzig Jahren, die ich im Dienst der Themis zugebracht, bin auch

nicht gerade auf den Kopf gefallen; es schickt sich nicht für ein paar Männer, wie wir sind, Versteckens mit einander zu spielen und Einer dem Andern die Schwäche abzulauern. Ohne Umschweif also, ich bin hier, um mich mit Ihnen wegen Ihrer Tochter zu verständigen ...

Herr Wolston zuckte leicht mit den Achseln. Wegen meiner Tochter? sagte er zweifelnd.

Also wegen Ihrer Stieftochter, erwiderte der Justizrath, wenn Sie das lieber hören: oder eigentlich auch nicht einmal ihretwegen, sondern bloß wegen des dummen Dings da, des Testaments. Ist das wirklich Ihr Ernst, bester Mann, dies Testament aufrecht zu erhalten? Das Ding ist ja so dumm, so dumm ...

Der Justizrath konnte sichtlich keinen Ausdruck finden, der ihm genügt hätte, die Verkehrtheit des Testaments zu bezeichnen.

Herr Wolston verneigte sich sehr artig. Einem Manne gegenüber, wie Sie, Herr Justizrath, sagte er, wäre es allerdings Vermessenheit von mir, wollte ich mich über das Verständige oder Unverständige in dem Testament meiner verstorbenen Frau in einen Disput einlassen. Auch muß ich gestehen, daß ich wirklich noch niemals über diese Seite des Gegenstandes nachgegrübelt habe; ein Testament, das Testament einer Frau, einer Mutter, schien mir in meinem unjuristischen Sinne etwas so Ehrwürdiges, so über jede Kritik Erhabenes, daß ich noch niemals darauf gekommen bin, es nach

dem Maßstabe der Klugheit oder Thorheit zu prüfen – vorausgesetzt, fügte er hinzu, daß das Testament in juristischer Hinsicht gültig- und zulässig ist, und darüber natürlicherweise muß ich denn Ihnen wiederum wenn nicht das alleinige, doch das erste Urtheil zugestehen. Ist das Testament ungültig, ich meine, ist die Clausel, welche meine verstorbene Frau gestellt hat, gesetzlich unzulässig – fragen Sie, Herr Justizrath, die junge Dame, welche Sie meine Tochter zu nennen belieben, selbst, ob ich nicht der Erste gewesen bin, der ihr für diesen Fall zugeredet hat, das Testament auf dem Wege des Processes anzugreifen. Wie ich zu merken anfangte, ist Fräulein Angelica meinem Rathe gefolgt, und ich kann, indem ich das Weitere abwartete, ihr vorläufig nur noch Glück wünschen, daß ihre Sache in so vortreffliche Hände gekommen ist, wie diejenigen meines verehrten Freundes . . .

Proceß! rief der Justizrath, ei ja doch, Proceß! Wem sagen Sie das, Bester? einem Advocaten, der seit fünfzig Jahren processirt? Nehmen Sie sich in Acht, Mann: diese Geschichte ist gerade so angethan, einen Proceß daraus zu drehen, einen Proceß, Mann, dessen Ende ich nicht erlebe, das weiß ich, aber Sie auch nicht! ja keiner von Allen, die jetzt eine Feder dazu ansetzen würden! Proceß! ei seht doch, Proceß! rief der Justizrath und stampfte eifrig in der Stube auf und nieder: das käme mir eben recht! für so etwas bin ich der

Mann, es mir sagen zu lassen! Oho, mein Herr Commerzienrath, denken Sie nur ja nicht, daß unsere Sache schlecht steht, weil ich Ihnen zuerst die Hand so freundlich darreichte! Wir sind auch nicht müßig gewesen die Zeit über, keineswegs – nehmen Sie sich in Acht, mein Bester, einen Proceß zu provociren, den Sie jetzt noch vermeiden können! Wir haben unsere Zeugen, sag' ich Ihnen, Zeugen und Documente . . .

Der Commerzienrath hatte sich, wie des Gesprächs überdrüssig, halb von dem Justizrath abgewendet und trommelte leise, mit festen Fingern, an die Fensterscheibe; wie das Wort Zeugen und Documente sein Ohr berührte, hielt er plötzlich inne –

Ich glaube, sagte er, das Frühstück erwartet uns im Salon; Sie haben sich warm geredet, mein Theuerster . . .

Ich will mich warm reden, entgegnete der Justizrath mit wachsender Heftigkeit: und Sie sollen auch warm werden, das sollen Sie. Nichts da jetzt von Frühstück! und heraus, Mann, aus diesen Mauslöchern und Fuchsgängen, in denen Sie sich verbergen! Es ist kein junger Grünschnabel, der mit Ihnen spricht, kein armes Federfuchserchen, das einen famosen Proceß braucht, um sich selbst in Ruf zu bringen; Sie können mich also ruhig anhören und ruhig mit mir verhandeln, wie ein verständiger Mann, ohne daß Sie sich gleich beim ersten Wort bis an die Zähne verschanzen. Wäre es mir oder meiner Clientin um den Proceß zu thun, ich wäre

doch wahrhaftig nicht in Person gekommen; ich hätte Ihnen meine Actenstückchen geschickt, Actenstückchen, bester Mann, ich bin Ihnen gut dafür, im ersten halben Jahr hätten sie Ihnen sollen bis an die Decke da oben reichen! Aber glauben Sie einem Manne, der leider alt und grau geworden ist bei diesem elenden Handwerk: das Processiren ist überhaupt ein miserables Ding; ich thue mir Schaden damit, ich weiß es, aber ein gewonnener Proceß macht mir selbst nicht halb die Freude als ein verständiger Vergleich. Sie müssen sich vergleichen mit dem jungen Mädchen. Sie sind ein reicher Mann – nein, machen Sie nicht solch zweifelhaftes Gesicht, ein alter Praktikus, wie ich, versteht das zu taxiren – ein sehr reicher, dem es auf ein paar Tausende mehr oder weniger nicht ankommt. Verzichteten Sie freiwillig auf das Recht, das das Testament, gültig oder ungültig, Ihnen beilegt; lassen Sie den kleinen Grasaffen heirathen, in acht Tagen oder in acht Jahren, wann und wen sie will – es ist überhaupt ein verkehrtes Geschlecht, die Weiber, und nun gar erst, wenn sie heirathen sollen, oder wollen, ich gratulire Jedem, der sich mit Heirathsgeschichten junger Mädchen nicht zu befassen braucht. Also frisch zu, wälzen Sie die Last von sich ab, da Sie es können! Erklären Sie Angelica Ihrer väterlichen Gewalt entlassen und setzen Sie ihr ein Vermögen aus, das sie selbständig macht und im Verhältniß steht zu der Meinung, die man von Ihrem Reichthum hegt, so wie zu den Ansprüchen, zu denen

Angelica durch Erziehung und Gewohnheit berechtigt ist. Ich rathe Ihnen nicht als Advocat, wahrhaftig nicht, ich rathe Ihnen als Freund. Sie taugen überhaupt nicht zusammen, Sie und das junge Mädchen. Ja und wenn Sie sich noch zehn Mal von mir kehren, ich sehe Ihnen doch ins Herz hinein und sag' es Ihnen dennoch: es wird eine Wohlthat sein für Sie selbst, wenn Sie meinem Rathe folgen. Das junge Mädchen ist Ihnen zuwider, Sie hassen sie . . .

Hassen? wiederholte der Commerzienrath, indem er mehr verächtlich als mitleidig die Achseln zuckte: weshalb sollte ich sie hassen? Sie hat mir ja nichts gethan bis jetzt . . .

Der Justizrath stand hinter Herr Wolston in der Fensternische; Beide sahen vor sich herunter in den Garten. Gerade wie der Commerzienrath diese letzten Worte hinwarf, welche scheinbar so günstig für Angelica lauteten, in der That aber durch den unsäglich geringschätzigen Ton, mit dem sie ausgebrochen wurden, die ganze tiefe Abneigung enthüllten, welche der Commerzienrath gegen seine Stieftochter empfand – kam diese selbst, Julian am Arme führend, den Baumgang, gerade auf die Fenster des Commerzienraths zu, herabgeschritten. Die außerordentlich milde und heitere Witterung, welche auf die letzten Regentage gefolgt war, hatte den Kranken ins Freie gelockt: und Angelica, wiewohl von innerer Unruhe gemartert, hatte

auch heute nicht gewagt, ihm die gewohnte Begleitung zu versagen. Sie trug das edle Antlitz frei, nur von dem schwarzen Schleier umsäumt, den sie um die Locken geknüpft hatte. Die Aufregung des Gemüths, vielleicht auch die Anstrengung, mit welcher sie Julian unterstützte, hatte ihre Wangen noch rosiger gefärbt als sonst; ihr Auge schwamm in feuchtem Glanz; die verhaltene Wehmuth, die sich in ihrem Antlitz spiegelte, verbünden mit diesem Ausdruck von mütterlicher Sorgfalt, womit sie den kranken Bruder unterstützte, gab ihrer Schönheit etwas Unwiderstehliches.

Oder war es vielleicht auch der Gegensatz in der Erscheinung ihres Bruders, was ihre Schönheit gerade heute so strahlend hervorhob? Das bleiche müde Haupt vornüber gesenkt, die großen matten Augen halb beschattet von den lang herabhängenden dünnen Haaren, wurde er von Angelica mehr getragen als geführt, so dicht lehnte er an ihrer Schulter, so fest hielt er ihren Arm umklammert. Wie sie langsam daherschritten kamen, in leisem, traulichem Gespräch, so nahe bei einander und ach, dennoch schon durch solche tiefe, schauerliche Kluft getrennt, das frische blühende Leben Arm in Arm mit dem bleichen düstern Tod, zwischen diesen nackten Bäumen hindurch, auf diesem verwelkten, farblosen Rasen, unter dem bleichen Strahl dieser Sonne, die wohl leuchtete, aber nicht wärmte – es war ein Anblick, der jedes Herz aufs Tiefste erschüttern mußte!

Auch der Blick der beiden Männer blieb unwillkürlich daran haften; zugleich, wie auf Verabredung, verstummte ihr Gespräch. Nicht einmal das Auge zu dem Justizrath in die Höhe zu schlagen, wagte Herr Wolston. Dennoch fühlte er, wie der Blick desselben sich langsam, schmerzlich auf ihn wendete.

Mein Sohn, sagte er endlich mit gepreßter Stimme und noch immer ohne in die Höhe zu sehen, indem er mit der Hand nach der Richtung deutete, in welcher das Paar so eben verschwunden war.

Es lag in dem Ausdruck, mit dem Herr Wolston dies sagte, so viel Verlegenheit und zugleich so viel schmerzliche, bebende Angst, daß der Justizrath seine Heftigkeit (nämlich wenn er bisher wirklich heftig gewesen war) entwaffnet fühlte. Er drückte dem Commerzienrath die Hand mit mehr Wärme, als man nach seiner sonstigen barschen Art, so wie bei der mislichen Verhandlung, welche zwischen den beiden Männern schwebte, hätte erwarten sollen.

Ah, sagte er nach einer Pause, jetzt begreife ich es, warum Sie die Angelica hassen: sie hat Ihnen genug gethan, bei Gott! Ein so blühendes Stiefkind, wenn der eigene Sohn –

Wie von einem Blitzstrahl gerührt, fuhr Herr Wolston aus seiner schmerzlichen Versunkenheit in die Höhe; noch Niemand hatte so tief auf den Grund seiner Seele geblickt, Niemand das qualvollste Geheimniß, seines Herzens so ruhig, mit so kurzen, nüchternen

Worten ausgesprochen. Er starrte den Justizrath lange und forschend an, seine Hand erhob sich, als wollte er den Händedruck des Andern erwidern, seine Lippe zuckte . . .

Der Justizrath, der diese Bewegung entweder wirklich misverstand, oder vielleicht auch nur seine Gründe hatte, sich so zu stellen, als ob er sie misverstände, fiel ihm ins Wort.

Machen Sie sich übrigens, sagte er, um den jungen Menschen keine Angst. Wie ich in seinem Alter war und noch ein paar Jahre später, habe ich gerade eben so ausgesehen, und nun schauen Sie einmal her (indem er sich straff hinstellte und mit dem noch immer muskulösen Arm durch die Luft focht, daß es sauste), was für ein alter grauer Sünder ich noch geworden bin. Sie müssen den Jungen an die See bringen, die Gebirgsluft taugt nicht für ihn; ich habe dies Alles, wie gesagt, eben so durchgemacht in meiner Jugend.

Man konnte Herrn Wolsten sehr böse sein, und hatte sich doch nicht des Mitleids erwehren können bei diesem Gemisch von Furcht und Hoffnung, Leichtgläubigkeit und Zweifel, mit dem er an der Lippe des Justizraths hing.

Ich danke Ihnen, Herr Justizrath, sagte er nach einer längern Pause, ich danke Ihnen ernstlich; o wer die Angst wüßte, die ich um meinen Sohn ausstehe! Und Sie meinen wirklich, daß die Seeluft ihm zuträglich sein würde?

Einer so aufrichtigen Besorgniß gegenüber konnte der Justizrath es nicht über sich gewinnen, mit den herkömmlichen, nichtssagenden Redensarten zu antworten; er that daher, als habe er die letzte Frage überhört und sagte:

Aber der Vergleich, mein Theuerster, lassen Sie uns auf den Vergleich zurückkommen . . .

In dem Gesicht des Herrn Wolston ging eine abstoßende Umwandlung vor sich; seine Augen, so eben noch von tiefem, aufrichtigem Schmerz umschleiert, funkelten wiederum von dem alten, kalten, verächtlichen Haß – er fuhr mit der Hand über die Stirn:

Sie nennen einen Vergleich, sagte er, was doch in der That für mich nicht schlimmer kommen könnte, wenn ich den Proceß, mit dem Ihre Güte mich verschonen will, wirklich bereits verloren hätte. Aber auch noch in anderer Beziehung kommt, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten wollen, Ihr Vorschlag ein wenig zu früh; ich darf ihn noch gar nicht annehmen, selbst wenn ich wollte, und zwar nicht um meinetwillen, sondern in dem eignen Interesse Ihrer Clientin. Wir haben ja doch noch erst abzuwarten, ob sie die Bedingung des mütterlichen Testaments nicht erfüllt; es ist ja doch immerhin möglich, daß noch bis zum Weihnachtsabend Bewerber um ihre Hand auftreten, denen ich, als verständiger Mann und ohne die geringste persönliche Leidenschaft für oder gegen die junge Dame, wie ich bin, die Hand derselben nicht verweigern könnte, noch würde.

Durch einen Vergleich, und wenn er für den Augenblick noch so vortheilhaft für sie wäre, würde meine Stieftochter natürlich jedem Anspruch auf die Zukunft entsagen – und nicht wahr? wenn mein Julian (hier bebte die Stimme des sonst so festen, so gelassenen Mannes, wiewohl es schwer zu entscheiden gewesen wäre, ob vor Schmerz oder vor Groll) – wenn mein Julian etwa vor mir stürbe, so hätte Fräulein Angelica ja doch wohl den meisten, ja nach dem Tode meiner Gemahlin den einzigen Anspruch auf mein Erbe, nicht wahr? Und das soll sie nicht! das soll sie nicht!! rief er in einem plötzlichen Ausbruch wilder Wuth, indem er die Arme wie abwehrend ausbreitete und ein entsetzlicher Fluch sich zwischen seinen bebenden Lippen hervorrang . . .

Der Justizrath blickte ihn voll Ueberraschung an. Was soll sie nicht? fragte er.

Herr Wolston hatte sich sogleich wieder gefaßt. Ich meine, sagte er, daß Fräulein Angelica nicht auf ein Recht verzichten soll, das ihr möglicherweise zusteht; die Geschichte mit diesem Testament ist mir selbst verdrißlich genug, Sie können es mir glauben, und so sehr ich auch übrigens das Geschwätz der Menschen verachte, so will ich doch nicht, daß auch nur der geringste Verdacht auf mir hafte, als ob ich einen persönlichen Vortheil davon hätte oder suchte. Nehmen Sie denn meinen Dank für Ihre freundschaftliche Bemühung, mein Theuerster! aber lassen Sie den Dingen

den Lauf, den sie nun einmal nehmen; Sie werden ja, wie ich hoffe, das Weihnachtsfest noch mit uns erleben, und werden wir ja also im Stande sein, uns jeden Augenblick, wo es Noth thun sollte, Ihren Rath und Ihre Vermittlung zu erbitten.

Der Justizrath war in Nachdenken versunken. Endlich hub er an:

Und die junge Dame, meinen Sie, hat also wirklich Bewerber?

Sie fragen mich zu viel, mein Verehrungswürdiger, erwiderte der Commerzienrath mit seinem kühlestn Lächeln. Meine Frau liebt die Geselligkeit, ich selbst, ohne Eitelkeit zu vermelden, bin nicht eifersüchtig; so finden sich denn wohl von Zeit zu Zeit einige Freunde, die den Damen über die Langeweile dieses Aufenthalts hinweghelfen. Allein ob darunter Jemand ist, mit dem Fräulein Angelica in zarter Verbindung steht – oder auch umgekehrt, wenn Sie wollen, setzte er mit rohem Gelächter hinzu – darüber kann ich Ihnen beim besten Willen keine Auskunft geben; ich habe, Gott Lob! noch immer Besseres zu thun gehabt, als auf dergleichen Dinge zu achten.

Jetzt brach der Justizrath mit einem Fluch heraus, der nicht minder kräftig war als vorhin der Fluch des Commerzienraths.

Aber Sie sollen darauf achten, rief er, es ist Ihre teuflermäßige Schuldigkeit, daß Sie darauf achten! Das

Kind ist in Ihrem Hause, Mann, in Ihrer väterlichen Gewalt, durch das Testament der verstorbenen Madame Wolston der Entscheidung Ihres Willens unterworfen, wie nur je ein Kind seinem leiblichen Vater unterworfen gewesen ist, und Sie wollen nicht darauf achten? Fünf Tage vor dem Termin, wo das Testament zur Anwendung kommt, und nicht darauf achten, was?! Aber es ist auch gar nicht so, wie Sie sagen, setzte er etwas beruhigter hinzu, es ist ja gar nicht möglich, daß ein Mann mit offenen Augen und von der Menschenkenntniß wie Sie, nicht wissen sollte, was sich, wie ich auf der Herreise erfahren habe, die ganze Nachbarschaft erzählt, und was zum Theil sogar bis zu uns in die Hauptstadt gedrungen ist . . .

Und was ist bis zu Ihnen in die Hauptstadt gedrungen, mein Theuerster? fragte der Commerzienrath, indem er einen leichten Anflug von Gähnen unterdrückte.

Aber gerade diese so zur Schau getragene Gleichgültigkeit war für den Justizrath, dem bei aller scheinbaren Heftigkeit in der That nicht die leiseste Bewegung seines Gegners entging, Veranlassung genug, die eingeschlagene Spur noch weiter zu verfolgen.

Nun, sagte er in etwas brüskem Tone, daß Sie selbst in Ihrem Hause mehr als einen Bewerber um die Hand Ihrer Stieftochter heranziehen, Sie und Ihre Frau Gemahlin –

Ich? Bewerber? In meinem Hause? lachte der Commerzienrath, und diesmal wirklich aus voller Seele.

Ich dünkte doch, ich spräche deutlich genug, polterte der Alte: Bewerber, sage ich, um die Hand Ihrer Stieftochter; soll ich sie Ihnen einzeln auszählen? Da ist erstlich Ihr Prediger, der Herr Waller, der schon als Candidat den Frauenzimmern in der Residenz den Kopf zu verdrehen anfing – und dann zweitens ein junger Künstler, ein Herr Schmidt, dünkte ich, sagte man mir, ein Maler, oder so dergleichen . . .

Und der Dritte vermuthlich, schaltete Herr Wolston mit Lachen ein, ist der dicke Poet, der Herr Florus, nicht wahr? So kann ich mir jetzt auf einmal erklären, warum der mit seinem Roman niemals fertig wird. Wer in Ernst zu sprechen, mein theuerster Justizrath, so müssen Sie doch gestehen, daß ich der galanteste Stiefvater bin, den es jemals gegeben hat, da ich Fräulein Angelica selbst eine solche Auswahl von Bewerbern zuführe; nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie nicht am Ende selbst noch als Vierter auf die Liste kommen, Ihre Reise in dieser Jahreszeit ist höchst verdächtig, höchst verdächtig, mein Vortrefflichster, und ich fange jetzt selbst an . . .

Sie sagen in Ernst, brummte der Justizrath, und treiben doch Ihre Possen mit mir. Lassen Sie denn einmal mich in Ernst sprechen! Wenn nun der Herr Waller oder der fremde Maler, der Herr Schmidt, oder meinwegen – denn gerechter Gott, die Liebe ist blind,

und ich bin's ja nicht, der ihn heirathen soll – der Herr Florus käme und um die Hand Ihrer Tochter anhielte, würden Sie in einem dieser Herren einen zulässigen Bewerber erkennen?

Sie sprechen von Dingen, entgegnete Herr Wolston, die nach meiner Kenntniß der Verhältnisse unmöglich und undenkbar sind; entschuldigen Sie also, wenn ich Sie ohne Antwort lasse auf eine Frage, deren Zulässigkeit ich überhaupt nicht anerkennen kann.

Aber warum nicht anerkennen, rief der Justizrath, da es doch, potz Stern und Wetter, alle Drei zum mindesten Mannspersonen sind?! Heraus aus dem Mauseloch, sage ich noch ein Mal, und geben Sie auf meine runde Frage eine runde Antwort: würden Sie einem der drei Herren die Hand Ihrer Stieftochter geben, oder wissen Sie selbst Jemand zu bezeichnen, der Ihnen als Schwiegersohn genehm wäre?

Dir Commerzienrath war auf einmal wieder völlig ernsthaft geworden. Sie haben da vorhin, sagte er, den Maler Schmidt genannt. Besinne ich mich recht, so hat sich allerdings ein Maler dieses Namens einige Zeit lang hier aufgehalten, und auch im Salon meiner Frau, wenn ich nicht irre, hat er Zutritt gehabt; kennen Sie den jungen Mann vielleicht näher?

Wie soll ich dazu kommen, Ihre Gäste zu kennen, Mann? rief der Justizrath. Ich habe mich mit dem Künstlervolk nie viel befaßt, und Schmidt, wie Sie selbst wissen, ist ja auch gar kein Name, mehr . . .

Der Justizrath sagte dies mit einem solchen Ausdrucke von Treuherzigkeit, und auch den Prüfenden Blick, den Herr Wolston während dessen auf ihn richtete, ertrug er mit so viel Unbefangenheit, daß derselbe nicht umhin konnte, ihm Glauben zu schenken.

Nehmen wir, sagte er, indem er sich mit höflicher Entschuldigung erhob, das Gespräch ein andermal wieder auf. Die Frühstückszeit haben wir verplaudert, und jetzt wird meine Frau uns bald zur Mittagstafel laden lassen; ich muß zuvor noch einen Augenblick hinübersehen nach der neuen Fabrik, sie soll Julianshütte heißen, setzte er wohlgefällig hinzu, nach meinem Sohne Julian; wir werden sie am Weihnachtsabend einweihen, und ich freue mich im voraus, Sie, mein werthester Herr Justizrath, dabei als Ehrengast zu begrüßen. Wenn Sie inzwischen mit Ihrer Clientin über die bewußte Angelegenheit sprechen, so können Sie – Sie sehen, mein Theurer, wie bereitwillig ich mich Ihren Nachschlagen und Wünschen füge – ihr immerhin die Möglichkeit – Sie wollen meine Worte beachten: die Möglichkeit, sage ich, nicht mehr – eines Vergleichs, oder wie Sie es sonst nennen wollen, in Aussicht stellen. Aber auch dies freilich nur auf einige Bedingungen hin, von denen ich selbst beinahe zweifle, ob sie dem Fräulein genehm sein werden: nämlich erstlich, wenn sie das Testament ihrer Mutter ausdrücklich, durch schriftliche Erklärung, als giltig und verbindlich, den sogenannten Vergleich aber als Dasjenige

anerkennt, was er in Wahrheit ist, einen Act meiner väterlichen Güte, ja fast darf ich sagen meines Mitleids; wenn sie ferner allen weitem künftigen Ansprüchen, sowohl für sich selbst, wie für ihre etwanige künftige Descendenz, ohne alle Ausnahme, in rechtsgültiger Form entsagt – und wenn sie sich endlich verpflichtet, so wenig mein Haus, wie überhaupt diese ganze Gegend, jemals wieder zu betreten, und auch namentlich jeden Verkehr mit meinem Sohne, ihrem Bruder, abzurechnen. Auf diese Bedingungen wäre es möglich (möglich, ich wiederhole es), daß ich von der stritten Erfüllung des Testaments absähe und das kleine Capital, das ihr aus dem mütterlichen Nachlasse etwa noch zufällt und das, genau genommen, auch jetzt schon ein bloßes Geschenk meines Mitleids ist, sogar verdoppelte.

Der Justizrath, der den Vorschlägen des Herrn Wolston mit großer Aufmerksamkeit gelauscht hatte, sah ihn ingrimmig an.

Ich muß Ihnen noch einmal Ihre eigenen Worte zurückgeben, versetzte er sodann: auch der Vergleich, den Sie proponiren, ist von der Art, daß meine Clientin nicht schlimmer wegkommen könnte, selbst wenn sie den Proceß durch alle Instanzen verloren hätte . . .

Charmant denn, erwiderte Herr Wolston mit dem behaglichsten Lächeln, indem er die Hand des Justizraths vertraulich zwischen den seinen klopfte: charmant denn, mein Theurer, so processiren wir . . .

SECHSTES KAPITEL. DIE TISCHNACHBARN.

Das war denn nun also eine ziemlich gereizte, fast feindselige Unterhaltung gewesen. Dennoch, als die beiden Herren bei der Tafel wieder zusammentrafen, war ihnen nichts mehr davon anzumerken. Besonders der Justizrath war in der muntersten Laune. Angelica hatte sich entschuldigen lassen; sie war unwohl. Der wahre Grund ihres Ausbleibens indessen war ein ganz anderer; sie konnte nach Allem, was sie seit dem gestrigen Abend erlebt und namentlich nachdem sie den Justizrath vorhin in scheinbar so traulicher Unterhaltung mit Herrn Wolston gesehen hatte, nicht mehr zweifeln, daß auch der Justizrath auf die Seite ihrer Gegner übergetreten, und fühlte sie sich unter diesen Umständen nicht stark genug, den Anblick des bisher so aufrichtig verehrten Mannes zu ertragen. Auch Julian war auf seinem Zimmer geblieben.

Um so ungenirter konnte der alte Herr seiner muthwilligen Laune den Zügel schießen lassen; er erging sich in so viel spaßhaften Erinnerungen von ehemals, erzählte so viel kleine komische Geschichten und trug auch das Derbe und Verfängliche mit so viel gutem Humor und so viel liebenswürdiger Schalkheit vor, daß jede andere Frau als die Baronin Nachsicht mit ihm gehabt haben würde. Bei dieser jedoch war es, so zu sagen, ein gesellschaftliches Princip, sich bei ersten Bekanntschaften allemal möglichst streng und spröde zu zeigen. Auch saß ihr Herr Waller gegenüber, eine

doppelte Veranlassung für sie, die Histörchen des Justizraths recht abgeschmackt und unschicklich zu finden und diese ihre Meinung ziemlich unverhohlen an den Tag zu legen. Aber auch das erschütterte die übermüthige Laune des Justizraths nicht im mindesten; je zurückhaltender und einsylbiger die Baronin wurde, je lauter und lustiger wurde er, je strengere Blicke sie auf ihn richtete, je munterer hinwieder blitzte er sie mit seinen klaren feurigen Augen an.

Besonders viele Noth machte ihm Herr Florus, der mit Gewalt aus ihm herauspressen wollte, wie es mit der politischen Stimmung der Hauptstadt stände, und ob in der That, wie das Gerücht behauptete, für die nächste Zeit irgend eine Störung der öffentlichen Ruhe zu fürchten sei. Woher dies politische Interesse des Poeten stammte, wissen wir längst; er war wirklich in den letzten Wochen mit seinem Roman einigermaßen vorgeückt und zitterte nun bei dem Gedanken, das Erscheinen seines Buchs könne mit irgend einer politischen Katastrophe zusammenfallen und ihm dadurch der gehoffte Effect beeinträchtigt werden.

Der Justizrath war eben im Begriff, ein Glas alten Rheinwein hinunterzuschlüpfen. Er setzte das Glas vom Munde, ließ es gegen das Licht scheinen, führte es dann wieder bedächtig an die Nase, den Duft zu prüfen.

Ein vortreffliches Weinchen, nicht wahr? fragte er Herrn Florus.

Herr Florus, der in Allem, was Keller und Küche betraf, nicht bloß für einen ausgezeichneten Kenner galt, sondern es auch wirklich war, beeiferte sich sogleich mit großer Ernsthaftigkeit, die Geberden des Justizraths nachzuahmen. Vortreffliches Weinchen, wiederholte er bekräftigend, indem er das flüssige Gold langsam hinuntergleiten ließ.

Auch der Justizrath hatte sein Glas geleert; er setzte es so hart auf, daß Teller und Flaschen klirrten und die Frau vom Hause aus den peinigenden Gedanken, die sie mitten unter den Freuden der Tafel beschlichen hatten, bestürzt in die Höhe fuhr.

Nun so soll Sie doch das Wetter regieren, brach der Justizrath in komischem Zorne los, Sie Verwünschtester aller Verseemacher, daß Sie mir solch ein gottgesegnetes Weinchen mit Ihrer vertrackten Politik verderben wollen! Der beste Wein wird ja zu Essig, Geschmack, Blume, Alles ist weg, so wie nur Einer das leidige Wort Politik in den Mund nimmt. Politik, ei ja doch! unsere heutige Politik! Was fragen Sie mich denn danach? Da, den Schwarzrock da drüben, den fragen Sie (indem er auf Herrn Waller deutete), das sind die wahren Politiker heutzutage, die rühren den Brei – ich hoffe zu Gott, sie sollen ihn auch ausesen, gelt, mein Herr Pastor?

Herr Waller, wie er sich so unvermuthet in die Unterhaltung gezogen sah, hatte unwillkürlich mit einem

kurzen, flammenden Blick in die Höhe gesehen. Sogleich indessen, wie der Justizrath ihn unmittelbar anredete, schlug er das Auge wieder nieder und begnügte sich, mit einem feinen höflichen Lächeln zu erkennen zu geben, wie allerliebste er den Scherz des alten Herrn finde und wie sehr er der Mann sei, auf dergleichen einzugehen.

Der Justizrath aber, der nun einmal im Zuge war, fuhr fort:

Die ganze Politik jetzt ist Spitzbüberei, und nicht einmal resolute, ehrliche Spitzbüberei, sondern da behängen sie sich noch mit frommen Redensarten, und indem sie uns die Taschen leeren und die Rippen zerbrechen, stellen sie sich noch, als wollten sie unser Seelenheil retten. Mein Seelenheil! O ihr Hallunken! In diesem Glase Wein ist ja mehr Seelenheil und mehr wahres Christenthum als in eurer ganzen frommen Politik oder politischen Frömmigkeit, es kommt auf eins heraus. Wenn wir gute Freunde bleiben sollen, mein bester Herr Florus, fragen Sie mich nie wieder ein Wort von Politik; von Falschmünzern, Mordbrennern und Straßenräubern wollen wir uns erzählen, heillose Geschichten, sage ich Ihnen, Geschichten, daß man blaß davon werden kann bei hellem Tage – aber nur nichts von unserer jetzigen Politik! Es kommen da zu Hause auch so ab und zu Menschen zu mir, neundräh-tige, gleißnensche Schelme, die wollen mich aushorchen und schwatzen mir allerhand Dinge vor, von einer

Partei bei Hofe, die der andern Partei bei Hofe in den Haaren liegt, Serenissimus contra Erbprinz, Erbprinz contra Serenissimus, Pfaffen gegen Bureaukraten, Bureaukraten gegen Pfaffen – ich behandle diese Gesellen, den einen wie den andern, jedesmal mit solcher unchristlichen Grobheit, daß sie sich eiligst davon machen, weil ich nun ein für allemal mit dieser ganzen miserablen Geschichte nichts zu thun haben will. Partei! ja freilich! wenn ich Richter zwischen diesen Parteien wäre, auf mein Wort, ich würde sie nicht nur alle beide abweisen, sondern alle beide ließe ich sie . . .

Herr Florus, dem, wie uns bekannt ist, die gesellschaftlichen Dehors über Alles gingen, saß wie auf Nadeln; das Antlitz der Baronin war während der letzten Aeüßerungen des Justizraths immer ernster, immer vornehmer geworden. Mit wahrer Verzweiflung blickte der geängstigte Poet im Kreise umher, ob sich denn Niemand erbarmen und das verhängnißvolle Gespräch, zu dem er so unschuldigerweise Veranlassung gegeben, auf einen minder verfänglichen Gegenstand lenken würde. Aber Herr Waller, den Kopf sittig vornübergeneigt, schien nur mit seinem Teller beschäftigt: während Herr Wolston, breit hintenübergelehnt, die Zähne stochernd, sichtlich das größte Behagen an dem Zorn seiner Gemahlin wie an der Verlegenheit des Poeten hatte.

Endlich faßte sich Herr Florus ein Herz. Die Cousine Seiner Excellenz des Herrn Ministers, sagte er dem

Justizrath ins Ohr, doch laut genug, daß Alle es hören konnten, indem er voll Ehrfurcht auf die Baronin hinwies.

Nun versteht sich, die Cousine des Ministers, erwiderte der Justizrath unerschüttert mit ganz lauter, derber Stimme: wem sagen Sie das, Männchen? Als ob wir uns nicht kennen, gnädige Frau? Ei ja doch, Sie Versifex, die gnädige Frau und ich haben uns gekannt, noch lange bevor Sie sich die Finger an Ihren ersten Versen beklecksten. Stoßen wir an, gnädige Frau: die Vergangenheit soll leben!

Mit süßsaurer Miene erhob Madame Wolston ihr Glas. Der Justizrath dagegen, als wäre nicht das mindeste Anstößige oder Bedenkliche vorgefallen, fuhr fort, sie nach seiner Weise zu unterhalten.

Wissen Sie, sagte er, daß ich außer dem Vergnügen, Sie und Ihren Herrn Gemahl zu begrüßen, auch noch einen geschäftlichen Zweck bei dieser Reise habe? Das heißt nur eine Art von Geschäft; viel eintragen wird es mir allerdings nicht . . .

Die Baronin horchte hoch auf, und selbst Herr Wolston konnte eine gewisse Spannung nicht verbergen.

Es sind einige zwanzig Jahre her, vielleicht fünfundzwanzig, erläuterte der Justizrath, daß ich eine Vormundschaft zu führen hatte über einen jungen Mann, den Sohn eines alten Universitätsfreundes, eines Predigers; der Junge hatte ebenfalls Theologie studirt und

war dazumal, wenn ich mich recht besinne, Hauslehrer bei Ihrer seligen Frau Tante, meine Gnädigste, in deren Hause Sie damals lebten; ist's nicht so?

Es wären viele Hauslehrer bei ihrer Tante gewesen, entgegnete die Commerzienrätthin, sie könne sich auf die einzelnen Persönlichkeiten unmöglich mehr besinnen, zumal da es nicht ihr Lehrer gewesen.

Aber auf diesen besinnen Sie sich doch, rief der Justizrath, ganz gewiß besinnen Sie sich! Es war ein bildschöner Mensch und auch gescheidt, nur leider zu gescheidt für einen Theologen; der arme Tropf konnte das pfäffische Leben nicht aushalten, wurde liederlich, verlor endlich den Verstand . . .

Herr Wolston schien ungemeines Interesse an der Erzählung des Justizraths zu nehmen; er horchte mit großer Aufmerksamkeit zu, und seine Miene, je länger er zuhörte, wurde je ernsthafter.

Bei Madame Wolston schien gerade das Gegentheil der Fall zu sein; sie spielte mit Brotkrumchen, gab halbe oder verkehrte Antworten und fing endlich quer über den Tisch eine ganz abweichende Unterhaltung mit Herrn Waller an.

Aber so hören Sie doch, Madame! rief Herr Wolston mit strenger Miene dazwischen.

Ich bin sogleich zu Ende, versicherte der Justizrath. Der arme Teufel wurde, wie gesagt, toll, soll auch übrigens allerhand halb dumme, halb schlechte Streiche gemacht haben, und ist mir endlich, wie das in der

Welt so geht, völlig aus den Augen gekommen. Jetzt nun, einer gewissen Angelegenheit halber –

Erbschaftsangelegenheit? schaltete Herr Wolston ein, indem er mit seltsamen Blicken bald den Justizrath, bald seine Gemahlin maß.

Nichts von Erbschaftsangelegenheit, erwiderte der Justizrath ruhig: aber doch immerhin eine Angelegenheit, die mir wichtig genug ist, um Nachforschungen nach dem Verschollenen anzustellen; ich dachte, die Frau Baronin konnte mir vielleicht dabei behülflich sein, setzte er gutmüthig hinzu.

Oh, rief Herr Florus, indem er vor Freude in die Hände schlug, das trifft sich ja prächtig, das kann ja gar kein Anderer sein als der sogenannte tolle Heiner hier im Dorf.

Sie sind wohl selbst nicht recht bei Sinnen, Herr Florus, sagte die Baronin, indem sie rasch die Tafel aufhob: ich kenne den Menschen nicht, dessen widerwärtigen Namen Sie in unsere Unterhaltung mischen, mit mehr poetischer Lizenz, als ich von Ihnen erwartet hätte: aber daß das Subject, von dem Sie sprechen, niemals in dem Hause meiner seligen Tante gewesen ist, das weiß ich, und bedaure ich daher auch, dem Herrn Justizrath keine Auskunft geben zu können, wie schmeichelhaft mir sein Vertrauen übrigens auch ist; die Polizei oder der Irrenvorstand wird wohl eine geeignetere Stelle sein . . .

Stolz rauschte sie von dannen, Herr Wolston, mit finstern Gesicht, zog sich ebenfalls zurück. Herr Waller, der wieder von dem Ganzen nichts bemerkt hatte, setzte sich an den Flügel und fing an zu phantasiren.

Herr Florus, in schmerzlicher Verlegenheit, rückte die Brille bald rechts, bald links.

Aber um des Himmels willen, bester Justizrath, flüsterte er dem Alten zu, was bringen Sie auch für vertrackte Gespräche aufs Tapet, und was habe ich selbst nur gemacht, daß die Frau Commerzienrätthin mich auf einmal vor aller Welt so hart anläßt? So was ist mir ja nicht passirt, seit ich sie kenne!

Der Justizrath schlug ein Gelächter auf, daß die Wände hallten. Seit Sie sie kennen! rief er, das ist der Punkt, Männchen, da liegt es! Ich, Sie haben es heute schon einmal gehört, kenne sie länger – und sie selbst weiß, daß ich sie kenne.

Damit ließ er den verdutzten Poeten stehen und eilte mit einer Behendigkeit, die man seinen Jahren nicht zugetraut hätte, in den andern Flügel des Schlosses, um jetzt endlich dem Engelchen seinen Besuch zu machen.

## SIEBENTES KAPITEL. DIE VERSUCHUNG.

Der Empfang von Seiten der jungen Dame war, wie man sich leicht vorstellen kann, höchst befangen und einsylbig. Der Justizrath, in dem jetzt Niemand den

übermüthigen, schroffen Mann von vorhin wieder erkannt hatte, so sanft und herzlich trat er jetzt auf, und so aufrichtige, väterliche Zärtlichkeit leuchtete aus seinen Augen, faßte sie leise unters Kinn und richtete das holde Köpfchen mit zartem Druck in die Höhe.

Meine kleine Freundin ist böse auf mich, sagte er; meine kleine Freundin meint, der erste Gang des alten polternden Advocaten hätte zu ihr sein müssen, und bedenkt nicht, daß zwischen ihr und mir kein Streit ist, und daß überdies ein kluger Feldherr allemal zuerst das Terrain inspicirt. Kopf in die Höh', Engelchen, und das Herz auch! Unsere Sachen machen sich besser als ich dachte; Ihr Stiefpapa ist lange der Menschenfresser nicht, als den Sie ihn mir früher geschildert haben, und was Ihre gnädige Frau Mutter betrifft, so hab' ich da schon meine Fädchen, an denen ich sie halte . . .

Wohlwollen und Freundlichkeit waren zu sehr die Natur des Engelchen, als daß sie einer so herzlichen Anrede gegenüber alle Angst und Kränkung, die sie ausgestanden, nicht sogleich hätte vergessen sollen. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen, wie der alte Herr sie liebte: aber es waren schon mehr Thränen des Dankes als des Schmerzes.

Ja, sagte sie, ich will es nur gestehen, ich war recht böse auf Sie, Herr Justizrath; ich habe mich sehr geängstigt, daß Sie alle die Zeit gar nichts von sich hören ließen, und als Sie nun gar beinahe vierundzwanzig Stunden mit mir unter einem Dache sein konnten und

hatten kein Wort, keinen Blick für mich, da dachte ich allerdings, das Herz müßte mir brechen vor Betrübniß; es war nicht bloß deshalb, daß ich nun ganz verlassen, ganz rathlos war, es war noch weit mehr, weil ich fürchtete, Ihre Freundschaft, Ihre väterliche Liebe verscherzt zu haben. Nun aber sind Sie ja da, Sie nennen mich Ihr Engelchen und richten mir den Kopf in die Höhe, wie ehemals; nun will ich auch wieder Ihr verständiges, tapferes Kind sein, und wie es auch komme, Sie sollen Ehre mit mir einlegen.

Allein dieser gute Muth hielt nicht lange vor. Der Justizrath, noch ganz voll von dem Gespräch, das er heute früh mit Herrn Wolston gehabt, so wie noch ganz stolz über die Vortheile, die er nach seiner Meinung über denselben gewonnen hatte, beeilte sich, dem Engelchen den Inhalt der Unterredung ausführlich mitzutheilen; er setzte ihr die Vortheile des Vergleichs auseinander, über den er unterhandelt hatte, und fügte hinzu, daß es nun von ihrer Seite nur ein klein wenig Klugheit, ein klein wenig Entgegenkommen bedürfen werde, um ihren Stiefvater wirklich zum Abschluß desselben zu bewegen.

In dem Eifer, mit welchem der alte Herr erzählte, hatte er gar nicht bemerkt, wie Angelica mit jedem Worte, das er sprach, bleicher und bleicher geworden war: bis sie endlich, mitten unter seiner Erzählung, rasch in die Höhe fuhr und weit von ihm zurücktretend, mit emporgehobener Rechte —:

Nie, nie, rief sie, werd' ich diesen oder irgend einen andern Vergleich mit Herrn Wolston eingehen! Mein Recht zu vertheidigen habe ich Sie gebeten, Herr Justizrath, nicht einen Vergleich für mich zu schließen, bei dem mein Recht mit Füßen getreten wird, ja was sag' ich? bei dem ich es selbst mit Füßen trete!

In leidenschaftlicher Erregung ging sie vor dem Justizrath auf und nieder; ihr Antlitz war jetzt von Purpurröthe übergossen und fest und sicher bohrte ihr Auge in das des Justizraths.

Recht! Recht! polterte der Alte: diese jungen Weibsbilder gehen mit den Worten um, als wären es Pfeffernüsse – soll ich Ihnen sagen, mein Schatz, was Ihr Recht ist? Binnen hier und fünf Tagen dem Commerzienrath über den armseligen Rest Ihres mütterlichen Vermögens zu quittiren und dann aus dem Hause zu gehen.

Aus dem Hause! von der Seite meines Bruders! rief Angelica verächtlich: seien Sie unbesorgt, Herr Justizrath, ich bin nur ein Mädchen, aber so lange noch ein Athemzug in meinem Bruder ist, werde ich nicht gehen!

Sie werden gehen müssen, Schatz, erwiderte der Justizrath mit unerbittlichem Phlegma. Ja, wenn Sie auch allerdings nur ein Mädchen sind, so hätte ich von Ihrem sonst so klaren Verstande dennoch erwartet, daß Sie die Lage der Sache besser durchschauen würden.

Ich habe mich mit Ihrer Angelegenheit mehr beschäftigt und mehr darin gearbeitet, als Sie ahnen. Wenn ich Sie so lange ohne bestimmte Antwort gelassen, so geschah das nur, weil ich selbst noch ohne die entscheidende Antwort von andern Orten her war. Und ebenso jetzt, wenn ich siebzigjährige Mann in st schlechter Jahreszeit in Person hierher komme, so geschieht das ebenfalls nur, weil mit Tinte und Feder, mein gutes Engelchen, in dieser verlorren Sache nun einmal nichts mehr auszurichten ist und weil meine ganze Hoffnung für Sie nur noch auf persönliche Unterhandlungen und Vergleiche gesetzt sein kann. Es ist sehr viel Ungesundes und Verkehrtes in diesem Hause, und ist es gewesen seit alten Zeiten. Das ist schlimm für Sie, und doch auch wieder gut. Denn was keine Advocatenweisheit ausrichten könnte, das kann hier vielleicht der Blick eines alten ehrlichen Kerls, verstehen Sie? (indem er seine Augen noch gewaltiger blitzen ließ als gewöhnlich): so ein Blick, der wie ein Blitz auf die eingeschlafenen Gewissen nieberfährt, daß sie aufflammen lichterloh. Aber bleiben wir bei der Sache, gutes Kind. Ich habe alle Papiere und Schriften gewissenhaft durchforscht, habe alle Umstände und Thatsachen genau zusammengestellt; ich sage Ihnen, daß hier gar kein Proceß zu führen ist. Das Testament ist seltsam, ist abenteuerlich, aber es ist juristisch nicht anzugreifen –

Das Testament ist falsch! ist meiner Mutter untergeschoben, abgezwungen! rief Angelica mit einer Sicherheit, die gleichwohl den alten ergrauten Praktikus nicht aus dem Text bringen konnte.

Möglich, liebes Engelchen, sagte er, ja, was den letztem Punkt angeht, sogar höchst wahrscheinlich. Aber wir haben keine Spur von Beweisstücken in der Hand. Ruhmredigkeit, gutes Kind, ist nicht meine Art, und am Wenigsten gegen Sie möchte ich prunken und groß thun mit Dem, was ich für Sie gethan. Aber Sie nöthigen mich ja dazu, Sie verwetterter kleiner Eigensinn! Kurz denn: ich habe nach England geschrieben, ich habe Monate lang durch die geschicktesten und schlauesten Agenten die sorgfältigsten Nachforschungen anstellen lassen; ich habe auch viel und mancherlei in Erfahrung gebracht – davon ein andermal –, aber nur leider nichts, was uns als Beweisstück gegen Ihren Stiefvater dienen könnte. Der Vergleich, über welchen ich unterhandle, ist, ich muß es Ihnen wiederholen, der einzige leidliche Ausweg, den es für Sie gibt; er verhindert wenigstens den öffentlichen Skandal und sichert Ihnen für alle Wechselfälle des Lebens eine schickliche und sorglose Existenz.

Ich kann arbeiten! warf Angelica trotzig dazwischen.

Sehr gut, wenn Sie es können, entgegnete der Justizrath: aber noch weit besser, wenn Sie es nicht brauchen. Kein Geld nöthig haben, von seiner Arbeit leben, – ja freilich, das ist auch so eine Pfeffernuß, mit der

ihr jungen Personnagen gern euer Spielchen treibt; ich dünkte, Sie wären hier eben an dem rechten Ort, um sich zu überzeugen, daß Arbeit im Gegentheil eine sehr harte, bittere Nuß ist, und daß Mancher sich das Blut unter den Nägeln hervorarbeiten kann, und kann sein armes Dasein mit alledem doch nicht fristen. Sie haben keine andere Wahl: entweder Sie geben nach –

Nimmermehr! rief das Engelchen.

Oder Sie gehen ins Elend –

Niemals! rief sie wiederum.

Nun zum Teufel, platzte der Justizrath heraus, oder Sie thun dem Testament den Willen und heirathen? Wie? pfeift der Wind daher? und ist es etwa Das, was das gnädige Fräulein wollen? Ich habe auch schon so ein Vögelchen davon singen hören – der dicke Herr Florus? ist's richtig? Ein wenig passirt, der Mann, ein wenig knickbeinig, was man so nennt; aber freilich ein Poet, ein berühmter Mann . . .

Narrensposen, sagte das Engelchen, indem sie, trotz Aufregung und Betrübniß, doch nicht umhin konnte, über die komischen Geberden des alten Herrn zu lächeln: die schneeweißen, aber gleichwohl noch dichten Haare standen ihm in die Höhe, wie eine Wolke, aus der sein von Wein und Eifer geröthetes Antlitz mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verschmitztheit hervorlauschte.

Nun, oder den Tellergucker, den Pastor da, fuhr der Justizrath fort, indem er seine Augen auf das Engelchen geheftet hielt, mit solcher Schärfe und so durchdringend, als hätte er es hier mit dem verstocktesten Inculpaten zu thun.

Pfui doch, sagte das Engelchen, die jetzt wieder ernstlich böse ward . . .

Das ist mir lieb, erwiderte der Justizrath, ich habe den Menschen nur bei Tische gesehen; nicht zwei Worte hat er gesprochen die ganze Zeit: aber genug, er gefällt mir nicht und es freut mich, daß wenigstens dieser Schwarzrock sich nicht einbilden darf, das spröde Herz des Engelchen gerührt zu haben. Aber wie steht es nun mit dem Letzten, dem Dritten . . . ?

Welchem Dritten? fragte Angelica mechanisch. Ihre Gedanken waren in der That schon weit weg von diesem unerquicklichen Gespräch; sie war fester als je entschlossen, Herrn von Lehfeldt mit der Führung ihrer Angelegenheit zu beauftragen, und sann nur noch darüber nach, wie sie in aller Schnelligkeit den Aufenthalt des unsteten Flüchtlings erforschen sollte.

Nun, was stellen wir uns! rief der Justizrath: den Maler meine ich, den gewisse schöne Augen hier so lange festgehalten haben, den Herrn Müller – oder Schulz – oder nein, jetzt hab' ich's, Schmidt . . .

Er ist weder ein Maler, noch heißt er Schmidt, sagte Angelica verdrießlich und nur halb hinhörend; sie hatte in diesem Augenblicke nur noch den einen Wunsch,

diese ganze fruchtlose Unterredung so bald wie möglich zu endigen. Aber wie ihr die Worte, halb in Gedanken, entschlüpft waren, mußte sie erröthen über sich selbst, theils vor Ueberraschung, daß sie das Geheimniß des jungen Mannes zum zweiten Male in Gefahr gebracht, theils auch weil der Justizrath gerade in diesem Augenblick von demselben Manne sprach, mit dem ihre Gedanken so eben so lebhaft beschäftigt waren.

Dem Falkenblicke des Justizraths entging nichts, auch nicht dieses Erröthen. Kein Maler ist er? und heißt auch nicht Schmidt? sagte er mit langgedehntem Tone, indem ein verhaltenes Gelächter den langen, hagern Körper durchschütterte: ei, ei, und wer ist es denn, wenn ich fragen darf?

Angelica hatte sich schnell gefaßt. Ein junger Mann, sagte sie, den unglückliche Verhältnisse genöthigt haben, sich für einige Zeit unter fremdem Namen hierher zu flüchten; sein wahrer Name und Stand ist nicht nur mir, sondern auch Herrn und Madame Wolston bekannt, und auch Sie, glaube ich, würden ihn von Namen wie von Person kennen, wenn es mir gestattet wäre, das Geheimniß zu enthüllen.

Ah so, ein Geheimniß, sieh mal an, spottete der Justizrath in immer gedehntem Tone, und immer d, wie das Brodeln eines Wassers, quoll sein heimliches Gelächter in die Höhe: ein Geheimniß, das ist ja höchst romantisch! Und Herr Wolston kennt ihn auch, sagen

Sie? Nun, da haben Sie nur Muth, mein Schatz, setzte er hinzu und streichelte ihr halb schalkhaft, halb gutmüthig die Wangen: Herr Wolston, wie gesagt, ist kein Unmensch, und wenn der geheimnißvolle Herr Schmidt nur halbwegs eine honette Personnage, will ich auch schon mein Wort für ihn einlegen – sollst ihn haben, mein Schätzchen, sollst ihn haben!

Aber hier gingen Geduld und Kräfte des jungen Mädchens zu Ende. Laut weinend stürzte sie in die Knie, das schamerglühte Antlitz in die Kissen des Sophas zu verbergen. Ach, ach, rief sie, Herr Justizrath, das von Ihnen, den ich allzeit verehrt habe als meinen Vater und der Sie mich doch sollten wahrhaftig besser kennen! Haben Sie Dank, Herr Justizrath, für Alles, was Sie bisher für mich gethan haben und noch für mich thun wollen: aber ich überzeuge mich freilich zu deutlich, daß unsere Ansichten von dieser Sache nicht zusammenpassen – durch meine Schuld, ganz gewiß: aber so will ich lieber untergehen für meine Thorheit als mich Ihrer Weisheit fügen.

Der alte Herr war durch die plötzlich ausbrechende Heftigkeit der jungen Dame in die äußerste Verlegenheit gesetzt. Es begegnete ihm wohl öfter, daß er einen Scherz zu weit trieb, ohne es selbst zu merken; aber niemals hatte ihm das so leid gethan wie jetzt.

Nun so schreien Sie doch nicht gleich so erbärmlich, sagte er ärgerlich (diese Art von Aergerlichkeit war bei

ihm in der That der äußerste Grad von Selbstzerknirschung und Reue, zu dem er es bringen konnte): ich will Sie ja zu Ihrem Glück nicht zwingen, Sie sollen ja weder heirathen noch sich vergleichen, wenn Sie nicht wollen. Aber nur das Eine sagen Sie mir endlich, was Sie denn eigentlich wollen: und wenn nur ein kleiner Gran Menschenvernunft darin ist, so will ich Ihnen ja dazu beistehen, selbst gegen meine eigene bessere Ueberzeugung, so viel ich nur kann.

Das Testament als falsch und ungültig angreifen, sagte Angelica, sich stolz aufrichtend: mich meinem Bruder erhalten, so lange ihn Gott mir erhält, und die Ehre meiner Mutter retten, die noch in ihrem fernen, unbekanntem Grabe durch ein abscheuliches Complot bedroht wird!

Der Justizrath stampfte, die Hände auf dem Rücken, die kleine Stube mehrmals auf und nieder. Endlich blieb er vor dem jungen Mädchen stehen; seine Stimme war jetzt ganz weich geworden und sein Auge blickte wie feucht.

Sie sind sehr böse auf mich, Engelchen, sagte er, und ich mag es zum Theil verdient haben. Aber lieb habe ich Sie doch, viel lieber als Sie denken und ahnen. Ich habe Ihnen vorhin schon gesagt, daß ich Nachforschung in England angestellt habe. Es war auch die pure, närrische, väterliche Zärtlichkeit von mir, daß ich nichts weiter über diesen Punkt hinzugefügt habe; aber Sie abscheulicher Eigensinn zwingen mich ja, und ich

bin auch solch ein alter, grauer Thor, daß ich Ihnen auch in diesem Stück nachgebe. Die Ehre Ihrer Mutter –! Gott segne Sie dafür, gutes Engelchen, daß Sie das Andenken Ihrer Mutter noch im Grabe so lieb haben; es ist die Pflicht jedes gutgearteten Kindes, jederzeit das Beste von seinen Aeltern zu denken, und verflucht soll die Zunge sein, die einem Kinde aus Vorwitz oder Bosheit den ehrwürdigen Glauben an seine Aeltern erschüttert. Aber nun glauben Sie auch mir, gutes Kind, wenn ich Ihnen sage: – gerade wenn Sie die Ehre Ihrer Mutter lieb haben, dürfen Sie keinen Proceß gegen Herrn Wolston anfangen, die Ehre Ihrer Mutter verträgt diesen Proceß nicht – verstehen Sie?

Das junge Mädchen starrte ihn mit langsamem Kopfschütteln verwundert an, nur die bebenden Lippen und das leise, fieberische Zucken der kleinen Hand verriethen den Sturm, der in ihrem Innern tobte.

Der Justizrath drückte sie sanft vor sich nieder in das Sopha; dann auf die Lehne gestützt, mit verhaltenem, möglichst gleichgiltigem Tone, sagte er:

Hier, mein armes Kind, was ich auf die unzweifelhafteste und zuverlässigste Weise von dem frühern Schicksal Ihrer Aeltern erfahren habe: – Ihre Mutter, wie Sie wissen, war vor der Ehe mit Herrn Wolston schon einmal vermählt, mit dem Manne, dem Sie Ihr Dasein verdanken und dessen Namen Sie führen. Ihr Vater war ein reicher und angesehener Kaufmann in London, dabei jung, schön, von liebenswürdigen Sitten und Ihrer

Mutter mit blinder, abgöttischer Leidenschaft ergeben. Dennoch muß auch er seine geheimen Fehler gehabt haben, ich nehme es so an, weil es mir sonst unbegreiflich wäre, wie das Herz Ihrer Mutter sich von einem so würdigen, so liebevollen Manne verirren konnte zu diesem —

Dem Justizrath fiel noch zur rechten Zeit ein, daß der Mann, den er im Sinne hatte, Niemand anders war als der gegenwärtige Stiefvater des Engelchen, und so verschluckte er denn das harte Wort, das ihm schon auf der Zunge schwebte. Er fuhr fort:

Genug, Ihr jetziger Stiefvater, Herr Wolston, kam kurze Zeit nach Ihrer Geburt in das Haus Ihres Vaters. Haben meine Gewährsmänner mich recht berichtet, so ist Herr Wolston damals sehr weit entfernt gewesen von dem Glanz und dem Reichthum, den er jetzt um sich entfaltet. Im Gegentheil, sein erstes Auftreten in London soll sehr armselig, fast bettelhaft gewesen sein. Durch welche Mittel er sich so weit in die Höhe gebracht, um nur als Gehülfe in das Comptoir Ihres Vaters zu treten, wußte Niemand mehr anzugeben; es steht zu vermuthen, daß es irgend welche kaufmännische oder industrielle Geheimnisse gewesen sind, welche ihn, verbunden mit jenem Fleiße und jenem Scharfsinn, der ihm noch heute selbst von seinen Gegnern muß zugestanden werden, in kurzer

Frist auf die erste Stelle, zunächst Ihrem Vater, beförderten. Aber Herr Wolston war auch noch mehr geworden inzwischen als nur der erste Buchhalter und Geschäftsführer Ihres Vaters – er war auch der Freund Ihrer Mutter geworden . . .

Angelica saß lautlos; sie sah starr vor sich nieder, während heiße, dicke Thränen über ihre Wange rieselten.

Ihr Vater, fuhr der Justizrath fort, bekümmerte sich nur wenig um sein Geschäft; mit demselben blinden Vertrauen, mit dem er seinem neuen Freunde die Ehre seines Hauses preisgegeben, überließ er ihm auch die ausschließliche Leitung seiner ausgedehnten und verwickelten Angelegenheiten. Auf Herrn Wolston's Betrieb wurden einige sehr kühne, in ihrem Erfolge jedoch sehr glückliche Speculationen gemacht. Das gab die Veranlassung zu noch kühnern, noch ausgedehntern, die aber minder glücklich ausfielen, – oder doch ausgefallen sein müssen, verbesserte der Justizrath sich selbst: denn eines Tages kam Herr Wolston bleich vor Schrecken in das Cabinet Ihres Vaters, legte Briefe und Berechnungen vor und bewies unwidersprechlich, daß die Firma bankerott sei. Eine halbe Stunde später empfing Ihr Vater einen anonymen Brief, in welchem ihm, und zwar wieder auf die unwiderlegbarste Weise, bewiesen ward, daß auch seine häusliche Ehre bankerott, schon seit langem bankerott – und wiederum

nach einer halben Stunde war Ihr Vater todt; er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen . . .

#### ACHTES KAPITEL. NEUE PLÄNE.

Eine lange schmerzliche Pause! – Angelica saß da wie eine Bildsäule; alle Farbe war aus ihrem Angesicht, aller Athem aus ihrer Brust gewichen.

Der Justizrath fuhr fort:

Was ich Ihnen bisher erzählt habe, mein gutes Kind, sind, wie ich Ihnen gleich anfangs sagte, Thatsachen, durch übereinstimmendes und unzweideutiges Zeugniß erhärtet. Allein um diese Thatsachen selbst im rechten Lichte zu zeigen, muß ich auch einiger Gerüchte Erwähnung thun, die zur Zeit jenes unglücklichen Vorfalls umgingen und deren Andenken sich bei unsern Gewährsmännern erhalten hat. Kurze Zeit nämlich nach dem beklagenswerthen Ende Ihres Vaters tauchte in wohl unterrichteten kaufmännischen Kreisen die Meinung auf, als ob es mit dem Geschäft Ihres Vaters keineswegs so verzweifelt gestanden habe, wie sein damaliger Buchhalter, Herr Wolston, es ihm in jener verhängnißvollen Stunde dargestellt. Ihr Vater, ich wiederhole es Ihnen, hatte sich um sein Geschäft in den letzten Jahren nur wenig gekümmert, es war ihm fremd geworden, besonders seit die neuen, weitgreifenden Speculationen des Herrn Wolston dasselbe eben so sehr erweitert als andererseits auch verwickelt hatten. Auf diese Weise, wollte man damals wissen, sei

es Herrn Wolston leicht geworden, Ihren Vater mit seinen unglücklichen Nachrichten zu überrumpeln und ihm die unvermeidliche Nähe eines Bankerotts vorzuspiegeln, zu derselben Zeit da das Geschäft in der That vollkommen sicher und blühend gewesen wäre. Ja das Gerücht ging selbst noch weiter; es behauptete sogar, daß Herr Wolston auch der zweiten, noch traurigern Entdeckung nicht ganz fremd gewesen, mit andern Worten – daß er selbst der verborgene Urheber jenes Briefes, durch welchen Ihrem Vater die verletzte Ehre seines Hauses verrathen ward . . .

Angelica's Auge flammte hell auf; sie hatte, gleichsam als müßte sie irgend etwas haben, sich daran zu halten, mit beiden Händen den Arm des Justizraths umklammert und sah unbeweglich, starr zu ihm in die Höhe.

Wie viel von diesen Gerüchten wahr, wie viel erfunden ist, erzählte der alte Herr weiter, habe ich natürlich jetzt nicht mehr ergründen können; ich habe dieselben überhaupt nur hier erwähnt, weil ich, einmal so weit gebracht, es nun auch für meine Pflicht halte, Ihnen Alles zu sagen, mein gutes armes Kind, was ich selber weiß, und zweitens, weil auch diese Gerüchte Ihnen zur Kenntniß des Mannes dienen werden, mit dem wir es hier zu thun haben, so wie desjenigen, was Sie, bei Fortsetzung Ihres Eigensinnes, sich von ihm und der Wahl seiner Mittel versprechen dürfen. Eine fernere Thatsache ist es wiederum, daß Herr Wolston

sogleich nach dem Tode Ihres Vaters das Geschäft desselben übernahm. Ich wage nicht zu entscheiden, ob er dabei nur die Bestürzung benutzt hat, in welcher Ihre Mutter nach dem plötzlichen Tode des Gemahls und bei der nahen Aussicht auf Armuth und Entehrung sich befand, oder ob ihm dabei vielleicht noch andere intimere Beziehungen behülflich gewesen sind. So wehe es mir thut, mein gutes Engelchen, Ihr Herz in einem so zarten und heiligen Punkte nicht besser schonen zu können, so darf ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die Wahrscheinlichkeit für die letztere Annahme spricht. Denn schon wenige Monate nach dem Tode Ihres seligen Vaters, noch vor Ablauf der üblichen Trauerfrist, war die Witwe Ihres Vaters die Gemahlin des Herrn Wolston . . .

Eine zweite, noch schauerlichere Pause! – Es ist mir, hub der Justizrath von Neuem an, der ich Welt und Menschen leider besser kenne als Sie, mein Schatz, nicht unwahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil jener, Herrn Wolston so ungünstigen Gerüchte erst nachträglich entstanden ist, zu dem Zwecke lediglich, Ereignisse und Thatsachen zu erklären, welche dem Publicum, nach seiner Kenntniß der Verhältnisse, allerdings unbegreiflich und unerklärlich sein mußten. Genug, dasselbe Geschäft, welches in der Sterbestunde Ihres Vaters nach der Darstellung seines damaligen ersten Buchhalters bankerott gewesen war, zeigte sich,

seitdem dieser Buchhalter es als Principal und Eigentümer leitete, nichts weniger als bankerott; im Gegentheil, alle Verbindlichkeiten wurden prompt und pünktlich erfüllt, und bald stand das Geschäft wieder, in finanzieller Hinsicht wenigstens, so geachtet und ansehnlich da, wie ehemals.

Man soll, fuhr der Justizrath fort, bekanntlich auch gegen den Teufel selbst gerecht sein: und so ist es immerhin möglich, daß dies Ergebniß in der That nur der ganz unzweifelhaften außerordentlichen Geschäftskenntniß, dem kaufmännischen Genie, kann man sagen, Ihres Stiefvaters zu verdanken gewesen ist. Aber wie sich dies nun auch verhalten mag: den kaufmännischen Credit der neuen Firma hatte Ihr Stiefvater allerdings sehr rasch hergestellt und befestigt, mit seinem eigenen moralischen Ansehen dagegen wollte es ihm, wenn ich recht berichtet worden bin, bei alledem nicht so gut gelingen. Man respectirte den Reichtum, respectirte die Klugheit des neuen Handelsherrn; sein moralischer Charakter dagegen konnte sich kein Zutrauen erwerben, und trotz seines Reichthums und seines geschäftlichen Einflusses wurde Herr Wolston doch in gesellschaftlicher Hinsicht mehr gemieden als gesucht. Auch der Ruf Ihrer Mutter – es muß nun einmal heut Alles von der Leber herunter, mein gutes Engelchen, und wenn Sie mir böse darüber werden, so denken Sie nur immer, daß Sie mir selbst keine Ruhe eher gelassen haben – auch der Ruf Ihrer Mutter,

sage ich, hatte durch alle diese Vorgänge aufs Aeüßerste gelitten; der offenkundige Zwiespalt und das ganze höchst unglückliche Verhältniß, in welchem sie in ihrer neuen Ehe lebte, einer Ehe, die, wenigstens dem allgemeinen Glauben nach, auf so unwürdige, ja verbrecherische Weise, über dem fast noch dampfenden Blute Ihres unglücklichen Vaters zu Stande gekommen war —! konnte natürlich nicht dazu beitragen, ihn wiederherzustellen. Vielleicht war es dies, vielleicht aber auch nur eine gewöhnliche kaufmännische Speculation, was Ihren Stiefvater veranlaßte, kurze Zeit nach der mehrerwähnten Katastrophe sein Geschäft in England aufzulösen und hierher nach Deutschland überzusiedeln. Es war wenige Jahre nach dem Kriege, Industrie und Handel lagen bei uns in Deutschland noch aufs Kläglichste darnieder; einem unternehmenden Kopf, mit Geschäftskenntniß und genügenden Capitalien ausgestattet, stand, vornehmlich in demjenigen Geschäftskreise, welchen Herr Wolston hier cultivirt, die glänzendste Laufbahn offen.

Mit welchem Erfolg, schloß der Justizrath seine Erzählung, Ihr Stiefvater dieselbe eingeschlagen, wissen wir Alle. Sie aber, gute Angelica, wissen nunmehr auch, mit welchen unglücklichen und düstern Begebenheiten Ihr junges Leben frühzeitig verflochten worden ist; Sie werden namentlich einsehen, daß wir, zu Ihrem eigenen Besten, wie zur Ehre Ihrer Familie, nichts mehr zu scheuen und nichts sorgfältiger zu vermeiden haben

als einen offenen Proceß mit Herrn Wolston, einen Proceß, der ganz unvermeidlich diese und vielleicht sogar noch schlimmere Dinge zur Sprache bringen müßte. Und mit welchem Erfolg? ja nur mit welcher Möglichkeit des Erfolgs? Alles, was ich Ihnen mitgetheilt habe, mein bester Schatz, sind theils Thatsachen, theils Gerüchte; die Thatsachen beweisen nichts gegen Herrn Wolston und die Gerüchte sind wir nicht im Stande zu beweisen. Ich bin persönlich gar nicht abgeneigt, den Argwohn, mit welchem Sie das Testament Ihrer Mutter betrachten, zu theilen; ich glaube ebenfalls, daß hier nicht Alles völlig mit rechten Dingen zugegangen, und daß das Testament, wenigstens in moralischer, in sittlicher Beziehung, kein völlig freiwilliges, völlig gültiges ist. Ich thue noch mehr, ich gestehe Ihnen zu, daß der Commerzienrath, abgesehen von der hinlänglich bekannten Abneigung, welche er gegen Sie hegt, noch sein sehr ausreichendes praktisches Interesse daran hat, daß das Testament Sie, wie es thut, auf Gnade oder Ungnade in seine Hände liefert. Ist nämlich das Gerücht begründet, hat Herr Wolston Ihrem seligen Vater die Zerrüttung seines Geschäfts nur vorgespiegelt und ist vielmehr sein Vermögen die eigentliche Grundlage, das wahre Betriebskapital gewesen, mit welchem der Commerzienrath seinen gegenwärtigen enormen Reichthum erworben hat: so muß ihm, ich gestehe es Ihnen völlig zu, allerdings recht sehr daran gelegen sein, jede Erbtheilung mit Ihnen,

die ganz unvermeidlich zu nähern Erörterungen über Ursprung und Herkommen dieses Reichthums führen müßte, zu vermeiden. Aber das Alles bringt uns nicht vom Fleck. Es sind Möglichkeiten, zum Proceß aber brauchen wir Wirklichkeiten; nicht das moralische Verhältniß unterliegt dem Spruche des Richters, sondern lediglich das juristische. Dieses Ungewisse, seinem Inhalte nach so zweideutige, mit der Zärtlichkeit, welche Ihre selige Mutter jederzeit für Sie gehegt hat, so unvereinbare Testament ist nichtsdestoweniger juristisch unangreifbar. Ich habe auch in dieser Hinsicht die sorgfältigsten und genauesten Nachforschungen anstellen lassen; aber alle haben nur dazu gedient, die Aussagen Ihres Stiefvaters in Betreff des Testaments zu bestätigen. Daß die Unterschrift echt ist, von der Hand Ihrer Mutter, lehrt der Augenschein: und selbst wenn ein Betrug damit vorgefallen, so fehlt es uns an allen Beweisen, nicht nur für den stattgefundenen Betrug, sondern selbst nur für die Möglichkeit desselben. Die Zeugen, vor denen es abgefaßt ist, und durch deren Unterschrift namentlich erhärtet wird, daß Ihre Mutter zur Zeit der Abfassung ihrer Sinne vollkommen mächtig und in jedem Betracht dispositionsfähig gewesen ist, sind noch am Leben. Sie gehören allerdings zu den wenigen persönlichen Freunden, welche Herr Wolston sich in England erhalten hat, und genießen, sowohl in kaufmännischer als in geselliger Beziehung, allerdings

nicht des besten Rufes. Aber das sind Privatmeinungen; in rechtlicher Beziehung stehen sie völlig untadelhaft da, Niemand darf sich unterfangen, ihr Zeugniß zu verwerfen oder auch nur anzuzweifeln, aus keinem andern Grunde und auf keinen andern Beweis gestützt, als bloß weil es *ihr* Zeugniß ist. Geben Sie mir einen einzigen Beweis, gutes Kind, rief der Justizrath, indem er leidenschaftlich in die Höhe sprang, nur einen einzigen Zeugen, ein einziges Document – und ich setze Ihnen meine Ehre zum Pfand, daß ich Ihnen den Proceß nicht bloß führen, sondern auch gewinnen will! So aber müßte ich ein gewissenloser, elender Rechtsverdrehler sein, wollte ich Ihnen zum Prozesse rathen. Ihr Stiefvater – Alles, was wir von seinem Charakter und seinen Schicksalen kennen, muß uns gut dafür sein – würde denselben nur benutzen, alte, schmutzige Geschichten aus der Vergangenheit heraufzuwühlen und das Herz einer Tochter zu brechen, die er haßt, indem er das Andenken einer Frau preisgäbe, welche er – ich behaupte es, und die Erinnerungen Ihrer eigenen Kindheit, gute Angelica, müssen ja meine Behauptungen bestätigen – entweder niemals geliebt hat, oder doch sehr früh aufgehört hat zu lieben. Und darum muß ich nach allem diesem einfach wieder zurückkommen auf den Vorschlag, den ich Ihnen im Beginn unseres Gespräches gemacht, so sehr derselbe Sie auch gekränkt und erbittert hat: Sie müssen entweder binnen hier und fünf Tagen heirathen, kleiner Trotzkopf, oder müssen sich

mit Herrn Wolston zu vergleichen suchen; jedes Dritte könnte nur zu Ihrem Verderben ausschlagen.

Angelica hatte der langen Erzählung des Justizraths mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; sie war jetzt vollkommen gefaßt und ruhig.

Ich danke Ihnen herzlich, sagte sie, mein theuerster Herr und Freund, für diese neuen und vielfachen Beweise Ihrer Güte, die Sie mir so eben wiederum gegeben haben; ich undankbares Geschöpf glaubte mich vergessen und verlassen von Ihnen, während Sie sich doch in der That so viel Mühe um meinetwillen gemacht haben. Von dem, was Sie Mir so eben mitgetheilt, war mir Einiges bereits bekannt, wenn auch nur durch die dunkeln Erinnerungen meiner Kindheit; Anderes findet in diesen Erinnerungen wenigstens seine Bestätigung; ich darf Sie versichern, daß ich mir niemals ein besseres Bild von Herrn Wolston gemacht habe, als wie er jetzt in Ihren Erzählungen dasteht. Nur in zwei Punkten muß ich mir bei alledem erlauben, Ihnen zu widersprechen. Und wenn die ganze Welt sich gegen das Andenken meiner Mutter erhöbe, und wenn Herr Wolston selbst mit eigenem Munde sie und sich für schuldig bekannte – mein Herz, das Herz der eigenen Tochter, stellt ihr ein anderes Zeugniß aus! Ich bin nur noch ein unerfahrenes Kind, ich wage weder, noch

sehne ich mich danach, mich an Erfahrung und Weltkenntniß mit Ihnen, theuerster Justizrath, zu vergleichen. Auch mag es wahr sein, was die Leute behaupten, daß die Leidenschaft blind ist und unwiderstehlich zugleich, und daß, einmal von ihrer gewaltigen Hand ergriffen, Niemand bestimmen kann, wo er stille stehen, wo er einhalten will. Aber Eines sollen Sie mir mit all Ihrer Weltkenntniß dennoch nicht erschüttern: daß ein edles Herz auch nur edle Leidenschaften hegt. Und das Herz meiner Mutter war edel! Es war von Kummer erdrückt, von Sorgen zerfleischt, zerrüttet, wenn Sie wollen: aber rein und edel – das fühle ich aufs Neue in jedem Augenblick, da ich mir den Ton ihrer Stimme, den Blick ihres Auges ins Gedächtniß zurückrufe – rein und edel war es dennoch! Meine Mutter kann gefehlt, sie kann geirrt haben; aber von jenem Verbrechen, von jener gemeinen ekelhaften Schuld, die das Gerücht auf das Andenken meiner armen Mutter wälzt, hat niemals auch nur der leiseste Schatten auf ihr gehaftet. Ha, rief sie, indem sie in die Höhe sprang, mit einer Geberde, so heftig und so edel zugleich, als stände die Lüge leibhaftig vor ihr, und sie dürfte nur die Hand erheben, ihr die Maske vom Antlitz zu reißen –: eine Frau, eine Mutter, an der Seite eines Mannes, den sie sich auf eine solche Art erworben, einem Kinde gegenüber, an dessen väterlichen Namen sich solche Erinnerungen für sie knüpften – und sie hätte mich so lieben können,

wie sie es that? hatte diese unerschöpfliche Fülle reiner, mütterlicher Zärtlichkeit für mich gehabt, die sie hatte? Nein, nein, rief sie, Justizrath, Ihre Rechnung, wie fein auch angelegt, stimmt dennoch nicht! Lassen Sie sich, Sie weiser, gelehrter Mann, von einem Frauenzimmer belehren, einem Weibe, welches die Welt nicht kennt, aber das eigene weibliche Herz, das kennt sie —: meine Mutter hat mich geliebt, hören Sie? in den trübsten, jammervollsten Stunden bin ich, ich es gewesen, bei der sie Trost und Beruhigung gefunden, mein kindisches Lallen, meine Liebkosungen und Schmeichelworte haben sie beruhigt und getröstet in Augenblicken, wo sich kein Anderer ihr nahen durfte — alter Herr, bei diesem grauen Haar, das Ihren Scheitel so ehrwürdig macht, reden Sie selbst: wäre das möglich gewesen, hätte sie das vermocht, hätte sie nur ein Antlitz sehen, meine Stimme hören können, wenn sie sich schuldig gewußt?!

Das junge Mädchen, indem sie diese Worte ausrief, wuchs gleichsam vor den Augen des Justizraths in die Höhe, so stolz wurde ihre Miene, so majestätisch ihre Haltung. Ihre Gerüchte, rief sie triumphirend, sind falsch, Ihre Zeugen lügen — meine Mutter war unglücklich, aber nicht schuldig!!

Der Justizrath begnügte sich, statt aller weiteren Antwort auf diese leidenschaftliche und schwungvolle

Anrede, etwas in den Bart zu brummen von einfältiger Herzlichkeit, thörichter Schwärmerei und jugendlichen Narrensposen.

Doch war Angelica viel zu sehr erregt, um darauf zu merken; sie stand noch immer stolz vor ihm, und preßte die Hand, wie betheuernd, auf das stürmisch klopfende Herz.

Nun, und zweitens? brummte der Justizrath endlich: Sie wollten mich ja in zwei Punkten belehren, Sie grüne Weisheit Sie, und so viel Logik werden Sie in Ihrem heißen Köpfchen doch hoffentlich noch haben, um zu wissen, daß nach der Nummer Eins die Nummer Zwei kommt? Also was geben Sie mir weiter zum Besten?

Ich leugne, erwiderte Angelica ruhig, die Folgerungen, die Sie aus allem Bisherigen ziehen, ja es ist gerade das Gegentheil, was ich daraus folgere. Statt mich abschrecken zu lassen durch die notorische Verworfenheit des Mannes, den meine Mutter, ich weiß selbst noch nicht, durch welches Verhängniß gezwungen, so unglücklich war zu meinem Stiefvater zu machen, finde ich darin vielmehr die nächste und dringendste Aufforderung, gegen ihn aufzutreten. Bestärkt nicht Alles, was Sie mir so eben erzählt haben, die üble Meinung, die ich von Herrn Wolston hege? Ist der Argwohn, ein Testament verfälscht zu haben, so ungerecht gegen einen Mann, den die öffentliche Stimme solcher Abscheulichkeiten zeihet, wie sie Herr Wolston gegen meinen Vater begangen haben soll? Und mit welcher

Stirn wollen Sie, Mann des Rechts, es über sich gewinnen, dieses langjährige, dieses bodenlose Unrecht ungestraft zu lassen?

Ueble Meinung – Argwohn – öffentliche Stimme, murrte der Justizrath: ei zum Kuckuk, sind das auch Argumente, mit denen sich ein Proceß führen läßt? und nicht blos führen, sondern auch gewinnen? Sie sind ein unverständiges, thörichtes Kind, und ich schäme mich bald vor mir selbst, daß ich Ihrem Geschwätz noch so geduldig zuhöre. Ein für alle mal denn: ich führe Ihnen diesen Proceß nicht; wollen Sie processiren, gut, so thun Sie sich wenigstens nach einem andern Advocaten um.

Damit wollte er, der jetzt ernstlich böse geworden war, das Zimmer verlassen.

Aber Angelica vertrat ihm den Weg; sie hob flehend die Hände in die Höhe, ja es fehlte nicht viel, so neigte sie das Knie vor dem alten zürnenden Manne.

Nein, sagte sie mit einer so weichen, so innigen Stimme, daß der Groll des Justizraths unmöglich Stand halten konnte: Sie können das nicht thun! Sie werden mich nicht verlassen, nicht jetzt! Sie können nicht so viel Sorgfalt und Theilnahme an mich verwendet, können nicht diese Reise hierher gemacht haben, um mich nun so rathlos, so elend zurückzulassen! Schelten Sie das Herz nicht thöricht und spotten Sie nicht seiner geheimnißvollen Weissagung, Sie, der Sie selbst so warmen, so edlen Herzens sind!

Und in geflügelter Eile, mit kurzen, eindringlichen Worten, stellte sie ihm noch einmal die ganze Sachlage dar, wie dieselbe ihr wenigstens erschien. Sie hob namentlich den Haß hervor, mit welchem ihr Stiefvater sie verfolgt hatte von Kindesbeinen an, sogar noch vor Julian's Geburt, und der sich ohne ein geheimes verbrecherisches Motiv überhaupt gar nicht erklären lasse; sie schilderte ihm die vielfachen Intriguen und Anschläge, von denen sie sich im väterlichen Hause umspinnen fühlte; sie legte namentlich den größten Nachdruck auf das Gespräch zwischen dem Commerzienrath und dem alten Sandmoll, welches sie in der Nacht ihrer Ankunft belauscht hatte, so wie auf das räthselhafte Benehmen der kranken Lene, das damit ganz unzweifelhaft in irgend einem unheimlichen, unlautern Zusammenhange stehe.

Sie hätte auch noch die abenteuerliche Begegnung zwischen dem Prediger und der Diebslore mit anführen können. Aber so sehr dieses Ereigniß auch ihre eigene Meinung von Herrn Waller erschüttert hatte, so hielt sie in ihrer strengen Gewissenhaftigkeit sich dadurch gleichwohl noch nicht berechtigt, auch Andern eine ungünstige Meinung über den Prediger beizubringen, oder, wo eine solche Meinung, wie bei dem Justizrath, bereits vorhanden war, dieselbe ihrerseits noch zu bestärken.

Der Justizrath hatte anfangs nur mit halbem Ohre zugehört. Wie Angelica jedoch auf die nächtliche Scene

zwischen dem Commerzienrath und dem alten Falschmünzer zu sprechen kam, ließ er die Thürklinke, die er bereits in der Hand hatte, wieder los; als sie mit ihrer Erzählung von der kranken Lene zu Ende war, stand er bereits wieder mitten in der Stube.

Aber da sieht man es ja, rief er, ich habe es ja immer gesagt: Geschäfte mit Frauenzimmern zu haben, ist das unglücklichste und miserabelste Ding von der Welt, der beste Kopf wird zu Schanden, so wie er sich auf die Aussagen und Erzählungen eines Frauenzimmers verlassen muß! Ei zum Teufel doch, Sie kleiner verruchter Grasaffe, warum haben Sie mir denn das nicht längst gesagt? Da haben Sie mir Briefe geschrieben über Briefe, alle acht Tage einen, und so lang, daß, wenn Sie nicht solch allerliebstes Pfötchen schrieben und wenn ich alter Thor nun nicht einmal in Sie vernarrt wäre bis über die Ohren, ich hätte sie mit Fug und Recht gar nicht einmal zu Ende gelesen. Und was stand in all den schönen Briefen darin? Weibergewäsch, Klagen, Seufzer, Vorwürfe, daß ich dem Herrn Wolston nicht schon die Execution ins Haus gelegt – o gehen Sie doch, Sie kleine verwetternete Hexe! Tausend unnützes Zeug haben Sie mir geschrieben, und das einzige Vernünftige und Wichtige, was Sie mir hätten schreiben sollen – bauz, da ist sie still davon, da hat sie ein Schloß vor dem Munde, da will es aus dem flinken Federchen nicht heraus! Ihr Advocat? Ei ja doch: eher will ich ja zehn Straßenräuber und Spitzbuben vom

Galgen loslügen, als die beste Sache führen für solch ein unverständiges, vergeßliches, liebes, leichtsinniges, allerliebstes Kind!

Angelica verstand sich auf die Manier des alten Herrn zu wohl, um nicht zu wissen, daß er, wenn er auf diese Art fluchte und wetterte, innerlich eben am aller-vernünftigsten war und den allerbesten Muth und Willen hatte. Auch mußte sie sich jetzt wohl selbst sagen, daß sie einige Schelte verdient hatte; es war allerdings unverzeihlich, ja unbegreiflich von ihr gewesen, daß sie Umstände, die für die Beurtheilung dieser Sache so wichtig waren und auf die sie bei sich selbst auch wirklich so hohen Werth legte, gleichwohl bisher in den Verhandlungen mit ihrem Rechtsanwalt so völlig außer Acht gelassen hatte. Doch war das keineswegs bloß, wie der Justizrath ihr Schuld gab, aus Leichtsinn oder Vergeßlichkeit geschehen: sondern theils hatte sie einen viel zu hohen Begriff gehabt von der Gelehrsamkeit und der juristischen Strenge des Justizraths, als daß sie ihm hätte Dinge mittheilen mögen, die sie selbst doch nur erst für Vermuthungen halten durfte, noch dazu ziemlich Ungewisse und unklare, theils auch waren ihr dieselben zu unheimlich gewesen, um sie dem Papier anzuvertrauen.

Der Justizrath hatte sich in die Sophaecke geworfen und fuhr sich eifrigst mit den zehn ausgespreizten Fingern durch die buschigen weißen Haare; es war dies

sein Lieblingsmanoeuvre, wenn er über etwas recht angestrengt nachdachte, oder irgend einer Sache recht tief auf den Grund kommen wollte.

Und Sie haben wirklich deutlich gehört, sagte er, daß das Wort Papiere zwischen dem Commerzienrath und jenem alten Gaudieb, von dem Sie sagen, gefallen ist?

Papiere, bestätigte Angelica, die noch irgend wo sein müßten; er erinnere sich genau, sagte Herr Wolston, daß er sie noch an etwas Anderm habe schreiben sehen, das er bis jetzt noch nicht gefunden . . .

Sie! sie! brummte der Justizrath, aber diesmal bei weitem nicht in dem unzufriedenen Ton wie früher: wer ist das – »Sie«? Es gibt viele »Sie«, mein Schatz; wer mir das beweist, daß das »Sie« Ihre selige Frau Mutter ist, das soll mir ein ganzer Kerl sein, vor dem will ich die Segel streichen!

Doch machte der Justizrath diesen Einwand sichtlich nur, um Angelica nicht zu allzu raschen Hoffnungen zu verleiten. Daß er dem eben Gehörten selbst großes Gewicht beimaß, das zeigte sich am besten an der sorgfältigen Art und Weise, mit der er sich nach allen Neben Umständen erkundigte und ein völliges Verhör über die betreffenden Vorgänge mit Angelica anstellte.

Und Sie waren in jener Nacht, sagte er, da Sie den Commerzienrath belauschten, also wirklich noch gar nicht zu Bett gewesen? Waren nicht etwa verschlafen, oder im Traum, oder vielleicht gar nachtwandelnd, was sehr romantisch läßt für junge Damen, besonders bei

Processen, und auch an sich recht interessant sein soll? Völlig klar, nüchtern, verständig? Sie hatten eine große Alteration vorher gehabt bei Ihrer Einfahrt ins Dorf: spukte davon nichts mehr nach im Köpfchen? Kein Fieber? Keine Phantasien? He?

Angelica mußte lächeln über die Ausführlichkeit und Ernsthaftigkeit, mit welcher der alte Herr sie examinierte; er saß da, so nachdenklich und machte solch überlegendes prüfendes Gesicht, nicht anders als ein Arzt, der einem recht gefährlichen Kranken an den Puls fühlt. Doch konnte sie seine sämtlichen Fragen mit gutem Gewissen bestätigen.

Und Ihre selige Frau Mutter, fuhr der Justizrath fort, war mit der Person, dem Frauenzimmer, Dings da, wie heißt sie? dem kranken Weibsstück, wirklich bekannt? vertraut bekannt? so daß sich allenfalls denken läßt, sie könnte ihr wichtige Briefschaften oder sonstige Geheimnisse zur Aufbewahrung anvertraut haben?

Auch dies konnte die junge Dame, die ihre Mutter ja als Kind so unzählige male an das Bett der kranken Leine begleitet hatte, nur der Wahrheit gemäß bestätigen.

Hm, hm, so, so, ei, ei, murrte der Justizrath, indem er sich immer eifriger in den Haaren zauste – Nun gut, rief er endlich, sprang empor, nahm das überraschte

Mädchen in die Arme und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die weiße Stirn: – Wenn das Frauenzimmer, die Lene, nicht etwa hysterisch ist, oder mit Visionen behaftet, oder sonst nicht recht bei Sinnen, so wollen wir der Sache jetzt schon auf den Grund kommen. Machen Sie nur, daß ich sie selbst zu sprechen bekomme; wo wohnt sie? wo steckt sie? Alle Wetter, mein Kind, die Sache hat Eile, wir haben nur noch wenige Tage bis zu Ihrem Geburtstag: auf Sie und Ihre Aussagen, Schatz, verlasse ich mich nun nicht mehr, das ist nun vorbei: aber verschaffen Sie mir ein ungestörtes verständiges Gespräch mit dem Frauenzimmer, Sie können meinetwegen selbst dabei sein – noch heute wo möglich, diese Stunde noch – und wenn der Fuchs wirklich da im Loche sitzt, geben Sie Acht, Schatz, ob wir ihn heraus kriegen, wir!

#### NEUNTES KAPITEL. DER SARG.

So schnell ging das nun aber keineswegs. Mit der gefährlichen Reizbarkeit ihrer kranken Freundin nur allzu wohl bekannt, bestand Angelica darauf, dieselbe auf den Besuch des Justizraths wenigstens einigermaßen vorzubereiten. Auch könne sie es ohne Mitwissen und Erlaubniß des Meisters nicht unternehmen, einen Fremden an das Krankenbett seiner Schwester zu führen.

Der Justizrath meinte zwar, das wären unnütze Weitläufigkeiten. Wer Alles in der Welt immer nur so zierlich mit Handschuhen anfassen wolle, der werde nicht weit damit kommen; auch pflegten bei Leuten dieses Standes die Nerven nicht eben gar so empfindlich zu sein. Doch beharrte die junge Dame so fest bei ihrer Ansicht, daß er endlich nachgeben mußte.

Ueber der langen Unterredung, die wir in den letzten Abschnitten mitgetheilt haben, war der Tag beinahe schon verstrichen; Angelica, die es seit der letzten peinlichen Begegnung mit dem Tollen nicht mehr wagte, bei Abendzeit durch das Dorf zu gehen, mußte ihren Besuch daher bis zum nächsten Morgen verschieben. Schon von Weitem überraschte es sie, daß das Haus des Meisters heut so still dastand, und daß sie nichts vernahm von jenem Schnurren der Räder und jenem klappernden Takt des Webstuhls, der der Nachbarschaft sonst mit so viel Regelmäßigkeit den rastlosen Fleiß des Meisters und seines Sohnes verkündigte.

Indem sie in das Haus trat, fiel ihr Blick durch die geöffnete Hofthür auf den Meister. Derselbe war beschäftigt, einige lange, schmale Breter zurecht zu hobeln; anders ähnliche, mit grober, schwarzer Farbe angestrichen, lehnten zum Trocknen an der Wand. Ein einziger Blick genügte, um Angelica außer Zweifel zu setzen, was hier im Entstehen war – es war ein Sarg, womit der Meister sich beschäftigte.

Dem Meister entging die schmerzliche Ueberrasschung nicht, die sich bei diesem Anblick in den Zügen des jungen Mädchens malte; mit einem halb tröstenden, halb bitteren Lächeln beeilte er sich, sie zu beruhigen.

Sie erschrecken, sagte er, gnädiges Fräulein, über die Arbeit, mit der Sie mich beschäftigt finden? Nicht doch: meine Schwester ist wohl, so wohl, wie Sie dieselbe seit Monaten kennen – das heißt, sie lebt noch. Ich aber, da ich wieder einmal keine andere Arbeit für mich finde, wie kann ich die Feiertage, die ich habe, besser anwenden, als indem ich mir die Hütte baue, die letzte, die uns endlich Allen gewiß ist? Ich bin, setzte er mit einem entsetzlichen Ausdruck von Hoffnungslosigkeit und innerer Verzweiflung hinzu, auf diese Art doch wenigstens sicher, nicht wieder vergeblich zu arbeiten, und da es vermuthlich nur noch wenige Tage dauern wird, daß dies armselige Dach über Ihrem Haupte mir gehört, so muß ich ja doch wohl bei Zeiten darauf bedacht sein, mir einen andern sicheren Fleck zu verschaffen, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Und dies – indem er mit ordentlichen Liebesblicken das Bret unter seinen Händen betrachtete – dies, gnädiges Fräulein, ist der sicherste, der ruhigste.

Nämlich mit der plötzlichen Abreise des Malers hatten diesmal auch die spärlichen Bestellungen aufgehört, durch welche derselbe bis dahin das Leben des Meisters und seiner Familie gestiftet hatte. Es thue ihm

sehr leid, hätte er durch die Wirthin sagen lassen: aber die Freunde, in deren Auftrag er bisher beim Meister habe arbeiten lassen, hätten ihren Bedarf nun befriedigt; nicht einmal die Stücke mehr, die der Meister auf dem Stuhl habe, könne er ihm abnehmen. Auch sei die letzte Arbeit bei weitem nicht so ausgefallen, wie man erwartet; es fehle dem Meister doch eigentlich an Geschmack, seine Muster seien veraltet, seine ganze Arbeit nicht mehr in der Mode; seine Zeit sei vorüber, er werde gut thun, sich um eine Unterkunft in der Fabrik des Commerzienraths zu bemühen. Doch wolle er ihm diesen Rath allerdings nicht aufdringen: denn da er ja so lange ohne seine, des Malers, Kundschaft gelebt, so werde er sich ja wohl auch fernerhin ohne ihn behelfen können, und wünsche er ihm damit wohl zu leben. War es die Absicht des Malers gewesen, sich der Verbindung mit dem Meister schnell und vollständig zu entledigen, so hatte er allerdings keinen schnellern und sicherern Weg einschlagen können. Der Stolz des, wie wir wissen, in seiner Kunst so höchst gewissenhaften, aber auch höchst ehrgeizigen Mannes fühlte sich durch die letztern Wendungen aufs Aeüßerste verletzt, zumal da die dicke Wirthin nicht verfehlte, dieselben noch des Breitesten auszuführen und durch eigene Zuthaten noch zu verschlimmern. Der Maler hätte ihm jetzt das Product seines Kunstfleißes mit baarem Geld aufwiegen können – so stolz war der Meister und bis zu dieser krankhaften Empfindlichkeit hatte sich, unter dem

Einfluß so vieler trüber Erfahrungen, seine natürliche Reizbarkeit gesteigert, daß er sammt den Seinen hätte können AM Verhungern sein (wie er es denn wirklich war), und er hätte doch nichts mehr, weder mittelbar noch unmittelbar, von dem Maler angenommen! Schon seit zwei Tagen befand sich Reinhold mit den fertigen Stücken auf der Wanderschaft, um wo möglich einen Käufer dazu zu finden. Aber bei den vielfältigen traurigen Erfahrungen, welche der Meister selbst in dieser Hinsicht bereits gemacht hatte, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß auch Reinhold unverrichteter Sache zurückkommen würde.

So sehr der Meister sich nun auch bemühte, gefaßt, ja gleichgültig gegen das Engelchen zu erscheinen, so errieth dasselbe, auch ohne die Einzelheiten des Vorfalles zu wissen, dennoch, mit seinem natürlichen Scharfsinn und noch mehr mit dem Instinct seines liebevollen Herzens, auf der Stelle die Noth, in welcher der Meister sich befand. Wäre es Reinhold gewesen, sie hätte kein Wort hervorbringen können; aber dem Meister gegenüber wagte sie es schon eher.

Meister, sagte sie, indem sie die kleine Hand vertraulich auf seine hagere, gebeugte Schulter legte: Ihr wißt, wie lieb ich Euch habe, nicht meinen eigenen Vater könnte ich mehr verehren als Euch – wenn ein Vater in Noth ist, an wen muß er sich da wohl zuerst wenden als an seine Tochter? Und wenn diese Tochter auch

selbst nur arm ist und wenig mehr hat als ihren treuen, kindlichen Willen.

Der Meister mußte von sehr fern liegenden, sehr trüben Gedanken gepeinigt sein, um die Worte des Engelchen so misverstehen zu können, wie er that. Ach ja wohl, erwiderte er mit verhaltenem Seufzer, das eben ist es ja: meine Tochter ist sehr arm, noch weit ärmer als ich – es ist meine einzige Tochter, aber so weit hat es dieser elende Mensch, ihr Mann, gebracht, daß ich ja nicht murren wollte und wollte dem Himmel dankbar sein, wenn es meine Tochter wäre, für die ich diese Breter zimmere.

Angelica sah ein, daß sie bei dieser Stimmung des Meisters den Gegenstand, den sie eben zu berühren im Begriff stand, nicht weiter verfolgen durfte; sie ging daher ohne Weiteres zu der Angelegenheit über, um deren willen sie gekommen. Den eigentlichen Zweck seines Besuchs zu verrathen, hatte der Justizrath ihr aufs Strengste verboten; es handle sich, sollte sie vorgeben, um den tollen Heiner. Und da derselbe in der That früher unter der Vormundschaft des Justizraths gestanden hatte und überdies auch, wie uns bekannt ist, mit dem Hause des Meisters in vertrautem Umgange stand, so hatte die Sache eben nichts Unwahrscheinliches.

Aber kaum daß Angelica nur angehoben hatte von dem fremden, vornehmen Herrn aus der Hauptstadt, welcher die kranke Lene zu sprechen wünschte, als der

Meister den Hobel hinwarf, so heftig, daß das Eisen klirrend heraussprang; seine Zähne knirschten gegeneinander, und die hohlen matten Augen funkelten in fürchterlicher Gluth —:

Ein vornehmer Herr? knirschte er, indem ein heftiges, fieberisches Zittern seinen ganzen Körper durchschüttelte: ein vornehmer Herr aus der Hauptstadt? zu meiner armen Schwester Lene?! . . .

Durch diese plötzliche Umwandlung aufs Aeüßerste überrascht, beeilte Angelica sich den Namen des Justizraths zu nennen. Es ist ein Ehrenmann wie wenige, setzte sie mit einiger Empfindlichkeit hinzu, und überall, wohin er sein siebzigjähriges Haupt trägt, wird dasselbe mit Ehrfurcht und Freude begrüßt.

Der Meister athmete tief auf. Verzeihung, liebes Fräulein, sagte er, indem sein Antlitz sich zu einem trüben Lächeln erheiterte: das Blut in meinem armen müden Körper rebellirt zuweilen; ich fürchte, es geht mir am Ende auch noch so, wie meinem armen Vater oder dem tollen Heiner — Aber was meine Schwester, setzte er mit bitterm Spotte hinzu, noch kurz vor ihrem Ende für eine große Dame wird! die vornehmen Besuche drängen sich ja nur so vor ihrem Bette . . .

Und hier erfuhr Angelica denn zu ihrem Erstaunen, daß vor einigen Tagen ganz unaufgefordert und ganz unvermuthet Herr Prediger Waller einen Besuch bei

der kranken Lene gemacht hatte. Es sei ihm zu Ohren gekommen, hatte er dem Meister gesagt, daß seine Schwester am Sterben: und da sie zu verstockt seien, das Wort Gottes aufzusuchen, so müsse dasselbe, in seiner unversiegbaren Gnadenfülle, ja wohl nur zu ihnen kommen. Was er mit Lene selbst verhandelt, darüber konnte der Meister keine Auskunft geben, da Herr Waller natürlich keine Zeugen bei seinem geistlichen Besuch gestattet und auch Lene sich späterhin nicht darüber ausgesprochen hatte. Aber nach einzelnen Andeutungen zu schließen, war wenigstens der Meister der Meinung, daß es keineswegs bloß ein geistlicher Besuch gewesen . . .

War es nun dies, oder kam dem Meister das Vorgeben mit dem tollen Heiner überhaupt nicht recht glaubhaft vor, genug, auch er wiederum ging auf die Bitte des Engelchen bei weitem nicht mit der Bereitwilligkeit ein, als dasselbe erwartet hatte.

Sie wissen, sagte er, wie eng wir in dem Hause hier – oder doch wenigstens auf dieser Seite des Hauses, verbesserte er sich, aneinander hängen, und daß nichts unternommen wird weder von dem Einen noch von dem Andern, worüber wir uns nicht Alle vorher gemeinschaftlich berathen haben; es ist das vielleicht eine sehr gemeine, sehr altmodische Sitte, aber bei so geringen Leuten, wie wir sind, ist das nun nicht anders.

Sie müssen mir daher auch gestatten, nicht nur vorher mit meiner Schwester Rath zu pflegen, sondern namentlich auch mit meinem Sohne, dem Reinhold. Ich bin das, setzte er mit einem Ausdruck von väterlichem Stolz hinzu, der das blasse, hagere Antlitz mit einem sichtlichen Schein von Freude verklärte, dem Reinhold so schuldig, der Reinhold ist so brav, er ist nicht bloß mein Sohn, er ist auch mein Freund, mein Bruder. Ich erwarte ihn heute Abend, spätestens morgen mit dem Frühesten. Der Gang, den er macht, ist ja so unnütz, ich weiß es zum voraus – und muß der fremde Herr sich also schon bis dahin gedulden.

#### ZEHNTES KAPITEL. DAS VERHÖR.

So höchst unwillkommen Angelica auch dieser neue Aufschub war, so war dieser Grund doch von der Art, daß sie ihn respectiren mußte. Der Justizrath freilich murrte und knurrte entsetzlich; da habe sie es nun, und das sei nun die Folge, wenn solche junge Schneegänse klüger sein wollten als alte erfahrene Männer. Ueberhaupt, wie es wenigstens dem Engelchen vorkam, hatte sich sein Eifer bereits wieder ziemlich abgekühlt; er schalt und zankte mit sich selbst, daß er sich von der jungen Phantastin habe anstecken lassen, und noch am folgenden Nachmittag, als Angelica bereits mit ihm auf dem Wege zum Hause des Meisters war, zeigte er nicht übel Lust, wieder umzukehren.

Was wird es sein! rief er, der vornehme Prinz, der Webersohn, wird noch nicht zurück sein, oder ihre Durchlaucht, die kranke Prinzessin, ist nicht bei Laune, und sie schicken uns mit langer Nase wieder heim! Nein, wahrhaftig, mein gutes Engelchen, das ist die Art nicht, mit solchen Leuten umzugehen, die muß man ein bischen scharf anfassen, kurz und scharf –

Diesmal jedoch traf die argwöhnische Voraussetzung des Justizraths nicht ein. Sie fanden im Gegentheil Alles zu ihrem Besuch eingerichtet und vorbereitet. Der Meister selbst hatte das Haus verlassen; der blödsinnige Großvater, der sie unter der Hausthür erwartete, begnügte sich, ihnen zum Willkommen Kußhändchen zuzuwerfen, wobei besonders das stattliche weiße Haar des Justizraths seine ganze Bewunderung zu erregen schien, um sich gleich darauf in das Zimmer der schwarzen Margareth zurückzuziehen. Schon seit zwei Tagen und Nächten war Konrad gar nicht mehr nach Hause gekommen; selbst nur die Gesellschaft des blödsinnigen alten Mannes war für Margareth eine Erquickung in ihrer Todesangst, um so mehr, als er ja der Einzige war, dem sie dieselbe klagen durfte – denn er verstand sie nicht!

Reinhold allein war bei Lenen gegenwärtig. Er trat dem Justizrath mit jenem Anstand und jener feinen, fast vornehmen Haltung entgegen, welche die Natur, in seltsamer Laune, diesem Sohne des Elends mitgegeben

hatte, und um die mancher Hochgeborene ihn hätte beneiden können.

Das gnädige Fräulein, sagte er, hat uns ihren Wunsch mitgetheilt, Ihnen, mein Herr, eine Unterredung mit meiner Tante zu verschaffen. Alles, was das gnädige Fräulein will und wünscht, ist für uns Befehl; Sie finden meine Tante bereit, Ihnen jede Auskunft zu geben, die sie vermag – und die Sie selbst, setzte er mit feiner Beziehung hinzu, mit Ihrem Zustande werden verträglich finden.

Der Justizrath, der sich unter dem Webersohn eine ganz andere Erscheinung vorgestellt hatte, maß denselben von oben bis unten. So, so, nun, nun, hat gar nichts zu sagen, dank' auch schon, brummte er, werden ja sehen . . .

Auch Angelica hatte inzwischen ihr Auge in der engen Stube umherschweifen lassen – sie wußte wohl weshalb: da lag es richtig, in der Ecke, halb unter dem Webstuhl verborgen, das saubre, künstliche Gespinnst, von welchem der Meister ihr gestern erzählt hatte und das nun also in der That unverkauft in sein Haus zurückgekehrt war.

Doch blieb ihr jetzt keine Zeit, weitere Reflexionen darüber anzustellen; der Justizrath hatte sich mit raschen starken Schritten zwischen den Webstühlen hindurchgedrängt und stand jetzt dicht vor dem Bett der Kranken. Lene lag gefaßt und ruhig auf ihrem Kissen, dessen blendende Weiße dennoch kaum von der Farbe

ihres Antlitzes zu unterscheiden war; sie nickte Angelica flüchtig zu und heftete dann das matte, geröthete Auge erwartungsvoll auf den Justizrath.

Dieser war, so wenig er es sich auch selbst gestehen mochte, durch die ganze seltsame Situation ein wenig aus dem Concept gebracht; er hatte erwartet, gemeine, rohe Menschen zu finden, und sah nun überall auf den Gesichtern wie in der Umgebung, so ärmlich diese letztere auch war, eine gewisse Bildung, einen gewissen Wohlstand, daß er bei sich selbst in Zweifel gerieth, ob die kurze, barsche Anrede, die ihm schon auf der Zunge schwebte, hier auch wirklich am Orte wäre.

Aber die Kranke selbst kam ihm zuvor. Sie sind, sagte sie, sich halb aufrichtend, mit leiser, doch fester Stimme, der Herr Justizrath . . . ?

Habe die Ehre, brummte der Justizrath, der es höchst respectwidrig fand, daß diese Person sich unterstand ihn zuerst anzureden, statt, wie es sich gehört hätte, seine Anrede zu erwarten: und Sie, hör' Sie mal, Frau oder Mamsell, wer ist denn Sie so eigentlich?

Denn so fest hatte der Justizrath sich nun einmal in gewisse Formen eingelebt, daß er gar nicht mehr daran dachte, sie könnten für Andere verletzend sein; bei aller Humanität, die er wirklich besaß und übte, würde es ihm doch schlechthin unmöglich gewesen sein, eine Frau dieses niederen Standes und in dieser ärmlichen Umgebung anders als mit diesem geringschätzigen »Hör' Sie mal« anzureden.

Angelica war roth geworden bis über die Augen; sie fürchtete, die harte Anrede des alten Herrn möchte ihre Freundin verletzt haben, und zugleich schämte sie sich vor Reinhold, dessen reizbares Gefühl in Allem, was seine Tante betraf, ihr wohl bekannt war, einen so unfreundlichen Gast ins Haus gebracht zu haben.

Aber Lene schien die Worte des Justizraths kaum beachtet, wenigstens nicht verstanden zu haben.

Ein Justizrath, fuhr sie fort, ihn noch immer mit nachdenklichen Blicken prüfend, das ist ja wohl so etwas wie ein Advocat, ein Rechtsgelehrter, nicht wahr, mein Herr?

Nun zum Geier, rief der Justizrath, hell lachend (denn wirklich kam es ihm höchst possierlich vor, daß er, der hierher gekommen war, um zu examiniren, vielmehr examinirt ward), das wird ja nett, die nimmt mich ins Gebet, statt daß ich sie ausfragen wollte! Diese verwünschten Weiber lassen doch das Schwatzen nicht und wenn ihnen der leibhaftige Tod schon auf der Zunge sitzt; will Sie etwa Ihr Testament machen, Sie da, daß Sie so sehr nach einem Advocaten schreit?

Vielleicht etwas der Art, erwiderte Lene: ich habe mich schon lange danach gesehnt, einen Herrn vom Gericht zu sprechen, ich habe ihm etwas anzuvertrauen, ihn nach etwas zu fragen . . .

Hier hielt sie inne, indem ihr Auge voll Verlegenheit über Angelica hinstreifte.

Der Justizrath horchte hoch auf, das Herz im Leibe hüpfte ihm vor Freude: kein Zweifel, man kommt ihm selbst auf halbem Wege entgegen, es wird der Winkelzüge und Vorreden gar nicht erst bedürfen, in fünf Minuten hat er es heraus, ob hier wirklich ein Geheimniß existirt, welches für Angelica von Wichtigkeit ist, oder nicht.

Den Blick der Kranken hatte er sogleich verstanden. Reinhold war gleich zu Anfang des Gesprächs bescheidenlich in die Kammer getreten, dieselbe, welche wir bereits aus jener nächtlichen Scene zwischen dem Meister und seinem Sohne kennen. Ohne lange zu überlegen, faßte der alte Herr Angelica beim Arm, schob sie ebenfalls in die Kammer, zog die Thür heran . . .

Das Ganze war so schnell vor sich gegangen und hatte so sehr sich gleichsam von selbst gemacht, daß Angelica erst zur Besinnung kam, als die Thür hinter ihr zuflog. Der plötzliche Lichtwechsel (das Kämmerchen hatte nur hoch oben ein kleines Fenster, und überdies brach draußen auch bereits der Abend herein) vermehrte noch ihre Bestürzung; es dauerte einige Zeit, bevor sie die Gegenstände um sich her unterscheiden konnte – und das Erste, was sie dann erkannte, war dicht neben ihr Reinhold's treues, ernstes Angesicht.

Dicht neben ihr, sagen wir: denn in so ehrerbietiger Entfernung der junge Mann sich auch zu halten suchte, so war doch der Raum in der Kammer viel zu eng, als daß sie nicht bei alledem ziemlich nahe bei einander

gestanden hätten. Noch vor wenigen Monaten würde Angelica, bei ihrem kindlichen Sinn und dem wahrhaft schwesterlichen Vertrauen, das sie zu Reinhold hegte, sich nicht im mindesten von dieser Nähe genirt gefühlt haben; wie oft nicht als Kinder hatten sie in eben dieser Kammer Versteckens gespielt, welche Märchen und Geschichten hatten sie sich hier erzählt, in eben solcher Dämmerstunde und eben so abgesperrt wie heute, während drinnen Angelica's Mutter ihr Herz gegen die kranke Lene ausschüttete! Aber heute empfand sie wirklich etwas, es war nicht Verlegenheit, nicht Angst, nicht Scham, aber ein Gemisch war es von allem diesen, ein seltsam schauerliches und dabei doch süßes Gemisch . . .

Die Dämmerung im Kämmerchen gestattete nicht mehr Reinhold's Gesichtszüge deutlich zu unterscheiden; nur die großen klaren Augen leuchteten ihr wie Sterne entgegen, die braunen Locken, die das schöne ernste Gesicht einfaßten, verschwammen gleichsam mit der Dämmerung, die sie umspielte. Es war dem jungen Mädchen, indem sie schamhaft vor sich niederblickte, als ob sie den Athem des jungen Mannes mit warmem, weichem Hauch auf ihrer Stirne fühlte; auch meinte sie ein Herzpochen zu hören, so hastig, so beklommen, und doch dabei so laut, so stürmisch – war es ihr Herz? war es seines?

Sie suchte nach einer Anrede, um durch ein Gespräch das Peinliche dieser Situation zu erleichtern.

Aber vergebens durcheilte sie den ganzen Vorrath ihrer Gedanken, die Gedanken selbst hielten nicht Stand, es kam ihr Alles so klein, so abgeschmackt, so unpassend vor . . .

Reinhold selbst befreite sie aus ihrer Verlegenheit. Sie haben mir, gnädiges Fräulein, sagte er, vor Kurzem durch meine Schwester Margareth einen Auftrag zugehen lassen, an den Maler Schmidt; ich bin erst gestern, auf meiner Wanderung, wo ich den Herrn Maler Schmidt zufällig in einem Dorfe, vier Stunden von hier, antraf, so glücklich gewesen, denselben ausrichten zu können . . .

Trotz der Dunkelheit war Angelica purpurroth geworden – aber jetzt nicht aus Scham, sondern aus hellem, lichtem Zorn: von allem Andern hätte er anfangen können zu sprechen, nur daß er gerade diesen Gegenstand zur Sprache brachte, das kränkte, das verletzte sie, und zwar nicht durch den kalten, feierlichen Ton allein, mit welchem er es that . . .

Und was haben Sie ihm ausgerichtet? fragte sie stolz: da ich Ihnen ja noch gar keinen Auftrag gegeben hatte.

Daß das gnädige Fräulein den Herrn Maler Schmidt vor Kurzem gewünscht hatte zu sprechen, erwiderte der junge Weber mit ehrerbietigem, doch gemessenem Tone. Ich hatte Mühe, setzte er nach einer kurzen Pause, da Angelica ihn ohne Antwort ließ, hinzu, den Herrn Maler zu erkennen, in so vornehmer Gesellschaft

traf ich ihn, und mit einem so ganz andern Namen hörte ich ihn anreden; er ging Arm in Arm mit goldbetreßten Offizieren und man nannte ihn Hern von –

Und was antwortete er Ihnen? fiel ihm das Engelen hastig in die Rede. Sie wußte kaum mehr, was sie sprach, so aufgereggt und verlegen war sie; ja hätte sie den weißen Kopf des Justizraths jetzt nur zwischen den Händen gehabt, sie hätte ihn wollen zausen, dafür, daß er sie auf so unvorsichtige, unschickliche Weise mit diesem jungen Manne zusammengesperret!

Er würde ganz gewiß heute oder morgen zurückkommen und dem gnädigen Fräulein sogleich seine Aufwartung machen. Der Herr – Maler schien sehr erfreut, von dem gnädigen Fräulein zu hören; er bot mir einen Thaler an als Botenlohn . . .

Nein, dieses Gespräch mußte eine andere Wendung bekommen, um jeden Preis! Angelica schwindelte, Beschämung, Zorn, Unwillen stritten sich in ihrem Herzen, sie wußte selbst nicht in diesem Augenblick, wem sie böser war, dem Justizrath, oder Herrn von Lehfeldt, oder Reinhold – oder auch sich selbst . . .

Eben in diesem Moment hörten sie die Stimme des Justizraths gewaltig zu ihnen herübertönen. Wand und Thür waren dünn und schlecht; auch sprach der Justizrath nach seiner Gewohnheit außerordentlich laut und vernehmlich. Was er sprach, setzte Angelica in Erstaunen, indem es zugleich ihre Verlegenheit noch höher steigerte. Er hatte seine Zeit vortrefflich benutzt, der

alte Practicus, es ließ sich nicht leugnen; der Himmel mochte wissen, wie er es angefangen – Aerzte und Advocaten haben ihre eigene Kunst, die Leute zum Sprechen zu bringen – genug, das Geheimniß, welches Angelica so lange beunruhigt hatte, schien wenigstens zur Hälfte enthüllt.

Aber Sie unverständiges Weib Sie, schrie der Justizrath, der nur um so heftiger eiferte, je vergnügter er innerlich war: das muß Sie ja doch selbst einsehen, daß sich das ganz gleich bleibt, heut oder in drei Tagen! Heraus mit dem Wisch! Wenn die selige Madame Wolston Ihr gesagt hat, Sie soll ihrer Tochter das Papier nicht früher geben, als bis sie mündig wird, so ist das zu verstehen, wie Alles in der Welt, mit Bedingungen! Mündig ist, wer verständig ist – davon hat Sie nun wieder keinen Begriff, Sie vertracktes Weib Sie! Fräulein Angelica ist verständig, also ist sie mündig, und wenn sie es nicht wäre, so bin ich es – da, bah, seh' Sie meinen alten grauen Kopf an, seh' ich aus wie ein Narr? seh' ich aus wie ein Spitzbube? Ich bin Fräulein Angelica's Advocat, ihr Vormund, ihr Vater; wenn Sie Fräulein Angelica wirklich so lieb hat, wie Sie sich stellt, und die gute selige Frau dazu, so mache Sie jetzt nur schnell und gebe Sie die Papiere heraus, ohne Umstände, auf der Stelle, ich sag's Ihr im Guten!

Aber die selige Frau hat ja meinen Eid! stöhnte die Kranke mit aller Anstrengung, deren sie fähig war.

Wer Teufel heißt aber eine Frau, wie Sie, auch Eide schwören, als die Ihr vom Gericht abverlangt werden! rief der Justizrath. Und wenn Sie nun vorher noch stürbe? und wenn Ihr das Papier gestohlen wird? Hat Sie es denn nur noch wirklich? Zeig' Sie mal her, wo hat Sie es denn?

Lene murmelte so leise, daß ihre Antwort in der Kammer nicht zu verstehen war.

Angelica wagte nicht mehr zu athmen; trotz der Dunkelheit um sie her, fühlte sie deutlich, wie Reinhold's erstaunter, vorwurfsvoller Blick auf sie gerichtet sein mußte. Sie konnte sich nicht freuen über die Entdeckung, welche der Justizrath gemacht hatte, konnte überhaupt nichts mehr denken, gar nichts – und doch mußte sie sprechen! sprechen zu Reinhold, gleichviel was, nur damit sie die Stimme des alten Justizraths übertäubte! nur damit Reinhold diesen barschen Ton nicht hörte, in welchem der Justizrath mit seiner Tante verhandelte, nur damit er nicht merkte, daß Angelica ihn selbst hintergangen hatte!

In solchen Fällen, wo man ein Gespräch mit Gewalt in Gang bringen will, ist man in der Wahl des Stoffs bekanntlich in der Regel nicht sehr glücklich. Angelica ging es nicht besser; um nur irgend etwas zu sprechen, und weil sie zugleich eine dunkle Empfindung hatte, als hätte sie an Reinhold bei alledem etwas gut zu machen, sagte sie:

Ich habe da vorhin beim Hereintreten ein sehr schönes Gewebe gesehen; wenn es noch unverkauft ist, möchte ich Sie ersuchen, es mir zu überlassen, ich könnte eben Gebrauch davon machen . . .

Aber vergeblich, der Justizrath mit seiner dröhnenden Stimme schnitt ihr die Rede vom Munde ab.

Ich habe es Ihr ja schon gesagt, polterte er: nein, die Sache kann nicht warten, auch nicht bis übermorgen, Fräulein Angelica will heirathen, na nu weiß Sie es, das ist doch ein Punkt, den die Weibsbilder allemal respectiren – ja, heirathen – wen? Na das braucht Sie auch wohl zu wissen! Einen verkleideten Prinzen – ist Sie nun zufrieden?

Ah, sagte Reinhold, indem er jetzt erst die Anrede des Engelchen beantwortete: ich verstehe – zur Ausstattung, gnädiges Fräulein; dazu ist es aber in der That viel zu gering für Sie . . .

Und wenn draußen der Tod in seiner abschreckendsten Gestalt gestanden hätte, ja tausendfacher Tod, sie hätte es nicht länger ausgehalten in dieser Lage! Hastig riß sie die Thüre auf, trat in die Stube –

Sie kam im richtigen Mommt; die arme Lene hatte die gewaltsame Anstrengung, mit der sie sich bis dahin aufrecht erhalten, nicht länger zu ertragen vermocht, ihre Sinne schwanden, sie drohte in eine Ohnmacht zu fallen . . .

Das ist ja wörtlich, wie ich gesagt habe, wettete der Justizrath: ein hysterisches Weibsbild, verdreht im

Kopf, weiß selbst nicht, was sie will. Der Henker soll in solche Wirthschaft schlagen! Mit der ganzen Sippenschaft will ich nichts mehr zu thun haben! Mit Ihnen auch nicht, Engelchen, hören Sie wohl? mit Ihnen auch nicht! Sie sind so unvernünftig wie die Andern, dabei kann man keine Ehre einlegen – ich reise noch heute, ja ganz gewiß, noch heute reis' ich ab!

Fluchend stampfte er zur Thür hinaus; es fehlte nicht viel, so wäre er über den alten blödsinnigen Großvater gestolpert, der bescheiden auf dem Gange vor der Thüre hockte. Aus Margareth's Stube hörte man wüstes Schimpfen und Fluchen, das hatte den armen Alten vermuthlich vertrieben; es war Konrad's Stimme, er war also doch wenigstens wieder nach Hause gekommen.

Unter Angelica's Bemühungen hatte Lene sich bald wieder erholt; mit lautem Schluchzen drückte das junge Mädchen die Hand der Freundin an die Lippen, gleichsam als ob sie um Verzeihung bei ihr bäte, und eilte dann dem Justizrath nach. Denn wenn der seine Drohung vollführte, wenn er wirklich abreiste, jetzt, wo die Entscheidung so nahe vor der Thüre stand – sie wagte den Gedanken nicht auszudenken. Außerdem aber mußte sie auch dem Unwillen Luft machen, den sie über die Art und Weise empfand, wie der alte Herr das Gespräch mit der kranken Lene geführt, sowie namentlich über die seltsamen Erfindungen, die er sich dabei auf ihre, des Engelchen, Kosten erlaubt hatte.

Aber damit kam sie schlecht bei ihm an. Der alte Herr spie wirklich Feuer und Flamme; es half ihr nichts, daß sie sich noch so schmeichelnd an seinen Arm hing –

Das ist Alles eins, ein Narrenhaus, rief er, hier wie drüben! Hat man je solchen Einfall gehört! Ihre Mutter war auch verrückt, daß Sie es nur wissen, Engelchen; gibt ein Papier, ein Document, welches allem Vermuthen nach höchst entscheidende Nachrichten für Sie enthält, einem Frauenzimmer in Verwahrung, einem schwindsüchtigen Frauenzimmer, das alle Tage ausgehen kann wie ein Licht, und das ebenfalls nicht recht klug ist im Kopfe! Herr mein Gott, hat man je so was Verrücktes ausgesonnen! Einem honetten Notar mußte Ihre Mutter das geben, bei Gericht mußte, sie es deponiren, da war die Sache in Richtigkeit, und wenn es funfzig Jahre gedauert hätte; – ich habe wohl noch ganz andere Papiere in Verwahrung gehabt, von ganz andern Leuten, ich dächt' es! Aber diese Frauenzimmer! Sie machen nichts als Confusionen, gesund oder krank, todt oder lebendig!

Aber nur welches Papier? fragte Angelica, indem sie vergeblich sich bemühte, ihn festzuhalten.

Je nun, gutes Engelchen, polterte der Justizrath: Sie sind doch aber auch wirklich ein bischen gar zu einfältig, daß Sie das noch nicht gemerkt haben! Die Sache war gar nicht so schwierig, das Frauenzimmer kam mir von selbst damit entgegen; weiß der Henker, was das

bedeuten soll, daß sie sich zu Ihnen so lange gesträubt und so wunderlich damit gethan hat. Sie werden sie wohl nur nicht verstanden, wohl nach Ihrer gewöhnlichen Art zu viel Umstände mit ihr gemacht haben. Das arme Weib scheint sich sehr vor dem Tode zu fürchten, das wird es sein, und hat wohl gedacht, sie würde noch hinsterven, bevor sie das Papier in die rechten Hände gegeben. Sie fragte mich anfangs, ob es kein Gesetz gäbe, welches befiehlt, daß die Leute, wenn sie todt sind, auch ordentlich begraben werden. Verdrehter Einfall! Ein Gesetz zum Begraben! Damit muß sie sich an die Polizei wenden, die Gute; sie scheint Angst zu haben, daß sie nicht nach ihrem Tode umherspukt, vielleicht hält sie sich für einen Wehrwolf oder dergleichen . . .

Aber das Papier? wiederholte Angelica dringend, das Papier von meiner Mutter?

Ja, das Papier von Ihrer Mutter, spottete der Justizrath ihr nach; ein Papier, das Ihre Mutter dem Weibsbild zur Aufbewahrung gegeben hat, und das sie Ihnen nicht früher ausliefern soll als übermorgen, an dem Tage, wo Sie mündig werden.

Ei nun, suchte Angelica ihn zu begütigen, das sind ja nur noch zwei Tage; haben wir uns so lange geduldet, ohne alle Aussicht und Hoffnung, so wird ja dieser kleine Aufschub sich wohl auch noch ertragen lassen

Wird er es?! rief der Justizrath zornschaumend: wirklich? wird er es? Ei sehen Sie doch, was Sie klug sind! Kleiner Aufschub! wird sich ertragen lassen! Ich

habe das Papier nicht gesehen, aber ich kann mir so ungefähr denken, was es sein wird: eine Verwahrung, ich begreife, Ihre Mutter hat das Testament nicht freiwilliger Weise so geschrieben, eine Nichtigkeitserklärung, ich kann es mir denken, es kommt Alles darauf an, daß wir das Document zum richtigen Tage präsentiren – Aber Sie freilich wissen, daß auf zwei Tage mehr oder weniger nichts ankommt! O nun ja, da brauchen Sie mich ja auch gar nicht mehr, da ist ja Alles in schönster Ordnung! Warum hab' ich alter Esel mich denn auch für Sie bemüht? Leben Sie recht wohl, gnädigstes Fräulein – kleiner Aufschub! Ja freilich, ein junges grünes Frauenzimmer weiß das jetzt besser als ein alter grauer Mann – Leben Sie recht wohl! Und wenn Sie noch einen Advocaten brauchen – ich führe keine Prozesse mehr für Weiber!

Und bevor das Engelchen es noch hatte hindern können, hatte er ihren Arm aus dem seinen losgemacht und verschwand vor ihr in der Dunkelheit. Wieder stand sie allein – sie hatte in ihrer Aufregung gar nicht Acht gegeben auf den Weg, den sie gingen. – Aber ja, da glänzen die hellen Fenster der Schenke, da vor ihr das Lichtchen im Graben ist das Haus des alten Sandmoll . . .

Bei dem Gedanken an den alten Sandmoll ergriff sie ein Grausen; sie fürchtete schon wiederum aus irgend einer Ecke seine Ungestalt hervortauchen zu sehen, aus irgend einem Winkel sein abscheuliches Gurgeln

und Kichern zu hören. Sich gewaltsam ermuthigend, wollte sie schon über die Schloßbrücke eilen . . .

Als plötzlich ein sanfter Arm sie hielt und eine leise, wohltonende Stimme sie anredete.

#### ELFTES KAPITEL. HERR UND DIENER.

Zu eben Stunde, wo der Justizrath wegen des Documentes, das sich in den Händen der kranken Lene befand, in so heftigen Zorn gerieth, bildete eben dieses Document noch an einem andern Orte den Gegenstand einer Unterhaltung, die minder lärmend, aber darum nicht minder leidenschaftlich geführt ward.

Es geschah nicht eben häufig, daß der Commerzienrath seinen Inspector, den alten Sandmoll, in dessen Behausung aufsuchte. Doch geschah es zuweilen. Heute, so dicht vor der Einweihung des neuen Fabrikgebäudes, wo es noch so mancherlei zu ordnen und einzurichten gab und wo noch so viele Aufträge zu erteilen waren, konnte dieser Besuch am wenigsten auffallen.

Wir haben die Oertlichkeit schon früher beschrieben. Wie damals, knisterte ein mächtiges Feuer in dem alten riesigen Ofen; wie damals, saß die Diebslore, das Gesangbuch in der Hand, vor dem Feuer und summte mit leiser Stimme die geistlichen Melodien vor sich hin. Es war das, so sehr der Sandmoll sich auch darüber ärgerte, ein für allemal ihre herkömmliche Abendbeschäftigung; selbst die Anwesenheit des Fabrikherrn konnte

sie derselben nicht untreu machen. Ihre großen todten Augen starrten dabei halb über das Buch hinweg, gedankenlos in die Flamme, ihre Kinnlade bewegte sich mechanisch auf und nieder, selbst wenn sie nicht so taub gewesen wäre, wie sie war, hätte man doch in ihrer Gegenwart dreist jedes Geheimniß berathen können, so versunken war sie in ihre Andacht.

Der Commerzienrath, nach seinen Geberden zu urtheilen, war sehr unzufrieden mit dem alten, sonst so erprobten Diener. Er hatte die eine Hand auf dem Rücken zusammengeballt, in der andern schwenkte er, mit starken Schritten auf- und niedergehend, seine Reitgerte; es hatte ganz den Anschein, als ob er nicht sehr böse darüber sein würde, falls die Peitsche, wie er so auf- und abwandelte, einmal unversehens dem Alten zu nahe kommen sollte.

Ich glaube, sagte er, Schurke, du hintergehst mich – hast mich schon hintergangen? . . .

Der alte Verbrecher stand baumstill, wie er pflegte, in militairischer Haltung, was bei seinem unglücklichen, verschrobenen Körperbau sich doppelt wunderbar ausnahm. Und wie ein wohlabgerichteter Soldat ließ er auch den Commerzienrath nicht aus den Augen, sondern verfolgte ihn getreulich mit Blicken, bald rechts, bald links sehend, wie der Commerzienrath sich wandte.

Selbst wenn die Spitze der Reitgerte sich seinem Scheitel näherte, zuckte er nicht; nur seine Augen traten dann noch weiter zurück, und es konnte für Augenblicke scheinen, indem er so dastand, starr, regungslos, mit verhaltenem Athem, als wäre er eine Leiche.

Ich glaube, sagte der Commerzienrath, Schurke, du hintergehst mich – hast mich schon hintergangen?

O mein bester Herr Commerzienrath, röchelte der Alte, wie Sie nur so etwas sagen können von Ihrem treuesten Diener! Ein Herr und ein Diener, die einander so lieb sind, die so viel Geheimnisse mit einander theilen, wie könnten die wohl Einer den Andern hintergehen!

Ich? Geheimnisse mit dir? Versuch es, Elender! Versuch es! rief der Commerzienrath: da, da, ich selbst will deine Papiere in alle Welt streuen, damit du siehst, ob ich dich fürchte!

Mit diesen Worten sprang er auf den Tisch zu, der dem Sandmoll als Schreibtisch diente, und zerrte mit starker Faust an dem alten wurmstichigen Kasten.

Der gnädige Herr suchen meine Papiere? erwiderte der Sandmoll gleichmüthig: der gnädige Herr wissen ja, daß ich meine Papiere verbrannt habe, auf Ihren eigenen Befehl, verbrannt alle zusammen, bis auf das letzte Blättchen . . .

Lore hatte gewiß keine Ahnung von der leidenschaftlichen Wendung, welche das Gespräch des Commerzienraths mit ihrem Manne zu nehmen im Begriff stand;

eben, wie der Sandmoll von seinen verbrannten Papieren sprach, hob sie mit heller, kreischender Stimme einen neuen Choral an, indem sie zu gleicher Zeit die Feuerzange rasselnd hinter sich warf.

Der Commerzienrath blickte sich, unwillig über die Störung, nach ihr um. Sie ist so gar taub, das gute Weib, entschuldigte der Sandmoll.

Herr Wolston ging wieder einige Zeit schweigend auf und nieder.

Ich frage nichts nach deinen Papieren, sagte er dann, ich verachte den Verrath, den du an mir üben könntest und dessen erstes Opfer, du weißt es wohl, du selbst sein würdest; ein einziges Wort von mir, dem reichen, vornehmen, unbescholtenen Manne, würde hinreichen, dein ganzes Zeugniß zu nichts zu machen; du bist in meiner Hand . . .

Der Sandmoll duckte sich, aus Unterwürfigkeit offenbar; allein indem der Commerzienrath ihm den Rücken zuwandte, flammte aus seinen kleinen Augenschlitzen ein stechendes grünliches Feuer, das sah nicht aus wie Unterwürfigkeit.

Wie gesagt, fuhr Herr Wolston fort, nicht von deinen Papieren ist die Rede, sondern von denen, welche da drüben sein müssen, im Hause des Meisters, ich weiß es, und die ich haben will, noch heute, diese Stunde, diesen Augenblick! rief er, indem er herrisch auf die Erde stampfte: seit wie lange, elender Gauner, hast du

versprochen, sie mir zu verschaffen? Und immer sind es nichts als leere Worte gewesen!

Der Sandmoll blieb unbeweglich. Der gnädige Herr wissen, sagte er, daß ich selbst nicht mehr in das Haus des Meisters kommen darf, ohne mein armes Leben zu riskiren. Das gute Weib da (indem er auf seine Gefährtin deutete) hat nicht ganz das Geschick, wie ich – es ist auch nicht zu verlangen, mein Gott, als Frauenzimmer –, aber sie hat sich alle Mühe gegeben, und der gnädige Herr, dünkte ich, könnte schon immer zufrieden sein mit dem, was er durch sie erfahren hat.

Nichts hab' ich erfahren, rief der Commerzienrath, schlimmer als nichts! zu wenig, um der Sache auf den Grund zu sehen, und viel zu viel, um sie jemals aus den Gedanken zu verlieren! Es existirt drüben eine Schrift meiner verstorbenen Frau.

Bei der kranken Lene, schaltete Sandmoll ein; die Lore hat es aus ihr herausgequetscht – ein Prachtweib, meine Lore!

Und warum hat sie mir das Papier nicht längst gebracht? fuhr Herr Wolston auf.

Die Lene gibt es nicht, grinzte der Sandmoll: seit sie nicht mehr so recht sicher auf den Beinen ist, hat sie es in ihrem Bett liegen, unter dem Kopf, denk' ich mir, und gibt es nicht heraus . . .

So muß man sie ihr nehmen, rief der Andere heftig, mit Gewalt nehmen!

Der Sandmoll reckte einen seiner endlosen Arme aus, seiner Freundin damit auf den Kopf zu tippen. Sie sah verwundert in die Höhe.

Hörst du nicht? Du sollst es ihr wegnehmen, mit Gewalt, der gnädige Herr will es haben, sagte er.

Lore hatte den Zuruf des Alten verstanden; sie starrte Herrn Wolston an, indem ihr Gesicht sich zu einem fürchterlichen Grinzen verzerrte, einem Grinzen, das eben so gut ihre Zustimmung ausdrücken konnte als ihre Zweifel an der Ausführbarkeit seines Befehls.

Wollen es schon machen, sagte sie endlich mit ihrer heisern, tonlosen Stimme.

Und gleich darauf las sie im Gesangbuch weiter.

Es kann hier keine Rede mehr sein von Wollen, fuhr der Commerzienrath barschen Tons fort: die Sache muß ausgeführt werden, auf der Stelle, oder ich ziehe meine Hand von euch und überliefere euch dem offenen Verderben. Und wer weiß nur, ob es nicht jetzt schon zu spät ist! Ich habe das Rennen und Laufen wohl bemerkt, das seit einigen Tagen wieder ist; ich glaube, der alte Rabulist ist heute Nachmittag gar selbst mit hinüber gegangen . . .

Vor einer Stunde, mit dem gnädigen Fräulein Tochter, bestätigte Sandmoll schadenfroh.

Gut denn, wiederholte Herr Wolston, es bleibt bei dem, was ich gesagt habe: entweder ihr schafft mir binnen hier und zwei Tagen das Document – oder am dritten Tage geht eine Anzeige gegen dich in die Hauptstadt, alter Schurke, aus der du dich diesmal gewiß nicht herauslügen sollst. Du weißt, was Alles du von alter Zeit her noch auf dem Kerbholz stehen hast, und daß das Zuchthaus jeden Augenblick für dich geöffnet ist, so wie ich oder irgend ein Anderer anklopft.

Der alte Falschmünzer schwieg eine Weile, als ob er mit dem eben Vernommenen vollkommen einverstanden wäre. Und von wegen der Soldaten? sagte er dann, indem er sah, daß sein Herr sich zum Weggehen anschickte.

Geschwätz! sagte Herr Wolston verächtlich. Aber so gleichgiltig er diesen Ausruf auch hervorbrachte, so entging es dem Sanbmoll trotz seiner versunkenen Augen doch keineswegs, wie er sich dabei leicht in die Lippen biß.

Kein Geschwätz, erwiderte der unerschütterliche Alte: ich habe Leute gesprochen, die sie selbst gesehen haben, der ganze jenseitige Thalgrund ist voll, ja schon bis auf die Höhe stehen sie hinauf, nur noch vier Stunden von hier; es wird Zeit, glaube ich, gnädigster Herr, daß wir das Jägerhaus räumen.

Herr Wolston zuckte die Brauen. Was weißt du vom Jägerhaus? sagte er in hohem Ton. Uebrigens wird es geräumt; diese ganze Unternehmung soll aufhören, ich

habe sie satt und bedarf ihrer nicht mehr. Was die Soldaten anbetrifft, vor denen du dich so sehr zu fürchten scheinst, so kann es immerhin seine Richtigkeit damit haben; aber dann sind sie jedenfalls nicht gegen uns bestimmt, sondern für uns, verstanden? Du bildest dir ein, armseliger Schurke, Alles zu wissen, und weißt doch nichts, gar nichts –

Die Sicherheit, mit welcher der Commerzienrath diese Behauptung aussprach, mußte jeden weiteren Einwand abschneiden. Dienstestfrig ergriff Sandmoll die Lampe, dem gnädigen Herrn die Stufen hinabzuleuchten. Draußen auf dem schmalen Hausgange blieb Herr Wolston stehen; er legte dem Alten feierlich die Hand auf die verkrüppelte Schulter und sah ihn lange mit forschenden Blicken an.

Du weißt nichts, alter Schurke, sagte er langsam: aber Einiges doch, nämlich Alles, was es Niederträchtiges und Verworfenes gibt seit zwanzig Jahren und auf zwanzig Meilen in der Runde – was ist das gewesen, sprich, zwischen meiner Frau und dem sogenannten tollen Heiner?

Sandmoll blickte zu Boden, mit einem Ausdruck, der vermuthlich Verschämtheit bedeuten sollte; er blieb die Antwort schuldig, bis der Commerzienrath seine Frage zum zweiten Male wiederholte. Du brauchst nicht zu fürchten, setzte er hinzu, daß ich dich an meine Frau verrathe, oder dir wegen der Geschichte zürne, und wenn du selbst dabei geholfen hättest: die ganze

Sache ist mir unaussprechlich gleichgiltig, und ich frage eigentlich gar nicht meinetwegen.

Jetzt erst blickte der Sandmoll wieder in die Höhe – mit einer solchen Miene diesmal von Verschmitztheit und Lüsternheit, daß Herr Wolston gar keiner weitem Antwort mehr bedurfte . . .

Es ist gut, sagte er kalt, ich habe es voraus gewußt, nicht gerade dies, aber doch Aehnliches, das nicht besser ist; ich hatte meine Zwecke, daß ich sie heirathete, sie war die Cousine des Ministers und ist es noch – ich bin mit meiner Ehe zufrieden. Aber nun noch Eins, Sandmoll, und sag' mir die Wahrheit, so lieb dir deine Kehle ist – ist der da, du weißt schon, der junge Mensch, den sie aus der Hauptstadt geschickt haben . . . ?

Mein Sohn! betheuerte der Alte, indem er die runzliche Hand wie schwörend auf die Brust legte.

Herr Wolston maß ihn einige Augenblicke mit prüfenden Blicken. Ihr seid einander werth, sagte er dann hohnlachend: Vater und Sohn, der Teufel selbst kann sie nicht besser zusammenfinden. Gute Nacht, Schurke, und vergiß mir nicht das Document, ich rath' es dir –!

So wie der Sandmoll in das Zimmer zurückgekehrt, war die Reihe des Lachens an ihm. Er setzte die Lampe auf die Erde, tanzte, so gut dies bei seinem schweren, schlurfenden Tritte möglich war, vor Vergnügen in der

Stube umher, warf sich endlich in den alten schmierigen Lehnstuhl, daß er krachte, und stieß dazu ein Gelächter aus, ein Gelächter – so lachen die Hyänen und der Schakal, wenn sie den Duft frischer Leichen wittern!

Vater und Sohn! rief er, indem er sich vor Behagen umherwälzte, es ist ein prachtvoller Einfall, Vater und Sohn! O warte nur, Söhnchen, du sollst auch noch vor mir zittern, wie dieser heut vor mir gezittert hat, ich sah es recht gut, trotz seiner vornehmen Miene! Mit der Reitgerte wedelte er mir unter der Nase herum? Nur zu, nur zu, wir werden ihm auch unter der Nase wedeln, mit Papierchen, die er gewiß nicht unter den Spiegel stecken soll!

Dazu knackte er mit den Fingern und schnitt so gräuliche Gesichter, daß sogar die Diebslore ihn verwundert anstarrte.

Dies brachte ihn denn aus seinem Freudentaumel endlich wieder zu sich; er sprang auf, rüttelte seine Freundin an der Schulter:

Auf, auf, rief er, ans Werk! Der Commerzienrath hat Recht, du mußt das Papier haben, noch heute – aber nicht für ihn, Lore! nicht für ihn, hörst du?! Du mußt das Papier nehmen, in Güte oder Gewalt, sogleich, diese Stunde – es ist die Zeit jetzt, wo der Meister mich besuchen will, es soll mir ein Plaisir sein, ich bin in der Laune jetzt, mir etwas von ihm vorwimmern zu lassen

– Lene wird allein sein, Niemand wird dich sehen –  
aber schwör' es mir, nicht für ihn!!

Lore sah ihn mit ihren matten, faden Blicken gleichgiltig, beinahe mitleidig an.

Wie würd' ich denn, für ihn! sagte sie: das kann sich ja ein Kind doch denken, daß das nicht für ihn soll.

Sandmoll schien von einem plötzlichen ernstern Gedanken heimgesucht. Das Weib wird mir zu klug, murmelte er: wenn auch sie falsch wäre! auch sie mich betröge! Es ist fast zu viel, was ich in die Hand dieses Weibes lege, sie steckt so viel mit dem Pfaffen zusammen – ah was, tröstete er sich, sie wagt es nicht! und selbst wenn sie ein Gelüst dazu hätte, meine Hand ist schwer und ist ihr noch von neulich her in frischem Andenken – sie wagt es nicht!

Lore verstand von diesem Selbstgespräch natürlich nicht das Mindeste; sie sah bald auf den Sandmoll, bald vor sich nieder, mit einer Gelassenheit, die durch nichts übertroffen werden konnte. Endlich, wie sie merkte, daß der Sandmoll wohl fertig wäre:

Aber wenn ich sie nun nicht allein treffe? fragte sie.

Ich sage dir, du triffst sie allein, stöhnte der Sandmoll: Und wenn du sie nicht allein triffst, so bist du ja ein kluges Weib, mein Weib, – du wirst Mittel finden, die Uebrigen zu entfernen –

Ich gehe schon, sagte das Frauenzimmer, indem es den schmutzigen, zerfetzten Mantel um sich nahm.

Noch unter der Thür lief der Alte ihr nach. So wie du das Papier hast, flüsterte er, so bringst du es mir – verstehst du? keinem Andern als mir – und sagst keinem sterblichen Menschen ein Wort davon, weder jetzt noch künftig! Du weißt, Lore, wenn du mich böse machst . . .

Lore hatte ihn verstanden; sie schüttelte die Schultern und nickte bedächtig.

So geh, geh, sagte der Sandmoll, indem er sie vorsichtig aus der Thür schob: und wenn sie etwa schreien will – ein einziger Druck an der Kehle – so – mit diesen drei Fingern – du kennst ihn . . .

Sorgfältig zog er die Thür hinter ihr zu. Sie aber, noch unten im Graben, blieb stehen, wandte sich um gegen das Haus, ballte die Faust, spie aus –

Nicht für ihn! spottete sie ihm nach: o ganz gewiß nicht für ihn!! Und was die Schläge anbetrifft, mit denen er mir droht, so hat mir der Herr Prediger versprochen, daß die Hand, die mich schlägt, verfaulen soll lebendig . . .

Diese Worte leise in sich hineinmurmelnd, zog sie den Mantel dicht über sich zusammen, und lief spornstreichs, quer über den Platz, auf das Haus des Meisters zu.

## ZWÖLFTES KAPITEL. ZWEI WEIBER.

Nachdem Reinhold sich überzeugt hatte, daß die Schwäche, welche die Tante befallen, vorüber, hatte

er die Kienfackel angezündet und sich alsdann, da er doch noch immer nicht ganz wegen ihres Befindens beruhigt war, aufgemacht, seinen Vater aufzusuchen. Als Wächter hatte er den Großvater bei ihr zurückgelassen.

Einen vortrefflichen Wächter, wie wir bereits wissen; auch diesmal war Reinhold noch keine hundert Schritte vom Hause, so hatte die behagliche Wärme des Zimmers den durchfrorenen Alten auch schon richtig in den süßesten Schlummer eingelullt.

Lene lag ruhig, wiewohl wachend im Bett. Sie hielt die Augen nach ihrer Gewohnheit fest an die Decke geheftet; nur zuweilen, auf Momente, mit scheuem Entsetzen, richtete sie sie auf das Fenster gegenüber, als ob trotz der dicht verschlossenen Laden ein fremdes Antlitz zu ihr hineinschauen könnte. Er läßt mich doch nicht, murmelte sie vor sich hin, er kommt ganz gewiß noch, er hat es mir mit einem Eidschwur angedroht, und alles Bitten, alles Flehen meines Bruders wird sein steinernes Herz nicht erweicht haben. Ach, wenn das nicht wäre, wie gern, wie ruhig wollte ich sterben! Aber wenn ich denke, daß ich nicht einmal nach dem Tode soll in meinem Sarge liegen wie andere Menschen – daß ich kein Grab haben soll, auf das mein Reinhold ein Kreuz pflanzen kann und arme, kleine Blumen – ja wenn ich denke . . .

Sie hatte diese letzten Worte, sich selbst unbewußt, halblaut vor sich hingeflüstert –

Du brauchst es ja nicht zu leiden, du kannst dich ja loskaufen, Thörin, die du bist, sagte plötzlich eine dumpfe, rauhe Stimme neben ihr.

Lene fuhr mit einem leisen Schrei in die Höhe, sie erkannte die Stimme sogleich – es war die Stimme der Diebslore. Leise hatte dieselbe die Thür geöffnet, war mit dem katzenähnlichen Tritt, der ihr eigenthümlich war, an dem Schlafenden vorbeigeschlichen – was hatte sie auch von dem Blödsinnigen zu fürchten, selbst wenn er erwachte? – und stand nun dicht an Lenens Bette.

Ich habe es dir schon oft gesagt, sagte sie, du kennst den Preis; was nützen dir die Papiere? Das junge Mädchen wird dir doch nicht einmal Dank dafür wissen, sie wird dich verlassen, wie du schon einmal verlassen wurdest –

Lene schüttelte heftig mit dem Kopfe: Wir wollen ihm Geld geben, flüsterte sie, Alles was wir haben, das ganze Haus soll sein eigen sein . . .

Was soll ihm die Hütte? spottete das fürchterliche Frauenzimmer: er wird bald so sicher sitzen, sag' ich dir, daß er kein Haus mehr braucht, weder ein eigenes noch ein fremdes. Das tröste dich, arme Närrin; ich will dich rächen, dich und mich!

Sie hatte diese letzten Worte so vor sich hingemurmelt, daß Lene nichts davon vernommen. Auch waren ihre Gedanken anderwärts beschäftigt. Und wenn ich es thäte, sagte sie, offenbar mehr vor sich hin als zu

ihrem Besuch – thun könnte, ohne einen Eid zu verletzen und mich der ewigen Verdammniß preiszugeben: ich kenne ihn ja, er hielte ja doch nicht einmal Wort ...!

Ah, du kennst ihn wirklich, wie ich merke, sagte die Alte: ganz gewiß hielte er nicht Wort, und eben darum sollst du das Papier mir geben, vorstehst du, mir? Er soll es nie in die Hand bekommen, nie; dem Herrn Prediger will ich es geben, dem guten Herrn Prediger, der neulich bei dir gewesen ist – o der Herr Prediger ist sehr gütig, sehr mächtig, der kann Alles, was er will! Auch ein ehrliches Grab kann er dir verschaffen, wenn du ihm gehorsam bist und gibst mir das Papier.

Ich habe kein Papier, weiß von keinem Papier, stöhnte Lene.

Du weißt von einem Papier, du hast ein Papier, erwiderte Lene mit fürchterlicher Sicherheit: Hier unter deinem Kopfe hast du es, hier – soll ich hinfühlen? Siehst du – gerade hier ...

Entsetzt richtete Lene sich in die Höhe: Um der Wunden Jesu willen, stammelte sie, du bist ein Weib, du kannst mir das nicht thun ...!

So laut hatte das geängstigte Weib dabei ihre Stimme erhoben, daß Lore befürchtete, der alte Großvater möchte erwachen, oder es möchte sonst Jemand dazu kommen. Sie horchte hoch auf; es war ihr, als hörte sie ein Geräusch an der Hofwand –

Aber nein, es war Alles still; nur der wahnwitzige Alte war es gewesen, der im Schlafe sprach und vor sich hinlachte . . .

Was denkst du denn, daß ich dir thun werde? sagte sie kalt, indem sie immer näher und immer dichter an die Kranke heranrückte, ihren langen knöchernen Arm immer fester, immer unwiderstehlicher zwischen die Kissen schob: – Freilich bin ich ein Weib, und eben weil ich ein Weib bin und damit du siehst, daß ich dich lieb habe und es gut mit dir meine, will ich dir etwas sagen, was kein Mensch weiß außer mir und ihm, der es gethan hat. Es ist zu schändlich, zu schändlich von ihm, unterbrach sie leise murmelnd sich selbst: ich kann die arme Thörin nicht so hinsterven lassen, ohne daß sie es nicht wenigstens zuletzt noch erfährt – einer Mutter das! einer Mutter!! Ach, ich habe auch einmal ein Kind geboren, ich kannte selbst nicht den Mann, der sein Vater wäre, es starb in der Geburt – aber genug, ich weiß doch, wie einer Mutter zu Muthe ist, und kann es nicht dulden, daß er ein solches Spiel treibt mit einem Weibe, einer Mutter! Heda, schrie sie Lenen ins Ohr, indem sie sich dicht über dieselbe niederbeugte und sie jetzt fast schon wie ein willenloses Kind in ihre Arme geschlossen hielt –: horch auf, Püppchen, ich will dir was sagen, von deinem Herzblatt, deinem Reinhold – es ist ja doch wohl dein Herzblatt, dein Reinhold, gelt?

Das elende, gemarterte Weib, in Todesangst ringend, die schwere Wucht dieser eisernen Arme immer fester um Brust und Nacken fühlend, vermochte nur noch mit einem dumpfen Röcheln zu antworten.

Lore legte das Ohr dicht an ihren Mund: Ah so, sagte sie, das geht ja rascher, als wir gedacht haben, die Kleine stirbt mir ja, glaub' ich, noch unter den Händen ...

Und rasch zufahrend wie ein Tiger, fuhr sie mit der Linken jetzt unter die Kissen, jetzt unter die Decke, durchwühlte das Stroh des ärmlichen Lagers, während sie mit der Rechten wie mit einem Bleigewicht Lenes kraftlose Hände zusammenpreßte –

Erbarmen, Hülfe, Rettung! stöhnte die Unglückliche ...

Nur stille, mein Mäuschen, nur ruhig, du könntest deinem Brüstchen Schaden thun, höhnte das entmenschte Weib.

Der Großvater lachte hell auf im Traum; von draußen her schienen sich Tritte dem Hause zu nähern.

Nur schnell, nur hurtig, mein Mäuschen, fuhr Lore fort, indem sie, durch die Tritte von draußen beängstigt, immer heftiger, immer eifriger das Bett durchwühlte – da, jetzt, indem sie dem fast schon stillstehenden Herzen der armen Kranken zunächst kam, da fühlte sie es, das mußte es sein – ganz deutlich, ein

Heft Papiere – das war es!! Warum denn so viel Umstände machen, mein Täubchen? flüsterte sie hohnlachend: bin ja schon gut, ist ja schon Alles vorüber . . .

In demselben Moment, da Lore das Papier berührte, das so lange zunächst dem Herzen der unglücklichen Lene seine Freistatt gehabt hatte, war es, als ob Bewußtsein und Leben in die schon halb Gestorbene zurückkehrte; mit einem gellenden Schrei riß sie sich in die Höhe, griff mit beiden Händen das Papier, das Lore noch immer mit der Linken fest und sicher hielt – einen Augenblick lang zerrten Beide daran –

Was vermochte der Widerstand der Sterbenden gegen die Uebermacht der furchtbaren Diebin? Ihre Hände sanken kraftlos zurück –

O, nur ruhig, nicht kratzen, höhnte die Diebin, indem sie das Papier völlig aus Lenens Händen wand –

Dann sprang sie rasch in die Mitte der Stube, riß mit einem kräftigen Griff die Kienfackel von ihrer Stelle, zertrat sie mit dem Fuß, daß sofort tiefe Dunkelheit das ganze Zimmer umhüllte, huschte zur Thür hinaus über die niedrige Hofmauer hinweg . . .

So stolz war sie über den gelungenen Streich und so viel teuflische Pläne, Pläne langjähriger, glühender Rache knüpften sich für sie daran, daß sie, indem sie sich jetzt im Sichern wußte und rasch den Weg nach dem

Pfarrhause einschlug, nicht unterlassen konnte, das Papier triumphirend in die Höhe zu strecken und mit leisem Gelächter —: Ich hab' es! ich hab' es! jauchzte sie, aber nicht für ihn, nein, ganz gewiß nicht für ihn!!

Allein bevor noch dies letzte Wort völlig ihrer Lippe entflohen, fühlte sie sich von einer riesigen Faust mit unwiderstehlicher, übermenschlicher Gewalt im Nacken erfaßt und mit einem einzigen furchtbaren Druck gegen die Erde geschleudert; in demselben Augenblick war ihr das Papier entrungen — Nacht und Entsetzen lagerte sich auf die Sinne des entsetzten Weibes, und nur noch wie im Traum hörte sie schwere Tritte, die sich rasch von ihr entfernten. Vergebens suchte sie sich in die Höhe zu raffern, alle Glieder waren ihr wie zerschmettert, mit furchtbarem Wuthgebrüll schlug sie die Nägel in die Erde . . .

SECHSTES BUCH. SARG UND WIEGE.

ERSTES KAPITEL. DAS RENDEZVOUS.

Die Stimme, welche Angelica so plötzlich in der Dunkelheit angedet, hatte Niemanden anders gehört als – Herrn von Lehfeldt.

Ich bin unglücklich, sagte er, theure Miß, daß Sie nach mir verlangt haben in einer Zeit, wo ich durch eine höchst verdrießliche Angelegenheit verhindert war, Ihren Befehlen zu folgen. Aber die erste Nachricht, welche mir der Zufall von Ihnen gebracht, hat hingereicht, mich zu Ihren Füßen zurückzuführen; verfügen Sie ganz über mich, ich werde stolz, ich werde glücklich sein, wozu Sie mich auch machen werden, ob zu Ihrem Sklaven, oder zu Ihrem Ritter.

Bei aller Anmuth, mit welcher der junge Mann diese Anrede hervorbrachte, lag doch in seinem Ton etwas Gezwungenes, etwas Lauerndes, das jedem Andern, der ein aufmerksameres Ohr gehabt hätte, als es in diesem Augenblicke mit Angelica der Fall war, nothwendig hätte auffallen müssen. Diese dagegen war durch den hastigen und unfreundlichen Abschied des Justizraths zu erschüttert, die Begegnung selbst kam ihr zu unerwartet, zu willkommen in diesem Augenblick, als daß sie auf dergleichen hätte merken sollen.

Ach in der That, rief sie, indem sie ihm herzlich die Hand darreichte. Sie sendet mir der Himmel! Ich habe mich eines Unrechts gegen Sie anzuklagen, Herr von Lehfeldt, eines Unrechts, das man allemal begeht,

wo man blos das Gute, nicht auch das Böse mit seinen Freunden theilen will und zu stolz, vielleicht auch nur zu zaghaft, zu ungeschickt ist, sich ihrem Rath, ihrem Beistand anzuvertrauen. Jetzt seh' ich, daß der Himmel selbst es so haben will; er läßt mich Sie finden, in demselben Augenblicke, da ich von aller übrigen Welt verlassen bin, und da selbst Diejenigen, die ich bisher für meine treuesten, meine aufrichtigsten Freunde hielt, sich in Zorn und Verkennung von mir kehren.

Die herben, spitzigen Worte, welche Reinhold vorhin an sie gerichtet, brannten noch in der Seele des jungen Mädchens nach und machten sie entgegenkommender gegen Herrn von Lehfelddt, als sie es ohne dies gewesen sein würde.

Ich bin ganz Ohr, erwiderte Herr von Lehfelddt, indem er ihr den Arm bot: aber in das Schloß darf ich Sie nicht begleiten, meine Gnädige, wenigstens heute nicht, ich bin überhaupt nur Ihretwegen hierher zurückgekommen, ganz allein nur Ihretwegen, und es ist vielleicht nicht ohne Gefahr für mich, daß ich es gethan habe.

Angelica sah ihn fragend an.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, fuhr der junge Mann mit Lächeln fort, und habe Ihren Vorwurf verdient. Ja freilich gehe ich noch immer mit Geheimnissen um: aber mein Wort darauf, dies soll das letzte sein. Und

haben Sie denn, meine schöne Freundin, nicht auch Ihre Geheimnisse? Wohlan denn, tauschen wir Geheimniß um Geheimniß – das heißt, wenn Sie mich dessen würdig halten, gnädiges Fräulein . . .

Herr von Lehfeldt sagte diese letzten Worte wiederum in einem so zurückhaltenden, so ehrerbietigen Tone, daß jede Besorgniß über das Eigenthümliche, vielleicht sogar Unziemliche dieses Zusammentreffens verschwinden mußte, vorausgesetzt, daß Angelica in ihrer jetzigen Stimmung überhaupt noch Rücksichten dieser Art genommen hätte. Auch sah sie selbst ein, daß ein vertrauliches Gespräch mit Herrn von Lehfeldt in den Sälen des Schlosses unmöglich war, wenigstens jetzt und zu dieser Stunde; sie hielt es noch immer für besser, ihm ein Gespräch auf freier Straße zu verstatten, als ihn etwa insgeheim in ihr Zimmer zu laden. Ueberdies schien der Mond hell und die Stunde war noch keineswegs so spät, daß die Straße schon völlig vereinsamt gewesen wäre. Sie ließ ihm also gutwillig den Arm, den er ergriffen hatte, und schritt, wenn auch nicht ohne innere Befangenheit, an seiner Seite dahin, abwärts vom Schloß, in das Dorf hinein.

Auch Herr von Lehfeldt schien von einer plötzlichen Befangenheit befallen, oder sagen wir besser, Schüchternheit; er führte Angelica so vorsichtig und zeigte in seinem ganzen Wesen ein solches Gemisch von Aufregung und Ergebenheit, Bestürzung und Freude, als

könnte er sich in das Glück, das ihm zu Theil ward, noch gar nicht recht finden.

Indem sie an eine Seitengasse gelangt waren, die am Gehöft des Meisters entlang ins Innere des Dorfes führte, begegnete ihnen eine finstere, wüste Gestalt, den Kopf lauschend vornüber gebeugt. Kaum konnte Angelica einen hellen Aufschrei unterdrücken – es war wiederum der Tolle! Angelica's Knie bebten und ängstlicher schmiegte sie sich an ihren Begleiter an, der den Tollen gar nicht zu bemerken schien und sie fragend anblickte. Woher diese plötzliche Besorgniß. Auch war dieselbe wirklich ohne Grund gewesen; der Tolle schritt an ihnen vorüber, ohne sie nur eines Blickes zu würdigen.

Waren die beiden jungen Leute gegenseitig mit ihren eigenen Gedanken so sehr beschäftigt, oder wollte Herr von Lehfeldt es Angelica absichtlich überlassen, das erste Wort zu ergreifen, genug, auf die erste lebhafteste Begrüßung war ein desto tieferes Stillschweigen gefolgt; nur einzelne abgebrochene Aeüßerungen über ziemlich gleichgiltige Gegenstände verkürzten die lange, einsame Wanderung.

In der That war Angelica unschlüssig geworden, ob sie nicht dennoch Unrecht thäte, Herrn von Lehfeldt allein, ohne Reinhold, in ihr Vertrauen zu ziehen, und ob es nicht geeigneter wäre, sie suchten das Haus des Meisters auf, um die Angelegenheit daselbst sogleich gründlich zu besprechen und alle die Misverständnisse

zu lösen, die sich zwischen Reinhold und ihr zu entspinnen drohten. Ohne die Begegnung des Tollen würde sie ihren Begleiter auch ganz gewiß ersucht haben, beim Meister einzutreten; aber diese Nachbarschaft war ihr zu unheimlich, und willig daher ließ sie sich weiter führen, sie wußte selbst nicht wohin.

Plötzlich blieb Herr von Lehfeldt stehen. Der Wind geht schärfer als ich dachte, sagte er, und ich kann es nicht verantworten, theure Miß, Sie dieser unfreundlichen Witterung noch länger auszusetzen; auch scheint dieser Spaziergang zu so später Stunde Ihnen doch nicht ganz nach Wunsch zu sein. Hier, wir sind am Hause Ihres Freundes Leonhard; wenn Sie erlauben, so poche ich ihn heraus, und bitte um Einlaß für uns ...

Und siehe da, bevor das Engelchen noch hatte Ja oder Nein antworten können, ging die Thür auf, und Anna, des Schulmeisters Schwester, leuchtete ihnen entgegen. Sie hatte sich sorgfältiger gekleidet als gewöhnlich; auch schien sie über die plötzliche Erscheinung ihrer Freundin nicht im mindesten verwundert. Das Zimmer war leer und von behaglicher Wärme durchflossen; zwei Stühle waren an das Kamin gerückt.

Es war aus allen diesen Einrichtungen ganz offenbar, daß sie keineswegs durch bloßen Zufall oder einen bloßen plötzlichen Einfall des Herrn von Lehfeldt hierher

kamen: sondern dieser Besuch war ohne Zweifel vorbereitet und sogar von Anna selbst erwartet worden. Auch hatte Anna etwas so seltsam Befangenes, Feierliches in ihrem Wesen; sie vermied es Angelica ins Gesicht zu sehen, und ihre Stimme war leis und ängstlich.

Unschlüssig blieb Angelica auf der Schwelle des Zimmers stehen: Und dein Bruder Leonhard? fragte sie hastig; wo ist Leonhard?

Ich gehe schon, ihn zu holen, sagte Anna, indem sie die Lampe auf den Tisch setzte und die Thür hinter sich zuwarf. Erschöpft sank Angelica auf den Stuhl. Herr von Lehfeldt blieb in bescheidener Entfernung vor ihr stehen; sein halb fragender, halb vorwurfsvoller Blick erinnerte sie an den Zweck, warum sie ihm eigentlich diese Zusammenkunft gewährt –

Ich bin ein sehr thörichtes Mädchen, sagte sie, indem sie sich zu lächeln zwang: und es scheint in der That mein Schicksal zu sein, alle meine Freunde durch meinen Unverstand von mir zu scheuchen. Auch Sie, Herr von Lehfeldt, was müssen Sie von mir denken? da ich Sie erst selbst um diese Unterredung gebeten habe – und nun, da es Zeit zum Sprechen wäre, verschließt mir, ich kann es nicht leugnen, eine kindische Furcht den Mund . . .

Herr von Lehfeldt hatte sich ihr zwei Schritte genähert. O, rief er, mit einer Leidenschaft, die um so deutlicher in seiner Stimme nachzitterte, je mehr er selbst sie zu verbergen suchte: O, theures Fräulein, wenn Sie

wüßten, wie schön diese Furcht sie kleidet! Zürnen Sie mir nicht, wenn ich in diesem Augenblicke, wo so ernste, so schmerzliche Interessen Ihre Brust bewegen, mich dem Eindruck Ihrer Schönheit nicht entziehen kann; – wer kann auch das Auge in die Sonne gerichtet halten und würde nicht blind für alles Uebrige?

Er hatte sich vorn über gebeugt, ihre Hand an die Lippen zu drücken. Aber mit so viel Ehrerbietung und so viel ritterlichem Anstand es auch geschah, so zog Angelica ihre Hand doch mit Heftigkeit, wie verletzt, zurück.

Erlauben Sie, sagte sie, daß ich meine Erzählung verschiebe, bis Leonhard kommt. Er ist ein verständiger Mann, mein alter Freund und Lehrer; auch seine Meinung wird mir von Nutzen sein in der verwickelten und traurigen Angelegenheit, welche ich Ihnen anzuvertrauen habe.

Sie haben mir nichts mehr anzuvertrauen, rief Herr von Lehfeldt, ich weiß bereits Alles, Alles, theure Freundin –!

Sie wissen? rief Angelica, indem sie überrascht in die Höhe fuhr.

Sie haben mich ja so oft einen Hexenmeister gescholten, theure Miß, entgegnete der junge Mann, indem er sie mit bittender Geberde auf ihren Sessel zurück nöthigte: was für ein Mensch wäre ich denn, sechs Monate in Ihrer bezaubernden Nähe gelebt zu haben, und mein Herz hätte mich nicht längst gelehrt, was ja selbst

für die Neugier des Publicums nur noch ein offenes Geheimniß ist?

Ein offenes Geheimniß? stammelte Angelica . . .

Gewiß, wiederholte der junge Mann: es ist nur noch ein offenes Geheimniß, daß ein Testament Ihrer verstorbenen Mutter existirt, durch welches Sie genöthigt werden, sich bis zum Ablauf Ihres zwanzigsten Jahres, das heißt also binnen wenigen Tagen, einen Gemahl unter Zustimmung Ihres Herrn Stiefvaters zu wählen . . .

Angelica erröthete. Nun wahrlich, sagte sie, nicht ohne Empfindlichkeit: Sie scheinen sehr genau unterrichtet von meinen Verhältnissen, Herr von Lehfeldt.

Ganz genau, versetzte er, ohne sich durch diese Empfindlichkeit irre machen zu lassen: genauer vielleicht, meine schöne Freundin, als Sie selbst. Ich weiß auch, daß im Hause des sogenannten Meisters eine Schrift existirt von der Hand Ihrer Frau Mutter, durch welche allem Vermuthen nach das ganze, für Sie so verhängnißvolle Testament entkräftet wird; ich weiß auch, daß Ihr Herr Stiefvater sich um jeden Preis in den Besitz dieses Documentes setzen will – weiß, daß auch der Prediger, dieser gleißnerische Betrüger, mit ihm im Completo ist – weiß, daß das Document vielleicht diese Nacht noch in ihre Hände fällt . . .

Angelica schrie laut auf: Um des Himmels willen, welche Spione haben Sie?!

Nur einen einzigen, erwiderte Herr von Lehfeldt mit trübem Lächeln – mein Herz. Aber allerdings bin ich von diesem besser bedient als Ihr gelehrter Freund, der Justizrath, von all seiner verrotteten Weisheit. Der Justizrath hat Ihnen seine Dienste aufgekündigt, er will nichts mehr mit Ihrer Angelegenheit zu thun haben; auch dies, gnädiges Fräulein, hat mein treuer, wachsamer Spion mir berichtet . . .

Die junge Dame rückte den Stuhl an die Wand zurück, so unheimlich ward es ihr. Und doch wieder, wenn sie Herrn von Lehfeldt anblickte und sah diese zurückhaltende, demüthige Zärtlichkeit, die aus seinem Antlitz leuchtete, und sah, wie der schöne, stolze Mann vor ihr stand, so ergeben, so ehrerbietig, so hängend an einem Blick ihres Auges, so fühlte sie, wie ihr Vertrauen zu ihm zurückkehrte.

Herr von Lehfeldt fuhr fort:

Ich habe Ihnen gesagt, gnädiges Fräulein, Geheimniß um Geheimniß. Sie überzeugen sich, daß ich die Ihren weiß, wenigstens so viel davon, wie meine Freundschaft mich zu wissen verpflichtet und meine Ehrfurcht mir gestattet; darf ich Ihnen auch die meinen anvertrauen? Fürchten Sie nicht, setzte er hinzu, indem er bemerkte, wie Angelica unruhig nach der Thür schaute: für das Geheimniß das hier ruht (die Hand aufs Herz pressend), ist die Stunde noch nicht gekommen; das darf sich erst ans Licht wagen, wenn ich etwas gethan habe, dieses Glück zu verdienen, erst wenn

Ihr Lächeln mich ermuthigen, Ihr Mund mir zum Voraus Verzeihung gewähren wird! – Sie sind nicht glücklich, Angelica, und ich bin es auch nicht; Ihnen fehlt nur der äußere Friede, mir mit dem äußern zugleich der innere. O wenn Sie ahnten, Angelica . . .

Der junge Mann sagte dies Alles mit einem solchen Ausdruck von Wahrhaftigkeit und tiefster, innerster Erregung, das sonst so kalte Auge schwamm in so weichem, feuchtem Glanz, um den herben Mund spielte so aufrichtige, innige Wehmuth – nein, wie es auch war, sie hatte ihm Unrecht gethan, er konnte nichts Böses gegen sie im Schilde führen!

Herr von Lehfelddt, als läge das Herz des jungen Mädchens unter einer Glasscheibe vor ihm, las deutlich jede Empfindung, die sie bewegte, und jeden Gedanken, der ihr durch die Seele flog.

Ich bin sehr unglücklich, wiederholte er: unglücklich, Angelica, weil ich schlecht bin – oder doch nicht so gut, nicht so rein, wie ich sein müßte, um dich zu verdienen, reines, himmlisches Wesen, rief er, von plötzlicher unwiderstehlicher Leidenschaft bewältigt, indem er vor ihr in die Knie sank und die Hände, wie anbetend, zu ihr emporstreckte: Sei du meine Beichtigerin, holde, fromme Heilige! Warum halt' ich es noch zurück? Ja, ja – ich liebe dich! habe dich geliebt mit verzehrender tödtlicher Leidenschaft, von dem ersten Augenblick an, da ich dich erblickte! Was denkst du, flüsterte er, auf beiden Knien zu ihr heranrutschend

und die Hände immer heftiger, immer schmerzlicher zusammenpressend – was denkst du, daß es gewesen ist, was mich hierher geführt hat und mich so lange in dieser Oede gehalten? Nicht Oede für mich – Paradies, Himmel, Seligkeit, weil ich die Luft trinken durfte, die du trankst, meinen Fuß setzen durfte, wo du wandeltest! Angelica, bei allen Mächten des Himmels und der Hölle, ich will jetzt ganz wahr sein, ganz wahr – zum ersten Mal in meinem Leben! Ich bin nicht vom Hofe verbannt, ich bin nicht hierher verwiesen – es ist eine ungeheuere, verbrecherische Intrigue – eine Intrigue, die von dem Minister in der Hauptstadt ausgeht, meinem unwürdigen Pflegevater, und deren Fäden in diesem Augenblick noch in meiner Hand ruhen! Sie bedroht euch Alle, Alle, rief er in drohendem Ton, indem er mit trotziger Geberde vom Boden sprang: Sie auch, Angelica! Ihren Vater, Ihren Bruder, Ihre Freunde, Alle, Alle!! Zwei mal vierundzwanzig Stunden noch und diese friedliche Gegend ist verwandelt in ein Schlachtfeld, und die armen, elenden Menschen, für deren Unglück Ihr Herz so weich schlägt, Angelica, netzen mit ihrem Blute die harte, unfruchtbare Erde! Ein Wort von Ihnen, Angelica, schrie er und stürzte sich aufs Neue leidenschaftlich zu den Füßen des erstarrten jungen Mädchens: ein Wort von Ihnen, und der Pfeil, der schon von der Sehne schwirrt, kehrt in den Köcher zurück – sagen Sie, daß Sie mich lieben, mich lieben wollen, mich lieben werden – o Angelica, schluchzte er

unter laut vorbrechenden Thränen, in dem anspruchslosen bittenden Tone eines Kindes: ich will ja gut werden, Angelica! ich werfe alle diese Netze und Intriguen hinter mich und will nichts, nichts mehr, Angelica, als dich! dich ganz allein! nur dich! nur dich, Angelica!!

War Herr von Lehfeldt wahr in diesem Augenblicke? War es vielleicht ein Moment wie jener, da er in der Mondscheinnacht die einsame Gebirgsgegend, den Schauplatz seiner Kinderjahre, durchstrich? Oder waren es auch jetzt nur leere Luftblasen, und sein Herz empfand auch jetzt nichts von dem, wovon sein Mund überströmte? – Wir wagen nicht, dem Urtheil des Lesers vorzugreifen.

Er hatte sich leise wieder erhoben, schlang den Arm um das fast bewußtlose Mädchen, und zärtlich zu ihr niedergebeugt, indem seine Lippen fast schon die ihren berührten: Willst du das Wort sagen, Angelica? flüster-te er, willst du es sagen? oder soll ich dich mit starkem Arm davontragen auch wider deinen Willen, bis du es sagen lernst, meine geliebte, meine köstliche Beute?

Angelica's Sinne waren längst geschwunden; nur noch in ganz schwachem Umriß sah sie, wie das Angesicht des jungen leidenschaftlichen Mannes sich immer näher, immer dichter an das ihre drängte, fühlte nur noch die heiße, verzehrende Flamme seines Athems – wollte aufspringen, schreien – vermochte es nicht mehr

...

Aufgemacht! aufgemacht!! donnerte es in demselben Augenblick an die Thür, mit einem gewaltigen Ruck flog der Riegel zurück – der tolle Heiner, mit triumphirendem Gelächter, ein Heft Papiere in die Höhe haltend, hinter ihm Reinhold, standen vor dem überraschten Paare.

## ZWEITES KAPITEL. DAS VERMÄCHTNISS DER MUTTER.

Der tolle Heiner hatte nicht Unrecht, wenn er von sich selbst zu rühmen pflegte, daß in seinem Wahnsinn Methode sei. Weit aufmerksamer, als es irgend Jemand ahnte, hatte er das geheimnißvolle Treiben im Fabrikdorf beobachtet und war weit tiefer eingeweiht in die Geheimnisse des Schlosses sowohl als des Weberhauses, als man es nach seinem übrigen tollen Benehmen hätte sollen für möglich halten. Welche zufälligen Umstände ihm dabei noch zu gute kamen und ob nicht namentlich sein Freund, der Maler, indem er ihn für sich zum Spion benutzen wollte, ihm vielmehr behülflich war, sich selbst eine desto genauere Kenntniß der Verhältnisse zu verschaffen, darüber war er natürlich der Letzte, Auskunft zu geben. Die in der jüngsten Zeit so häufig wiederholten Gänge der Diebslore zum Hause des Meisters hatten schon seit Längerm seine Aufmerksamkeit erregt; wir haben nicht vergessen, welch

tief verborgene Neigung ihn an die Tochter des Meisters, Margareth, das Weib des rothen Konrad, gefesselt hielt, und so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß seine Beobachtungen sich vorzugsweise dem Hause zuwandten, wo Margareth wohnte.

Auch am heutigen Abend hatte er dasselbe seiner Gewohnheit nach umschlichen; durch einen Spalt im Fensterladen hatte er den ganzen entsetzlichen Auftritt zwischen der kranken Lene und der Diebslore beobachtet. Es war seinen zerrütteten Sinnen vielleicht nicht ganz deutlich gewesen, um was es sich dabei eigentlich handelte; nur daß es eine Sache von Wichtigkeit war, das hatte er wohl gemerkt. Darum hatte er ihr aufgelauert, als sie den Weg zum Pfarrhause einschlug; seine riesige Faust war es gewesen, die das bestürzte Weib zu Boden geschlagen, seine Hand, die ihr das Document entrungen, mehr aus Schadenfreude eigentlich, weil er den großen Werth sah, den Lore auf ihre Beute legte, als aus Bosheit oder berechnetem, bewußtem Plan. Seiner Gewohnheit nach, alles Wichtige und Merkwürdige, was ihm begegnete, seinem Freunde, dem Schulmeister, anzuvertrauen, hatte er sich mit der seltsamen Beute sogleich nach dem Hirtenhause aufgemacht.

Auf diesem Wege war Reinhold, der seinen Vater bei Leonhard suchen ging, mit ihm zusammen getroffen. Auch gegen Reinhold hatte der Tolle so leicht kein Geheimniß. Daß die Schrift aus dem Hause des Meisters, von Reinhold's eigener Tante stamme, das hütete er

sich freilich zu gestehen; nur im Allgemeinen sagte er, es wäre ein Schatz, den er einer Hexe abgenommen, und der Schulmeister, als ein gelehrter Mann, solle ihn heben. Eben so wenig Umstände machte er, Reinhold seinen Schatz in die Hand zu geben. Bei dem ersten Blick welchen dieser auf die Schrift warf, erkannte er sofort, daß sie in englischer Sprache abgefaßt war. Weiter darin zu lesen, gestattete ihm seine Ehrenhaftigkeit nicht; denn augenblicks, in sehr natürlicher Gedankenverbindung, schloß er daraus, daß dieselbe irgendwie zu Angelica in Beziehung stehen müsse.

Diese Schrift, sagte er, gehört dem Fräulein Angelica; wir müssen sogleich für einen zuverlässigen Boten sorgen, der sie ihr überbringt. Oder getraust du dich etwa selbst sie im Schlosse aufzusuchen?

Der Tolle sprang vor Vergnügen wie ein junges Reh und schwenkte die Beine wie Windmühlenflügel. Ahi, ahi, rief er:

Mit Schwur' und Beulen

Sei ganz Athen besät und ew'ger Aus-  
satz

Die Ernte: Athem stecke Athem an,  
Daß ihre Näh' gleich ihrer Freundschaft  
sei,

Gift durch und durch!

Dein Schatz ist nicht im Schloß, setzte er flüsternd hinzu, ich habe deinen Schatz eben gesehen, wie er mit seinem Schatz bei Leonhard in das Haus schlich —:

Ihr Antlitz weissagt Schnee in ihrem  
Schooße,  
Sie spreizt sich tugendlich und dreht  
sich weg,  
Hört sie die Lust nur nennen . . .

Zum Glück für den Tollen hörte Reinhold das letzte Citat nicht mehr, seine Gedanken schweiften bereits auf eigener, verhängnißvoller Fährte, ein fürchterlicher Argwohn bemächtigte sich seiner – Argwohn?! wie so? welches Recht hatte er zu argwöhnen? ja nur zu fürchten, er, der arme, verachtete Webersohn?!

Er lief nach dem Hirtenhause mit solcher Eile, daß der Bettler Mühe hatte ihm nur zu folgen; hastig pochte er an die Thür, erst nach längerem Zögern und nicht ohne sichtbare Verlegenheit wurde von Anna geöffnet – das Uebrige wissen wir bereits.

Auch machen wir keinen Versuch, den wahrhaft tödtlichen Schmerz zu schildern, von dem sich Angelica ergriffen fühlte, da sie, wie schuldlos immer, sich auf diese Weise von Reinhold überrascht sah. Sie hätte das Ganze gern für einen schweren, schweren Traum gehalten – aber nein, da stand er ja, Reinhold, ihr Jugendfreund, dessen Urtheil ihr theurer war als Alles, mit dem bleichen vorwurfsvollen Antlitz und den zornbebenden Lippen, das war ja der entsetzliche tolle Heiner, und hier hielt sie selbst ja eine Schrift, die man ihr in die Hand gepreßt hatte, und hatte ihr Worte dazu

gesagt, Worte, die sie wohl hörte, aber nicht verstand

...

Leonhard, der in diesem Augenblick erst von einem späten Ausgang nach Hause kam, machte dem peinlichen Auftritt ein Ende. Du wirst das gnädige Fräulein bis an das Schloßthor begleiten, sagte er in strengem Ton zu Anna. — Mechanisch, ohne Wort und Gruß, ließ die junge Dame sich fortführen.

Herr von Lehfeldt hatte eine Cigarre aus der Tasche genommen, suchte wohlbedächtig nach einem Zipfelchen Papier, kniffte dasselbe, rauchte die Cigarre langsam mit behaglichen Zügen an. Dann ruhig zwischen den Männern hindurchschreitend:

Ah so, sagte er, indem er mit einem spöttischen Blick den jungen Weber fixirte: da ist ja mein Bote von gestern. Du hast mehr Glück, Bursch, als du selbst noch weißt: aber wenn du es so schlecht benutzest, wie gestern den Thaler, den ich dir anbot, so wirst du nicht weit damit kommen.

Einen Büchschenschuß vom Dorfe erwartete ihn eine Equipage und Diener mit Handpferden; er warf sich auf sein Roß, ertheilte den Dienern seine Befehle und fort brauste der Zug durch die nächtliche Stille. —

Suchen wir inzwischen die Heldin unserer Erzählung wieder auf. Mehre Stunden hatte sie sprachlos, betäubt, auf ihrem Bett gelegen; ihr ganzes Herz war zerrissen, sie sehnte sich einzuschlummern, um nie wieder zu erwachen. Endlich erinnerte sie sich der

Schrift, die so lange der Gegenstand ihrer ungeduldigen Sehnsucht, ihrer Hoffnung, ihrer Befürchtung gewesen war, und die jetzt ein Chaos von Ereignissen, das sie selbst noch nicht zu enträthseln vermochte, ihr so unvermuthet in die Hand gegeben hatte. Sie erhob sich, nahm das Heft, küßte es inbrünstig – ja wohl, das waren die theuren Schriftzüge ihrer Mutter! auf diesen vergilbten Blättern hatte die geliebte Hand geruht, die jetzt so entfernt von ihr in einsamem Grabe moderirte! Mit welcher Spannung, welchem Herzpochen würde sie sonst diese verhängnißvollen Seiten umgeschlagen haben! Aber so zerknirscht und ermattet war sie jetzt, daß sie mit demselben Gleichmuth ihr Todesurtheil auseinandergefaltet hätte.

Die ersten Seiten enthielten wenig, was Angelica nicht bereits wußte, theils aus den Erinnerungen ihrer Kindheit, theils aus dem neulichen Bericht des Justizraths. – Wenn diese Blätter in deine Hände kommen werden, mein theures Kind, hob das Vermächtniß an, werde ich längst nicht mehr unter den Lebenden sein. Ich fühle es, der nagende Schmerz in der Brust und diese entsetzlichen Dämonen, die Dämonen der Reue, der Verzweiflung, welche mein armes Hirn durchwüthen, werden mir nicht gestatten, die Knospe deiner Jugend, die jetzt so schön, so lieblich duftet, sich zur Blüthe entfalten zu sehen. Auch spricht der Verhaßte, mit dessen Namen ich mich zu meinem eigenen Elend beladen

habe, mehr als jemals davon, mich nach England zurückzuschaffen. Er hat mich nie geliebt, ich weiß es, ich bin nur die Sprosse seines Glücks, nur das Werkzeug seiner Habsucht, der ohnmächtige Gegenstand seiner Rache gewesen; er sieht mich schon längst tief unter seinen Füßen, er verachtet mich und wirft mich weg. Nicht meines Lebens bin ich bei ihm sicher, keinen Tag: darum muß ich eilen mit dem, was ich dir zu sagen habe, mein geliebtes, unglückliches Kind, bevor es mir unmöglich gemacht wird. Es ist ein trauriges, ein jammervolles Bekenntniß, das ich vor dir abzulegen habe, die Mutter vor der Tochter. Du bist jetzt noch ein Kind; indem ich dies schreibe, vor deinem Bett, bei sorgsam verhüllter Lampe – denn seine Spione umlauern mich ja überall – ahnst du, begreifst du noch nicht, welche Schuld auf meinem Haupte lastet, du lächelst mir zu im Schlaf, und breitest deine kleinen Arme, diese lieben Arme, in denen ich allein noch Trost und Rettung finde vor dem Bewußtsein meines Unglücks, nach mir aus, mich zu umfassen. Wirst du meinem Andenken noch lächeln, wenn du diese Blätter gelesen hast? wirst du dem Andenken deiner Mutter das Geständniß einer Schuld verzeihen, die nicht blos mein eigenes Leben vergiftet hat, nein, die ihre düstern Schatten auch noch in deine unschuldvolle Jugend hinüberwirft?

Ich bin sehr schuldig, mein Kind: aber nicht so schuldig, nicht in dem Sinne schuldig, wie die Welt mich glaubt – glauben muß, weil ja der Mann, der sich jetzt

meinen Gatten nennt, mein erster, mein furchtbarster Ankläger gewesen ist! Was diese Blätter auch enthalten werden, und wie viel Unwahrscheinliches, Unglaubliches du auch vielleicht in ihnen findest: glaube dennoch, mein Kind, dem Schwur, den deine Mutter in diesem Augenblick auf die Stirn ihrer schlummernden Tochter leistet, dem Schwur, daß ich keinen Buchstaben darin niederzeichne, der nicht die vollste und lauterste Wahrheit enthielte. Ach, wird mein Geständniß denn nur jemals in deine Hände gelangen? wirst du den Tag erleben, wo du reif und verständig genug bist, meine Beichte zu vernehmen? Ja werden diese Blätter dich überhaupt nur zu finden wissen? und wird dann auch dein Herz noch warm und kindlich genug sein, deiner unglücklichen Mutter zu verzeihen?

Ich weiß es nicht: und die entsetzliche Strenge, mit der ich bewacht bin, läßt mir sogar nur wenig Aussicht, diese Blätter vor meinem furchtbaren Zwingherrn zu retten. Dennoch hoffe ich es zu Gott: nicht um meinetwillen – ich habe es nicht verdient, ich habe durch Leichtsinn und Eitelkeit das Leben des Edelsten aller Männer hingeopfert und mich selbst zum Werkzeug des Verruchtesten erniedrigt, der jemals in menschlicher Gestalt unter Gottes Himmel gewandelt ist – aber um deinetwillen hoffe ich es, meine arme, unglückliche Tochter! Deiner Unschuld wird sich Gott erbarmen; er wird die Liebe belohnen, mit der du so früh schon

der Trost und die Stütze deiner verlassenen Mutter gewesen bist; ihm empfehle ich dein Schicksal wie das Schicksal dieser Blätter. —

Auf diesen Eingang folgte eine gedrängte Schilderung des Jugendlebens, welches Madame Wolston im Hause ihrer Aeltern geführt; sie erzählte, wie sie Angelica's Vater, ihren ersten Gemahl, kennen gelernt, wie er sich um sie beworben, wie sie die glückliche Gattin des schönsten, edelsten, besten Mannes geworden. Mit den lebhaftesten Farben wurde das Glück geschildert, dessen sie an der Seite ihres Gemahls genossen; nie habe ein Mann seine Frau mehr geliebt, nie sei einer Gemahlin eine größere Herrschaft eingeräumt gewesen, als es von ihm geschehen.

Ach meine Tochter, fuhr das Bekenntniß fort, hätte er mich weniger geliebt, es wäre ihm besser gewesen und mir! Ich liebte meinen Mann aufrichtig und innig; aber noch größer als meine Liebe — muß ich es gestehen? — war meine Eitelkeit auf die Herrschaft, welche ich über ihn übte. Ich war sehr schön, wenigstens sagten die Leute es so, und dein Vater wurde nicht müde, es mir jeden Tag und jede Stunde zu wiederholen; es gab nichts, was kostbar, prächtig, begehrenswerth war, nichts, wonach ich nur den leisesten, flüchtigsten Wunsch geäußert hätte, er häufte es Alles zu meinen Füßen. Wäre ich ein wahrhaft rechtschaffenes Weib gewesen, ich hätte die Leidenschaft deines Vaters zu

mäßigen oder doch in den richtigen Schranken zu erhalten gesucht; ich hätte nicht zugegeben, daß er seine Freunde vernachlässigte, sein Geschäft versäumte, sein Vermögen zersplitterte, nur um mir und meinen ewig wechselnden Launen zu huldigen. Ich that noch mehr, noch Schlimmeres: ich schwelgte in dem Bewußtsein der Herrschaft, die ich über deinen Vater übte, und suchte, in sinnloser Verblendung, ihn noch inniger an mich zu fesseln, indem ich seine Eifersucht erregte. O mein Kind, mein Kind, ich stehe hart an der Schwelle des Grabes, und es würde sich schlecht für mich schicken, wollte ich dich und auch jetzt noch belügen: aber erinnere dich des Schwurs, den ich dir im Anfang dieser Blätter geleistet habe, und glaube mir denn auch dies: – ich habe die Treue gegen deinen Vater nie verletzt, nie, mit keinem Wort, keinem Gedanken, keinem noch so leisen Wunsch! Es war ein wahnwitziger Uebermuth des Glücks, der mich auf dieser verderblichen Bahn fortriß – ich ahnte ja nicht, wohin sie mich führen und wie bitter ich diesen Wahn des Glücks durch meinen jetzigen Wahnsinn, die Frucht meines Unglücks, büßen sollte!

Es wurde weiter erzählt, wie gerade um jene Zeit Herr Wolston bei Angelica's Vater ins Geschäft getreten. Herr Wolston (hieße es in der Schrift) war bereits seit Monaten in unserm Hause; gewandt, von stattlichem Aeußern und einschmeichelnden Manieren, hatte er sich mir gleich anfangs zu nähern gesucht, um so

mehr als es ihm nicht entgehen konnte, wer eigentlich in diesem Haushalt die Zügel der Herrschaft führte. Beinahe täglich machte er mir die Aufwartung in meinem Zimmer, bald in diesem, bald in jenem, wie er sich ausdrückte, meine Befehle einzuholen oder mein Urtheil entscheiden zu lassen. Dennoch wenn man mich gefragt hätte, wie er nur aussähe, ich hätte es nicht sagen können, so gleichgiltig war er mir, und als ich auch endlich mit der Zeit seine Huldigungen bemerkte, wurde er mir dadurch doch nicht interessanter – nur spaßhaft.

Dein Vater legte außerordentliches Gewicht auf Herrn Wolston's Thätigkeit und seine geschäftlichen Kenntnisse. Zuweilen wenn ich mit ihm von Fest zu Fest eilte, von der Oper ins Concert, vom Concert auf den Ball, und mit wahrhaft verbrecherischem Leichtsinne die Zeit und die Freigebigkeit deines edeln Vaters brandschatzte, überfiel mich wohl eine Art von Reue, und ich fing an das Unwürdige und Strafbare meines Treibens zu empfinden. Aber dann beruhigte dein Vater mich selbst; es wäre kein Opfer, das er mir brächte, er brauche sich jetzt nicht mehr so um das Geschäft zu kümmern, und auch wegen der vielen Ausgaben dürfte ich mir keine Sorgen mehr machen, seitdem Herr Wolston seine Handlung leite. Begreifst du die Verblendung, meine Tochter? Diese beruhigenden Versicherungen deines Vaters kränkten meine Eitelkeit; ich

wollte ihm kosten, er sollte mir Opfer bringen, er sollte die Zeit, die er mir widmete, die Schätze, die er an mich verschwendete, mit Gefahr und Sorgen erkaufen, so verlangte es die unsinnige Selbstsucht meiner Liebe. Ich fing an, die Liebe deines Vaters zu bezweifeln; er sei kühler geworden, fürchtete ich, und beschloß seine Leidenschaften neu zu entflammen, indem ich ihm zum Schein, o so wahr ein Gott lebt, nur zum Schein –! denselben Mann zum Nebenbuhler gäbe, von dem er mir ja selbst so viel Rühmens machte und mit dessen Namen und Verdiensten er mich so häufig langweilte, während ich mit ihm von Tand, Putz, Vergnügen plaudern oder mein Ohr zum hunderttausendsten Mal an den Schwüren seiner Liebe berauschen wollte. – Ich habe dir gelobt, nichts zu verschweigen, meine Tochter; also sei auch das Bitterste gesagt: es war nicht dies allein, es war noch etwas Anderes, viel Schimpflicheres, was meine Wahl bei diesem unseligen Versuch gerade auf Herrn Wolston lenkte. Erstlich wollte ich Herrn Wolston selbst züchtigen für die Anmaßung, mit der er meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken gesucht; ich wollte ihm Hoffnungen erwecken, eitle, nichtige Hoffnungen, um ihn dann desto tiefer, desto schimpflicher zu enttäuschen. Und zweitens – brauchte ich Geld, viel Geld, mehr Geld sogar, als ich selbst von der thörichten Liebe meines Mannes zu fordern wagte. Herr Wolston aber stand der Kasse meines Mannes

vor; er zeigte sich auch in diesem Punkt stets sehr galant gegen mich und schlug mir nie eine Summe ab, nach der ich, auch selbst ohne Wissen meines Mannes, schickte. Du erräthst das Uebrige . . .

Dein Vater schien kein Auge zu haben für die Auszeichnungen, mit denen ich seinen Geschäftsführer seit einiger Zeit beehrte und die bereits in der Gesellschaft Aufsehen zu erregen anfangen. Auch dies war nur ein Uebermaß seiner Liebe, jetzt sehe ich es ein: damals aber bestärkte es mich nur immer mehr in meiner furchtbaren Verblendung und reizte mich, das teuflische Spiel, das ich trieb und zu dem Herr Wolston sich nur allzu willig hergab, immer offener, immer sichtbarer werden zu lassen. Eifersucht, dachte ich, gehört zur Liebe, wer nicht eifersüchtig ist, liebt nicht – und wollte also deinen Vater zur Eifersucht nöthigen.

So kam jener entsetzliche Morgen, o jener Morgen mein Kind – Todesschauer durchrieseln mich, indem ich an das Gericht denke, das mich jenseit des Grabes erwartet: aber kein Gericht Gottes und keine Höllenqual der Verdammten kann so entsetzlich sein, wie die Erinnerung an diesen Morgen!

Ermüdet von Tanz und Spiel, träumte ich noch zwischen meinen seidenen Betten. Da höre ich plötzlich ein Laufen auf den Gängen, Thüren fliegen, Jammergeschrei wälzt sich durch die Zimmer – ich springe auf – stürze hinaus – hinunter zum Cabinet meines Mannes . . .

Da lag er, die Pistole in der Hand, mit zerschmettertem Schädel . . .

Wie ich wieder zu mir kam, stand Herr Wolston neben mir; er sah mich an mit einem Lächeln – ach, mein Kind, es war das erste Mal, daß ich dieses Lächeln sah –, aber wie oft seitdem habe ich es wieder gesehen, bei Tag, bei Nacht, bis ich wahnsinnig geworden bin über dieses Lächeln! –

Ihr Haus ist bankerott, sagte er, und die böse Welt – indem er mir einen Brief entgegenstreckte, der mit dem Blute meines Gatten bespritzt war – thut mir, wie ich aus diesem Schreiben ersehe, die sehr unverdiente Ehre an, mich für den Gegenstand Ihrer Gunst zu halten. Ihr Herr Gemahl war nicht stark genug, das Zusammentreffen zweier solcher Nachrichten zu ertragen

...

Frage mich nicht, mein Kind, wie ich die nächsten Monate verlebt habe; frage auch nicht, wie es sich gemacht hat, und auf welche Weise es möglich geworden ist, was doch nur allzu bald Wirklichkeit war, schauderhafte, verbrecherische Wirklichkeit! Die menschlichen Handlungen und Entschlüsse werden von einer solchen Masse kleiner unscheinbarer Umstände bestimmt, und das Ungeheuerste, das Unglaublichste selbst wächst so langsam, so allmählig empor, daß wir es nicht eher gewahr werden, als bis es in seiner ganzen furchtbaren Gestalt vor uns steht. Der Gedanke, mein

Leben in Zukunft in Armuth und Entbehrungen hinführen zu müssen, war mir so entsetzlich, der Eifer, mit welchem Herr Wolston sich der Ordnung meiner Verhältnisse annahm, so groß, daß ich ihm den Preis, den er auf seine Bemühungen setzte, nicht zu verweigern wagte – den Preis meiner Hand. Was hatte ich auch zu verweigern? Als Witwe deines Vaters war ich verarmt, verachtet, mit Schmach bedeckt; die Ehe mit Herrn Wolston versprach nicht nur meinen Wohlstand, sie versprach auch meine Ehre, wenigstens in den Augen der Welt, wieder herzustellen.

Besonders dieser letztere Grund entschied. Herr Wolston setzte ihn mir mit all der furchtbaren Klarheit und Kälte auseinander, unter der ich seitdem so Unsägliches zu leiden gehabt habe. Es ist eine Lüge gewesen, sagte er, durch welche man die Verzweiflung Ihres Mannes auf den Gipfel getrieben hat; wer kann es besser wissen als wir Beide, Madame? als ich, der ich von dem Glück, welches die Welt mir so bereitwillig zuschreibt, niemals auch nur den leisesten Schatten genossen? Wir sind unschuldig, Madame, unschuldig zum Bemitleiden, und Ihr Mann ist für eine Lüge gestorben. Aber gleichviel, diese Lüge wird einmal geglaubt, unsere Unschuld nicht; für die Welt sind Sie einmal die treulose Gattin, ich der Verführer. Machen wir gute Miene zum schlimmen Spiel. Ich will die Schulden und die geschäftliche Verwirrung Ihres seligen Mannes übernehmen, will es übernehmen, Ihnen

ein neues Vermögen herzustellen und die Zukunft der bedauernswerthen Waise da (wobei er auf dich deutete) zu sichern; ich will es auch auf mich nehmen, Ihre Ehre herzustellen. Werden Sie meine Frau; die Welt, die nun doch einmal schon das Böseste von uns denkt, wird sich beruhigen, indem sie sieht, daß wir das Unrecht, das sie uns andichtet, doch wenigstens nach Kräften versöhnen und in Vergessenheit bringen wollen. Und wir selbst, Madame, haben ja den Trost des guten Gewissens . . .

Ich wurde sein Weib – nicht aus Liebe, o weiß Gott nicht! und das ist eben mein zweites unverzeihliches Unrecht. Wie verderbt dieser Mensch auch war – und noch im Traum damals hatte ich keine Ahnung davon, daß und wie sehr er es war –: so hätte ich doch mehr Ehrfurcht haben sollen vor der Heiligkeit der Ehe und dem unverjährbaren Recht der Liebe, um ihm die Hand zu reichen, mit diesem kalten gleichgiltigen Herzen, aus diesen elenden, feigen Rücksichten, aus denen ich es that.

Herr Wolston selbst (fuhr die Erzählung fort) wußte das auch recht gut; schon in den Flitterwochen unserer Ehe sagte er es mir, daß ich ihn nicht liebe, noch er mich, daß wir Beide nur ein Geschäft mit dieser Ehe gemacht hätten, und daß es nun unsere Aufgabe sei, dieses Geschäft mit möglichst gutem Anstand und mit

dem möglichsten Gewinne für uns selber durchzuführen. Denke dir, mein Kind, mich, mit dem leidenschaftlichen, liebeverwöhnten Herzen, an der Seite dieses kalten, ehernen Mannes! Er spottete der Thränen, die ich dem Andenken meines unglücklichen Gatten weinte; er verhöhnnte die Liebkosungen, die ich mir von dir erschmeichelte, dir, meinem Kinde, um doch nicht ganz verarmt von Zärtlichkeit zu sein; er sprach mit Geringschätzung von dir, er verfolgte, schalt, schlug dich, bloß weil er wußte, daß ich dich liebte und daß er meinem Herzen damit wehe thäte. Ich solle mich der Sentimentalität entwöhnen, sagte er, er habe eine Frau haben wollen, nicht ein Klageweib; wenn ich nichts könnte als weinen und seufzen, würde ich am besten thun, meinem Manne zu folgen. Und ich mußte es mir Alles gefallen lassen, dies und noch viel Schlimmeres – mußte mir sagen lassen, ich hätte ihm ja nachgestellt, noch bei Lebzeiten meines Mannes; meine Gefallsucht, meine Eitelkeit habe denselben ja in den Tod gejagt; er, Gott Lob, habe eine zu feste Constitution und zu gesunde Nerven, um eben solch ein Tropf zu sein wie mein Mann – mußte auch täglich, stündlich sehen, wie ungleich mein zweiter Gemahl dem ersten war: versteckt und arglistig, wie dieser offenherzig und großmüthig bis zur Thorheit, habsüchtig und geizig, wo jener freigebig und sogar verschwenderisch, hart und grausam,

statt der Menschlichkeit und Güte, welche deinem Vater aus den milden, schönen Augen geleuchtet hatte

...

Ich wurde ein sehr elendes Weib, mein Kind; die fürchterliche Allwissenheit meines Mannes, mit der er meine leisesten Empfindungen durchspähte, meine geheimsten Gedanken belauschte, drückte mich nieder wie einen Wurm, daß ich mich nicht einmal zu krümmen wagte unter seiner fürchterlichen Herrschaft. So sehr gering hielt er, so völlig verachtete er mich, und gab mir dies kund bei jeder Gelegenheit, als ein beschränktes, eitles, gefallsüchtiges Weib, daß ich mich selbst zu verachten begann. Wie oft stand ich im Begriff, durch eine ähnliche That der Verzweiflung, wie dein unglücklicher Vater sie begangen, mich diesem Elend zu entreißen!

Aber auch diesen Gedanken errieth ja der entsetzliche, Alles durchschauende, Alles erspähende Mann. Sie fühlen sich unglücklich bei mir, Madame, sagte er höhnisch, Sie wollen sich tödten; als ob Sie wohl den Muth dazu hätten! Tödten Sie sich doch, erweisen Sie mir doch den Gefallen! Aber vorher, damit Sie doch wissen, weshalb und wofür, erfahren Sie erst, wie unglücklich Sie eigentlich sind und an welchen Mann Ihr empfindsames Herzchen gerathen ist. Sie verachten mich, ich bin ein Unmensch in Ihren Augen, weil ich nicht tändle und schmeichle und nicht der Knecht

Ihrer Launen bin, wie mein Vorgänger; wohlan denn, Sie sollen Grund dazu bekommen . . .

Und nun, meine Tochter, mit der ganzen ehernen Stirn, die allein dieser Mensch besitzt, enthüllte er mir alle geheimen Schandthaten und Verbrechen seines Lebens; er that sich groß, er rühmte sich damit vor mir, weil er sah, wie mir das Blut dabei in den Adern stockte und wie meine Sinne in Verwirrung geriethen vor Scham und ohnmächtigem, schmerzlichem Zorn. Sehen Sie her, Madame, sagte er, ich will Ihnen zeigen, wozu dieser kalte Verstand, den Sie so sehr gering schätzen, gut ist im Leben. Sehen Sie diese Maschinen, diese bewundernswerthen, die jetzt so lustig für uns arbeiten und mit ihren armseligen Baumwollenfäden das seidene Kleid erspinnen, in welchem Sie sich so gerne brüsten – ich habe den Plan dazu einem armseiligen deutschen Tölpel abgelistet, einem dummen einfältigen Weber, dem auch das sogenannte Herz auf der Zunge saß; er kannte das Kleinod nicht, das er bei sich trug, verstand es nicht zu würdigen und anzuwenden, und daher ist ihm Recht geschehen, daß er es an den Klügern verlor. – Sehen Sie ferner den letzten Jahresabschluß meines Vermögens, ich bin jetzt so ziemlich reich, nicht wahr, und der Bankerott Ihres Mannes ist so leidlich gedeckt? Aber dieser Bankerott, sage ich Ihnen, hat nie existirt! Ihr Mann war ein Verschwender, ein Unverständiger, der sein eigenes Geschäft nicht kannte und nichts anzufangen wußte mit den Mitteln,

welche das Glück ihm beschert. Ich war der Klügere, ich mußte an seine Stelle, das schöne Geld durfte nicht müßig, die vortreffliche Conjectur nicht unbenutzt bleiben –; ich rechnete ihm den Bestand seines Vermögens vor und er war bankerott nach meiner Rechnung ...

Und schoß sich in diesem Wahn die Kugel durch den Kopf, schrie ich in rasender Verzweiflung!

Nein, noch nicht, erwiderte das Ungeheuer ruhig, indem er den blutbespritzten Brief aus dem Pulte holte: erst bekam er noch dies hier, – sehen Sie sich die Schriftzüge recht an, Madame – sie sind verstellt, merken Sie wohl? Gut denn: ich selbst habe diesen Brief geschrieben! ich selbst war, in einer Person, unser eigener Verleumder und Verräther! – Ich wollte das Vermögen, wollte vor allem das Geschäft Ihres Mannes haben, das, in seinen Händen das Spielwerk eines Knaben, in meinen Händen eine unbesiegbare Waffe werden mußte, Reichthum, Macht, Ansehen zu erwerben. Er stand mir im Wege, er mußte fort; er kam fort. Aber sein Tod hätte mir nichts genützt, wenn ich nicht zugleich in den Besitz seines Nachlasses kam; darum mußte ich Sie so umstricken und mußte es so einrichten, daß Sie es sich noch zur Ehre schätzen mußten,

meine Gemahlin zu werden. Auch mußte ich Sie bestrafen, Madame, für das Spiel, das Sie sich unterstanden hatten mit mir zu treiben, indem Sie mir Gefühle heuchelten, die Sie nicht empfanden, und mir Hoffnungen erweckten, die Sie niemals halten wollten. Gut denn, ich habe Sie genöthigt sie zu halten, selbst gegen Ihren Willen; die Ehe mit mir ist Ihre Strafe. Entsinnen Sie sich noch des Vertrags, den ich Sie am Morgen unserer Hochzeit unterschreiben ließ? durch den Sie anerkannten, daß das Vermögen Ihres Mannes bis auf einen winzigen Rest in seinem Bankerott verloren worden, und daß Alles, was die Handlung in diesem Augenblick besitze, allein mein Eigenthum sei, dafür, daß ich die Deckung Ihrer Verpflichtungen übernommen? – Nein, Sie entsinnen sich schwerlich, Sie haben das ohne Zweifel eben so gedankenlos, voll lauter Sentimentalität und Wehmuth, unterschrieben, wie Sie Alles zu thun pflegen – lassen Sie sich doch scheiden, Madame, lassen Sie sich doch scheiden –: Sie sind eine Bettlerin, und die kleine Miß Angelica kann Besen binden . . . !

Was ich dir hier schreibe, meine Tochter, war keineswegs, wie ich es hier darstelle, das Ergebniß einer einzigen Unterredung: langsam, wie ein sickerndes Gift, in tausend kleinen, tödtlichen Tropfen, flößte er mir allmählig seine furchtbaren Enthüllungen ein. Ich raste,

tobte, wollte ihn würgen mit diesen meinen schwachen Händen, drohte mit Anzeige und Gericht – hohnlachend schleuderte er mich zurück –

Klagen Sie doch, ja wohl, sagte er, Madame, eilen Sie doch, klagen Sie doch – haben Sie einen Beweis als meine eigene Aussage? einen Zeugen als mich selbst? Man wird sagen, daß Sie toll sind, Madame, und der Arzt wird Ihnen ein Attest ausstellen, daß Sie ins Irrenhaus müssen . . .

Hier war eine Lücke im Manuskript; mit veränderter Tinte und entstellter Handschrift folgte es dann weiter:

Seit Monaten habe ich diese Schrift unberührt gelesen, ich bin krank gewesen – ach, er hat wohl Recht, ich bin ja toll, und wenn er mit dem Irrenhause droht, was kann ich entgegnen? Ich muß eilen, diese Bekenntnisse zu Ende zu bringen. Sie sind unvollständig: aber du weißt genug jetzt, meine Tochter, um dir diese Verzweiflung zu erklären, von der du so oft Zeuge gewesen bist, weißt genug, um den Mann zu kennen und dich gegen ihn zu schützen, der Namen und Gewalt eines Vaters über dich in Anspruch nimmt. Du bist mein einziges Kind, ich erkenne kein anderes an. Auch Julian habe ich geboren, ja: aber ich habe ihn geboren aus Umarmungen, bei deren bloßem Andenken mein Blut zu Eis erstarrt! Julian ist nicht mein, er ist nur sein Sohn; er liebt ihn, wie er dich haßt, du mein armes, unglückliches Kind – für Julian ist gesorgt er braucht

keine Mutter. Aber dich, mein Kind, dich will ich schützen, dich retten, so weit ich es noch vermag! Ich weiß nicht, was Herr Wolston über mich entschieden hat: aber eine Entscheidung hat er getroffen und die Ausführung steht nahe bevor, ich merke es an Allem. Ich soll ein Testament machen, verlangt er, ich soll die Unwahrheit und Schande dieser Ehe durch ein letztes feierliches Document bestätigen. Was wird er verlangen, daß ich hineinschreibe? was wird sein Haß gegen dich meiner willenslosen Feder dictiren? Allein, was es auch sei: dir, mein Kind, hinterlasse ich die Pflicht, die Ehre deiner Mutter und die Ehre der Wahrheit zugleich zu rächen! Es ist ein gewaltiger, unbestechlicher Gott, der jedes Unrecht züchtigt und kein Verbrechen ungestraft läßt, wie geheim es sei; an meinem eigenen furchtbaren Schicksal habe ich es erfahren. Diesem Gott, meine Tochter, überantworte ich dich und dein Recht! – Und somit, im Bewußtsein des allgegenwärtigen und allmächtigen Gottes, und so wahr ich an ein ewiges Leben glaube, das aber für mich nur eine Ewigkeit, sein wird voll Qual und Entsetzen, erkläre ich hiermit und will, daß es öffentliche rechtliche Geltung habe vor aller Welt, von dem Augenblick an, da du, meine Tochter, dies mein einziges und allein giltiges, wahrhaftes Testament eröffnet haben wirst – erkläre und schwöre hiermit, daß du Angelica, meine einzige Tochter aus meiner ersten Ehe, auch die einzige und alleinige – –

Wir überlassen es der Phantasie des Lesers, sich die athemlose Spannung und Aufmerksamkeit auszumalen, mit welcher das junge Mädchen, in der einsamen Stille der Nacht, bei tief herabgebrannten Kerzen, bis hierher gelesen hatte. Und nun male man sich auch das Entsetzen aus, welches sie befiel, als sie bis an diese Stelle gekommen war, wollte das Blatt umschlagen – es war kein Blatt mehr da! gerade das letzte, entscheidende Blatt fehlte!!

Hatte es immer gefehlt? war ihre unglückliche Mutter vielleicht nie dazu gekommen, die Schrift zu vollenden? Die Blätter waren zerdrückt, zerknittert – war ein Blatt verloren gegangen? lag es vielleicht vor ihr auf der Decke? hier, da, dort, auf diesem Tisch, auf jenem Stuhle, auf dem Teppich an der Erde, zwischen den Kissen ihres Bettes? In lautes jammervolles Wimmern ausbrechend, suchte sie in verzweifelter Hast die ganze Stube durch; wie eine Wahnsinnige, mit fliegenden Haaren, ergriff sie das Licht, leuchtete hinaus auf Gänge und Treppen, schellte ihrem Kammermädchen, fragte, forschte . . .

Vergebens! kein Blatt ist zu finden! – Als der späte Morgen mit bleichem Schein in ihr Zimmerchen herindämmerte, saß Angelica noch immer aufrecht über ihren Papieren; sie hatte nicht mehr geweint, nicht geschrien, nichts – sie war ganz still, ganz still . . .

So, zu seinem Entsetzen, das stiere Auge noch immer auf die Schrift ihrer Mutter gerichtet, fand sie noch am

nächsten Vormittag der Justizrath. Der alte Herr hatte die ganze Nacht nicht schlafen können, er war dahinter gekommen, daß er es am Ende doch wohl zu arg mit dem Engelchengemacht; er kam, um Buße zu thun. Aber der Scherz erstarb ihm auf der Lippe, da er das bleiche, verstörte Mädchen sah; nur mit größter Mühe gelang es ihm, den Zusammenhang von ihr zu erfragen. Auch er suchte das ganze Zimmer, das ganze Haus durch, kein Schnittchen Papier, das irgendwo auf Flur oder Treppe lag, blieb unbesehen. Aber auch er fand keine Spur.

Doch hatte er noch eine Hoffnung, einen Weg wenigstens, um zu erfahren, ob hier ein Blatt verloren gegangen, oder ob durch irgend einen feindseligen Zufall das Bekenntniß der Mutter niemals bis zu Ende geschrieben war: – der tolle Heiner und Reinhold, welche das Document überbracht hatten, mußten darüber Auskunft geben, mußten wenigstens sagen können, woher sie es hatten, um daran weitere Nachforschungen anzuknüpfen.

Somit rannte der alte Herr auf der Stelle fort, um zunächst den Sohn des Meisters aufzusuchen.

### DRITTES KAPITEL. DIE LEICHENWACHT.

Allein auch im Hause des Meisters war inzwischen eine so unerwartete wie schmerzliche Katastrophe eingetreten.

Von dem Hause des Schulmeisters zurückkommend, war Reinhold dicht unter der Hausthür mit seinem Vater, dem Meister, zusammengetroffen. Der Letztere hätte das Zusammentreffen gern vermieden; er kam – aus der Wohnung des Sandmoll und fürchtete, sein Sohn hätte die Richtung seines Weges bemerkt. Aber die Begebenheit, zu der er so eben als ein so unerwarteter, unerwünschter Zeuge hinzugekommen war, hielt noch alle Gedanken des jungen Mannes gefangen: sodaß er selbst seinen Vater nicht früher gewahr ward, als bis er dicht vor ihm stand.

Als die beiden Männer in das Haus traten, überraschte sie zuerst das offenstehende Hofthor. Doch konnte dies leicht vom Winde aufgerissen sein.

Allein ihr Erstaunen vermehrte sich, als sie jetzt die Thür des Zimmers öffneten und schwarze, leblose Dunkelheit ihnen entgegenstarrte.

Noch standen sie zögernd auf der Schwelle, da hörten sie auch schon das Wimmern des Großvaters. Er war erwacht, hatte Alles dunkel und öde um sich gefunden und hatte sich in seiner Angst zum Bett der kranken Tochter hingetappt; da lag er nun über sie gebreitet, seinen alten grauen Kopf zwischen ihre Kissen versteckt, und wimmerte und beschwerte sich, daß es so dunkel wäre um ihn her, und die Lene wäre so kalt, so kalt.

Der Meister fühlte sich von einer furchtbaren Ahnung gepackt, seine Haare sträubten sich in die Höhe,

feurige Räder tanzten durch die Dunkelheit vor seinen Augen . . .

Endlich brannte die Lampe, mit zitternder Hand leuchtete er über das Bett hin, riß den Mann in die Höhe, daß die Kissen zur Erde flogen . . .

Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht – es war eine Leiche gewesen, die der Alte umklammert hielt! –

Reinhold wollte sich mit lauter Klage über die geliebte Todte werfen. Aber der Meister hielt ihn zurück: Zeige jetzt, daß du ein Mann bist, sagte er, ich brauche eines Mannes Beistand.

Sie führten den Alten in die Kammer, setzten ein Licht hinein, riegelten die Thür hinter ihm zu. Reinhold konnte keinen Blick von seinem Vater abwenden; in dem ganzen Wesen des Meisters war ein Ernst und eine Feierlichkeit, noch weit größer als in jener Nacht, da er ihm die verhängnißvolle Geschichte seiner Familie erzählt.

Margareth, sagte der Meister, erfährt diese Trauernachricht noch immer zeitig genug. Keine Thräne jetzt, kein Geschrei! Wir haben andere Pflichten für diese Todte zu erfüllen.

Ein feines leinenes Tuch, das Lene selbst ehemals zu diesem Zweck gesponnen, nahm er aus dem Kasten, breitete es auf die Erde:

Hilf mir, sagte er, die theure Leiche hineinlegen . . .

In allen diesen Dingen war eine so wundersame Hast, etwas so seltsam Geheimnißvolles, daß Reinhold

sich von bangen Schauern durchrieselt fühlte. Aber der gewohnte kindliche Gehorsam verstattete ihm auch jetzt keine Einrede.

Der Meister schlug das Tuch sorgfältig über der Leiche zusammen. Hilf mir jetzt, fuhr er fort, dieses Stroh und diese Kissen hinausräumen; es ist ein anderes Bett, das jetzt an diesen Fleck gehört.

Bei der Bestürzung, welche die Männer gefangen hielt, hatte Niemand auf die Unordnung geachtet, in welcher Lene's Bett sich befand. Oder wenn sie etwas davon bemerkt, so hatten sie geglaubt, daß es entweder von dem alten Vater oder gar vielleicht durch sie selbst veranlaßt sei, in der ersten Angst, mit der sie auf das Bette losgestürzt waren.

Sie schafften Stroh und Bettstatt hinaus auf den Hof, geräuschlos, auf den Zehen, Einer den Andern mit Geflüster zur Vorsicht ermahnend. Reinhold folgte in Allem willenlos; wer die Beiden so gesehen hätte, in der Stille der Nacht, bei dem ungewissen Flackern der Kienfackel, wie sie sich leise um die Leiche bemühten, würde nicht anders geglaubt haben, als daß hier der entlegene Schauplatz eines Verbrechens sei.

In der Ecke des Hofes stand der Sarg aufgerichtet, welchen der Meister gestern zusammengeschlagen. Ich ahnte es ja, flüsterte er mit furchtbarem Lächeln, daß es so kommen würde; es ist gut, daß ich fleißig gewesen bin bei meiner Arbeit, der fremde Herr ist noch zur rechten Zeit gekommen . . .

Sie trugen die leichte Kiste geräuschlos in die Stube. Sie faßten die Leiche bei Haupt und Füßen und legten sie vorsichtig in den Sarg. Noch ein mal enthüllte der Meister das Antlitz der geliebten Schwester; er war am Kopfende des Sargs niedergekniet, keine Muskel seines starren Antlitzes veränderte sich, nur zwei langsame, schwere Thränen tropften auf die kalte Stirn der Entschlafenen.

Küss' ihr noch einmal die Hand, Reinhold, sagte er; sie hat dich sehr geliebt, viel mehr als du weißt. Aber jetzt sollst du's wissen.

Reinhold, der seinem Schmerz nicht länger gebieten konnte, hatte sich ebenfalls vor der Leiche niedergeworfen und bedeckte die theure Hand mit heißen, schmerzlichen Küssen; das Herz war ihm zu voll, er konnte keine Worte finden für seinen Jammer.

Der Meister erhob sich, zog Reinhold mit leiser Gewalt in die Höhe, deckte den leicht gezimmerten Deckel auf den Sarg; dann ging er hinaus.

Schon nach zwei Minuten kehrte er wieder; so leis er auftrat, so lag doch in jedem Schritt, den er that, jeder Bewegung, die er machte, eine Energie und Sicherheit, die man sonst an dem äußerlich so schüchternen Manne nicht bemerkte. Er trug – und trotz des väterlichen Verbots hätte Reinhold bei diesem Anblick fast laut aufgeschrien vor Bestürzung – trug die schwere blanke Holzaxt im Arm; als wäre es ein Ehrendegen,

ließ er sie auf den Sargdeckel gleiten, daß das leichte Holz erdröhnte.

Jetzt mögen sie kommen, sagte er, ich bin gewaffnet

...

Zwei Stunden oder länger waren so vergangen, ohne daß ein Wort zwischen den beiden Männern gewechselt ward. Endlich, wie vom Kirchthurm her die Mitternachtsstunde sich ankündigte, fuhr der Meister aus seinem langen, schmerzlichen Nachsinnen in die Höhe. Mitternacht! murmelte er dumpf. Rück' her, mein Sohn, ja wohl nun erst recht mein Sohn – lege die Hand auf den Sarg und schwöre bei der Liebe, welche diejenige, die jetzt darin schlummert, zu dir getragen hat, alle Zeit deines Lebens, daß du geheim halten willst, was ich dir jetzt vertrauen, und willst erfüllen, was ich von dir verlangen werde.

Stammelnd sprach Reinhold den Eidschwur nach.

Der Meister begann:

Du erinnerst dich, mein Reinhold, jener trauervollen Nacht, da ich dir das unselige Geheimniß unserer Familie enthüllte. Ich sagte dir damals noch nicht Alles, ich verschwieg gerade, was dich zunächst angeht; – jetzt ist es Zeit, jetzt soll auch der letzte Schleier zwischen uns fallen. Ich erzählte dir, daß, als ich von der unglücklichen Reise nach Hamburg zurückkam, ich meine Frau im Kindbett fand und meine Schwester Leue auf dem Krankenlager. Ich habe dich nicht belogen,

meine Frau lag im Kindbett damals, sie starb sogar darin: aber das Kind, das sie zur Welt gebracht hatte, das warst nicht du, war ein Knäblein, das schon wenige Monate nach der Geburt uns wieder entrissen wurde ...

Nicht ich?! schrie Reinhold und schlug mit dem Kopf auf den Sarg –

Nicht du, wiederholte der Meister: Du bist mein Sohn nicht, Reinhold! der Sohn meiner Liebe wohl, aber nicht meines Leibes. Da, sieh her – indem er den Jüngling in die Höhe riß, den Sargdeckel zurückwarf und zum zweiten mal das Leichentuch lüftete: – diese da war deine Mutter!!

Sie hat dich so treu geliebt, fuhr der Meister nach einer Pause fort, indem ihm die Thränen jetzt dicht von der Wange rieselten, und hat dir so viel Gutes gethan mit ihren schwachen Kräften, daß du ihr ja wohl nicht böse sein wirst, daß sie dich um den holden Mutternamen getäuscht; es ist ihr schwer genug geworden, glaube mir! Und auch die Schuld wirst du ihr ja wohl verzeihen, die unglückliche Schuld, welche dir das Dasein gab. Das war das Zweite, mein Reinhold, was deinem armen Großvater den Verstand vollends zerrüttete: das Scheitern seiner Pläne hätte er vielleicht noch ertragen, aber die Schande der Tochter, das war's, das gab ihm den Rest.

Und mein Vater? stammelte Reinhold kaum hörbar.

War ein reicher, vornehmer Herr, erwiderte der Meister, jung, schön, lebenslustig: er war zum Besuch in der Gegend gewesen und hatte es eben nur als ein Reiseplaisir betrachtet, diese arme, unschuldige Blume zu vernichten . . .

Reinhold blickte unwillig in die Höhe.

Nein, entgegnete der Meister, sieh mich nicht so unwillig an, ich habe ein Recht so zu sprechen, dein vornehmer Vater hat sein Vaterrecht verwirkt; er hat sich nie wieder, nie, um Mutter noch Kind bekümmert.

Und sein Name? stöhnte der junge Mann, du kennst ihn?

Ich kenne ihn nicht, sagte der Meister kalt, noch weiß ich, ob er lebt oder todt ist, und was aus ihm geworden. Aber frage nicht nach deinem Vater, so lange du noch deiner Mutter so ehrwürdige, so heilige Pflichten schuldig bist! – Hast du gesehen, o mein Reinhold, wie diese sonst so fromme, so gelassene Frau bei dem Gedanken des Todes rang? Hast du es gemerkt, wie der Wahnsinn seine sengende Hand nach ihr ausstreckte, wenn sie ihrer letzten Stunde gedachte? Es war nicht der Tod, was sie fürchtete, nicht der Tod, mein Reinhold! Denn deine Mutter hat gut und fromm gelebt, und die einzige Schuld, mit welcher sie in Einfachheit und Unwissenheit, von einem Elenden umstrickt, ihr jugendliches Leben befleckte, wird Gott in der Fülle seiner Gnade und seiner Gerechtigkeit ihr längst verziehen haben. Aber sie fürchtete, was nach dem Tode

kommt – fürchtete, was diese arme, unglückliche Leiche erwartet, wenn du und ich sie nicht beschützen . . .

Du verstehst meine Rede nicht, fuhr der Meister fort, du denkst, ich rase – o nein, mein Reinhold, ich rase nicht: aber du wirst es thun, wenn dies ganze grauenhafte Räthsel vor dir aufgedeckt liegt! – Deine Mutter hatte ihren Zustand nach Möglichkeit verborgen; Niemand außer unserer Familie wußte davon als nur ein Einziger – ein Mann, der deine Mutter ehemals selbst mit Liebesanträgen verfolgt, den sie aber mit Abscheu von sich gewiesen hatte, weil Verbrechen und Laster schon damals das göttliche Siegel, das der Herr auf die Stirn des Menschen gedrückt, verwischt hatten und er schon damals war, was er noch jetzt ist, das Entsetzen und die Geißel der Unglücklichen, die in seiner Nähe zu leben verdammt sind –

Dem jungen Manne dämmerte furchtbare Aufklärung: Du sprichst vom Sandmoll, rief er . . .

Ich spreche vom Sandmoll, erwiderte der Meister. Wie er ja schon damals der allgemeine Spürhund und Mitwisser aller bösen Heimlichkeiten war, so war er auch der Einzige, der um deine Geburt wußte. Und wie es der Fluch alles Bösen ist, daß es uns immer weiter an böse Menschen kettet, so bedienten wir uns auch seiner Vermittelung, das neugeborene Kind aus dem Hause zu schaffen, zu einer Frau im Gebirg, bei der du die erste Pflege genossest. Erst als einige Monate

später mein armes Söhnchen seiner Mutter folgte, ließen wir dich heimlich zurückkommen; wir verbargen den Tod des Kindes und zogen dich auf, als ob du mein Sohn wärest. Kein Mensch weiß es anders bis auf diese Stunde, um so mehr als wir bald darauf hierher zogen, als nur eben der Sandmoll.

Ah, sagte Reinhold, indem er sich mit funkelnden Augen erhob und die schwere Axt in der Hand wog: jetzt begreife ich! Daher also diese höhnischen Reden, mit denen der alte Verbrecher mich und meine arme Mutter heimzusuchen pflegte; daher diese Todesangst, in welche sein Anblick sie versetzte; daher diese entwürdigende Nachsicht, die du selber ihm erwiesest, o du theurer, theurer Bruder meiner armen Mutter . . . !

Daher, bestätigte der Meister, und noch von etwas Anderen, ich bin noch immer nicht zu Ende mit dem Wermuthbecher, den ich dir reichen muß, die schlimmste, bitterste Neige ist noch zurück. Die Gesetze im Staat, mein Reinhold, sind nur für die Armen und Elenen gemacht, du weißt es längst; der Reiche und Vornehme springt keck darüber hin. Wenn ein vornehmes Fräulein zu Fall kömmt, so ist es ein interessantes Abenteuer, das man verheimlicht und vertuscht; wenn die Tochter des Armen verführt wird, so verfällt nach den weisen Gesetzen des Landes ihr Leib der Anatomie. Und ob sie hundert Jahr alt würde, und ob sie nach ihrem Fall ein Leben führte, wie alle Heiligen zusammen – sie ist einmal in die Listen eingetragen,

der Staat braucht Aerzte, die Aerzte brauchen Leichen und der Leib der Bettlerin, an welchem die Wollust des Reichen sich gesättigt, ist eben noch gut genug, den Schülern der Wissenschaft zum Studium zu dienen. Nichts kann die einmal Verfallene vor dem neugierigen Messer des Arztes retten, es sei denn, daß sie einen Mann fände, der sie heirathet. Meine Mutter hat keinen Mann gefunden, keinen gewollt – Reinhold, Sohn meiner todten Schwester, wirst du es leiden, daß man die Leiche deiner Mutter auf den Schinderkarren legt – denn was ist es Besseres als ein Schinderkarren? – und statt ihren Leib in den heiligen Schooß der Erde zu bestatten, sie in die Stadt fährt, damit neugierige Hände ihre keuschen, ja ganz gewiß ihre keuschen Glieder betasten und grausame Messer und Scheeren den Leib zerstückeln, den wir so lange mit Liebe gepflegt und der dich, dich, mein Reinhold, in seinem Schooße getragen hat? Wirst du es dulden?! rief er und preßte die Hand verzweifelnd gegen die Stirn

Und wer sollte es wagen? fragte Reinhold.

Der Alles wagt, der alte, schmutzige Verbrecher, dessen Seele sich labt am Ekelhaften und Entsetzlichen, und der längst schon nach dieser süßesten Rache schmachtet. Nun erst verstehst du die geheimnißvolle Bosheit seiner Reden ganz, nun erst weißt du,

was ich so lange heimlich mit diesem Manne verhandelt habe, und wohin unsere armen, dürftigen Ersparnisse geschmolzen sind. Ich wollte ihm den Leib meiner Schwester abkaufen, ich habe ihm Geld geboten über Geld, so viel ich konnte, noch heute Abend, vor wenigen Stunden noch – er hat mich mit Hohnlachen zurückgewiesen und hat das Gesetz vorgeschützt, das ihn verpflichtete!

O sei ohne Sorgen, theurer Meister, sagte der junge Mann, der plötzlich seine ganze Fassung und Besonnenheit wiedergewonnen hatte: ich habe auch mein Gesetz, das Gesetz der Ehrfurcht und der Kindesliebe, das Gott mir in die Brust geschrieben hat. Laß sie ankommen mit ihrem papierenen Gesetz! Eher soll diese ganze Hütte in Flammen aufgehen und du und ich dazu, ja Dorf und Schloß sollen sich eher zum Scheiterhaufen zusammenwölben über der Leiche meiner Mutter, ehe ich eine unheilige Hand diesen Sarg berühren lasse! Das ist ein ehrliches Stück Eisen, rief er, indem er die Axt aufs Neue ergriff und sie mit Inbrunst an die Lippen drückte: der Erste, der eine Hand ausstreckt gegen die Todte, mag seinen Schädel in Acht nehmen!

Dem Meister funkelten die Augen: So ist es recht, mein Reinhold, da freut sich der Geist deiner Mutter, wenn er das vernimmt; wir haben als ehrliche und friedliche Menschen gelebt Zeit unsers Lebens, und keine Noth und kein Elend hat uns auch nur um eines Haares Breite vom Weg der Rechtschaffenheit entfernt:

aber wenn wir jetzt Mörder und Todtschläger werden, mein Reinhold, so werden wir Mörder um Gottes willen . . .

Diese Leiche, versetzte der junge Mann nach kurzem Besinnen, muß so rasch wie möglich in die Erde geschafft werden, bevor der Sandmoll noch Zeit hat, seinen abscheulichen Plan ins Werk zu setzen. Ich werde in aller Frühe selbst zum Prediger gehen und ihn bitten, daß das Begräbniß beschleunigt wird; ruht sie dann erst in der geweihten Erde des Friedhofs, so steht sie unter dem doppelten Schutz, der Kirche wie der Gemeinde, und weder die eine noch die andere werden zugeben, daß man sie wieder herausreißt aus ihrer Gruft.

Der Meister schüttelte den Kopf. Der Gedanke ist wohl gut, sagte er: aber hast du auch bedacht, mein armes Kind, daß Begraben Geld kostet? Die Kirche will ihre Gebühren . . .

So muß Geld geschafft werden, entgegnete Reinhold rasch: wir müssen Alles zu Geld machen, was wir besitzen. Hier, hier, rief er, indem er sich hastig am Leibe herumfuhr und den Ring, den so lange, so sorgsam verborgenen, den Angelica ihm in Julian's Namen überreicht hatte, von der Brust hervorholte: dieser Ring – und der Rest meiner Bücher – und für das fertige Gewebe wird sich ja auch wohl noch ein Käufer finden oder doch wenigstens ein Pfandleiher . . .

Ja wahrlich, du bist meiner Lene Sohn, sagte der Meister wohlgefällig, indem er die feberheiße Wange des Jünglings streichelte: so wollen wir es machen. Riegle jetzt die Thüre zu und verlösch die Fackel, damit uns Niemand überrasche; dann laß uns das Haupt auf den Sarg unserer geliebten Todten lehnen, auf daß der morgende Tag uns bei Kräften finde – und wenn wir nicht schlafen können, so wollen wir doch wenigstens träumen . . .

#### VIERTES KAPITEL. DER TAUFVATER.

In den casernenartigen Häusern unserer großen Städte geschieht es wohl häufig, daß der Engel des Todes und der Engel des Lebens sich zur selben Stunde unter demselben Dache begegnen; unter einem so niedrigen Dach, wie das des Meisters, ist es schon eine Seltenheit, wenn sie sich nur so nahe kommen, wie es in dieser Nacht geschehen war. Während der Meister und Reinhold endlich vor Erschöpfung über dem Sarge der todten Lene einschlummerten, war drüben auf der andern Seite des Hauses Margaretes langerwartete Stunde gekommen. Sie hatte schon seit Längerem für diesen Fall mit einer Nachbarin Abrede genommen, welche ebenso arm war wie sie, aber auch von ebenso guter und hilfreicher Natur. Um keine Störung im Hause zu veranlassen und das Befinden der kranken Tante, wie sie meinte, nicht etwa durch überflüssige Sorge zu verschlimmern, hatte sich dieselbe schon zu Abend bei

ihr einfinden müssen und war die Nacht über bei ihr im Zimmer geblieben. Noch bevor der Tag dämmerte, lag ein gesunder, kräftiger Knabe an der Brust der hochbeglückten Mutter.

Konrad, der sich anfangs sehr ungehalten gezeigt hatte, auf diese Art aus dem Schlafe gestört zu werden, betrachtete das Kind mit großer Verwunderung von allen Seiten, reichte auch der Wöchnerin die Hand und lobte sie, daß sie solch braves, tapferes Weib wäre. Im Ganzen genommen aber war die Freude doch nur sehr lau und Margareth konnte sich der Thränen nicht erwehren, wenn sie an das Entzücken dachte, in welches ihn ihr erstes verschämtes Geständniß versetzt hatte, und damit diese halb neugierige, halb verdrossene Miene verglich, mit welcher er das Kind, seinen Erstgeborenen, umkreiste.

Die Nachbarin dagegen tröstete sie: die Männer machten das allemal nicht anders; weil sie die Kinder nicht kriegten, wüßten sie sie auch gar nicht zu schätzen; ihr Gottlieb sei gerade so gewesen und jetzt wolle er die Jungens vor Liebe gleich auffressen, wenn sie es nur litte. Sowie der Tag nur an die Fenster schien, ermahnte sie Konrad ins Wirthshaus zu gehen und etwas Warmes zu nehmen auf den Schrecken; hier zu Hause sei er doch nur im Wege. So ist das Geschlecht, setzte sie hinzu: erst machen sie so was und nachher thun sie, als ob sie in Ohnmacht fallen müßten über das,

was sie gemacht haben, und wir armen Weiber sind es doch ganz allein, die die Plage davon haben.

Es war Konrad noch nicht leicht begegnet, daß er zu Hause ordentlich gebeten ward, doch nur die Güte zu haben und ins Wirthshaus zu gehen. Aber so neu es ihm war, so unbequem fiel es ihm für diesmal – das Kind kam ihm überhaupt sehr unbequem in diesem Augenblick, es hätte können ein ander mal kommen, in acht, vierzehn Tagen oder auch in vier Wochen, wenn er wieder bei Gelde war; es wäre doch wirklich eine recht dumme Einrichtung, dachte er bei sich, indem er langsam vor sich hin in die Schenke trollte, daß man das nicht auf Bestellung haben könne, wie man wolle.

Aber das half nun Alles nichts, das Kind war einmal da: und er mußte obenein ein ganz vergnügtes Gesicht machen und sich ganz fidel stellen, als er in die Schenke trat, um seinen Zechbrüdern die glückliche Ankunft seines Stammhalters zu verkündigen.

Es war der Tag vor Weihnachten, also schon ein halber Festtag, wenigstens für Leute, welche so ungern arbeiteten, wie Konrad's gute Freunde. Auch hatten, wie das zu gehen pflegt, die Festlichkeiten, welche auf morgen bevorstanden und die die Neugier dieser Bevölkerung in so hohem Grade beschäftigten, eine gewisse Zerstreung, einen gewissen Hang zum Müßiggang erzeugt, dem Leute dieses Schlags nur allzu gern nachgeben.

So kam es, daß die Schenke, trotz der frühen Tageszeit, doch bereits ziemlich besucht war. Man sprach von Wind und Wetter, von Korn- und Holzpreisen, am meisten aber von den Dingen, die man für den morgenden Tag erwartete.

Und ich hab's ein mal gesagt, und ich gebe meinen Jungen doch nicht her, schrie das uns wohlbekannte dicke Frauenzimmer: und wenn sie ihn noch so schön herausputzen wollen . . .

Unsere Leser entsinnen sich, daß die Commerzienrätthin zur Einweihung ihrer Warteschule unter Anderm einen großen Festzug arrangirt hatte, zu welchem die armen Kleinen schon seit zwei Tagen gewaschen und gescheuert wurden, was die junge Haut halten wollte.

Bah, du gibst ihn doch, erwiderte der trockene, skeptische Wirth: sie geben sie Alle! Brot schmeckt süß und im Ganzen genommen könnt ihr doch noch froh sein, wenn ihr die Rangen eine Weile los werdet. — Der Wirth, wie wir wissen, hatte keine Kinder; darum machte es ihm Vergnügen, geringschätzig von den Kindern der Andern zu sprechen, so kinderlieb er im Grunde war.

Aber höllische Angst haben sie doch vor uns, meine der lange Goliath, der uns aus einem frühem Abschnitt noch in Erinnerung ist und der sich mit seiner dicken Liebsten ebenfalls bereits eingefunden hätte: mein Schwager ist gestern über das Gebirg gekommen, der hat mir's erzählt, der ganze Berg liegt voll Soldaten.

Es thut auch Noth um euch, höhnte der Karrenschieber – derselbe hatte sich so eben ein köstliches neumodisches Getränk aus schwarzem Kaffee, Branntwein und Syrup zusammengebraut; zum Glück war der Branntwein das Meiste dabei, sonst möchte es ihm selbst wohl kaum geschmeckt haben – es thut auch wohl Noth um euch! Denkt an damals, wie der Meister den Sandmoll zusammenschmiß, da rühmtet ihr euch auch Alle und schworot euch, der Sandmoll müßte wenigstens hängen – und was war es hernach? Geht, geht, ihr seid auch wohl die Rechten, einen honetten Aufstand zu machen; ja wenn noch ein Dutzend solcher Kerle unter euch wäre, wie hier unser Toller, der hat noch Courage, der versteht den Rummel, der muß unser Hauptmann sein, wenn's losgeht!

Ja, ja, der Tolle soll Hauptmann sein, wenn's losgeht, schrien Alle.

Der Tolle (denn daß auch der im Wirthshause nicht fehlte, zu keiner Tageszeit, es sei Tag oder Nacht, Abend oder Morgen, verstand sich von selbst) schien

sich durch diese Anerkennung seiner Verdienste sehr geschmeichelt zu fühlen.

Auf, ihr, des Volkes Freunde,  
rief er, mit den Worten eines Helden, den er sich in diesem Augenblick vielleicht ernsthaft zum Vorbild nahm, des John Cade aus Shakespeare's Heinrich VI.:

Auf, folgt mir nach,  
's ist für die Freiheit, zeigt euch nun als  
Männer!  
Kein Lord, kein Edelmann soll übrig  
bleiben!  
Schont nur, die in gelappten Schuhen  
gehn,  
Denn das sind wackre wirthschaftliche  
Leute,  
Die zu uns überträten, wenn sie dürf-  
ten!

Aber wir erst, warf einer der Fabrikarbeiter dazwischen, wir sollen morgen auch Parade stehen, um die verfluchten Maschinen einzuweihen, die uns nur um so sicherer die Gedärme aus dem Leibe haspeln. Da könntest du ein gutes Werk thun, Toller, wenn du die ganze Bude morgen in Brand stecktest.

Es sind an funfzig Wagen angemeldet für morgen, sagte die Wirthin wichtig, indem sie mit dem Schlüsselbund klapperte: der gnädige Herr kann sie gar nicht alle unterbringen im Schlosse, er hat schon zu uns geschickt nach Stallraum und Zimmern.

Wir wollen die Gäste an die Krippe binden und uns selbst in die Zimmer legen, sagte der Karrenschieber; wir sind lange genug ihre Knechte gewesen, und es wäre wohl Zeit, den Spieß auch einmal umzukehren.

Alles wieherte Beifall.

Mitten in diesen Tumult trat Konrad. Die Wirthin brachte ihn herbeigeschleppt. Sie hatte es ihm gleich auf den Kopf zugesagt, so wie er in die Thür getreten: Konrad, hatte sie gesagt, das Kind ist da, du siehst so erschrocken aus und so dämlich . . .

Konrad kratzte sich hinter den Ohren; es wäre freilich so etwas, meinte er, ein Junge, ein ganz anständiger.

Hat er auch schon rothe Wolle auf'm Kopf? schrie der Karrenschieber.

Der Witz fand viel Anklang. Nur der tolle Heiner warf plötzlich sein Glas an die Erde, sprang über den Tisch und zur Thür hinaus; man war dergleichen seltsames Benehmen zu sehr von ihm gewohnt, um weiter darauf zu achten.

Aber du bist auch ein gescheiter Kerl, fuhr der Karrenschieber fort, und hast deine Sache gut eingerichtet, das muß man dir lassen; macht der das Kind just zum heiligen Christ, daß wir armen Leute doch auch etwas haben, uns zu freuen, wenn die vornehmen Herrschaften drüben schmausen und jubeln. Denn du weißt doch noch? den großen Taufschmaus, zu dem du uns eingeladen hast, Alle wie wir hier sind?

Das versteht sich, schrie Alles durcheinander, das muß morgen sein, es kann gar keinen bessern Tag geben!

In der That ist es in der Gegend, in welcher unsere Erzählung spielt, wie überhaupt wohl in den meisten ländlichen Gegenden Deutschlands, Sitte, die Kinder unmittelbar am nächsten Kirchtage nach der Geburt zur Taufe zu tragen.

Nun ja doch, versteht sich, brummte Konrad, Ihr seid eingeladen zu morgen, Alle zusammen . . .

Aber so wenig zu Hause die Vaterfreude, so wenig wollte ihm jetzt die Einladung so recht von Herzen; Beides aus einem und demselben Grunde.

Das ist noch ein Kerl, der zu leben weiß, schrie der Karrenschieber: Heda, Frau Wirthin, marsch in die Küche und die Tiegel nur schon immer aufs Feuer gesetzt! Und Er da, Herr Wirth, ans Faß und angezapft, aber das Taufen wollen wir schon selbst besorgen, damit braucht Er sich nicht zu bemühen! Platz, Platz, meine Jungens, rief er, indem er sich breit über den Tisch streckte, das ist eine Sache, die überlegt sein will, so was kommt Einem nicht alle Tage, da muß der Mensch seinen Kopf zusammennehmen, damit auch Alles hübsch seinen richtigen Schick und Anstand hat. Essen ist auch eine Kunst, ihr Tölpel, das heißt, was man eigentlich Essen nennt, nicht blos sich vollstopfen wegen des leidigen Hungers, wie wir es zu thun pflegen. – Womit fangen wir an, rother Konrad? Du bist

Gastvater, du hast zu bestimmen; ich dünkte, so etwa ein guter Reiskreis, aber hübsch dick, mit Knödeln . . .

Ja und Safran daran, setzte ein Anderer hinzu.

Meinetwegen, ja, brummte Konrad, indem er seine Mütze von einem Ohr zum andern schob: Reissuppe mit Knödeln und Safran daran, ich habe ja nichts dagegen . . .

Und dann zum Zweiten, dünkt' ich, fuhr der Karrenschieber fort, einen guten Schweinebraten; aber nicht zu fett, ich bitt' es mir aus, es ist von wegen des Trinkens!

Schweinebraten, wiederholte Konrad mechanisch –

Aber das Ding wurde ihm doch bald zu kraus; seine ganze Vaterschaft hätte er darum hingegeben, wäre er nur aus dieser verwünschten Geschichte erst glücklich heraus gewesen. Während die Andern stritten und jubelten und die Freigebigkeit des Taufvaters zum voraus leben ließen, schlich er verdrießlich an den Wänden entlang und dachte bei sich, das Alles wäre recht schön, aber wenn er nur erst wüßte, wo das Geld dazu herkommen, sollte. Seine Einladung zurückzunehmen und sein Unvermögen zu bekennen, das gestattete ihm seine Eitelkeit nicht; – es ist wohl schon mancher vornehme Herr zum Dieb und Spitzbuben geworden, weil er einen Ball nicht hat aufschieben wollen, zu dem er eingeladen hatte, oder eine Spielpartie ablehnen, die man ihm anbot.

Die Wirthin verstand sich viel zu genau auf die Gesichter der Menschen, um Konrad's innerste Gedanken nicht herauszulesen. Sie nahm ihn beiseite, hinter ihren Verschlag. Reissuppe mit Knödeln, sagte sie, und Schweinebraten, aber nicht zu fett, o das ist ein gesundes Essen, und ich will euch das besorgen, besser, als sie es im Schlosse haben können. Aber nun sag' mal erst, Schatz: aus nichts hat Gott die Welt erschaffen – wie steht es denn damit, putt, putt? indem sie die Geberde des Geldzählens machte.

Eh nu, sagte Konrad verlegen, wie soll es denn damit stehen? Allemal gut, Frau Wirthin . . .

Na da rück mal heraus, mein Sohn, und zwar herzlich, erwiderte die Wirthin, indem sie die breiten Arme gemächlich übereinander legte. Denn daß ich die ganze Bande soll füttern und nachher werdet ihr noch betrunken und schlägt mir Tisch und Bänke entzwei und ich kann meinem Gelde nachpfeifen, ne, Konrad, für so dumm mußst du mich auch nicht halten.

Ich dachte nur, fuhr Konrad immer verlegener fort, weil die Frau Wirthin doch in der letzten Zeit so einen hübschen Dreier Geld an mir verdient hat, und ich doch sonst allemal ein prompter Zahler gewesen bin, so dacht' ich nur, die Frau Wirthin würde . . .

Borgen? rief sie: o je, das ist neu! setzt Kinder in die Welt und ladet sich das halbe Dorf zu Gevattern ein, und will dann noch borgen! Hört doch, rief sie über das Gitter zum Saal hinein, was Neues vom Konrad –!

Will Sie wohl stille sein, Sie verwünschte Trulle, raunte Konrad ihr zu und kniff sie vor Aerger in den Rücken: ich denke ja nicht daran zu borgen, ich will ja nur erst Geld einwechseln . . .

Mach dir keine unnütze Mühe, mein Sohn, erwiderte die Wirthin gleichmüthig: ich nehme was rund ist; wenn auch ein beschnittener Dukaten dabei ist, mit so einem alten Freunde nehmen wir es nicht so genau. Aber das sag' ich dir noch ein mal und danach richte dich: hast du was zu bezahlen, so thu's gleich und auf der Stelle, das lobt Gott und gefällt den Menschen; frische Fische, gute Fische; kein Geld, kein Schmaus . . .

Konrad schob sich verdrießlich zur Thür hinaus, noch im Weggehen hörte er, wie seine morgenden Gäste sich schon stritten, ob lieber Reisbrei mit Safran oder Reisbrei mit Rosinen –

Hol der Teufel, brummte er vor sich hin, den verfluchten Einfall, daß ich mir die Sippschaft auf den Hals geladen! Aber es ist nun ein mal geschehen und Wort muß ich halten, und wenn ich mir das Geld dazu stehlen sollte . . .

#### FÜNFTES KAPITEL. VORBEREITUNGEN.

Der Justizrath hatte die Wohnung des Meisters verschlossen gefunden; Niemand hatte ihm sagen können, wo Reinhold steckte. Den Vagabonden hatte er zwar endlich gegen Abend in der Schenke aufgetrieben, allein in einem solchen Zustande von Betrunketheit, daß

es ihm unmöglich gewesen, zu seinem Zweck zu kommen. Nicht besser war es schon in aller Frühe Herrn Florus ergangen. Nach seiner Gewohnheit müssiggängerisch im Dorfe umherstreichend, hatte er denn auch sogleich die Neuigkeit des Tages, die Entbindung nämlich der schwarzen Margareth, erfahren. Er hatte sich früher scherzweis zum Gevatter bei Margareth angeboten und hielt es nun für seine Pflicht, sich bei den Hausgenossen nach dem Befinden der jungen Wöchnerin zu erkundigen. Es war keineswegs bloße Galanterie, auch nicht einmal bloße Menschenfreundlichkeit gewesen, daß Herr Florus sich zum Pathen angetragen: er hatte sein geheimes Plänchen dabei, der gute Herr Florus, wie bei dem Allermeisten, das er that, nur daß diese Plänchen gewöhnlich verunglückten. Er wollte seinen Roman gern recht plastisch, recht anschaulich machen, recht viel bäuerische Sitten und Gebräuche (die Dorfgeschichten florirten ja eben) hinein verflechten, und da konnte ihm nichts gelegener kommen als so einer ländlichen Taufe persönlich beizuwohnen. Ich will meinen Dukaten schon wieder heraus bekommen, dachte er bei sich, es hat nichts zu sagen . . .

Allein auch Herr Florus hatte Niemand im Hause getroffen als nur den alten irrsinnigen Großvater. Er hockte in einem Winkel des Hofes, zwischen allerhand Stroh und Gerülle; aus Strohhalmen und Hölzchen hatte er sich ein Ding zusammengebaut, wie ein Grab, und ein zerknittertes weißes Stück Papier darüber breitend,

guckte er Herrn Florus sehr vergnüglich von der Seite an, indem er ihm mit der Hand Stillschweigen zuwinkte.

Das ist nun das Leichentuch, flüsterte er, das nun kommt, aber du mußt es nicht weiter sagen . . .

Herr Florus theilte die Gewohnheit sehr vieler Menschen (besonders unter den Schriftstellern soll dieselbe sehr verbreitet sein), daß sie kein Stück Papier sehen können, bedruckt oder beschrieben, sie müssen es in die Hand nehmen und müssen sehen, was darauf steht.

Auch das Stück Papier, das dem Mann zum Spielwerk diente, erregte seine Neugier, er nahm es ihm halb gedankenlos aus der Hand, hielt es dicht unter die Brille –

Ein englisches Exercitium brummte er dann nach flüchtigem Hinblick: das Englische war seine starke Seite nicht – eine Uebersetzung vermuthlich aus irgend einem alten vergessenen deutschen Roman; ja, ja, das ist nun schriftstellerische Berühmtheit und so gehen wir endlich zu Ende. Aber ich will es doch Späßes halber dem Engelchen zeigen, es wird ihr Vergnügen machen, weil es doch ihre Muttersprache ist.

Damit legte er das Blatt bedächtigt in sein Taschenbuch und wackelte von dannen.

Allmähig wurde denn nun auch der Tod der armen Lene im Dorfe ruchbar. Reinhold war früh beim Prediger gewesen und hatte um eine möglichst schleunige Beerdigung gebeten, indem er den engen Raum in der

väterlichen Wohnung vorschützte. Aber er war zu keiner glücklichen Stunde zu Herrn Waller gekommen; der sonst so milde, friedfertige Mann war wie ausgetauscht gewesen. Mit auffallender Heftigkeit hatte er sich nach allen, selbst auch den kleinsten Umständen des Todesfalls erkundigt; es sei eine Sünde und Schande vor Gott und den Menschen, und noch im ewigen Leben würden sie dafür zu büßen haben, Reinhold und sein Vater, daß sie die Lene ohne letzten geistlichen Zuspruch hätten hinüberfahren lassen. Allein er wisse ja schon lange, welche verwilderte und gotteslästerliche Familie das sei; jetzt wolle er auch nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, und überhaupt sei das Begraben solcher Leute, wie die Lene, nicht seine Sache, Reinhold müsse sich damit an den Küster wenden.

Der Küster hatte ein langes schwarzes Buch hervorgeholt und hatte ihm, die Hornbrille auf der Nase, sehr gründlich vorgerechnet, was ein Begräbniß Nummer eins, Nummer zwei, Nummer drei koste. Für die Lene sei natürlich die schlechteste Nummer, Nummer drei, gut genug; aber auch die koste noch so und so viel. Und was übrigens die Beschleunigung des Begräbnisses betreffe, so möge er sich damit an den Todtengräber wenden.

Der Todtengräber, ein blasser, hagerer Teufel, fast so elend und arm wie der Meister selbst, war auch sogleich bereit. Wir haben heuer noch keinen Frost gehabt, sagte er, und das Erdreich ist weich; wenn du

mir hilfst, Reinhold, so wollen wir mit der Grube schon bald fertig werden, sehr tief braucht sie ja für unsereins nicht zu sein.

Zuvor jedoch müsse er ihm die Bescheinigung von der Kirche bringen, daß Gebühren und Abgaben richtig bezahlt worden. Wenn es aber ein Armenbegräbniß sein solle, auf Kosten der Gemeinde, so müsse er sich auf dem Schloß einen Armenzettel unterschreiben lassen; die Anmeldungen deshalb würden bei dem Herrn Inspector gemacht, dem – na, der Herr Inspector könne die Beinamen zwar nicht leiden, aber unter sich könnten sie ihn ja wohl so nennen: dem Herrn Sandmoll oder Vater Schlappfuß . . .

Auf diese Art hatte es denn natürlich nicht ausbleiben können, daß der Todesfall sich rasch im Dorfe herum gesprochen. Nun erklärte man sich auch, warum die Wohnung des Meisters heute so ganz verschlossen blieb. Die Wenigsten im Dorfe hatten die Verstorbene gekannt; Niemand nahm an ihrem Tode Antheil. Einige seufzten zwar und meinten, wenn sie nur auch erst so weit wären, die Todten hätten es doch am Besten: aber im Stillen dachten sie doch Alle, es würde schon noch einmal besser werden im Leben, und sie wollten es also immerhin noch eine Weile mit ansehen.

Ueberhaupt war die letzte Nacht nicht glücklich gewesen für Einige; die Diebslore, erzählte man sich, hätte wollen noch spät zum Pastor gehen, um eine Bestellung vom Schlosse auszurichten, da sei sie in der Dunkelheit vom Steg gefallen und habe sich Kopf und Gesicht grausam zerschunden. Andere machten ein sehr skeptisches Gesicht zu dieser Erzählung; mit dem zerschlagenen Kopf, meinten sie, möchte es schon seine Richtigkeit haben, aber wer weiß, woher die Diebslore ihn hätte; so klein und verkrüppelt der Sandmoll wäre, so führe er dennoch bekanntlich ein sehr strenges Hausregiment . . .

Diesmal hatten in der That beide Parteien Recht. Als die Diebslore sich von ihrer Betäubung wieder erholt hatte, war sie zuerst in das Pfarrhaus geschlichen. Der Teufel in Person, behauptete sie, wäre über sie hergefallen, es hätte einen Donnerschlag gegeben, daß sie nur gleich so zu Boden gesunken wäre; wo das Papier geblieben, wisse sie nicht. Es kränkte sie außerordentlich, daß der Herr Prediger, der ihr doch bei andern Gelegenheiten selbst so viel vom Teufel vorerzählt hatte, in diesem Falle nicht das Mindeste von der Erscheinung desselben hören wollte; sie würde wohl zu tief ins Glas gesehen haben, oder treibe am Ende gar ein hinterlistiges Spiel mit ihm. Er hatte einen Knecht mit der Laterne hinausgeschickt, um auf dem Fleck, wo die Erscheinung stattgefunden haben sollte, Nachsuchung zu halten. Allein außer der Spur von Tritten, die aber

auch leicht von der Lore selbst herrühren konnten, und einigen Fetzen ihres Mantels hatte man nichts gefunden.

Noch weit ungemessener war der Zorn, mit welchem der Sandmoll die Elende zurückkommen sah. Er erklärte ihre ganze Erzählung für Bosheit und Lüge, schon seit Langem habe er recht wohl gemerkt, daß sie ihn hintergehe; wenn sie ihm das Papier nicht wiederschaffe, möge sie sich nur auf ihr letztes Stündlein gefaßt machen. Vor Allem sollte sie ihm erklären, wie sie auf den Weg zum Pfarrhause gekommen: und da sie das denn allerdings nicht konnte, ohne den Argwohn des Alten zu bestärken, so hatte es denn freilich einige für sie sehr unangenehme Auftritte gegeben . . .

Die ganze Nacht hatte der Alte in Wuth und Groll durchwacht, sich mit tausend Plänen, tausend Befürchtungen herumschlagend. Erst als er ins Freie hinaustrat und die Fenster des Meisters, hinter denen sonst schon immer ganz früh das Licht zur Arbeit leuchtete, noch zu so später Stunde verschlossen sah, ging zum ersten Mal wieder ein gewisses Behagen durch sein Herz: er hielt diesen Umstand mit dem zusammen, was Lore ihm von der nächtlichen Scene am Bett der Kranken der Wahrheit gemäß berichtet hatte – und sofort wußte er auch, daß Lene todt sei.

Der Satan verläßt die Seinen doch nicht ganz, murmelte er in sich hinein und eilte rasch ins Haus zurück, seine Anstalten zu treffen. –

Uebrigens, wenn die Schwester des Meisters auch viel bekannter im Dorf gewesen wäre, heute hätte man doch keine Zeit gehabt, sich um ihren Tod zu kümmern, so sehr nahmen die Zurüstungen zu dem morgenden Doppelfest die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Schon rollten Equipage auf Equipage durchs Dorf; eine Menge vornehmer, geputzter Gestalten drängte sich, bewundert und beneidet, zwischen den gaffenden Dorfbewohnern, auf und ab. Vor dem neuen Maschinengebäude war eine Triumphpforte aus Tannenreisern errichtet; Fahnen und Wimpel wehten lustig in der Luft. Unweit davon war die neue Warteschule; ein Kreuz, ebenfalls mit Inschriften und Kränzen prunkte über dem Eingange. Es war ein ehemaliger Pferdestall des Commerzienraths; aber frisch geweißt und zugerichtet, wie er war, nahm er sich ganz niedlich aus. Und das bischen Ausdünstung, meinte die Commerzienräthin, das man bei nasser Witterung zuweilen noch spüre, sei den Kleinen im Gegentheil sehr gesund.

Am Prächtigsten jedoch entfalteten sich die Zurüstungen im Innern des Schlosses; alle Säle waren geöffnet, die mehr als fürstliche Pracht der Einrichtung erregte eben so viel Staunen als Glossen, welche letztern die Gäste sich freilich nur insgeheim ins Ohr raunten oder sich gelegentlich durch stumme Blicke und Winke mittheilten.

Niemand war glücklicher als die Commerzienrätin. Zwar war ihr Liebling, Herr von Lehfeldt, noch nicht zurückgekehrt. Doch hatte sie einen Brief von ihm, durch welchen er in den bestimmtesten Ausdrücken versicherte, daß er morgen zur gehörigen Stunde nicht fehlen werde.

Es hinderte sie also nichts, ihre Eitelkeit in vollen Zügen zu sättigen; im Anzug einer Nonne, aber, mit Blick und Miene einer Königin rauschte sie durch die Gemächer.

Herr Florus war ihr treuer Begleiter; von allen Seiten wurde ihm so viel Schmeichelhaftes über seine Berühmtheit gesagt, und wie das doch gleich zu merken sei, wo ein Künstler, ein Dichter die Einrichtung eines Festes übernehme, daß auch er in einem Meer von Wonne schwamm und vor Händedrücken und Kratzfüßen und Puhsten und Blasen kaum noch wußte, wo ihm der Kopf stand.

Herr Waller bereitete sich zu den Reden vor, die er morgen zu halten hatte. Angelica war unsichtbar, zum großen Bedauern verschiedener junger Stutzer, die sich eigens um ihretwillen herausgemacht hatten. Sie sei von einer leichten Unpäßlichkeit befallen, sagte Herr Wolston, wenn man ihn deshalb befragte: und die Commerzienrätin setzte hinzu, es sei so die Art der jungen Dame, sie fühle sich vermuthlich in größern Gesellschaften nicht an ihrem Platze . . .

Der Justizrath saß in einer Sophaecke, trank ab und zu ein Glas Rheinwein und brummte und knurrte übrigens Jeden, der ihn anredete, dermaßen an, daß bald Niemand mehr den Muth dazu hatte.

Am Unglücklichsten in der ganzen glänzenden Gesellschaft fühlte sich der arme Julian; der Stern, der ihn sonst noch aufrecht erhielt, das Auge seine Schwester, fehlte ihm heut. Die Gäste, wußten, daß Julian der Augapfel des Herrn Wolston; es wurde daher nie leer um seinen Lehnstuhl, Alles drängte sich, ihn zu begrüßen, nach seinem Befinden zu fragen, sein Aussehen zu rühmen, sein Wachsthum zu bewundern.

Herr Wolston stand dem Lehnstuhl seines Sohnes gegenüber in einer Fensternische. Er sprach wenig und ließ die Gäste meist nur mit seinem bekannten verbindlichen Lächeln die Revue vor sich passiren, indem er jeden einzelnen mit artiger Handbewegung zu seinem Sohn hinüberwies. Das Geschwirre und Getreibe ermüdete ihn zuletzt; er schloß die Augen, nicht um zu schlummern, o nein, nur um gewisse finstere Gedanken desto ungestörter bei sich zu verarbeiten . . .

Auf einmal fühlte er sich leis am Arm gezupft; es war Julian, sein Sohn.

Ich habe eine Bitte, mein Vater, sagte er: diese Festlichkeit ermüdet mich, gestatten Sie mir, daß ich mich auf mein Zimmer begeben.

Ei wohl, ei wohl, mein Söhnchen, rief der Commerzienrath, indem er sich beeiferte, die blasse Wange seines Kindes zu streicheln: du hast ganz Recht, es ist spät genug, die Leute könnten nun überhaupt auseinandergehen, du mußt dich schonen zu morgen, mein Söhnchen –

Auch für morgen, erwiderte Julian, muß ich Sie bitten, mich von der Gegenwart bei diesen Festlichkeiten zu entbinden; sie ermüden mich nicht bloß, sie widern mich auch an.

Widern Sie an? rief der Commerzienrath gereizt, indem er seinen Sohn hastig hinter die Gardine zog: widern Sie an? Festlichkeiten, die Ihnen keine größere Last sein können, als sie es Ihrem Vater sind, und denen ich mich gleichwohl unterziehe – um deinetwillen, mein Julian, um dich den Leuten zu zeigen und die Welt wissen zu lassen, daß du mein Alles, mein Einziges bist, und daß mir nichts zu kostbar, nichts zu theuer ist für dich?! Freilich wohl, fuhr er in immer heftigerem Tone fort, ich weiß, woher das kommt, und wer Ihnen diese Abneigung in den Kopf gesetzt hat: Ihre Stiefschwester – es ist nur Ihre Stiefschwester, vergessen Sie das niemals, Julian, und bald wird sie nur noch eine völlig Fremde für Sie sein – hat allerdings wohl weniger Ursache, sich auf den morgenden Tag zu freuen. Gestehen Sie es nur, diese Weigerung ist ihr Einfall, von ihr sind Sie aufgehetzt worden, mir die langgehoffte Freude zu verbittern . . .

Niemand hat mich aufgehetzt, antwortete Julian kalt, fast trotzig: aber ich höre, Sie wollen Ihr neues Fabrikgebäude nach meinem Namen benennen; ich hasse die Fabriken und die Maschinen, und möchte lieber der Sohn eines Bettlers sein – –

Der Knabe hielt inne; erfüllte wohl selbst, daß er zu weit gegangen.

Herr Wolston war leichenblaß geworden. Lieber der Sohn eines Bettlers, flüsterte er kaum hörbar, indem er den Arm des Knaben so krampfhaft packte, daß derselbe fast aufzucken mußte vor Ueberraschung und Schmerz – lieber der Sohn eines Bettlers, als mein Sohn? Sprechen Sie es doch nur aus, Julian, sprechen Sie nur aus, was man Sie gelehrt hat – o Julian, rief er in raschem Wechsel der Empfindung, du weißt nicht, du ahnst nicht, Niemand ahnt es, wie ich dich liebe! Niemand ahnt es, daß du, ja du, die einzige – schwache Stelle meines Herzens bist! Wer mich hier trifft, tödtet mich; tödte nicht deinen Vater, mein Kind . . . !

Er zog den Knaben stürmisch an sich und drückte heiße Küsse auf seine blasse, kranke Stirn.

Julian blieb so unbeweglich bei den Liebkosungen des Vaters wie bei seinen Vorwürfen.

Ich darf also morgen auf meinem Zimmer bleiben? nahm er das Gespräch nach einer kurzen Pause wieder auf.

Sie werden nicht auf Ihrem Zimmer bleiben, entgegnete der Commerzienrath mit zornbleichen Lippen: Sie

werden dem Feste beiwohnen, Sie werden überhaupt Alles thun, was ich befehle –

Aber meine Gesundheit erlaubt mir nicht – wendete der Knabe ein.

Ihre Gesundheit, entgegnete sein Vater in hartem, scharfem Ton, erlaubt Ihnen täglich, bei jedem Wind und Wetter, mit Ihrer Schwester durch den Park zu laufen; Ihre Gesundheit hat Ihnen auch erlaubt, sich halbe Stunden lang auf einem gewissen Fleck im Garten zu verweilen, einer albernen sentimentalen Ueerraschung halber – ich weiß Alles, wie Sie sehen; Ihre Gesundheit wird Ihnen auch morgen erlauben, den Befehlen Ihres Vaters zu gehorsamen.

Der Knabe kämpfte mit sich selbst. Befehlen Sie das nicht, Vater, sagte er sodann: lassen Sie mich auf meinem Zimmer morgen, ich habe eine Ahnung, es thut nicht gut, Vater, ich fühle es – o, ich habe so schreckliche Träume gehabt – Sie lassen mich auf meinem Zimmer, mein Vater?!

Der Commerzienrath winkte einem Diener. Mein Sohn, sagte er, befiehlt auf sein Zimmer. Und dann zu Julian selbst gewendet:

Sie haben meine Befehle vernommen, Julian; Sie werden morgen zur festgesetzten Stunde erscheinen; Sie werden Sorgfalt auf Ihren Anzug verwenden und das Geschmeide anlegen, das ich Ihnen noch kürzlich schenkte; Sie werden auch –

Vater –! rief der Knabe, mit einer Bewegung, als wollte er ihm zu Füßen sinken . . .

Nun, wird's? wird's? herrschte der Commerzienrath den Diener an, der respektvoll in einiger Entfernung stand – und faßte mit anmuthiger Miene einen alten reichen Geschäftsfreund aus der Hauptstadt unter den Arm, der eben mr ihm vorüberstriefte, um ihn zu dem glänzend besetzten Büffet zu führen.

#### SECHSTES KAPITEL. GRÜNE WEIHNACHTEN, WEISSE OSTERN.

Unwillkürlich mußte Angelica an diesen alten Volkspruch denken, als sie am Morgen ihres Geburtstags das Fenster öffnete und die Luft ihr entgegenströmte, so warm und mild, wie sonst niemals in dieser Jahreszeit. Die Beziehung lag freilich nahe genug: auch für Angelica war das Glück dieses Tages nur ein trügerisches, auch für sie lag die Zukunft unter weißer, banger Leichendecke. Die junge Dame hatte nun völlig abgeschlossen mit allen Wünschen, Hoffnungen, Plänen; der unerklärbare Umstand mit dem fehlenden letzten Blatte in der Handschrift ihrer Mutter, den auch der Justizrath durch keine Bemühungen hatte aufhellen können, war in ihren Augen ein deutlicher Beweis, daß Gott ihren Untergang wollte. Und so hatte sie denn beschlossen, dem Unvermeidlichen keinen Widerstand mehr, sondern nur noch eine heitere, gefaßte Stirn entgegenzutragen.

Auch in dem Tode ihrer Freundin Lene, der ihr im Laufe des gestrigen Abends bekannt geworden war, erkannte sie ein solches Zeichen des Himmels; es sollte sich eben Alles lösen, woran sie bisher mit Banden der Freundschaft, des Zutrauens, der Gewöhnung geknüpft gewesen war. Herrn von Lehfeldt's Namen wagte sie nicht mehr zu denken, so verhaßt war er ihr seit dem gestrigen Auftritt geworden; von Reinhold wußte sie sich verachtet; der Justizrath hatte seine Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt, da er ja hier ganz unnütz sei – und von ihrem Bruder sollte der heutige Tag sie auf ewig trennen.

Von ihrem Bruder! – Leise hatte sich die Thüre hinter ihr geöffnet, und ehe sie es noch merkte, lauschte Julian's liebes, blasses Antlitz ihr freundlich über die Schulter. Es war eine ganz ähnliche Scene, wie am Morgen nach ihrer Ankunft; ganz ähnlich und dennoch wie anders!

Julian kam, der Schwester seinen Glückwunsch darzubringen. Ich sollte dir im Grunde nichts wünschen, sagte er, es ist die reine Selbstsucht, wenn ich es thue: denn Alles, was dir Gutes widerfährt, widerfährt ja doch eigentlich nur mir. Du bist es, von der ich Leben und Wohlsein trinke; wenn ich dich einmal wieder von mir lassen müßte, da schlummerte ich gleich hinüber, ich weiß es. Aber wir bleiben nun immer zusammen, meine Angelica? immer, nicht wahr? Bis ich sterbe, setzte er mit gelassenem Lächeln hinzu: dann

sollst du deine Freiheit wieder haben, du schöner, lieber Sommervogel; aber so lange bist du meine kleine Gefangene.

Immer! schluchzte Angelica; sie zitterte, indem sie die Unwahrheit bedachte, die sie aussprach: aber wo hätte sie den Muth hernehmen sollen, ihrem Bruder die Wahrheit zu gestehen?

Julian beklagte sich über die unerträgliche Langeweile, die er bei der gestrigen Festlichkeit empfunden, und die noch viel größere, die ihn für heute erwarte, da Herr Wolston durch keine Bitten zu bewegen gewesen, ihn davon zu befreien. Sieh nur, sagte er, mit einem unwilligen Blick auf seinen gewählten Anzug, die dumme Pracht, wie ich mich habe putzen müssen.

Sowie Angelica hörte, daß Julian den Festlichkeiten beiwohnen werde, beschloß sie sogleich, ihrem frühern Vorsatze entgegen, ebenfalls dabei zu erscheinen; es war ja, allem Vermuthen nach, der letzte Liebesdienst, den sie ihrem Bruder erweisen konnte.

Julian klatschte in die Hände: Und da machen wir vorher noch einen Gang durch den Garten; sieh, wie mild die Luft ist, der Himmel freut sich, daß heute dein Geburtstag ist, darum schickt er dies Frühlingswetter. Arm in Arm, nach ihrer Gewohnheit, wandelten sie die stillen, öden Gänge dahin. Im Dorf wurden die Glocken geläutet, zum Zeichen, daß das Fest nun bald beginnen würde, während auf Befehl des Commerzienraths ein

Musikcorps vom Balcon des Schlosses prächtige Weisen spielte.

Aber wir entfernen uns zu weit vom Schlosse, man könnte uns suchen, erinnerte Angelica, als ihr Bruder sie immer weiter und weiter drängte, fast bis an die äußerste Grenze des Gartens, wo eine wild romantische Gebirgslandschaft mit Felsvorsprüngen und Schluchten sich anschloß. Aber Julian gab nicht nach mit Biten und Treiben: nur ein kleines Stückchen noch, ein ganz kleines Ende, die Luft thue ihm heute so ganz besonders gut, und er müsse sich recht satt daran trinken, um es nachher in den stickigen Sälen aushalten zu können.

Guter Bruder! rief Angelica gerührt, als sie an eine Ecke des Gartens gekommen waren: es war ihr Lieblingsplatz seit alten Zeiten, man genoß von dort aus einer herrlichen Fernsicht auf das Gebirge, und das Engelchen hatte sich öfters gewünscht, hier einen Ruhesitz zu haben. Das war das Geburtstagsgeschenk, das Julian ihr bereitet: er hatte den Platz durch den Gärtner sorgsam ebnen und mit kleinen Tannenbüschchen bepflanzen lassen, die mit ihrem lichten Hoffnungsgrün zwischen dem übrigen nackten Gestrüpp anmuthig hervorleuchteten. Die Felsecke war zu einer Bank zurecht gehauen, über derselben, als Symbol, drei ineinander verschlungene Ringe.

Das soll nun die Engelsbank heißen, sagte Julian: ein besserer Name als die unselige Julianshütte, welche mein Vater heute einweihen will. O wie ich mich ängstige vor diesen Rädern und Maschinen!

Die Geschwister hatten sich auf der Bank niedergelassen – Stör' ich? fragte eine Stimme, indem zugleich eine dicke, keuchende Gestalt den steilen Pfad hinaufarbeitete.

Es war Herr Florus, schon im schönsten Festanzuge. Ah, meine charmanten Kinder, rief er, Sie werden sich erkälten auf dem verdammten Steinsitz, das ist nichts bei solcher Witterung, und am wenigsten für einen Patienten wie Sie, Herr Julian. Uebrigens suche ich Sie schon seit einer halben Stunde durch den ganzen Garten; wer Wetter wird auch so weit laufen! Ihr Herr Vater schickt mich, Julian; die Festlichkeit wird gleich beginnen, der Festzug der Arbeiter ist schon aufgestellt und wälzt sich hin und her und zappelt wie eine Schlange, die im Verscheiden liegt, so besoffen ist die Mehrzahl der Kerle schon, und von den neuen weißen Kutten, welche die Frau Commerzienrätthin für die kleinen Verwahrlosten hat machen lassen, sind drei Viertel schon beklext. Ich weiß nicht, wie das noch werden soll und wie wir mit Ehren bestehen werden. Ja, was ich sagen wollte: es ist ja auch Ihr Geburtstag heut, schönes Engelchen; Gott segne Sie! Ich habe viel Verse machen müssen die Zeit, verdammt viel Verse, Ihre Frau Mutter

ist reinweg nicht satt zu kriegen mit Liedchen: Liedchen beim Einmarsch und Liedchen beim Ausmarsch – Liedchen vor der Predigt und Liedchen nach der Predigt – aber ein Sonett für das schöne Wiegenkind, das darf doch nicht fehlen, oho, wozu wär' ich denn sonst der Florus! Ich will doch nicht gar fürchten (indem er aus einer Tasche in die andere fuhr), daß ich es habe auf meinem Schreibtisch liegen lassen – mein Gott, der Mensch hat heute so viel zu thun . . .

Endlich fand er sein Portefeuille, blätterte hastig darin umher – Aha, da finde ich noch etwas für Sie, rief er: Sehen Sie mal her, was das ist? Was Vaterländisches, da, rathen Sie mal, wo ich das gefunden habe –

Damit reichte er ihr das Blatt, das er gestern Morgen vom Hofe des Meisters mitgenommen. Ein einziger Blick Angelica's – sie erkannte die Handschrift ihrer Mutter – es war das Blatt, das, sie so verzweiflungsvoll gesucht hatte!!

Ich muß fort, stammelte sie, indem sie das Blatt fest mit beiden Händen an ihren Busen drückte: augenblicks fort, zurück ins Schloß, lieber Julian, ich habe etwas vergessen, Herr Florus wird die Güte haben, dich zurück zu begleiten . . .

Wie ein gehetztes Reh sprang sie den Weg zum Schlosse zurück.

O mit tausend Vergnügen, ist mir eine große Ehre, puhstete der dicke Poet: aber nur diesmal hab' ich unmöglich Zeit, Sie gehen ein wenig langsam, liebster Julian, und ich, sehen Sie, ich bin heute ganz unentbehrlich im Schlosse – so zu sagen, als Festordner – richtig, da setzen die Posaunen schon ein, nun geht der Spectakel mit Nächstem los – Herrgott und ich bin noch nicht da – auf Wiedersehen, liebster Julian! Ich werde Ihnen einen Bedienten mit dem Rollstuhl schicken . . .

Es thut nicht Noth, sagte Julian gutmüthig, ich fühle mich ganz stark und wohl und kann das kleine Stückchen Weg schon allein zurückgehen.

Nun desto besser, brummte der Poet, indem er mit möglichster Eile fortstapelte: bei der Wirthschaft, die heut im Schlosse ist – es ist der gnädigste Herr Sohn, allerdings: aber, ich weiß doch nicht, ob bei dem Rumor gleich ein Bedienter mit dem Rollstuhl für ihn dagesewen wäre . . .

#### SIEBENTES KAPITEL. ZWEI BITTSTELLER.

Die Commerzienrätthin war noch bei ihrer Toilette beschäftigt. Sie zögerte dieselbe sogar absichtlich hin, einmal, weil es vornehm ist, auf sich warten zu lassen, und zweitens, weil sie jeden Augenblick dachte, Herr von Lehfeldt sollte sich melden lassen. Sie hatte gestern Abend noch einmal ein ausführliches und eindringliches Gespräch mit dem Sandmoll gehabt. Das

Resultat desselben war gewesen, daß sie jetzt mit allen andern Gedanken und Plänen völlig gebrochen und Herrn von Lehfeldt zum Bräutigam des Engelchen bestimmt hatte. Denn daß der junge Mann in Angelica verliebt war, verliebt bis über die Ohren, darüber hatte die Baronin sich denn freilich nicht länger täuschen können, so verdrießlich er ihr in vielem Betracht auch war; sie beklagte seinen schlechten Geschmack, beschloß aber doch seinem Glücke nicht hinderlich zu sein. Die Sache mußte klug geordnet werden, jedenfalls noch heut, so lange die Feststimmung bei Herrn Wolston anhielt und so lange die Gegenwart so vieler fremder Gäste ihm Rücksichten auferlegte. Man begreift demnach die Ungeduld, mit welcher sie ihren Schützling erwartete, wenschon seine verzögerte Ankunft ihr andererseits auch wieder eine Art von Befriedigung gewährte. Denn wenn es ihm wirklich so sehr um das Mädchen zu thun wäre, dachte sie bei sich selbst, und nicht vielmehr um das Geld und die reiche Verwandtschaft, so würde er schwerlich so lange auf sich warten lassen.

Das Kammermädchen, das heute füglich zehn Füße und zwanzig Hände hätte haben sollen statt zwei, meldete einen armen Menschen, der schon seit einer Stunde im Vorzimmer warte und sich durchaus nicht wolle abweisen lassen.

Mein Gott, fuhr die Baronin auf, über die Unverschämtheit! Nicht einmal an einem Tage wie heut hat man Ruhe vor dem Bettelvolk . . .

Gleich darauf aber, sich jener Rolle der Samariterin erinnernd, welche sie einmal übernommen hatte und die sie gerade an diesem Tage mit doppelter Sorgfalt spielen mußte: Es ist freilich nicht recht, fuhr sie mit sanft klingender Stimme fort, daß die guten Leute Einem nicht einmal das Bischen Zeit lassen, sich anzukleiden; ich habe noch so viel zu besorgen. Aber immerhin, Rosaura, damit du dir ein Beispiel nimmst, wie man seine eigenen Wünsche aufopfern muß und dem Herrn dienen zu jeder Stunde: laß ihn herein! Es ist vielleicht ein armer Mann, der noch sein Kindlein bei uns anmelden will, oder sonst ein christliches Anliegen an uns hat.

Hätte die Baronin während dieser höchst salbungsvollen Rede die stumpfnasige Rosaura angesehen, sie hätte zum wenigsten so viel zum voraus gewußt, daß ihre Hoffnung, hier noch einen verspäteten Zuwachs für ihre Warteschule zu erhalten, vergeblich war. Da jedoch die Gesichter ihrer Kammerfrauen auch zu den Dingen gehörten, welche für sie nicht existirten (mit der einzigen Beschränkung, daß sie darauf sah, keine allzu hübschen zu nehmen), so blieb ihr auch das Gemisch von Spott und Verwunderung unbemerkt, das sich auf dem Gesicht des jungen Mädchens spiegelte.

Und das Kammermädchen war lange nicht die einzige, die sich verwundert hatte: die ganze Dienerschaft war in Aufruhr gerathen, das ganze Schloß, so zu sagen, war in Bewegung gekommen, als Reinhold, der Webersohn Reinhold über den Schloßhof geschritten war und ein Gespräch mit der gnädigen Frau verlangt hatte! Man wußte, wie viel Jahre vergangen, seit Reinhold seinen Fuß unter das Portal gesetzt; ja man konnte ihm ordentlich ansehen, wie schwer es ihm auch jetzt noch ward und welchen Kampf es ihn kostete. Ganz scheu, mit gesenkten Augen, hatte er sich zwischen der lärmenden Dienerschaft hindurchgedrängt, seine Stimme war so leis, daß man ihn zweimal fragen mußte, was er eigentlich wolle. Es war ein Glück für ihn, daß er an die Rosaura gerathen war; eine andere hätte ihn vielleicht unverrichteter Sache wieder weggeschickt, Rosaura jedoch war ein gutmüthiges Ding, nicht gerade immer und gegen Jedermann, aber doch gegen hübsche junge Männer, gleichviel was für einen Rock sie trugen, grob oder fein . . .

Und wirklich war Reinhold dieser Gang schwerer geworden, als irgend etwas noch im Leben. Aber es war ihm keine Wahl geblieben. Vergebens hatten sie alle ihre kleinen Habseligkeiten ausboten zum Verkaufen, Verborgen, Verpfänden: Niemand bis jetzt hatte sie annehmen wollen. Auch den Sandmoll hatten sie vergeblich bestürmt, vergeblich seine Habsucht zu reizen gesucht, indem sie ihm den Besitz ihrer ganzen Habe,

ihres ganzen Grundstücks anboten: er war unerbittlich geblieben, seine Anzeige war gemacht, und schon war im Hause des Meisters die Meldung eingelaufen, daß die Leiche noch Vormittag von dem Anatomiewärter der nahen Kreisstadt werde abgeholt werden.

So hatte Reinhold sich denn zu einem letzten, äußersten Schritte entschlossen: er wollte die Commerziendräthin um ihre Vermittlung ansprechen. Sie war eine reiche, eine mächtige Frau, von einflußreichen Verbindungen, ein einziges Wort von ihr mußte genügen, die entsetzliche Vorschrift des Gesetzes abzuwenden. Auch war ja heute ein Festtag für sie, ein lang vorbereiteter; konnte sie, die im Begriff stand, den Lebenden so viel Gutes zu erweisen, konnte sie es wohl zugeben, daß an der Todten eine so furchtbare, so unwürdige Rache geübt ward?

Die Baronin betrachtete den jungen Mann nicht ohne Interesse; sie hatte bereits viel über ihn gehört, hatte ihn aber bisher von Person nicht gesehen, und war nicht wenig überrascht, einen so hübschen, stattlichen jungen Mann in ihm zu finden.

Allein dieser erste angenehme Eindruck verschwand sogleich wieder, bevor Reinhold sein Anliegen noch völlig zu Ende gebracht hatte. Wie doch? fiel die Baronin ihm ins Wort: und mit einer so gemeinen, ekelhaften Geschichte wagen Sie es, das Ohr einer Dame, das

Ohr Ihrer Gebieterin zu beleidigen? Man kann von einem Menschen Ihrer Herkunft keinen Anstand verlangen: aber so viel Schamgefühl und Sittlichkeit sollten Sie doch wenigstens haben, um zu wissen, daß man solche Dinge nicht vor das Ohr einer Frau bringt!

Ich dachte, gerade, weil Sie eine Frau sind, stammelte Reinhold, weil die Natur Ihr Herz weich geschaffen hat und weil Sie Mitleid haben werden . . .

Mitleid mit dem Laster! rief die Baronin, indem sie sich in Positur warf: Es ist weit gekommen, in der That, wenn junge Leute Ihres Alters sich schon berufen halten, den Advocaten der Ausschweifung und des Lasters zu machen! Ich habe diese Frau nie gekannt; aber hätte ich gewußt, mit welchen strafbaren Ausschweifungen dieselbe ihr Leben befleckt —

Sie sprechen von meiner Mutter, gnädige Frau! rief Reinhold stolz . . .

Ich spreche von einer Frau, belehrte ihn die Baronin, welche niemals hätte Mutter werden sollen; Ihr ganzes Dasein, junger Mann, ist ein Verbrechen und Sie thäten besser, mit der Schande, die auf Sie vererbt ist, in Dunkel und Vergessenheit zu flüchten, statt daß Sie Ihre unanständigen Geschichten noch weiter tragen und sittsamen Frauen damit die Schamröthe ins Antlitz treiben. Das Gesetz ist gerecht, und ich freue mich, daß es doch wenigstens noch eine Strafe gibt für

diejenigen, welche frech genug gewesen sind, die heiligen Gebote der Scham mit Füßen zu treten. Ein christliches Begräbniß ist auch eine Gnade des Himmels, die verdient werden muß; eine Frau, wie Ihre Mutter gewesen ist, hat keinen Anspruch darauf . . .

Reinhold wollte etwas erwidern; aber die Baronin griff nach der Klingel:

Ich habe Ihr schon oft gesagt, Rosaura, herrschte sie das Kammermädchen an, daß Sie nicht alle Art von Gesindel zu mir hereinführen soll; ich bin zu weichherzig, man misbraucht meine Güte, und wenn dieser Mensch sich nicht auf der Stelle entfernt, so ruft Sie nach der Dienerschaft, er darf mir nie wieder vor die Augen kommen, versteht Sie wohl? nie! nie!!

Das war nun also auf die vollständigste Manier aus der Thüre gewiesen. Und doch hatte Reinhold noch immer von Glück zu sagen im Vergleich mit einem andern Bittsteller, der kurz zuvor ebenfalls in das Schloß gekommen und den man nicht einmal bis in die Thüre gelassen hatte – dem rothen Konrad.

Auch Konrad war vergeblich Tag und Nacht auf- und abgelaufen, es war ihm nicht möglich gewesen, Geld aufzutreiben. Die Braten schmorten, die Teller klapperten schon, gleich nach dem Einweihungsfest sollte das Kind in der Kirche getauft werden, die Herren Freßpathen leckten bereits alle zehn Finger – aber Konrad kannte die Wirthin und wußte, daß sie die Frau danach war, nöthigenfalls und trotz aller Vorbereitungen

ihm und seinen Gästen die Thüre vor der Nase zuzuworfen. Er mußte also, mußte Rath schaffen, wenn er nicht auf die unerträglichste Weise zum Gespött seiner Kameraden werden wollte.

So vertraute er sich denn seinem Freunde, dem langen Karrenschieber an. Er that noch mehr: Langer, sagte er, ich habe ein Geheimniß, das ist seine zehntausend Thaler unter Brüdern werth; hilf mir es zu Gelde machen . . .

Und damit erzählte er ihm in Kürze das Geheimniß des Meisters, das er in jener Nacht erlauscht hatte. Der Karrenschieber verhielt sich ziemlich ungläubig dabei.

Die Geschichte ist etwas unklar, sagte er. Indessen einen Versuch damit machen kannst du schon. Geh dem Commerzienrath nur recht zu Leibe und drohe ihm, du wolltest die Sache bekannt machen vor der ganzen Welt. Es ist ein glatter, grausamer Schurke, es kann ihm gar nichts schaden, wenn er einmal etwas Blut lassen muß. Er wird zäh sein mit Geld, ich kenne die Art solcher reichen Leute. Aber dadurch laß du dich nur nicht abschrecken, nimm, was du kriegen kannst, Ringe, Uhren, Dosen, ich will es dir schon unter der Hand zu Gelde machen. Und dann nach ein paar Tagen meldest du dich wieder und dann immer wieder; ist's wirklich richtig mit der Geschichte, so bist du ein Glückskind und brauchst deine Knochen nicht mehr

anzustrengen, der Alte soll herausrücken, daß es eine Art hat. Jetzt geh du nur dreist hinein und verlange geradezu zum Commerzienrath; wenn er dich nicht vorlassen will, dann laß nur so ein verblühtes Wort fallen, er wird dann schon merken, was für ein Landsmann draußen ist. Ich werde so lange am Schloßthor warten; geh – und mach deine Sache klug!

Aber Konrad machte sie im Gegentheil sehr dumm. Weil es ihm an Muth zur Unternehmung gebrach, hatte er sich denselben in der Branntweinflasche gesucht; er taumelte ziemlich merklich und auch an seiner schweren lallenden Zunge hörte man, wo er zum Frühstück gewesen.

Du? den gnädigen Herrn sprechen? heute, in dieser Besoffenheit? rief der schöne Wilhelm, der in glänzender Livree, mit Hirschfänger und Federhut, im Schloßhof paradirte und von unten herauf mit den fremden Kammerjungfern liebäugelte: nun seht mal, das wäre! solch ein Branntweinzapf!

Ich kenne ihn, sagte einer der Stallknechte, der noch nicht Zeit gehabt hatte, sich in den Sonntagsstaat zu werfen und mit der Striegel in der Hand dazutrat: das ist ein verlumpfter Kerl, den sie mit Schimpf und Schande aus der Fabrik gejagt haben, seine Frau liegt in Wochen, die Canaille will betteln . . .

Oder stehlen, rief ein Dritter, es ist eben die Gelegenheit dazu im Hause.

Mach fort, mach fort, schrien Alle, oder du kriegst die Peitsche zu kosten.

Konrad ballte die Fäuste vor Wuth. Aber ich will den Commerzienrath sprechen, lallte er.

Herrn Commerzienrath heißt es, du Esel, rief der schöne Wilhelm, indem er ihm einen Faustschlag in den Nacken gab: das wäre noch was, wenn solch ein Spitzbube sich erlauben wollte despectirlich von unserer gnädigen Herrschaft zu sprechen.

Der schöne Wilhelm hatte nämlich bemerkt, daß der Commerzienrath, aufmerksam gemacht durch das Geräusch im Hofe, ans Fenster getreten war. Der schöne Wilhelm gehörte zu den Menschen, die nicht leicht eine Gelegenheit vorbeigehen lassen, sich beliebt zu machen, sollte es auch auf anderer Leute Kosten sein.

Herr Spitzbube! brüllte Konrad: ja, ja, da oben steht Er, ich sehe Ihn recht gut – Heda, Herr Spitzbube! geb' Er doch dem Meister seine Fabrik heraus! Ja, glotz' Er nur her: die ganze Fabrik ist gestohlen! gestohlen!! Denkt Er noch an Hamburg? an die Papiere, die Er gestohlen hat? Oho, Herr Spitzbube, wir sind auch nicht auf den Kopf gefallen!

Weiter konnte Konrad nicht reden – Ist das ein Rausch schon so früh am Tage, hatte der schöne Wilhelm gesagt: und damit waren Alle vereint über den rothen Konrad hergefallen und hatten ihn unter Stößen und Prügeln zum Schloßthor hinausbefördert, mit einer Schnelligkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Herrn Wolston war oben an seinem Fenster kein Wort entgangen von dem, was der rothe Konrad ihm zugerufen. Aber er hatte keine Zeit, darüber nachzudenken: denn schon wurde ein neuer Besuch angemeldet – Herr Prediger Waller.

#### ACHTES KAPITEL. DIE BEWERBER.

Ah sieh da, mein Prediger, sagte Herr Wolston mit der Fassung, die ihn nie verließ: Sie sind doch noch ein Mann, das muß ich sagen, immer der erste auf dem Fleck . . .

Ich habe um Verzeihung zu bitten, erwiderte der Prediger, daß ich Sie zu einer so unpassenden Stunde, wo Ihre Zeit bereits so sehr in Anspruch genommen ist, noch mit einem Besuch belästige. Aber die Veranlassung desselben ist dringend und wird, wie ich hoffe, meine Dreistigkeit entschuldigen.

Der Commerzienrath deutete schweigend auf das Seitencabinet, sie traten ein und nahmen auf dem kleinen Sopha neben der Thüre Platz.

Es ist, fuhr der Prediger fort, heute nicht bloß ein Festtag für das Vaterherz meines verehrten Gönners: auch noch für eine andere, Ihnen minder angenehme Person bringt dieser Tag eine mächtige, verhängnißvolle Entscheidung mit sich –

Der Commerzienrath runzelte die Brauen. Sie sprechen von meiner Stieftochter, sagte er; woher wissen Sie –?

Ich weiß, entgegnete Herr Waller fest.

Kurz denn, kurz denn, ermunterte der Commerzienrath: und wenn Sie etwa als Fürsprecher kommen, so ersparen Sie sich die Mühe, guter Prediger.

Ich komme als Fürsprecher, erwiderte der Prediger, aber in meinem eigenen Auftrage und nur für mich selbst – ich bitte um die Hand Ihrer Tochter.

Der Commerzienrath lehnte sich hohnlächelnd zurück. Um die Hand meiner Tochter! wiederholte er: Und wissen Sie auch, guter Prediger, daß diese junge Dame gar nicht meine Tochter ist und nicht das mindeste Vermögen hat?

Ich weiß, versetzte Herr Waller mit Ruhe, daß Fräulein Angelica die Tochter Ihrer verstorbenen Frau Gemahlin aus deren erster Ehe ist und daß sie dem mütterlichen Testament zufolge ihre Ansprüche an das Gesamtvermögen ihres Hauses nur für den Fall einbüßt, daß sie nicht bis zum heutigen Tage einen Gemahl gewählt hat, der sich Ihrer Zustimmung erfreut.

Und nun bilden Sie sich ein, der Mann zu sein, der sich meiner Zustimmung erfreut? fragte Herr Wolston, der jetzt auf einmal die Entdeckung machte, daß sein Prediger doch eigentlich nur ein höchst abgeschmackter Mensch sei.

Ich wage es zu hoffen, antwortete Herr Waller. Ich fühle selbst sehr wohl, daß diese Anmaßung Sie in Erstaunen setzen muß, aber erlauben Sie mir meiner Bitte einige Erläuterungen hinzuzufügen, welche dieselbe

vielleicht in günstigerem Lichte erscheinen lassen werden.

Ich bin begierig, spottete Herr Wolston.

Sie sind nicht glücklich gewesen in der Wahl Ihrer Vertrauten, Herr Commerzienrath, fuhr der Prediger fort, so langsam, so nachdrücklich und dabei doch mit so viel Gemüthsruhe, daß es Herrn Wolston war, als höre er sich selbst: trotz dieses Scharfsinnes und dieser Menschenkenntniß, die ich so oft an Ihnen bewundere, haben einige elende Menschen Sie zu hintergehen gewußt. Dieser Maler Schmidt, der so lange die Gastfreundschaft Ihres Hauses genossen –

Weiter, rief der Commerzienrath verächtlich, ich kenne ihn, es ist Herr von Lehfeldt.

Und kennen Sie auch die Absichten, die ihn hierher geführt? fragte der Prediger.

Ja, er soll die aufsässigen Fabrikarbeiter beobachten; so hat man es am grünen Tisch ausgeheckt – als ob ich den Beistand eines solchen Laffen erst nöthig hätte!

Sie sind nicht vollständig berichtet, Herr Commerzienrath, erwiderte Herr Waller: nicht im Zaume halten soll er Ihre Fabrikarbeiter, sondern im Gegentheil zum Aufruhr soll er sie anstacheln. Dieser Brief meines ehrwürdigen Gönners, des Oberpredigers, wird Ihnen Aufschluß über die Einzelheiten geben; es ist eine großartige Intrigue, welche der Minister angelegt hat, um Seine Durchlaucht, den regierenden Fürsten, desto gewisser in die alte Abhängigkeit zurückzuführen . . .

Residenzklatsch, sagte Herr Wolston achselzuckend und ohne den Brief zu öffnen: was geht es mich an?

So geht es Sie vielleicht desto näher an, fuhr der Andere fort, daß jener alte Inspector, der sogenannte Sandmoll –

Bei diesem Namen fuhr der Commerzienrath in die Höhe. Was ist's mit ihm? rief er: der alte Schurke betrügt mich, ich hab' es längst bemerkt.

Sie haben richtig bemerkt, versetzte der Prediger: und wenn ich auch sonst keinen Anspruch habe auf die Hand Ihrer Fräulein Tochter, so bin ich doch im Stande, Ihnen einen Fleck zu zeigen, Herr Commerzienrath, wo der Sandmoll gewisse Papiere vergraben hat, welche Sie längst verbrannt wännen und deren Veröffentlichung Ihnen, in Anbetracht der hohen Strafen, welche auf jahrelang fortgesetztem Schmuggelhandel stehen, vielleicht sehr unangenehm sein dürfte . . .

Was für Papiere? stammelte der Commerzienrath.

Diese – sagte eine dritte Stimme, die plötzlich in dem Nebenzimmer laut ward: Ihre Diener sind durch das heutige Fest so in Anspruch genommen, Herr Commerzienrath, und auch Ihre Thüren gehen so leis, Ihre Teppiche sind so weich, daß es nicht an mir gelegen hat, wenn ich so ganz unaufgehalten und unbemerkt bis hierher gelangt bin . . .

Es war Herr von Lehfeldt, der diese Worte sprach; er trug einen kurzen grünen Jagdrock, eine doppelläufige

Büchse über der Schulter, in der Hand hielt er ein Pack Papiere –

Du hast den Fleck gewußt, Pfaff, sagte er spöttisch zu Herrn Waller: und ich habe ihn gefunden, unter der Galgenfichte – ah, der Platz war nicht übel gewählt, es kommt so leicht kein Mensch dahin . . .

Herr Wolston, rasend vor Zorn, wollte sich auf ihn werfen. Der junge Mann schob rasch die Papiere in den Busen zurück. Zurück! donnerte er –

Und dann die Hand des Commerzienraths ergreifend, führte er ihn an das Fenster, das eine freie Aussicht auf die nächsten Berghöhen gewährte. Sehen Sie jene Bayonette dort? fragte er: in diesem Augenblick ist das bewußte Forsthaus von Truppen besetzt . . .

Ich weiß von nichts, stöhnte Herr Wolston; es war ihm zu Muth wie einem Schlittschuhläufer, der plötzlich das Eis unter sich brechen fühlt –: der Sandmoll hat mich betrogen, mich und den Staat, verhaften Sie den Sandmoll!

Der Sandmoll entgeht uns nicht, sagte Herr von Lehfeldt gleichmüthig: seine schlechten Füße sind uns gut dafür, daß er nicht davonläuft. Eine andere Frage ist es, wie es sich mit Ihnen gestalten wird, mein Herr Commerzienrath.

Der Commerzienrath hatte seine alte Fassung wiedergewonnen. Was ist es im schlimmsten Fall? erwiderte er brüsk: die Sache läßt sich mit Geld abmachen, ich bin reich –

Das weiß ich, fiel ihm Herr von Lehfeldt in die Rede, und darum benutze ich auch diesen Augenblick, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter anzuhalten – mit oder ohne Testament, setzte er mit rohem Lachen hinzu, wenn nur mit dem Vermögen.

Und dann gegen den Prediger gewendet, der gleich einer Bildsäule am Fenster lehnte: Es thut mir leid, Pfaff, daß ich dir ins Gehege komme. Allein ich bin ein schlechter Christ, weißt du, und halte es mit dem alten Spruch, daß Jeder sich selbst der Nächste ist . . .

Elender! schrie der Commerzienrath, seiner Wuth nicht mehr mächtig, indem er aufs Neue mit erhobener Faust auf den Jüngling losging: jetzt erst durchschaue ich deine niederträchtigen Ränke! Es ist ein Complot von dir und der Metze, deiner Mutter, du – Bastard meines Weibes!!

Die Augen des jungen Mannes blitzten hell auf – Ich danke Ihnen, sagte er, für diese unerwartete Güte, mit der Sie mir meine Mutter nachweisen; ich habe lange danach gesucht und habe immer die Spur nicht finden können. Wollen Sie vielleicht die Gefälligkeit haben, mir auch meinen Vater anzugeben? Denn nun wird es der alte Sandmoll doch hoffentlich nicht mehr sein . . . ?

Bastard eines wahnwitzigen Bettlers!! brüllte Herr Wolston –

Herr von Lehfeldt verfärbte sich; aber nur einen Augenblick. Man kann sich seine Väter nicht aussuchen,

sagte er: jedenfalls bin ich Ihnen sehr verbunden für den Nachweis und hoffe, daß meine geringe Herkunft Ihnen kein Hinderniß sein wird, mich zum Eidam und Erben anzunehmen.

Während dieses ganzen letzten Theils des Gespräches hatten draußen die Festglocken geläutet, die Hornisten bliesen, Böller wurden abgefeuert . . .

Herr Wolston schwankte zwei mal die Stube auf und ab. Dann stand er vor dem jungen Manne still; er preßte einen Augenblick die Hand gegen die Stirn, darauf mit völlig wiedergewonnener Ruhe und Klarheit:

Sie wollen, sagte er, die unpassenden Aeußerungen, zu denen meine Heftigkeit mich so eben hingerissen, als nicht geschehen betrachten; auch der stärkste Kopf, wenn er so von allen Seiten bestürmt wird, wie es mir seit einigen Tagen begegnet, verliert endlich die Fassung. Ihr Antrag ist mir so unerwartet gekommen wie Ihre sonstigen Mittheilungen; Sie werden unserm Fest die Ehre Ihrer Gegenwart schenken und nach Tische wollen wir das Weitere miteinander erwägen.

Ihrem Fest die Ehre meiner Gegenwart schenken kann ich nicht, antwortete Herr von Lehfeldt, weil meine Geschäfte mich anderwärts hinrufen. Aber zu Tisch will ich wieder da sein, halten Sie mir einen Platz in Ihrer Nähe frei und auch für unsern Freund da, den Prediger, wir sind alte Universitätsfreunde, nicht wahr, Pfaff? und er hat mitunter recht hübsche Einfälle beim Essen . . .

Mit allem Anstand des vollendeten Weltmannes empfahl er sich. Herr Wolston geleitete ihn ebenso höflich bis an die Thür. Dann zurückkehrend, den Prediger umklammernd:

Priester, Priester, schrie er – Hast du kein Gift?!

### NEUNTES KAPITEL. DIE BEGEGNUNG.

Der lange Karrenschieber hatte, während er draußen auf Konrad wartete, den Lärm im Schloßhof recht gut gehört; da es indessen ein für alle mal sein Grundsatz war, nicht nur für seine Person jede Prügelei zu vermeiden, sondern namentlich auch sich in keine fremde zu mischen, so hatte er sich bedächtig davon gemacht. Als Konrad, wohl zerprügelt, ins Freie kam, suchte er seinen Freund vergebens. Die Prügel hatten seine Wuth noch vermehrt, zähneknirschend ging er um das Schloß herum – hätte er nur gleich Stein und Schwefelfaden bei sich gehabt und wären nur die alten dicken Mauern aus Holz gewesen, statt aus Stein! Er dachte, wie die Wirthin jetzt mit langem Halse und höhnischem Blick nach ihm ausschauen würde, dachte, wie der lange Karrenschieber es gewiß schon ausgeplaudert hatte, daß er keinen Heller im Sack; auch an seine Frau dachte er und an das Kind, das in drei Stunden getauft werden sollte, er wußte noch nicht wovon! Alles, was er dachte, trieb ihm das Blut immer mehr zu Kopfe; wie ein gereiztes Thier im Käfig, lief er um das Schloß herum – er mußte dem Commerzienrath einen

Streich spielen, mußte sich rächen für die Mißhandlungen, die er empfangen, mußte sich Geld verschaffen, Geld! Geld!!

Endlich – hier ging es – hier sah ihn Niemand, hier war die Gartenmauer niedrig – ein Sprung – er ist im Park!

Alles um ihn her war still, keine menschliche Spur weit und breit. Vom Schloß her tönte schallende Musik. Er knickte vor Wuth die jungen Büsche, die zu beiden Seiten am Wege standen – Blast! blast! murmelte er, daß euch der Athem ausgeht, ihr Hallunken! Wenn ich ein reicher Mann wäre, wollte ich auch blasen lassen; aber ich bin ein Bettler und habe nicht einmal Geld, mein Kind taufen zu lassen, mein Kind, das so gut ist, wie die Kinder der Reichen, und von demselben Fleisch! Verflucht! schrie er, warum kann dieser Spitzbube seinem schwindsüchtigen Balg ein solches Fest geben – und ich soll meinem armen kleinen Rothkopf taufen lassen, als wäre er hinter dem Zaun geboren?!

Da er mit der Einrichtung des Parkes nicht bekannt war und nur so auf geradehin den nächsten Gang verfolgt hatte, der sich ihm darbot, so war er, ohne es zu wissen, immer weiter vom Schloß abgekommen. Zu spät merkte er seinen Irrthum, er stand still, um nach dem Schall der Musik die Richtung zu prüfen, reckte den Kopf in die Höhe, um besser zu hören

Wer war denn das da? auf der Felswand dort über ihm? das junge blasse Herrchen, in dem prächtigen Anzug und die blanke goldene Kette prahlerisch über die Weste gelegt? Ei alletausend, das war ja der junge Herr, der Sohn des Commerzienraths, mutterseelen allein –!

Mit zwei Sprüngen war Konrad in seiner Nähe; eine entsetzliche Gier befahl ihn, er mußte aufjauchzen wie ein wildes Thier, wie er so auf den Knaben lossprang. Heda, junges Herrchen, rief er, ein armer Mann! schenken Sie einem armen Manne eine Gabe! Ich habe auch so einen jungen Herrn zu Hause, nur noch ein bischen kleiner; er möchte auch gern solche goldene Kette tragen, junger Herr! Schenken Sie mir die Kette für meinen jungen Herrn . . . !

Julian zitterte an allen Gliedern; er war derartige Begegnungen so wenig gewöhnt, daß er alle Fassung verloren hatte. Ich habe hier kein Geld bei mir, stammelte er, guter Mann: aber kommt nur mit mir ins Schloß, mein Vater wird Euch geben . . .

Ins Schloß? hohnlachte Konrad, zu deinem Vater? damit Eure verfluchten goldbeklecksten Lakaien mich noch einmal durchprügeln? Nein, junger Herr – indem er sich dichter und dichter zu ihm heran arbeitete, und schon die Hand nach der schimmernden Kette streckte –: hier heißt's, wie unsere Wirthin sagt: gleich und auf der Stelle! Was nützt Euch das Kettchen? Aber ich kann meinen Sohn davon taufen lassen –

Ihr werdet doch nicht –?! schrie Julian entsetzt . . .

Ganz gewiß werd' ich, schöner junger Herr! erwiderte Konrad: ich bin gerade in der Stimmung, solchen vornehmen Herrenschild zu untersuchen, wie er inwendig aussieht . . .

Und dabei bückte er sich, einen Stein vom Wege aufzuheben.

Julian versuchte zu entfliehen; er rannte, so schnell seine schwachen Kräfte erlaubten – glitt – fiel – stürzte den steilen Abhang hinab, den entsetzlichen fremden Mann immer dicht hinter sich . . .

#### ZEHNTES KAPITEL. DAS KIND.

Das Kind gefällt mir gar nicht recht, hatte die Nachbarin gesagt, als sie heute früh von Margareth gegangen war. Margareth hatte im Lauf des gestrigen Tages die Nachricht von dem Tode ihrer Tante erhalten; der heftige Schreck hatte ihr ein Uebelbefinden zugezogen, welches sie mit der Milch dem Kinde mitgetheilt hatte.

Die Frau hatte das eigentlich nur so im Stillen für sich hingesagt. Aber das scharfe Ohr der Mutter hatte es doch gehört. Warum gefällt Euch das Kind nicht? fragte sie: er ist ja doch so hübsch, mein süßer Junge . . .

Man soll kleine Kinder nicht hübsch nennen, sagte die weise Frau verdrießlich: die Kinder vertragen es nicht, und deines ist so schon ganz weiß am Näschen. Mach', daß es getauft wird; das Taufwasser ist die beste Arznei für solche Kinder.

Margareth hatte zu wenig Erfahrung, um diese doppelsinnige Rede zu verstehen. Es wird ja auch noch heute Mittag getauft, entgegnete sie, indem sie matt in ihre Kissen zurücksank: Konrad hat den Prediger schon bestellt, er wollte bloß noch erst Geld einfordern. Daß Ihr mir mein Püppchen nur ja gut einwickelt, wenn Ihr's zur Kirche tragt!

Ei was, das Wetter ist so schön, daß es ordentlich eine Schande ist für Weihnachten, hatte die Nachbarin erwidert. Aber für sich selbst hatte sie im Weggehen wiederholt: Das Kind gefällt mir nicht, das werden wir bald wo anders hintragen als in die Kirche . . .

Jetzt erwachte Margareth. Das Glockengeläute und der Lärm der Festlichkeit hatte sie erweckt; sie beugte sich über das Kind, das in einem reinlichen Korbe zu ihren Füßen stand . . .

In dem Augenblick stürmte Konrad herein. Er war kreideweiß im ganzen Gesicht, die kurzen struppigen Haare standen ihm in die Höhe gleich Borsten. Er hatte die Mütze verloren, seine Jacke war zerrissen.

Da, da, rief er, indem er Margareth eine Hand voll kleiner Münze aufs Bett schleuderte: da hast du Geld – nun wollen wir unser Kind taufen – schnell, schnell – ich muß gleich wieder weg, mein Freund, der Karrenschieber, erwartet mich draußen – warum antwortest du mir nicht? schrie er, da Margareth sprachlos, mit aufgerissenen Augen, noch immer auf das Kind zu ihren Füßen starrte. Jetzt riß sie es empor – löste die

zerrissenen kleinen Binden – drückte das Köpfchen in fieberhafter Angst an ihren Busen –

Unser Kind ist todt – schrie sie.

Todt!?! kreischte Konrad, indem er, wie vom Blitz zerschmettert, am Kopfende ihres Bettes niedersank . . .

Als der unglücklichen Mutter das Bewußtsein zurückkehrte, hörte sie draußen ein dumpfes Gemurmel, dicht vor ihrem Fenster. Ein hohles Poltern, wie von einem leeren schweren Karren, schlug an ihr Ohr; sie hörte Stimmen, auch die Stimme ihres Vaters –

Konrad – sagte sie mit matter Stimme; sie hielt die kleine Leiche noch immer fest in Händen, das geknickte welke Köpfchen ruhte auf der Brust, die es nur so kurze Zeit genährt und die ihm dann selbst den Tod gegeben.

Ah, sie kommen schon, mich zu holen!! schrie Konrad aufhorchend und stürzte wie ein Rasender zur Thür hinaus.

#### ELFTES KAPITEL. DER LEICHENKARREN.

Das kümmert mich Alles nicht, sagte der Führer des Karrens: ich habe einmal meinen Schein, der Herr Inspector hat ihn selbst ausgeschrieben. Weibliche Leiche, zweiundvierzig Jahre alt, an der Auszehrung gestorben, unverehelichte Helene Werner, hat außer der Ehe geboren, an die Anatomie der Kreisstadt abzuliefern . . .

So ist es und in dem Hause da steht die Leiche; mach zu, es sind fünf Stunden und schlechter Weg und das Wetter ist weich –

Es war die Stimme des Sandmoll, der diese Worte vernehmen ließ. Am Festzug seines Gebieters hatte er, als eine allzu übel berüchtigte Person, ohnedies nicht Theil nehmen dürfen, und so konnte er es sich nicht versagen, den Becher der Rache bis auf den Grund zu leeren, indem er selbst der Abführung der Leiche beiwohnte. Die Erscheinung des seltsamen Fuhrwerks hatte eine Menge Menschen herbeigelockt: nämlich so viel deren für dies Schauspiel noch Zeit hatten, da auch der Festzug im Schloß sich so eben in Bewegung setzen sollte. In dichtem Kreise umstanden sie das Fuhrwerk, das armselig und schmutzig war, wie sein Führer; der Sandmoll hielt sich vorsichtig in der zweiten Reihe.

Der Meister, in seinem langen braunen Rock, die Haare sorgfältig gescheitelt, lehnte in der Thür seiner Hütte; er stützte sich mit dem rechten Arm auf Reinhold, der im Innern der Hausthür stand, die blanke Axt in der Hand.

Dies Haus ist mein Haus, erwiderte der Meister, mit einer Ruhe, welche bange Schauer durch die Herzen aller Hörer goß: dies Haus ist mein Haus, und die Leiche darinnen ist die Leiche meiner Schwester –

Meiner Mutter!! rief Reinhold, indem er einen Schritt vorwärts trat und die Axt gegen den Karrer schwang.

Seiner Mutter! jauchzte das Volk: brav, brav, Reinhold! der wird es ihnen zeigen! das ist ein Junge, der Haare auf den Zähnen hat, so duckmäuserig er sonst auch thut!

Aber was wollen sie denn mit der Leiche? fragte die schwarze Hanne, die mit ihrem Goliath vornan im Gedränge stand; sie waren Beide zu faul gewesen, auch zu neidisch, um die Herrlichkeit im Schloß mit anzusehen.

Zerschneiden, antwortete der Goliath mit seiner riesigen Stimme.

Zerschneiden! zerschneiden! brüllte der Chor ihm nach: ah das ist doch zu niederträchtig von diesen Vornehmen, daß sie uns nun auch schon unsere Leichen wegholen, um sie aufzuschneiden und sich danach zu kuriren!

Hau zu, Reinhold, schrie Einer: wir stehen dir bei, Alle zusammen, wie wir hier sind!

Wenn man wegen so eines kleinen Kindes gleich sollte auf den Schindanger geschafft werden, das wäre was Schönes, meinte eine Dirne; man sah es ihr an, daß sie Grund hatte zu dieser Reflexion.

Ja und noch dazu, wenn die Sache so lange her ist, daß kein Mensch mehr davon weiß, rief ein Anderer.

Die Lene hat immer ordentlich gelebt, Jemand hat etwas Böses von ihr gewußt, sagte ein Dritter.

Fort, fort mit dem Karren! Hau zu, Reinhold, wir leiden es nicht! schrie der Haufe, indem er sich immer

drohender zusammenscharte: Schlagt das Pferd todt! werft den Karren um! wir brauchen keine Menschenchinder mehr im Dorf, der Commerzienrath ist Menschenschinder genug!!

Der Führer des Karrens, der um seine Sicherheit besorgt ward, sah sich verdrießlich nach dem Sandmoll um, als der ihm zunächst vorgesetzt war. Aber der hatte sich bereits in den dicksten Haufen verloren.

Nun schreit doch nur nicht so auf mich los, ihr Leute, sagte er: ich wäre ja auch lieber was Anderes als Leichenkärner. Ich habe meinen Befehl und muß gehorchen; wenn es euch aber nicht recht ist, so laßt uns aufs Schloß ziehen und weiter hören.

Ja, ja, jubelte der Haufe: das ist ein braver Kerl, der ist von den Unsern; aufs Schloß! aufs Schloß! Laßt uns den Karren gleich mitnehmen: es geht hoch her im Schloß, wir wollen ein Faß Wein darauf laden; wo so viel drauf geht, wie heut im Schlosse, da wird ja für uns armen Leute wohl auch noch ein Fäßchen übrig sein – oder zwei . . .

Der Kärner lenkte sein Fuhrwerk um –

Gib mir das Beil, ich will ihn todt schlagen, an mir ist nichts mehr gelegen, flüsterte Konrad, der kreideweiß hinter Reinhold stand: der Kerl kommt doch wieder, ich will ihn lieber gleich todt schlagen –

Reinhold wandte sich mit verächtlicher Geberde ab; er hielt seinen Schwager für betrunken.

Noch hatte der Zug nicht den Platz vor der Schenke erreicht, als schon ein zweites, noch viel größeres, viel wüsteres Menschengedränge mit noch viel entsetzlichen Verwünschungen sich ihm vom Schlosse her entgegendrängte ...

### ZWÖLFTES KAPITEL. DAS FEST.

Nach der Anordnung, welche Herr Wolston unter dem Beirath des Poeten getroffen, hatte der Zug der Fabrikarbeiter, die Gäste an der Spitze, sich zunächst über den Schloßhof hin in das neue Fabrikgebäude zu begeben; so wenig es eigentlich auch dazu paßte, so hatte es sich die Baronin dennoch als Begünstigung ausgebeten, daß auch ihre Schaar frischgewaschener verwaarloster Kinder sich daran anschließen durfte. Das Maschinenhaus war auch von innen nur mit Kränzen und Wimpeln decorirt; ein Feston von Blumen, Julian's Namenszug darstellend, hing, bis jetzt noch mit einem Schleier bedeckt, in der Mitte. Erst wenn Alles im Innern des Gebäudes sich geordnet, sollte Julian hereingeführt werden. Diese Anordnung ging unmittelbar von dem Commerzienrath aus; er wollte seinem Liebling theils über das unangenehme Gedränge des Festzugs hinweghelfen, theils auch den Schein der Ueberraschung erhalten. Dann, so wie Julian eintrat, sollte das Festlied gesungen, die Inschrift enthüllt werden; Herr Wolston wollte eine kurze Anrede halten, durch

welche Julian feierlich als Besitzer und Beschützer dieses neuen Werks proclamirt ward; Herr Florus (aber das wußte noch Niemand, selbst der Commerzienrath nicht) wollte ein Gedicht improvisiren, an dem er in der That schon seit vierzehn Tagen auswendig lernte; gleich darauf sollten die Maschinen sich in Bewegung setzen, Herr Wolston selbst wollte seine Gäste herumführen, ihnen Alles zu zeigen und zu erklären; dann sollte die Warteschule durch eine Rede des Predigers eröffnet, dann endlich zu Tisch gegangen werden.

Der erste Theil dieses Programms war genau und pünktlich erfüllt; Herr Wolston, den man sich kaum jemals erinnerte frischer und lustiger gesehen zu haben, hatte seine Gäste in die neue Fabrik eingeführt. Der Dinge gewärtig, die nun weiter kommen sollten, unterhielt man sich in kleinen Gruppen; man bewunderte das schöne, helle, luftige Local, staunte auch wohl die ungeheuren Räder und Kolben an, entsetzte sich gelegentlich über die Gluth, die in den Oefen knisterte, und den Dampf, der hier und dort aus einer Röhre zischte. Einige bemitleideten auch die armen Kleinen, die so höchst unberufener und erzwungener Weise dieser Herrlichkeit beiwohnen mußten, und deren klägliches Ansehen deutlich die Angst und Langeweile verrieth, welche sie empfanden. Ihr Zahl war nicht groß. Dennoch hatte man sie so eng zusammengedrängt, zunächst den dampfenden Maschinen, daß die armen

kleinen Wesen sich kaum rühren konnten; die halbwüchsigen Bursche aus der Fabrik traten sie insgeheim auf die Füße, zausten sie bei den Haaren und prügelten sie, wenn sie schreien wollten.

Das Engelchen war neben den Justizrath zu stehen gekommen. Oder vielmehr, sie hatte sich diesen Platz mit aller Anstrengung gesucht. In dem Drängen und Treiben, das in dem Schlosse herrschte, war es ihr nicht möglich gewesen, ihn eher ausfindig zu machen; jetzt erst, wie sie im Zuge neben ihm dahinschritt:

Ich habe das Blatt! sagte sie heimlich, und eine leise, schwache Röthe stieg auf ihren schneeweißen Wangen auf.

Der Justizrath sah sie von der Seite an: Das Blatt? knurrte er eben so heimlich: Na, wenn das nur nicht wieder eine von Ihren Phantasien ist, Schatz! Das wirkliche, leibhaftige Blatt aus der Handschrift Ihrer Mutter?

Ich habe es, wiederholte Angelica, indem sie die Hand fest gegen die Brust drückte.

So müssen wir so bald wie möglich sehen, von dieser faden Geschichte loszukommen, raunte der Justizrath ihr zu, ich gehe nun nicht wieder von Ihrer Seite, Engelchen, sonst machen Sie mir doch wieder dumme Streiche; so bald wir können, drücken wir uns von hier und gehen auf Ihr Zimmer. Und haben Sie schon gelesen, was darin steht? konnte er sich nicht enthalten hinzuzusetzen.

Das Engelchen nickte.

Nun? Verwahrung? Protest? Nichtigkeitserklärung des officiellen Testaments, nicht so? flüsterte der Alte vergnüglich.

Das Engelchen nickte wiederum.

Es wird juristisch auch nicht viel helfen, brummte der Andere: aber es ist doch wenigstens ein Anfang; man sieht doch nun wenigstens einen Boden, auf den man sich stellen kann. Wenn nur erst diese verwünschte Geschichte hier zu Ende wäre!

Das war ein Wunsch, der in der Stille von der Mehrzahl der Gäste getheilt ward; die Pause dauerte auch ein wenig gar zu lange. Aber freilich, die Hauptperson fehlte noch . . .

Mein Sohn wird sich verspätet haben, sagte der Commerzienrath, indem er entschuldigend von Einem zum Andern ging: Sie wissen, er ist nicht ganz wohl, mein guter Sohn, und da kann Einem dergleichen schon begegnen, besonders an einem Tage, der auch für sein Herz so viel Angreifendes und Rührendes hat. Aber ich habe bereits nach ihm geschickt . . .

Die Boten kamen wieder: der junge gnädige Herr sei nirgend zu finden. Man hatte in seinem Zimmer nachgefragt, hatte durch den Garten geschickt; nirgend eine Spur.

Er kann nicht mehr im Garten sein, rief Angelica, indem sie erschrocken hinzutrat (es war kindisch von ihr, sie gestand es sich selbst, daß sie so erschrak: denn es

war ja kaum eine Stunde, daß sie ihn gesund und munter verlassen, was sollte ihm in der Zwischenzeit begegnet sein?): es ist schon eine ganze Zeit her, daß ich mit ihm im Garten gewesen, und er war schon auf dem Rückweg, als ich ihn verließ. Herr Florus, Sie wollten ja meinen Bruder begleiten, wo haben Sie ihn verlassen?

Der Poet entschuldigte sich mit den vielen Geschäften, die er zu besorgen gehabt hätte. Der Commerzienrath warf Angelica einen furchtbaren Blick zu: Sie sind mir verantwortlich für meinen Sohn, knirschte er . . .

Allmählig bemächtigte sich der Versammlung eine Unruhe, die mit jeder Minute wuchs. Neue Boten wurden ausgesendet, in diese und jene Richtung; Viertelstunde auf Viertelstunde verging, zuletzt wagte Niemand mehr nur seinen Nachbar anzusehen. Angelica hatte sich gleich anfangs fortbegeben wollen, ihren Bruder zu suchen; aber Herr Wolston hatte es nicht gestattet. Er war noch der Einzige, der bald zu Diesem, bald zu Jenem trat und ein Gespräch in Gang zu bringen suchte. Allein man sah bei alledem, wie ihm die hellen Angsttropfen auf der Stirn perlten . . .

Endlich kam von draußen ein dumpfes Geschrei: Er ist gefunden, im Garten! sie bringen ihn! hieß es.

Sie brachten ihn: blutig, zerschmettert, todt . . .

DREIZEHNTES KAPITEL. DER MÖRDER.

So wie der Commerzienrath das bleiche, mit Blut befleckte Antlitz seines Sohnes erblickt hatte, war er umgesunken; Niemand zweifelte, daß ihn ein Schlagfluß getroffen. Während ein Theil der Aerzte, die in der Gesellschaft anwesend waren, dafür sorgte, daß er auf sein Zimmer und ins Bett geschafft ward, waren die Uebrigen um Julian beschäftigt. Aber es gab hier nichts mehr für die Kunst der Aerzte zu thun. Eine breite Wunde klaffte über die Stirn, war sie von einem Fall, Sturz, Schlag, es ließ sich für den Augenblick noch nicht erkennen; nur daß die Wunde tödtlich gewesen, das war leider gewiß genug.

Angelica, die ganz im Gegensatz zu Herrn Wolston mitten in dieser entsetzlichen Krisis eine wunderbare Stärke entwickelte, war die Erste gewesen, die an der Leiche niedergekniet; mit kalter Entschlossenheit stand sie den Aerzten bei, reichte ihnen Tücher, Essenzen, Instrumente, selbst die verschiedenen Meinungen und Zweifel über die Art des Todes vermochte sie mit anzuhören. Es wurde von Einigen eine Quetschung am Hinterkopf bemerkt, die, in Verbindung mit der Stirnwunde, kaum von einer Selbstverletzung herrühren könne; Andere machten darauf aufmerksam, daß die Leiche ohne Geld, Uhr oder sonstigen Schmuck. Doch wußte sich Niemand im Augenblick zu besinnen,

selbst Angelica in ihrer Bestürzung nicht, ob der in seiner Kleidung wie in allen übrigen Stücken für gewöhnlich so höchst Einfache heut dergleichen an sich getragen hatte; es wurde erst ein Diener entsandt, um in seinen Zimmern danach zu suchen.

Auf einmal schrie Angelica auf: Er ist ermordet, beraubt!!! ...

Sie hatte bemerkt, daß der Ring fehlte, der dritte von jenen, welche Julian für die drei Freunde hatte fertigen lassen, und der, wie sie wußte, nie, aber auch nie von seinem Finger kam.

Der Justizrath, der hier ganz auf seinem Terrain war, ließ sich den Ring sogleich des Näheren beschreiben. Die Neuigkeit sprach sich weiter. Es waren mit der Leiche und in dem Tumult, der durch das Ereigniß hervorgerufen war, eine Menge Menschen mit in den Saal geströmt, auch solche, die eigentlich nicht hineingehörten. Unter ihnen der Wirth der Schenke.

So wie derselbe von einem Ringe hörte, drängte er sich herzu; er war sonst ein bescheidener, schweigsamer, fast mürrischer Mann. Von was für einem Ring ist die Rede? fragte er, wie sah der Ring aus?

Wie dieser! rief Angelica, indem sie ihre Hand emporstreckte.

Der Wirth besah den kleinen Reif aufmerksam. Gerade solchen Ring, sagte er sodann, hat heute Vormittag

der Sohn des Meisters, Reinhold, mit andern Habseligkeiten bei meiner Frau zum Verkauf oder Versatz ausboten. Er that sehr dringend damit und war in einer Aufregung, welche mir sogleich auffiel; deshalb und weil es mir überhaupt nicht lieb ist, daß meine Frau dergleichen Geschäfte treibt, untersagte ich ihr, die Sachen anzunehmen, und Reinhold ist, so viel ich weiß, wieder damit nach Hause zurückgegangen.

Man weiß, wie es bei dergleichen Gelegenheiten geht; kaum daß der Wirth zu Ende gesprochen, als sich schon im Saal, wie auch außerdem das Gerücht verbreitete, Reinhold, der Sohn des Meisters, habe den Sohn des Commerzienraths erschlagen. Bei der bekannten Feindschaft, die zwischen den beiderseitigen Häusern bestanden und welche die Phantasie des Volks sich schon längst nicht grausig genug hatte ausmalen können, war die Nachricht wohl noch immer entsetzlich, aber kaum mehr unwahrscheinlich.

Gewiß, rief die Baronin, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, aber gleichwohl kein Wort verlor von Allem, was um sie her gesprochen ward: Reinhold ist der Mörder, und kein Anderer! Der Nichtswürdige war heute früh auch bei mir im Zimmer – er bettelte bei mir –

Heute früh und heute Vormittag, das sind ja aber gar keine juristischen Zeiten; Stunde, Minute, Viertelstunde zum wenigsten, murrte der Justizrath: wann war

der junge Mensch, der den Ring versetzen wollte, bei Ihm, Herr Wirth?

Das konnte der, nach Art der meisten Menschen, nun im Augenblicke so genau nicht angeben. Doch war der Verdacht immer dringend genug, um sofort gegen Reinhold einzuschreiten. Der Justizrath verordnete das Nöthige, und mehr als die Hälfte der Versammlung wälzte sich unter lautem Geschrei: Mörder! Mörder! der Sohn des Meisters hat den Sohn des Commerzienraths erschlagen! in das Dorf hinein.

Dies war der Zug, welcher mit dem andern, der mit dem Leichenkarren angerückt kam, vor der Schenke zusammenstieß. Man stelle sich das Getobe, das Zanken, Kreischen, Johlen vor, das bei diesem Zusammentreffen entstand. Hurrah! schrie der lange Goliath, heut ist der Satan an allen Ecken los! Juch, Brüder, heut brocken wir etwas ein!

Ob Reinhold schuldig oder unschuldig, wurde unter der Menschenmasse sehr eifrig bestritten; die Mehrzahl behauptete seine Unschuld.

Wer weiß, wer den erschlagen hat, riefen Einige: das ist eine Familie in dem Schloß, so vornehm sie ist, der kann man Alles zutrauen, und nun soll die Schuld bloß wieder auf uns arme gemeine Leute kommen.

Reinhold begriff lange nicht, um was es sich handelte. Als er endlich den furchtbaren Verdacht erfuhr, der auf ihm lastete, erklärte er sich sogleich mit vollkommener Ruhe bereit, den Abgesandten des Justizraths zu

folgen; er hielt sogar selbst die Hände hin, daß man sie mit Stricken zusammenbände, um ihm einen etwaigen Fluchtversuch zu erschweren. Nur das Eine sollte man ihm geloben, daß die Leiche seiner Mutter inzwischen nicht vom Flecke gerührt würde.

Man versprach es ihm, und er ließ sich, nach einem flüchtigen Händedruck gegen seinen Vater, ruhig abführen, von einer ungeheuern Menschenmenge umtobt, die nun wieder mit ihm in das Fabrikgebäude zurückströmte. Der Meister hatte während des ganzen Vorganges kein Wort gesprochen. Er hatte die Axt ergriffen, so wie Reinhold sie hingeworfen und hielt sie noch immer in der Hand . . .

Konrad war inzwischen drinnen bei seiner Frau. Mach' unser Kind wieder lebendig! schrie er, sich in unbändigem Schmerz auf dem Boden wälzend, oder ich muß dich dazu tödten und mich und die ganze Welt . . . !

Margarethe verstand ihn nicht; sie glaubte, es wäre der Vaterschmerz, der aus ihm spräche. Eben so wenig vermochte sie sich den Tumult draußen zu erklären.

Aber der wurde immer größer, es war ein prächtiger Tag heut für die Tagediebe des Dorfes, die merkwürdigen und unglaublichen Nachrichten rissen gar nicht ab —: das alte Jagdhaus, erzählte man sich, sei

so eben von Soldaten besetzt, eine ganze Schmugglerwirthschaft aufgehoben worden, an der Spitze derselben sollte Niemand Geringeres stehen als der Fabrikherr.

Das schlug denn dem Faß vollends den Boden aus. Also die reichen Herren stehlen auch? rief man: und wenn unsereins nur eines Strohhalms Werth nimmt, so muß er ins Zuchthaus, und das stiehlt und plündert Jahre lang und wird reich und fett dabei?!

Das schöne Essen, riefen Andere, das wird nun wohl unangerührt bleiben; dem gnädigen Herrn wird wohl der Appetit vergangen sein; laden wir selbst uns zu Tische, damit der Schmaus nicht verdirbt!

Wirklich rollte auch die Mehrzahl der fremden Wagen bereits wieder davon; es war natürlich, daß Jeder den Ort des Schreckens so rasch zu verlassen suchte wie möglich. Allein indem diese Wagen sich gewaltsam einen Weg durch die dichte Volksmasse erzwingen wollten, trugen sie nur noch dazu bei, die Verwirrung zu vergrößern.

Ihr wollt wohl wieder Kinder zu Tode fahren? rief das dicke Weib, dessen Knaben Reinhold zwischen den Pferden hervorgeholt hatte.

Damit war ein neues Losungswort gefallen. Die Kinder, die Kinder! schrie man, rettet die Kinder aus dem Schlosse, aus der Mörderhöhle!!

Schon flogen Steine, theils gegen die Schloßgebäude, theils gegen das Wirthshaus, theils auch gegen die

Wagen der fremden Gäste. Andere hatten sich mit Knitteln, Heugabeln, Aexten bewaffnet; die Fabrikarbeiter schleppten Eisenstücke und Maschinentheile herbei: Laßt uns die Maschinen zerstören! hinweg mit den Maschinen! sie sind an dem ganzen Elend schuld!

Nun rührt mich der Schlag, daß ich das erleben muß, sagte die dicke Wirthin, indem sie leichenblaß in die Ecke sank: die vollkommene, leibhaftige Revolution!

Es war wirklich etwas der Art, und sie selbst sollte den ersten Stoß davon empfinden.

Denn die Schenke, wie man sich leicht denken kann, war das Erste, wogegen Wuth und Plünderungssucht der aufgeregten Volksmasse sich entluden. In zwei Minuten waren alle Fenster derselben zertrümmert, alle Thüren erbrochen. Die Wirthin hatte sich in den untersten Keller gerettet; so hart sie sonst auch war, so mußte sie jetzt doch weinen, wenn sie an das Schicksal ihrer Zimmer, ihrer Möbel, ihrer Vorräthe dachte. – Ein anderer, noch größerer Haufe hatte sich gegen das Schloß selbst gewendet. An seiner Spitze stand der tolle Heiner. Er hatte einen rothen Fenstervorhang um einen Stock gewickelt, und declamirte mit schrecklicher Stimme und lautem, wieherndem Hohngelächter, deutsch, englisch, lateinisch, Alles durcheinander; je toller er declamirte, je rasender jauchzten seine Gefährten. Die Dienerschaft des Schlosses, durch das plötzliche Unglück ihrer Herrschaft entmuthigt, hatte kaum noch Zeit gehabt, den Commerzienrath, der

noch immer nicht ins Bewußtsein zurückgekehrt war, in einen bereitstehenden Wagen zu packen und durch einen Seitenthorweg mit ihm davonzujagen, tief in Gebirg und Wald hinein. Denn gegen ihn hauptsächlich waren die Drohungen der Angreifer gerichtet. Schon klorrten auch die Fenster des Schlosses, schon war die rasch verrammelte Pforte von einzelnen kühnen Kletterern erstiegen – als sich plötzlich vom Eingang des Dorfes her Trommelwirbel vernehmen ließ und eine stattliche Abtheilung Soldaten, in dichtem, geschlossenem Zuge, auf den Platz vorrückte. An der Seite des Befehlshabers ritt ein Mann im grünen Jagdkleid, die doppelläufige Büchse überm Rücken, einen gewaltigen Hund neben sich; es war Herr von Lehfeldt.

Allein bevor wir die Entwicklung dieser Katastrophe weiter verfolgen, ist es nöthig, in das Innere des Maschinensaals zurückzukehren, an die Leiche Julian's, wo sich inzwischen nicht minder furchtbare und gefährvolle Ereignisse zugetragen hatten.

#### VIERZEHNTE KAPITEL. GEFAHR UND RETTUNG.

Wir haben erzählt, mit welcher Glaubhaftigkeit Angelica das ungeheure Schicksal, das über sie hereingebrochen war, ertrug; erst als Reinhold, gefesselt, unter den Verwünschungen der Dienerschaft, hereingeführt ward, brach sie laut weinend über dem theuern Leichnam zusammen. Durch welchen Anblick fühlte sich ihr

Herz mehr zerrissen, durch den Todten hier, oder dort den Lebenden?

Auch Reinhold zeigte sich durch den Anblick des geliebten, jetzt so entstellten Freundes aufs Tiefste erschüttert. Ich sein Mörder! rief er, indem er die gefesselten Hände gen Himmel streckte: ich, der ich ihn geliebt habe, wie einen Bruder, ja der ich sein Bruder gewesen bin, der ich noch seinen Ring auf meinem Herzen trage . . . !

Wo? fragte der Justizrath hastig.

Erst jetzt erinnerte der junge Mann sich, daß er den Ring abgelegt und bei den übrigen noch unverkauft gebliebenen Sachen zurückgelassen. Ich irre mich, stammelte er, ich habe ihn im Augenblick nicht bei mir . . .

Und Sie zweifeln noch, daß Sie den Mörder vor sich haben? sagte die Baronin triumphirend zum Justizrath: Ich will Ihnen noch mehr sagen, in diesem Moment, an den Blicken, die sie so eben wechselten, habe ich es erkannt —: er ist der Buhle dieser Dirne hier (indem sie auf Angelica deutete), es ist ein Complot zwischen diesen Beiden, Angelica ist nach ihrem eigenen Eingeständniß zuletzt mit Julian im Garten gewesen; ich bestehe darauf, daß diese Dirne verhaftet wird — sie ist die Mörderin ihres Bruders!

Reinhold fuhr wüthend in die Höhe — ach, seine Hände waren ja gefesselt!

Ob die Baronin selbst an die entsetzliche Beschuldigung glaubte, die sie auf das unglückliche Mädchen

schleuderte? – Wir zweifeln. Aber Julian war todt, Herrn Wolston hielt sie für todt, Angelica war die einzige Nebenbuhlerin, die noch übrig blieb; wer will ermessen, wohin unter diesen Umständen die Phantasie eines Weibes sich verirren konnte, gleich der Baronin?

Reinhold war vor Angelica auf die Knie gesunken. Hören Sie, rief er, hören Sie, wessen der Wahnsinn uns beschuldigt? Erheben Sie Ihre Stimme, sprechen Sie, gnädiges Fräulein, nicht für mich, nur für sich selbst! sagen Sie, daß Sie unschuldig sind, schmettern Sie mit einem einzigen Blick Ihres treuen Auges die verbrecherische Anklage zu Boden – und lassen Sie Ihr Herz entscheiden, ob ich schuldig bin, schuldig sein kann!

Sie sind unschuldig, sagte Angelica kaum hörbar: aber ich bin schuldig, ich hätte meinen Bruder nicht verlassen sollen . . .

Sie gesteht es selbst ein, sie hat sich selbst für schuldig bekannt! rief die Baronin, auf welche plötzlich der ganze Haß des Herrn Wolston sich vererbt zu haben schien: Ich mache Sie noch einmal verantwortlich, Herr Justizrath, daß dieses junge Mädchen verhaftet wird!

So laut sie es schrie, so hörte der Justizrath doch nur halb danach hin, ein langer hagerer Mann, der sich schon seit einiger Zeit in seine Nähe gedrängt hatte, flüsterte ihm ins Ohr. Es war der lange Karrenschieber.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Herr Justiz, sagte er, ich bin unschuldig, ganz wahrhaftig; ich bin

der friedlichste Mensch auf Erden, fragen Sie jedes Kind, das mich kennt – wenn ich auch mitunter das Maul etwas vornweg habe, so mein' ich es doch nicht so –

Wird's? schnaubte der Justizrath ihn ungeduldig an.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, bester Herr Justiz, fuhr der Andere immer demüthiger fort: aber als guter Bürger – und wenn ich am Ende wohl noch selbst darüber in Strafe kommen soll – es ist ja doch Menschenpflicht, daß Einer dem Andern beisteht, und leben will der Mensch ja auch – aus eigenen Kräften und ohne das Geld, das mir die Wirthin dazu hergab, hätte ich es gar nicht betreiben können, ganz wahrhaftig nicht – die Wirthin hat mehr Schuld als ich – und überdies ist es ja auch ein ganz erlaubtes und anständiges Gewerbe. Ich wollte nur sagen, gnädigster Herr Justiz, setzte er eilig hinzu, da er sah, wie der Justizrath bereits nach Leuten winkte, die ihn beim Kragen nehmen sollten: daß mein guter Freund, der rothe Konrad – das heißt so viel als nicht eigentlich mein Freund, nur so ein Bekannter – Sie verstehen schon, Herr Justiz, er brachte immer viel durch, der Konrad, na ja – er hat mir, fuhr er immer ängstlicher fort, vor etwa anderthalb Stunden diese Sachen in Versatz gegeben – er sagte mir, er hätte sie vom Herrn Commerzienrath geschenkt gekriegt – nicht so eigentlich gutwillig geschenkt, aber doch geschenkt . . .

Damit langte er aus der unergründlichen Rocktasche Uhr, Kette, Ring hervor, die sofort sämmtlich als Julian's Eigenthum erkannt wurden. Reinhold's Sache schien sich dadurch günstiger zu gestalten. Andere indessen machten darauf aufmerksam, daß Konrad Reinhold's Schwager, und daß also eine Gemeinsamkeit des Verbrechens noch keinesweges zu den Unmöglichkeiten gehöre; für keinen Fall dürfe man ihn eher loslassen, als bis der wahre Mörder erwischt und geständig. Der Justizrath schickte einige geeignete Personen, um die Herbeiführung des rothen Konrad zu bewirken.

Wiederum schloß sich ein großer Theil der Versammlung daran an und der Saal war auf diese Art ziemlich entleert, als plötzlich von der Seite, wo die Kinder zusammengedrängt standen (denn hier hatte sich noch kein Mensch um die armen Würmer gekümmert), zunächst den Maschinen, ein durchdringendes Jammergeschrei laut ward.

Und wie hätten die Kinder nicht aufschreien sollen, da dies ein Anblick war, bei dem dem kühnsten Manne selbst das Blut in den Adern stockte?

Es ist erzählt worden, daß seit dem unglücklichen Ereigniß mit Julian die Thüren des Maschinensaals für Jedermann offen standen, und daß unzählige Menschen unbeobachtet aus- und einströmten.

Auch der Vater des Meisters war darunter. Da bei der furchtbaren Entscheidung, welche der Meister jeden

Augenblick in seinem eigenen Hause erwarten mußte, für den blödsinnigen Alten daselbst kein Platz war, so hatte er ihm ein Stück Brot in die Tasche geschoben und hatte ihn geheißsen, zum Schulmeister zu gehen; der Alte machte dergleichen Gänge öfters, und bei der völligen Harmlosigkeit seines Wahnsinns hatte es auch wirklich nichts zu sagen, so wenig für ihn als für Andere. Allein draußen angekommen, war er von dem Menschenstrom ergriffen worden, der aus allen Straßen und Winkeln des Dorfs zu den Festlichkeiten im Schlosse drängte. Er hatte sich mit fortschieben lassen, anfangs aus Furcht, dann aus Gutmüthigkeit, endlich war er aus eigener Neugier mitgegangen. Die Musik, die Fahnen, die geputzten Leute, das Alles machte ihm großes Vergnügen. Mit der Zeit war er auch mit in den Maschinensaal geschlüpft; wie er die großen Räder, Stangen, Kolben erblickte, hatte er laut in sich hineingekichert und in die Hände geklatscht: Meine Maschinen, rief er, meine lieben kleinen Maschinen . . . !

Immer näher, immer dichter hatte er sich herangeschlichen, Niemandem war die kleine, geduckte, grauhaarige Figur aufgefallen, zwischen den Kindern, denen er vorsichtig Schweigen zuwinkte, hindurch, mitten hinein in das Gewirre der künstlich verschlungenen Räder; wer ihn ja dazwischen handtiren sah, wie er dort mit der Hand wohlgefällig über eine Walze strich, hier die Zähne an einem Kammrad befühlte, jetzt vor

dem Ofen niederkauerte und Kohlen über Kohlen hinschaufelte, hatte höchstens gedacht, es wäre ein Arbeiter, der zu den Maschinen gehörte, und er wäre da an seinem Platze.

Da auf ein mal geht ein dumpfes, zitterndes Dröhnen durch den weiten Raum; die Räder setzen sich in Bewegung, die Axen stöhnen, die Schrauben klappern, erst langsam, dann schneller, immer schneller – riesenhafte Kolben tauchen auf und nieder und schmettern dröhnend an einander – zischend, pfeifend fährt der Dampf in die Höhe – Flammen schlagen, prasseln, lecken gierig aus den überheizten Oefen – mit Gedankenschnelle knistert die Glut an dem rings aufgehängten Tannenreisig empor – eine ungeheuere Lohe wälzt sich vom Hintergrund des Saales her . . .

Mitten in der furchtbaren Zerstörung, auf einer schmalen, eisernen Galerie, welche in etwa doppelter Mannshöhe zwischen den Maschinen hinlief, um von dort aus alle Theile gehörig beobachten und in Gang erhalten zu können, stand der blödsinnige Alte; je toller die Räder rasselten, je höher die Flammen züngelten, desto lauter jubelte er.

Heida, lustig, rief er, indem er auf der schmalen Brücke auf und ab tanzte und jetzt mit beiden Händen das leichte eiserne Geländer erfaßte, als wollte er die ganze Brücke in Trümmer reißen und sich mit ihr hinabstürzen in das Chaos unter ihm: – heida, lustig, dreht euch, meine Rädchen! ich habe meine lieben Rädchen

wieder, meine lieben allerliebsten Maschinen! Aha, sie dachten, ich wäre verrückt, sie dachten, meine Maschinen gingen nicht – so recht, blast, schnauft, stöhnt – hopp, hopp, immer munter – willst du wohl artig sein, du lange schwarze Schlange da, und nicht so nach mir schnappen? Ich bin dein Meister – heida, meine lieben Rädchen, euer Meister ist da!!

Gab das zierlich gearbeitete Gitter seinem furchtbaren Rütteln nach oder schwang er sich absichtlich über dasselbe hinweg – Ein geller Aufschrei, Ein Sprung, Ein Fall – und gleich gefräßigen Ungeheuern zerzten, knackten, knirschten die Räder und Walzen an den Knochen des zerschmetterten Greises.

Niemand sah, wie er starb; mit fürchterlichem Angstgeschrei hatte Alles, was nur im Saale war, sich dem Ausgange entgegengestürzt. Die Baronin war unter den Ersten, welche das Freie gewannen; ihr nach, mit abgerissenen Rockschoßen und die Brille hoch über dem Kopfe haltend, Herr Florus. Die kleinen weißgekleideten Kinder quiekten, als würden sie alle gesotten; sie liefen, fielen, stürzten über einander hin, rafften sich wieder auf . . .

Der Justizrath hatte in rascher Besonnenheit eines der großen Fenster aufgerissen. Nur zuerst mit den Bälgen hinaus! rief er, und rasch fanden sich hilfreiche Hände, welche die Kleinen von Arm zu Arm zum Fenster hinaus ins Freie reichten.

Aber jetzt drängte der Rest der Fabrikarbeiter nach; hatten sie das Räderwerk wirklich nicht mehr zum Stillstand bringen und die Flamme bewältigen können, oder war es ihnen auch eben genehm, daß die ganze Anlage in Feuer aufging, gleichviel – mit wildem Halloh Alles vor sich niederwerfend, stürzten sie auf Thüren und Fenster los: Hinaus! hinaus! schrien sie: rette sich wer kann! das ganze Gebäude fliegt in die Luft!!

Der Schreckensruf wirkte; selbst der Justizrath wurde davon hinweggerissen; in wenigen Minuten war der Saal eine Einöde voll Dampf, Flammen, Zerstörung. Nur zwei lebende Wesen blieben unbeweglich, gleich Bildsäulen, mitten in der allgemeinen, entsetzlichen Flucht – Reinhold und Angelica, die Leiche Julian's zwischen ihnen.

Retten Sie sich, gnädiges Fräulein! rief Reinhold . . .

Angelica schüttelte schmerzlich das Haupt.

Mein Platz ist hier, sagte sie, ich lasse nicht von dieser theuren Leiche –

Verzweifelnd streckte Reinhold die gefesselten Arme in die Höhe: Schnell, schnell, rief er, lösen Sie diese Stricke, und ich trage Sie mitsammt der Leiche unsers Freundes ins Freie!

Aber Angelica sah und hörte nicht mehr.

Schon züngelte die Flamme am Gebälk; die Menschenmenge vor dem Gebäude hatte sich weithin zerstreut, der Platz rings umher war wie leer gefegt, weil Alles eine Explosion befürchtete; Niemand dachte an

die Zurückgebliebenen, Niemand wußte nur, daß überhaupt Jemand zurückgeblieben war . . .

Reinhold zerrte mit den Zähnen an dem Knoten, der seine Hände zusammengürtete. Aber er war zu fest. Er stürzte nieder, tastete Angelica mit den gefesselten Händen leise ins Gesicht – sie war kalt und starr, wie die Leiche zu ihren Füßen.

Wieder sprang er in die Höhe, in kleinem Kreise, wie ein Wahnsinniger, umlief er die Gruppe, stürzte zur Thür, kehrte wieder um, schrie, weinte, raste . . .

Näher und näher leckten die Flammen; ein unerträglicher, erstickender Rauch wälzte sich in dicken schwarzen Wollen an der Decke hin und senkte sich tiefer und tiefer –

So hilf du, Allmächtiger, flehte Reinhold: du weißt, ob der Tod mir schwer wird, der Tod für diese, die ich geliebt habe, seitdem mein Auge sie zuerst gesehen – die ich noch jetzt liebe, liebe mit heißer, verzweiflungsvoller Liebe, auch da sie längst einem Andern gehört – rette nur sie! nur sie!! und laß mich untergehen, indem ich sie rette!

Das Gebet hatte seine Kräfte verdoppelt; ein letzter gewaltsamer Ruck – die Stricke rissen – was that es, daß ihm das Fleisch in Fetzen von den Armen hing? Die zerfetzten Arme waren frei – frei –!!

Mit demselben Griff faßte er Angelica und die Leiche, nein, schon müssen wir sagen zwei Leichen –

schwung Angelica hoch auf seine Schulter – die Leiche des Knaben schleppte er unter dem andern Arme nach – wenige Schritte – sie waren gerettet!!

Aber wen hatte er gerettet? zwei Todte? – Er legte Angelica leise auf den verwelkten Rasen nieder; die armen Ueberreste seines Freundes bettete er unter eine Trauerweide, die die langen, kahlen Zweige darüber breitete. Dann warf er sich vor Angelica nieder, rieb ihr die Schläfe, rief sie leise mit den zärtlichsten, süßesten Namen . . .

Aus der Ferne brauste dumpfes Geschrei, Trommelwirbel, Lärmen, Gebrüll – er hörte nichts, dachte an nichts, flüsterte ihr nur immer die süßesten Liebkosungen in das ach, so fest verschlossene Ohr –

Angelica erwachte; ihr erster matter Blick fiel in die treuen braunen Augensterne ihres Freundes – der Gedanke an ihren Traum durchzuckte sie – das waren die Augen, ja, dieselben lieben, treuen Augen, die ihr damals im Traume zugelächelt, jetzt erst erkannte sie ihren Strahl! –

Mein Retter! mein Retter!! stammelte sie, wie damals im Traum; wohlthätige Thränen, die ersten seit Julian's Tode, tropften über ihr schönes, bleiches Angesicht, und in seliger Vereinigung, Tod und Leben vergessend, hingen die Liebenden sich in den Armen.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DAS GERICHT.

Das Erscheinen des Militairs hatte die Masse stutzig gemacht, unwillkürlich gab sie Raum, so daß die Soldaten sich in langer, schmaler Fronte zwischen dem Schlosse und dem Hause des Meisters aufstellen konnten.

Sie sehen, welch feiges Gesindel es ist, sagte Herr von Lehfeldt, der neben dem Major, welcher die Abtheilung commandirte, einherritt.

Desto besser für sie, erwiderte der Major, ein gutmüthiger dicker Herr, indem er den schwarzen Schnauzbart strich; er war Soldat durch und durch und hatte seinen Muth auf mehr als einem Schlachtfelde erprobt: aber eben deshalb war ihm der Gedanke, diese zum größten Theil unbewaffnete, berauschte Masse niedermetzeln zu sollen, unerträglich . . .

Desto besser, sagte der Major, für sie und auch für uns, so werden wir keine Gewalt anzuwenden brauchen und in Güte mit ihnen fertig werden.

Damit wollte er vorreiten und die Menge, die immer weiter zurückwich, nach seiner derbfreundlichen Weise anreden. Aber Herr von Lehfeldt fiel ihm in die Zügel.

Halt, sagte er, dies ist nicht Ihr Geschäft, mein Herr Major. Sie wollen sich an die erhaltene Ordre erinnern, durch welche Sie sammt Ihrem Detachement zu meiner Verfügung gestellt sind, und Angriff wie Unterhandlung allein von meiner Entscheidung abhängen.

Mit diesen Worten sprengte er vor, mitten in den dichten Haufen hinein, der sich vor der Wohnung des Meisters zusammengeballt hatte; das Roß tanzte, der Hund, schweifwedelnd, mit munterm Gebell, hielt sich dicht an ihn.

Halloh, ihr Spitzbuben! rief er, erkennt ihr mich? Ich weiß die niederträchtigen Complotte, die ihr angestiftet habt; heraus mit den Rädelsführern, so dürfen die Andern vielleicht auf Pardon hoffen!

Herr von Lehfeldt wußte recht gut, daß es hier keine Rädelsführer gab, oder wenigstens, wenn es deren gab, so war er selbst der schlimmste. Alles blieb still; mit unendlicher Verachtung ließ er den stolzen, kalten Blick über die Menge gleiten, dann zu dem Major zurücksprenzend:

Lassen Sie eine halbe Compagnie mit gefältem Bayonnet vorgehen, sagte er, das Haus dort vor uns ist mir längst bekannt als die Spelunke eines der gefährlichsten Aufwiegler; das Haus soll besetzt, und Alles was darin ist, gefangen genommen werden.

Der Major gehorchte; die Trommeln wirbelten, Soldaten mit gefältem Gewehr, in Sturmschritt, gingen auf das Haus des Meisters vor . . .

Ah, nun wollen sie doch gewiß die Leiche holen, murmelte das Volk, indem es nach allen Seiten hin ängstlich auseinander stob; diese Bevölkerung war zu entnervt, zu feig, selbst ein so verschlagener Kopf, wie

Herr von Lehfeldt, konnte keine Rebellen aus ihnen schnitzen.

Die Thür des Hauses stand offen; man sah den Meister am Sarge seiner Schwester lehnen, die treue Axt in der Faust, regungslos.

Schon hatten die vordersten der Soldaten die Schwelle erreicht, als Konrad, aus dem Zimmer seines Weibes herausstürzend, im Hausgange sichtbar ward. Er war ohne Waffen: aber eine so entsetzliche Wuth lag auf seinem blutleeren Angesichte, und mit so furchtbarem Geschrei schüttelte er die geballten Fäuste, daß die Soldaten beim Anblick dieses Mannes, der sich ihren Bayonetten so keck entgegenwarf, unwillkürlich zurückwichen.

Die Axt, die Axt!! rief er, sprang hinüber zum Meister, riß ihm die Axt aus der Hand, schwang sie, fest auf den Vordersten der Soldaten zielend, in ungeheurem Bogen –

Das Beil sauste durch die Luft, weit über sein Ziel hinaus, wo es unschädlich zu Boden fiel. Aber auch Konrad fiel zu Boden; der angegriffene Soldat, auf seine Rettung bedacht, hatte ihm das Bayonet in die Brust gerannt.

Gut getroffen, röchelte er, sollst Dank haben, Kamerad – daß Niemand anders verfolgt wird! Ich bin der Mörder des gnädigen jungen Herrn ... nicht sein Mörder ... ich wollte ihm bloß die schöne goldene Uhrkette nehmen ... er floh vor mir ... stürzte – ah, Dank,

Kamerad, das thut gut – ich bin dennoch sein Mörder ...!

Das erste Blut, das bei einem Auflauf fließt, hat bekanntlich eine furchtbare, dämonische Gewalt. Konrad war im Dorfe nicht beliebt gewesen; aber wie man ihn so dahingestreckt sah im blutbefleckten Hemd und sah die Zuckungen des Sterbenden, so stieg ein aus Schmerz und Wuth gemischtes, Unheil verkündendes Geheul in die Lüfte. Mord! Mord! schrie es von allen Seiten, die Soldaten haben einen Menschen gemordet!

Die Soldaten, selbst nicht recht wissend, was sie beginnen sollten, da sie eigentlich gar keinen Feind vor sich sahen, begnügten sich, den Eingang des Hauses zu umstellen. Herr von Lehfeldt, höchst ungehalten über die Langsamkeit, mit welcher seine Befehle ausgeführt wurden, wollte so eben heranreiten, sich nach der Ursache zu erkundigen, als ein wüster, gellender Triumphruf seine Aufmerksamkeit nach der andern Seite lenkte. Es war der Vagabund, der mit seinen Genossen von dem Schlosse dahergestürmt kam; sie hatten ihn auf den Leichenwagen gestellt, die rothe Fahne über seinem Haupte schwingend, mit wild flatternden Locken, zog er daher wie ein Triumphator.

So unwiderstehlich war der Anlauf und so wenig war man auf einen Angriff von dieser Seite vorbereitet, daß die Linie der Soldaten in einem Nu durchbrochen war.

Der wahnsinnige Bettler schien nur ein einziges Ziel im Auge zu haben – Herrn von Lehfeldt. Habe ich dich endlich! kreischte er: seht da, seht da:

Du Ungeheur mit Schlangengift ge-  
nährt,  
Aus dessen falschen Augen Dolche schie-  
ßen,  
Du Basilisk, du gelbgefleckte Kröte . . .

Und mit einem einzigen jähen Satz war er dicht vor Herrn von Lehfeldt's Pferd, rang sich an ihm in die Höhe und klammerte die ehernen Arme um den Leib des jungen Mannes, mit so entsetzlicher Gewalt, daß derselbe sich nur mit Mühe im Sattel erhalten konnte. Die Soldaten hatten es längst nur mit Misvergnügen bemerkt, daß ihr alter Major sich mußte von einem Civilisten commandiren lassen; Niemand von ihnen machte daher Miene, Herrn von Lehfeldt beizuspringen. Auch hielt sie vielleicht die Ueberraschung gefesselt über das Seltsame dieses Einzelkampfes, der sich vor ihnen zu entspinnen im Begriffe stand.

Laß die Arme weg, Toller, rief Herr von Lehfeldt, der beim Anblick des Wahnsinnigen alle Farbe, und, wie es schien, auch allen Muth verloren hatte: ich mag mit dir nichts zu thun haben, geh weg –!

Aber der Wahnwitzige rang und rüttelte; dann einen Schritt zurückspringend, den Fahnenstock ergreifend und auf das Haupt des Jünglings zielend:

Denkst du noch an die Galgenfichte? rief er: von da ab habe ich's gewußt, daß du ein Verräther wärest und daß du sterben würdest durch meine Hand!

Nicht durch deine Hand! stöhnte der junge Mann; er hatte die Hand auf den Pistolen am Sattelknopf, aber eine unsichtbare Macht hinderte ihn, sie hervorzuziehen —: nicht durch deine! du wirst nicht die Hand erheben gegen mich, noch ich die meine wider dich — die Natur will es nicht haben . . . !!

Natur ist Alles,  
Natur gebietet Raub und Mord und  
Brand,  
Wenn Menschen leiden,

hohnlachte der Tolle: wo ist dein Muth geblieben, Söhnchen? denk' an die Galgenfichte, und wie du mich belogen und betrogen hast seitdem!

Ich habe Muth! schrie Herr von Lehfeldt; aufs Aeußerste bedroht, hatte er jetzt die Pistole aus dem Halfter genommen, die Mündung schwebte über dem Kopf des Tollen, aber gleichwohl wagte er nicht loszudrücken: — Ich habe Muth, aber nicht gegen dich! Erwinnere dich des schönen, stolzen Fräuleins im Schlosse der Edeldame, wo du Hauslehrer warst, vor zwanzig Jahren — laß den Arm herunter — ich bin dein Sohn!!

Mein Sohn!! stammelte der Tolle, indem er zurücksank und mit weit aufgerissenen Augen den Jüngling anstierte: ich habe einen Sohn! mein Sohn!!

Er hielt den Knittel noch immer halb aufrecht: doch schwankte er jetzt offenbar, ob er den Hieb führen sollte. So, der Eine den Stock, der Andere das geladene Pistol gegeneinander gerichtet, verharrten sie zwei Sekunden; – es war völlig dieselbe Situation, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen unter der Galgenfichte.

Genire dich nicht, Heiner! hau zu, Heiner! quäkte plötzlich eine Stimme aus dem dichtesten Haufen: es ist dein Junge nicht – ich habe die Kinder vertauscht dazumal: das ist Lenens Sohn, der Sohn der Baronin ist Reinhold – hau zu!

Es war die Stimme des Sandmoll; er hatte sich überzeugt, daß doch einmal Alles verloren war, und wollte wenigstens noch an Herrn von Lehfeldt seine Rache befriedigen.

Der Tolle horchte hoch auf, er erkannte die Stimme und kannte auch den Sandmoll selbst zu wohl, um nicht zu wissen, daß er in diesem Augenblicke wenigstens die Wahrheit sprach. Lügner! stammelte er, Lügner bis zum letzten erbärmlichen Hauch! Will sich loslügen vom Tode, der feige Wicht –

Stirb, schnöder Troer!

Und wieder sauste die Keule über dem Haupte des jungen Mannes!

Aber dieser schien einmal, fest entschlossen, von seiner Waffe keinen Gebrauch zu machen; die Pistole in der Rechten hoch in die Höhe haltend, suchte er mit der Linken den Wahnsinnigen von sich abzuwehren;

das geängstigte Roß schnaufte und bäumte sich, und man mußte ein so gewandter Reiter sein, wie Herr von Lehfeldt es war, um in einer solchen Lage den Sitz nicht zu verlieren.

Aber dies Gezerre muß denn doch endlich einmal ein Ende nehmen, sagte der Major, dem es wohl auch nicht ganz unlieb gewesen sein mochte, daß der Herr Regierungscommissar ein wenig in der Patsche saß –

Allein bevor er noch dazwischentreten konnte, hatte Herr von Lehfeldt bereits einen andern, so unerwarteten wie entscheidenden Beistand erhalten. Sein großer Hund Strom war durch das Gedränge von ihm abgesperrt worden; ängstlich lief er die dichten Reihen auf und ab, Jeden neugierig beschnobernd, nach seinem Herrn suchend. Endlich wurde er ihn gewahr; mit gewaltigem Geheul sprang er zwischen den Nächsten hindurch, dem Vagabonden, der eben zum thätlichen Schlag ausholte, an die Gurgel. Im selben Augenblicke stieg das Pferd wiehernd vom Boden, die Pistole in der Hand des Herrn von Lehfeldt entlud sich – und mit zerschmettertem Haupt, röchelnd, stürzte der Bettler nieder, unter ihm der treue Hund, von derselben Kugel getödtet.

Noch hatte die Menge sich von ihrem Entsetzen nicht erholt, als ein lautes, schmetterndes Posthorn mit Alles überbietendem Tone die Dorfstraße entlang erschallte. Ein Feldjäger auf schweißbedecktem Roß jagte mitten durch das Gedränge; ein Ordonnanzoffizier

mit wehendem Federbusch hielt sich dicht an seiner Seite.

Im Namen des Herzogs, rief der Letztere Herrn von Lehfeldt zu, halten Sie ein –

Ich handle im Namen des Herzogs, erwiderte Herr von Lehfeldt, indem er säuberlich Blut und Staub, womit der Kampf mit dem Tollen ihn bedeckt hatte, von sich abklopfte.

Welches Herzogs? rief der Offizier: gestern Abend haben Se. Durchlaucht das Zeitliche gesegnet; Serenissimus, unser neuer Regent, hat das Ministerium entlassen, Ihre Mission hier ist zu Ende; Herr Major, Sie sind verantwortlich für jeden Tropfen Blut, der noch vergossen wird . . .

#### SECHSZEHNTE KAPITEL. EIN CONSEQUENTER MANN.

Es war ein wahres Glück, daß der Justizrath im Schlosse war; bei der ungeheuren Verwirrung, welche die Familie des Commerzienraths, ja das ganze Dorf betroffen, waren er und Reinhold die Einzigen, welche ihre Besonnenheit und Ruhe bewahrten. Auch die Baronin hatte, sobald die Straße frei geworden war, das Schloß verlassen; mit ihr Herr Waller. Nachdem der Justizrath sich mit den Offizieren verständigt hatte und für die Sicherheit des Schlosses nichts mehr zu fürchten stand, machte er sich auf, die Spur des Commerzienraths zu verfolgen. Denn dies schien ihm für den Augenblick das Wichtigste. Das Engelchen ließ er unter

Reinhold's Schutz zurück, dem besten, wie er bereits wußte, dem er die junge Dame anvertrauen konnte.

Der Justizrath brauchte nicht weit zu reisen. Schon im nächsten Städtchen, wenige Meilen vom Fabrikdorf, hatte er den Commerzienrath eingeholt. Weniger die Dunkelheit und die Ermüdung der Pferde, als sein eigener Entschluß hätten ihn nicht weiter kommen lassen. In seiner Begleitung war Niemand als der schöne Wilhelm. Doch hatte dieser Besonnenheit genug gehabt, das Nöthigste an Geld und Garderobe in den Wagen zu werfen.

Dem Justizrath, so alt er war und so manchen schweren Gang er schon gemacht hatte, pochte das Herz ganz gewaltig, als er die schmale Treppe des Gasthauses, wo Herr Wolston übernachtet hatte, hinaufstieg. Schon manche Verbrecher hatte er das Todesurtheil vorlesen hören, hatte schon manches verstockte Antlitz sich in letzter, ohnmächtiger Reue verzerren sehen: aber vor keinem Anblick hatte er noch dies Grausen empfunden, als vor dem, der ihm jetzt bevorstand.

Allein seine Besorgniß war vergeblich gewesen. Herr Wolston, wiewohl im Gesicht ganz bleich, ja erdfahl, als hätte man ihn aus dem Grabe wieder ausgescharrt, mit völlig glanzlosen, stieren Augen, saß im Uebrigen ganz ruhig und wohlbehalten vor dem Frühstückstisch. Freilich war das Frühstück unberührt, freilich zeigte das ganze, unsäglich verfallene Aeußere des Mannes deutlich genug, daß seit vielen Stunden weder Speise

noch Trank über seine Lippen gekommen; aber immerhin, es war doch ein Frühstückstisch.

Ich dacht' es mir, daß Sie kommen würden, sagte Herr Wolston mit grober, dumpfer Stimme, indem er sich bemühte, ein Lächeln auf sein Angesicht hervorzulocken: ich habe Sie erwartet, mein Theurer. Es war eine unglückliche Uebereilung meiner Dienerschaft, daß sie mich veranlaßt, den Kampfplatz zu verlassen. Denn es ist ein Kampfplatz gewesen, wie ich höre; wie steht es? meine Fabriken sind vernichtet, mein Schloß zerstört, nicht wahr? Unter uns gesagt, Herr Justizrath, es ist mir Alles sehr gleichgiltig, unsäglich gleichgiltig seit ... seit ...

Er gerieth in ein konvulsivisches Stammeln; offenbar wollte er den Tod seines Sohnes erwähnen, und konnte doch das Wort nicht über die ersterbende Lippe bringen.

Den Justizrath schauderte. Denken Sie jetzt nicht mehr an Ihre Fabriken und an Ihr Schloß, Mann, rief er, denken Sie an Ihre eigene arme Seele. Es sind entsetzliche Dinge von Ihnen zu Tage gekommen – Mann, rief er ganz treuherzig: wenn das Alles wahr ist, was in diesem Augenblicke gegen Sie vorliegt, so sind Sie der entsetzlichste Schurke, den die Erde jemals getragen hat!

Das war nun sehr grob; aber Herr Wolston bemühte sich doch noch darüber zu lächeln. Es ist nichts davon wahr, lallte er, gar nichts, es sind nichtswürdige Erfindungen meiner Dienerschaft und der abscheulichen Frauenzimmer in meinem Hause . . .

Und die langjährige Zolldefraudation? und der verbrecherische Verkehr mit dem Sandmoll? und das erzwungene Testament, gegen welches wir den eigenhändigen, ausdrücklichen Protest Ihrer seligen Frau Gemahlin in Händen haben? schnaubte der Justizrath: Es ist vorbei mit dem Lügen, Mann, Ihre Fuchslöcher sind umgangen . . .

Herr Wolston schnappte nach Luft: Erfindungen. Alles Erfindungen, meine gute Frau war wahnsinnig, ich habe die Atteste.

Es wird sich zeigen, rief der Justizrath trotzig, Sie müssen mit mir zurück, Mann!

Sie kommen meinem Wunsche zuvor, erwiderte der Commerzienrath: ich habe kein dringenderes Verlangen, als mich gegen die abscheulichen Beschuldigungen zu rechtfertigen . . . Wilhelm, mein Reisenécessaire . . . Sie entschuldigen, Herr Justizrath, ich will mich nur ein wenig umkleiden . . . Denn du mein Gott, es ist ja doch Festtag heute Weihnacht . . . es ist schon gut, Wilhelm, ich kann das allein besorgen, sieh du nur nach dem Wagen . . .

Er ging in die Schlafkammer; sein Gang war weit fester und sicherer geworden als zuvor. Ich lasse die Thüre auf, Herr Justizrath, sagte er mit blödem Lächeln, damit Sie nicht etwa denken, ich wollte zum Fenster hinaussteigen oder Ihnen sonst ent schlüpfen . . .

Der Justizrath hatte sich in das Sopha geworfen; ein Verbrecher, wie dieser, war ihm in seiner langjährigen Praxis nicht vorgekommen – ein Verbrecher: denn die Beweise waren ja zu deutlich, und es war ja gar nicht möglich, daß er sich rechtfertigen konnte!

Herr Wolston hielt es der Artigkeit gemäß, seinen Gast, während er sich ankleidete, zu unterhalten. Ein schlechter Weg hierher, rief er ihm durch die offenstehende Thüre zu: haben Sie es nicht auch gefunden, Herr Justizrath? . . . Ich bin gleich fertig . . . o je, was man in solchen kleinen Gasthöfen doch mit der Bedienung für eine Noth hat . . . und nun ist der Wilhelm nicht einmal da, . . . das Wasser ist ja ganz kalt, und ich bin so wenig gewöhnt, mich selbst zu rasiren . . .

Rasiren!? Der Justizrath sprang in die Höhe, stürzte in das Cabinet – zu spät! Herr Wolston hatte sich die Kehle durchgeschnitten . . .

#### SIEBZEHNTE KAPITEL. SCHLUSS.

Wir stehen am Schluß unserer Erzählung. – Konrad's Wunde war tödtlich; doch lebte er noch lange genug, um vor giltigen Zeugen ein vollständiges Bekenntniß

über Julian's Ende abzulegen. Auch die Beichte des alten Sandmoll war erschöpfend; nachdem er sich einmal von allen Seiten rettungslos umgarnt sah, und nachdem er sich namentlich hatte überzeugen müssen, daß die Diebslore seit Jahren seine geheimsten Gänge ausspionirt und verrathen hatte, fand er ein ordentliches Vergnügen daran, nun auch Alles, was jemals sein schwarzes Herz belastet hatte, zu beichten. Er erreichte seinen Zweck damit; auch Lore wurde durch seine Geständnisse so stark compromittirt, daß sie ebenfalls eingezogen ward. Doch sollte er diese Freude nicht lange genießen; schon in den ersten Wochen der Untersuchung starb er. Kurz vor seinem Tode hatte er noch durch unzweifelhafte Zeugnisse dargethan, daß Reinhold in der That der Sohn der Baronin, Herr von Lehfeldt dagegen der Sohn des Ministers und der armen, verführten Lene war.

Lore wurde zu lebenswieriger Einsperrung verdammt, der übrige Proceß dagegen niedergeschlagen, namentlich auch in Betreff der Zolldefraudation, welche Herr Wolston so lange und in so großartigem Maßstabe betrieben. Das war auch wirklich das Klügste, was geschehen konnte: denn es zeigte sich jetzt ziemlich deutlich, daß die Regierung selbst seit Langem um den verbotenen Handel gewußt und sogar unter der Hand an dem Gewinn desselben Antheil genommen. Der neue Regent war, wie neue Regenten sind:

er wollte seine Regierung mit Milde und Nachsicht beginnen. Der alte Geheimerath wurde entlassen; da er sein Vermögen ungeschmälert mit sich nehmen durfte, so konnte er das Unglück allenfalls ertragen. Herrn von Lehfeldt erkannte er als seinen Sohn an. Derselbe verschwand für längere Zeit, um erst in den ersten Bewegungen des Jahres Achtundvierzig im südlichen Deutschland wieder aufzutauchen. Er war damals sehr radical und betheiligte sich namentlich lebhaft an der Wiener Revolution. Späterhin machte er einige diplomatische Reisen, und in dem Augenblicke, da wir dieses schreiben (Januar Einundfunfzig), ist er, wenn wir recht unterrichtet sind, in Dresden . . .

Die Baronin hielt ihr Wort: sie hat Reinhold, ihren Sohn, niemals wiedergesehen. Der Justizrath regulirte einen Vergleich, nach welchem sie den größern Theil des Wolston'schen Vermögens an Reinhold abtrat. Mit dem Reste ging sie, in Waller's Begleitung, nach Italien. Sie sollen daselbst Beide kürzlich zur katholischen Religion übergetreten sein.

Und das Engelchen? und Reinhold? fragen unsere Leser. Aber nein, sie fragen nicht: ihr Herz hat ihnen bereits gesagt, was aus Reinhold und dem Engelchen geworden ist – ein durch Liebe beglücktes, beglückendes Paar. Statt der Wolston'schen Fabriken hat Reinhold die alte zünftige Weberkunst, wie sie zu Zeiten seines Großvaters getrieben wurde, wieder hergestellt;

der Meister, durch Leonhard unterstützt, geht den jungen, wackern Ansiedlern, die sich jetzt um das Schloß her anbauen, mit Rath und Beispiel voran. Es gibt keine prächtige Schenke mehr im Dorf, die dicke Wirthin ist in die Stadt gezogen; aber dafür gibt es auch keine Säufer, keine Spieler, keine Verbrecher mehr; ein neues Geschlecht voll Arbeitsamkeit, Zucht und Sitte wächst herauf, das in seiner jungen Gutsherrschaft die Muster jeder häuslichen und bürgerlichen Tugend verehrt. Herr Florus kommt alle Sommer regelmäßig zum Besuch ins Schloß, sein Roman jedoch ist noch immer nicht fertig. Auch der Justizrath stellt sich regelmäßig, wie die Blätter gelb werden, ein. Nur eine einzige Traurige gibt es im Schloß – Margareth. Aber auch ihr Blick erheitert sich, wenn sie die holden Kleinen anblickt, welche Reinhold's und Angelica's Knie umspielen, und deren blondgelockte, schelmische Köpfchen Bürge dafür sind, daß der Name, nach welchem unser Buch sich nennt, in diesem Hause noch lange nicht aussterben wird, der Name

»des Engelchen«.